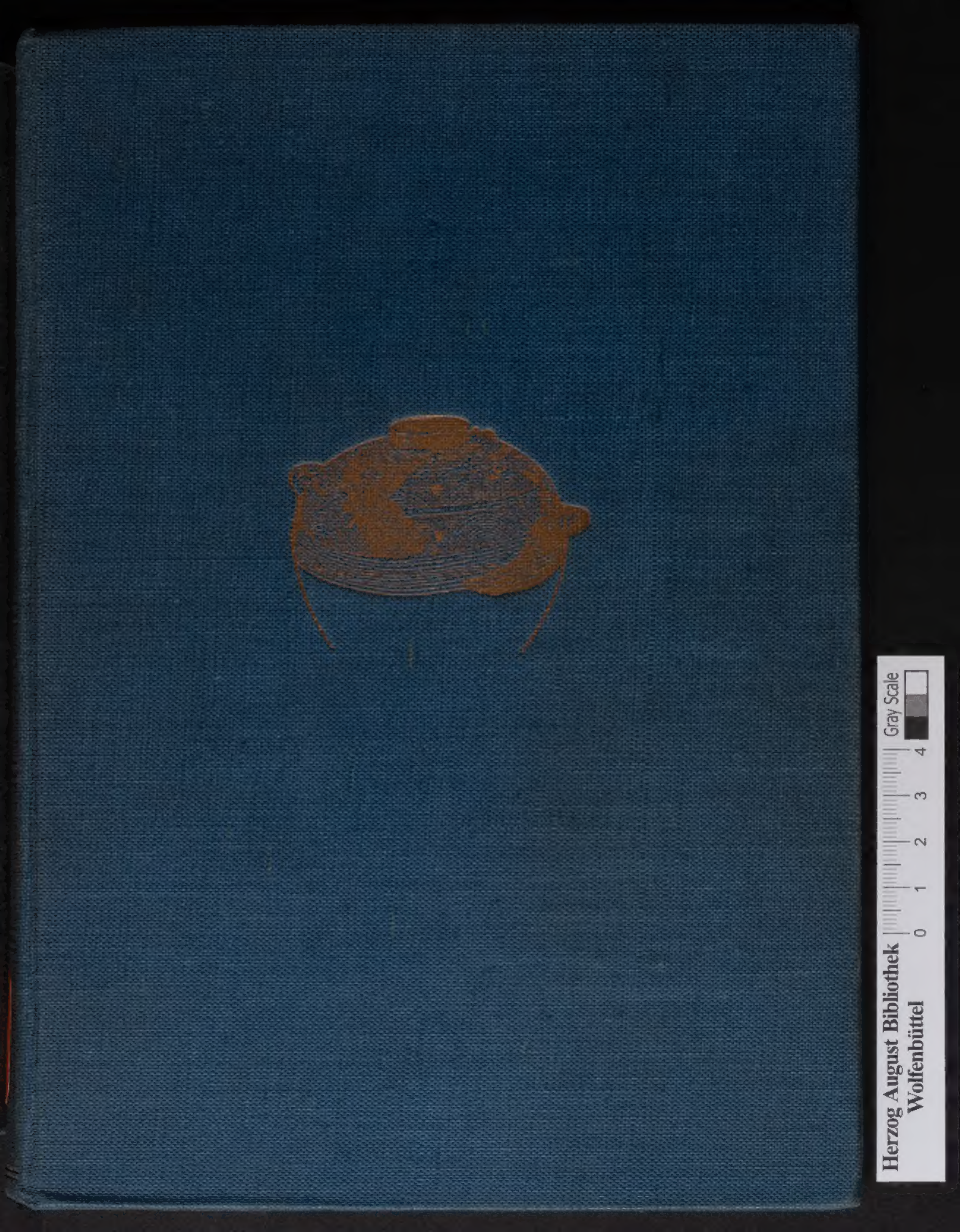
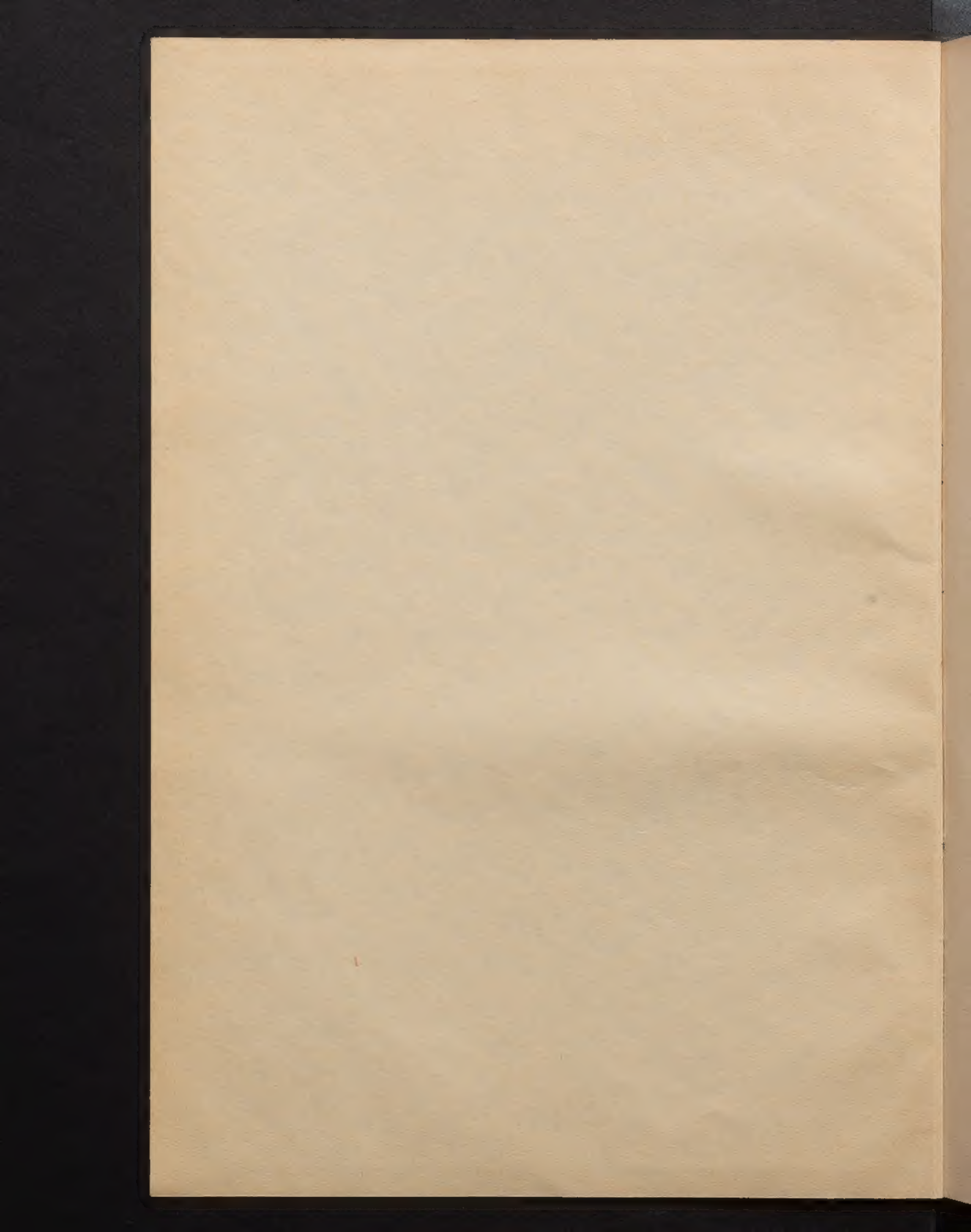
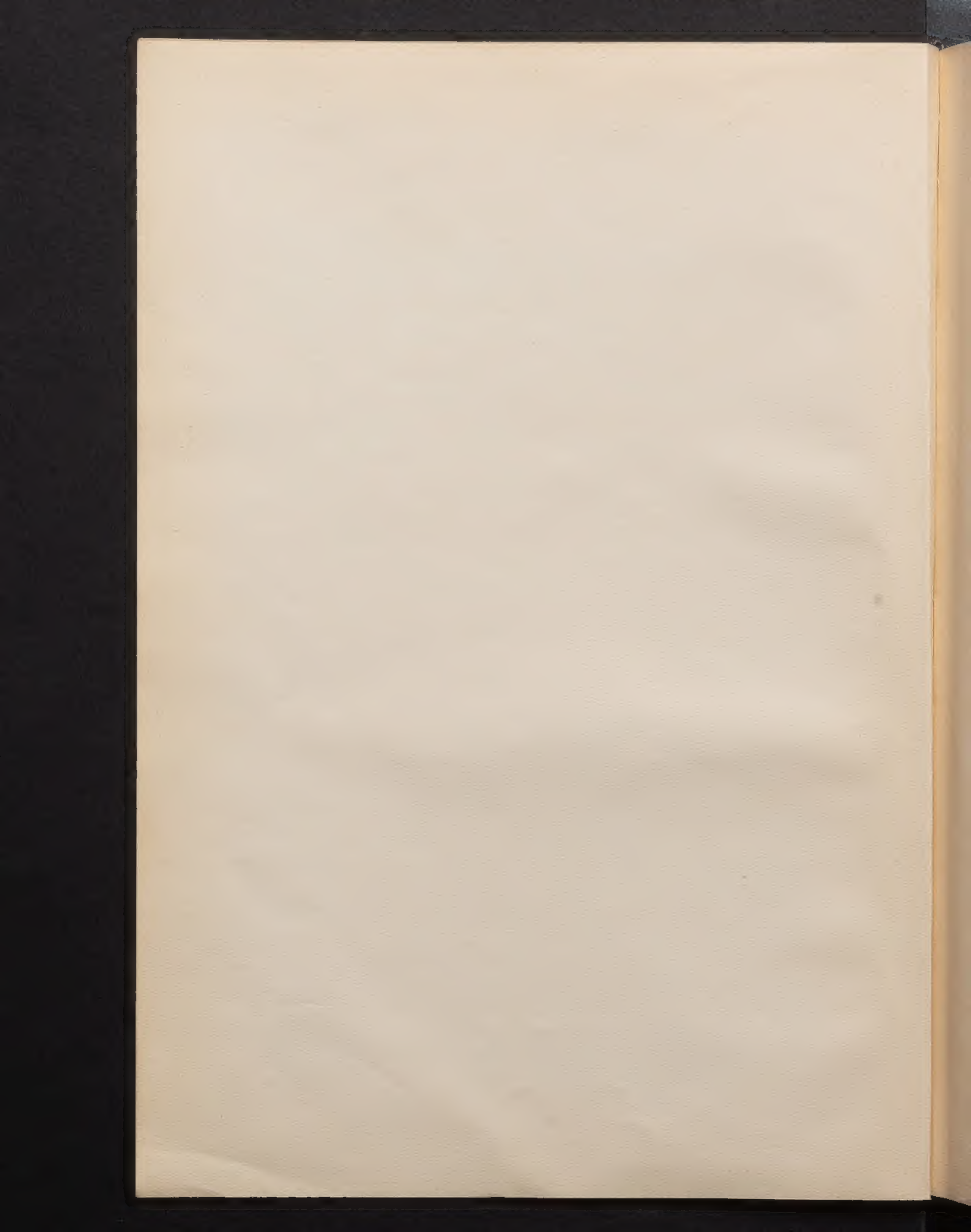






VOR- UND FRÜHGESCHICHTE
DES
DEUTSCHEN SCHRIFTTUMS

ERSTER BAND

VOR- UND FRÜHGESCHICHTE DES DEUTSCHEN SCHRIFTTUMS

VON

DR. GEORG BAESECKE
O. Ö. PROFESSOR AN DER MARTIN-LUTHER-UNIVERSITÄT
HALLE-WITTENBERG

ERSTER BAND

VORGESCHICHTE



MAX NIEMEYER VERLAG / HALLE (SAALE) / 1940

VORGESCHICHTE
DES
DEUTSCHEN SCHRIFTTUMS

VON

DR. GEORG BAESECKE
O. Ö. PROFESSOR AN DER MARTIN-LUTHER-UNIVERSITÄT
HALLE-WITTENBERG



MAX NIEMEYER VERLAG / HALLE (SAALE) / 1940

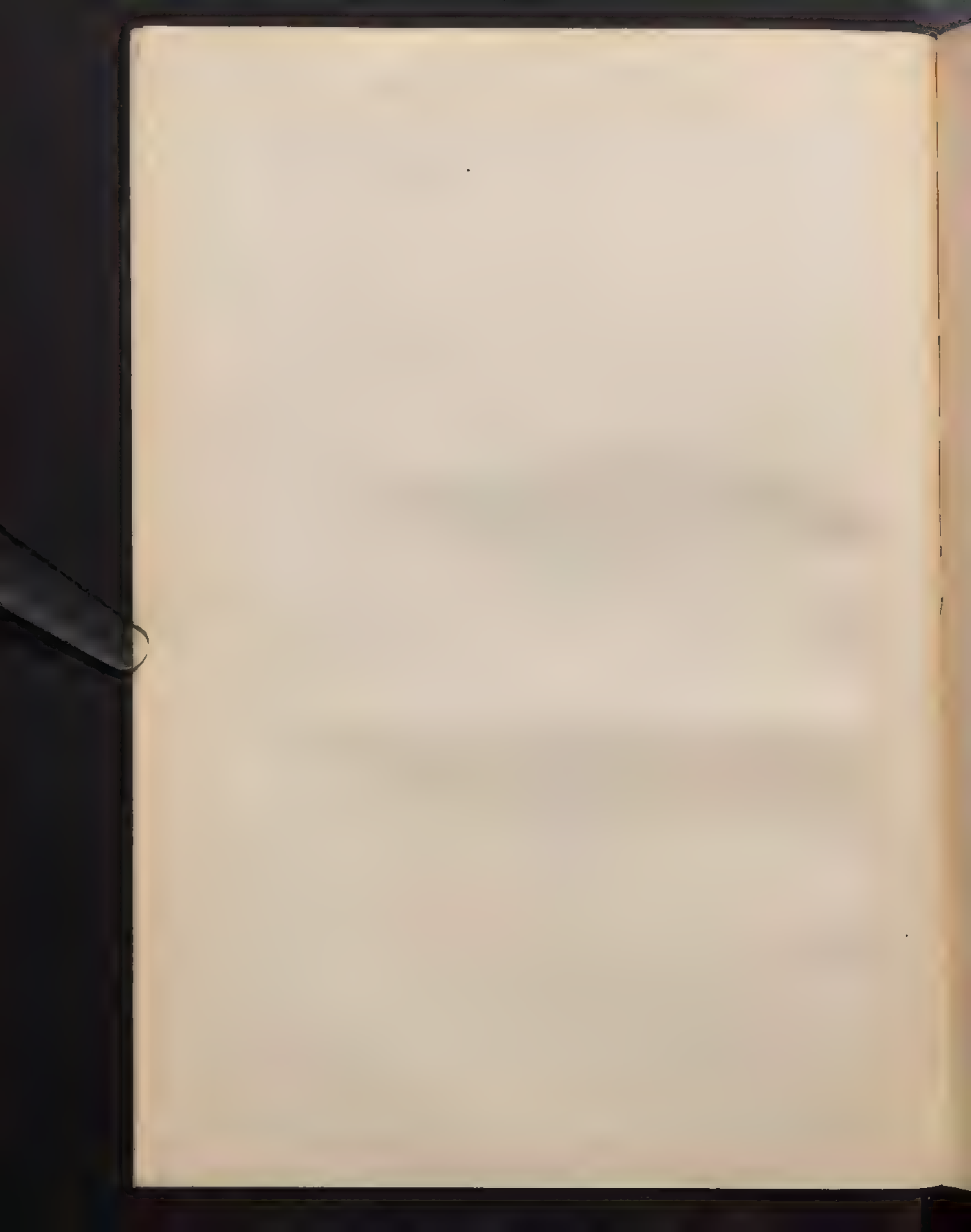
Printed in Germany



Dem Kollegen und Freunde

FERDINAND JOSEF SCHNEIDER

nach fast zwanzig Jahren
ungetrübter Gemeinsamkeit
dankbar zugeschrieben



Vorwort

Die Anfänge dieses Buches liegen in meiner althochdeutschen Grammatik, an der ich seit 1912 arbeitete, und in den Aufsätzen zum Althochdeutschen, die sich von 1917 an daraus ergaben. Diese sollten schrittweise auf immer Älteres zurückführen, um mir einen festen Anfang zu gewinnen, und führten in der Tat über Hraban, die Beichten, Abrogans, Vocabularius Sti. Galli und andres zu den germanischen Gesetzen. Aber ich spürte zugleich, wie das Eindringen in das Einzelnste den Leserkreis verminderte. Da fand ich, 1934, in H. Lietzmanns Kirchengeschichte ein höchst zusagendes Vorbild: ich wollte nun eine dichte Erzahlung fur gebildete Laien des eignen und verwandter Fächer geben, ohne Auseinandersetzungen mit abweichenden Ansichten und ohne Anmerkungen unterm Text. Die sollten vielmehr für Lernende und Gelehrte mit ein paar erleichternden Übersichten hinten zusammengesperrt werden und nur das benutzte Schrifttum, besonders auch das gegnerische aufzählen. Um so mehr klingt manches gebieterisch und als ob Widerspruch nicht geduldet werde, namentlich dort, wo ich kaum mit dem Ausweis des kleinen Grenzverkehrs ausgerüstet die Schlagbäume übersteige. Was können da die Zöllner alles von dem Pharisäer sagen!

Der vaterländische Umschwung schärfte mir das Gewissen, und namentlich tat das die von Herrn Studienrat Noack im Nationalsozialistischen Lehrerbunde eroberte Möglichkeit, die echte und gemäße Zuhörerschaft zu finden: eine ausgewählte und beurlaubte Freiwilligenschar von Lehrern der höheren, mittleren und Volksschulen von Stadt und Provinz (unter ihnen viele unvergessene Schuler und Schulerinnen): da ließ sich herrlich reden. Ich beschloß danach, die Voraussetzung des Lateins zu opfern; ein schweres Opfer in diesem Fall, aber dem Volksschullehrer zu Liebe nötig, der so viel von unserm geistigen Aufstieg trägt, mühsam und opferfreudig, wie ich aus manchem Beispiel weiß. Und so beschloß ich denn auch, zur Erklärung so weit wie überhaupt möglich zurückzugreifen, zur Frühgeschichte unseres Schrifttums eine Vorgeschichte zu fügen, die durch Aufführung der „Zeugnisse" für das Verlorene zugleich eine Übersicht über das Nachleben des Germanisch-Deutschen biete; die kann dann freilich nicht auch zeitlich angeordnet sein.

„Schrifttum" ist dabei nicht als erwünschte Übersetzung von „Literatur" gedacht: es grenzt nicht ein Gebiet wertvoller Dichtung aus der Masse des Geschriebenen heraus, vielmehr ist uns in jenen Zeiten jedes geschriebene deutsche Wort wertvoll, auch die Namen, soweit sie für das Schrifttum

„Quellen" sind. Von der Schrift kommt auch die einfache Einteilung: in die Vorzeit, von der wir, von den kargen Runenritzungen abgesehen, nur durch indogermanische und germanische Verwandte, durch Nachbaren und Nachfahren ein dämmrig großes Bild erhalten, — und die Frühzeit von den ersten in der übernommenen Schrift bewahrten deutschen Worten bis zu dem Augenblick, wo der damit übernommene fremde Geist dieses älteste deutsche Schrifttum durch die bildungsfeindliche Jenseitigkeit von Cluny wieder abtötet und sich, seit rund 1022, auf mehr als ein Menschenalter etwas wie eine verwüstete Mark vor den abermaligen stammelnden Neubeginn legt. Das ist zugleich die Mark, die unser Frühzeitgebiet der für das bloße Auge zufälligen und vereinzelten Überlieferungen vom mittelhochdeutschen Schrifttum und damit von der nun nicht mehr unterbrochenen Reihe der Sprach- und Dichtungs-„Denkmäler" trennt. Da sind dann auch andre Anschauungswelten aufgegangen, andre Kräfte spielen innen und außen herein, andersartige Erklärungen müssen angreifen.

Das Ziel einfachen Erzählens habe ich nicht erreicht, wiewohl mein alter Studien- und Lebensfreund Bögel die Niederschrift mit hingebendem Verständnis für mich und meine Aufgabe durchgearbeitet und zu glätten versucht hat. Weniger weil gar zu viele Stränge zusammenzudrehen oder gar zu viele Voraussetzungen zu vermitteln sind, ohne daß der Leser es merkt, als weil manches Untersuchung bleiben mußte. Ich habe zwar begonnen, dgl. zur Entlastung in Zeitschriftenaufsätzen nebenher erscheinen zu lassen. Aber das zögerte den Abschluß des Buches immer weiter hinaus — denn dabei blieb ich, jedes einzelne selbst neu zu erarbeiten —, und so unterließ ichs. Vielleicht ist es auch für die Einschätzung ganz gut, wenn der zu wohlgeneigte Leser einen Blick in den halsbrecherischen Schnürboden hinter unserer schön aufgebauten Szene tun muß. Und vielleicht war auch die alte Art doch besser, seine Gedanken erst zur Prüfung an die Fachgenossen zu geben und sie über die Zweithänder an die Dritthänder gelangen zu lassen. Sie kämen dann gesiebter ans Ziel, und auch jetzt kann man doch nicht verhindern, daß nach den Gesetzen dieses wundersamen Barlaufes der zuletzt Abgelaufene jenseits der Kenntnisse, dort wo Glaube und Weltanschauung angrenzen, als Sieger endet.

Aber auch mit den ersthändigen Arbeiten hätte ich auf einem Gebiete, das plötzlich so viele Herzen in Anspruch genommen hat, bei meiner Art von Geschwindigkeit den Wettlauf nicht aufnehmen können, wenn mir nicht mein Verleger zu allem übrigen die Möglichkeit geboten hätte, mein Buch in zwei Bände zu zerlegen. So erscheint denn der erste, den ich gar nicht schreiben wollte und mir Stück um Stück abgerungen habe, vor dem zweiten, den ich schreiben mußte. Hoffentlich ist er nun doch eine Grundlage des zweiten geworden und erleichtert damit insbesondere das Verständnis der so unendlich spröden Anfänge unseres ältesten wirklich erhaltenen Schrifttums: diesem erstickenden Ringen und Fast-Erliegen des deutschen Geistes nach dem Einzug

des fremden fehlt schmählicherweise die liebende Teilnahme, die sich heute so überschwänglich dem triumphierenden germanischen zugewandt hat.

Über völkische Bedeutung, Größe und Schönheit des Gegenstandes, Begrenzung und Auswahl, Aufbau und Verhältnis der Teile, über die Not, das doch und doch romantische Herz unter die guten Sitten kennerischer Sachlichkeit zu beugen, und andres, sogar über die Wandelbarkeit der Eigennamen und den Grad ihres Ausgleichs, über Fremdworte und die lateinische Buchschrift (die nun einmal die älteste deutsche ist und allein zu den vielen vorkommenden Lateinworten paßt), schließlich über die Verzeichnisse, deren Herrichtung ich der treuen Hingabe meines lieben Helfers Sperber verdanke —, über alles dies habe ich in einer langen Vorrede geschrieben, lasse sie aber nun beiseite: das Buch muß sich eben doch selbst rechtfertigen, das ich, willig vor der unüberwindlichen Zukunft zurücksinkend, mit all seinen Unzulänglichkeiten und Verwegenheiten als tiefatmigen Gruß des abtretenden Geschlechts an das kommende ausgehen zu lassen mich anschicke. Sein Herz ist Philologie im eigentlichsten Sinne und ohne die Minderwertigkeitsgefühle, die man heute gern von ihr erwartet. Hätte Heusler, mein letzter und geliebtester Lehrer, noch diese Spanne gelebt, er würde es erfühlt und verstanden, freilich wohl auch sachte noch etliches gefragt haben.

Und wir zwei, lieber Kollege und Freund Schneider, blicken zurück wie auf das beredte Schweigen einer großen wohlbebauten Landschaft. Der Herweg, den wir so kameradschaftlich gewandert sind, verliert sich schon im Dämmer des Himmelsrandes, und es spielen die Abendlichter. Aber morgen muß ein ungeheurer Sonnentag über unsrer deutschen Erde aufgehn.

Halle, den 5. Oktober 1939
und 22. Oktober 1940.

Georg Baesecke.



Inhaltsverzeichnis

I. Zeugnisse für vorgermanische Wortkunst

1. Möglichkeiten

Die urgermanische Sprache, die wir aus den erhaltenen germanischen, besonders dem Gotischen, Nordischen, Englischen und Deutschen erschließen, steht neben der urindischen, -persischen, -slavischen, -baltischen, -griechischen, -italischen, -keltischen und einigen andern als Schwester und ist mit ihnen wiederum auf eine gemeinsame Ursprache, das Indogermanische, zurückgeführt. Als Grenze zwischen Indogermanisch und Urgermanisch setzt man den Übergang von der beweglichen zu der Anfangsbetonung der Worte und gewisse als 'erste Lautverschiebung' zusammengefaßte Veranderungen der Mitlauter (p t k zu f th h, b d g zu p t k u. a.), zwei Erscheinungen, durch die zusammen sich also auch die germanischen von den übrigen verwandten Sprachen unterscheiden; natürlich keine linienhafte Grenze und übrigens auch zeitlich nur sehr unbestimmt im letzten Jahrtausend vor Christo unterzubringen.

Der alte Schluß, der in der ungeheuren Arbeit ganzer Geschlechter zwar mannigfach abgewandelt und verfeinert, aber doch im Grunde derselbe geblieben, die Vergleichende Sprachwissenschaft zur Herstellung des Indogermanischen geführt hat, ist grundsätzlich dieser: was in zweien der als verwandt erkannten Sprachen vorhanden ist, war es auch auf ihrer gemeinsamen Vorstufe. Wenn das aber, vieltausendfach erwiesen, für die Sprache gilt, so doch auch von denjenigen ihrer Äußerungen, die sich nachmals in ihrem Schrifttum niederschlugen.

Die ältesten erhaltenen, nämlich indischen, Aufzeichnungen in einer indogermanischen Sprache reichen wahrscheinlich ins 3. Jahrtausend v. Chr. zurück. Eine dem Indischen und Germanischen gleichermaßen zugehörige Dichtart müßte also noch älter sein, müßte mindestens aus der letzten Zeit vor Abspaltung des Indischen vom Indogermanischen stammen. Das fuhrt also über einen Abgrund mehrerer Jahrtausende von dem oben gedachten Anfang des Urgermanischen zuruck und laßt die Unsicherheit dieser Grenze unbedeutend erscheinen.

Daß hinter der gemeinsamen Ursprache ein Volk stand, war selbstverständliche Voraussetzung: nämlich die danach genannten Indogermanen oder, wie wir jetzt lieber sagen, die Arier (was bisher die Bezeichnung für die Gemeinsamkeit der Inder und Perser war). Es ist aber noch nicht lange,

daß es einigermaßen gelingt, dies Volk zu verwirklichen, indem man die Ergebnisse der Vergleichenden Sprachwissenschaft für die Bestimmung der Indogermanenheimat in Beziehung bringt zu den Bodenfunden und den Untersuchungen der Rasse. Man setzt die Indogermanen den „Schnurkeramikern" gleich — so genannt von der schnurförmigen Verzierung ihrer Tongefäße — und verlegt ihre Heimat nach Mitteldeutschland und in die jüngere Steinzeit, die sich bis um 2000 erstreckt; es war ein Volk nordischer Rasse. Aus diesen Ursitzen wären die verschiedenen Volksteile, die nachmaligen Inder, Perser, Griechen usw. nach Südosten und Süden, Westen und Osten aufgebrochen, durch die Trennung von der Heimat und das Anähnlichen an die jeweils unterworfenen Völker allmählich ihre Sprachen untereinander und von der ursprünglichen entfremdend. Die nachmaligen Germanen aber wären bei milder werdendem Klima dem weichenden Eise nach Norden gefolgt, wo wir sie dann zuerst in Mecklenburg, auf der jütischen Halbinsel, den dänischen Inseln und in Südschweden finden, ohne zunächst Ostgermanen (darunter besonders die nachmaligen Goten), Nord- und Westgermanen (darunter die nachmaligen Deutschen und Engländer) scheiden zu können. Man möchte also meinen, daß sich bei ihnen, als der Heimat am nächsten Gebliebenen, das indogermanische Erbe am ehesten ununterbrochen und am wenigsten abgelenkt in neuem Leben erhalten konnte.

Es gibt aber unter der indogermanischen noch tiefere Tiefen unserer Vorzeit, zu denen wir nicht durch Vergleich mit verwandten Völkern vordringen können, sofern wir nicht die gesamte Menschheit als verwandt ansehen. Und wir müssen schließlich auf urtümliche Menschen stoßen, die sich nach Ausweis der Bodenfunde auch schon durch geistige Betätigung von der Tierwelt unterschieden, die etwa Vorstellungen von einem Weiterleben der Toten hatten, die Toten beschworen, die Natur beseelten, Krankheiten besprachen, sich mitteilten, Wunderbares und Erdichtetes erzählten. Dergleichen findet sich an allen Enden der Welt, es läßt sich nicht auseinander ableiten, und es lag wohl auch in unsern Anfängen, ohne daß wir sagen könnten, es sei eigen oder übernommen.

Überhaupt müssen wir die Hoffnungen auf Schlüsse in Jahrtausende unserer Vorzeit stark einschränken.

Geistiger Besitz braucht nicht an ein Volk oder eine Sprache gebunden zu sein: Christi Lehre ist über alle Völker und Sprachen der Welt gegangen; eine Menge von morgenländischen Märchen, Anekdoten, Schwänken und andere Erzählungen sind einen fast regelmäßigen Weg vom Indischen ins Griechische, Lateinische, ins Französische und dann ins Deutsche und die andern abendländischen Sprachen gewandert; wir haben die Werke großer und kleiner Dichter tausendfach ins Deutsche übersetzt und uns ihr Wesen angeeignet. Als die Urgriechen in ihre nachmalige Heimat einbrachen — die sog. dorische Wanderung — fanden sie eine überlegene alte Kultur vor und eigneten sie sich an. Die altrömische Dichtung ist ihrerseits von der

griechischen so gut wie ganz enteignet. Beide zusammen mußten, abermals Jahrhunderte später, ihr Eigenleben verleugnen zugunsten des neuen, gebildet gewordenen christlich-theologischen Inhalts. Die christliche Kirche ihrerseits hat die germanisch-deutsche Dichtung an den Abgrund gebracht, wiewohl sie nichts Dichterisches aufweisen konnte, das unserm Heldenliede auch nur von fern gewachsen gewesen wäre. Und selbst wenn wir sagen wollten, daß wir in dem Römer Vergil sein Vorbild Homer und in Homer auch sein Indogermanisches zurückgewonnen haben und daß überhaupt die Renaissancen Verstärkungen unserer Erbmasse bedeuten: wer wollte da Eignes und Fremdes noch entwirren in dem Neuen und Dritten, das durch die 'Begegnung' zweier entsteht, aber keineswegs immer größer ist als sie, und wie sollte es für vorgermanische Zeit möglich sein?

Gleichwohl bleibt grade das unser Ziel, und wir wollen versuchen, ihm von den Quellen, nicht von Meinungen her näher zu kommen.

2. Mitteilung

Vor den Anfang aller Erzählkunst und weiterhin dichterischer Kunst müßte man vielleicht theoretisch die mündliche Mitteilung von Ereignissen und Tatsachen stellen. Indessen wäre mit solcher Abscheidung nur Geringes gewonnen, und vielleicht hat ihr in unsern geschichtlich erreichbaren Vorzeiten keine Wirklichkeit entsprochen. Herodot, der 'Vater' der abendländischen Geschichtschreibung, der um 484 v. Chr. geboren war, erzieht angeblich erst sich und die andern zum Tatsachenberichte und bietet daneben eine Fülle von Sagen, Märchen, Anekdoten u. a., wie er sie von den Logopoioi, den 'Wortmachern', d. h. wandernden Erzählern gehört habe: es ist ein Nebeneinander der Gattungen, die man nachmals mit vieler Mühe und unsicherem Erfolge wissenschaftlich zu trennen versucht hat. Noch die Grimmsche Märchensammlung enthält keineswegs nur, was man jetzt Märchen nennt. Besser vergleichen sich aber mit Herodot Gregor von Tours, Fredegar und besonders Paulus Diaconus, unsre fränkischen, burgundischen, langobardischen Geschichtsschreiber im 6.—8. Jahrhundert. Auch sie haben als Gerüst Tatsächliches und fügen das übrige mit größerer oder minderer Beherrschtheit hinzu, natürlich in Einstellung und Stil wie schon in ihrer lateinischen Sprache abhängig von der römischen Schriftstellerei und der zwingenden christlichen Umwelt. Als Maß erkennen wir Königslisten und Stammbäume, wie sie uns seit Tacitus erhalten sind: dahinein schiebt man (wie noch in der deutschen Kaiserchronik des 12. Jahrhunderts), was man von Inhalten verschiedenster Art gesammelt hat. Paulus, von den dreien weitaus der germanischste und in seiner beglückenden Anmut Herodot am ehesten vergleichbar, hat so auch den Stammbaum seines eignen Geschlechts umkleidet, und es entsteht ein Tatsachenbericht, der freilich auch Wunderbares hereinzieht und völlig wie ein älterer Bruder der hochberühmten altisländischen Prosa-'Saga' aussieht.

Die beruht auf dem mündlichen Weitergeben der Familienüberlieferung bei Großbauern, die den Mittelpunkt der Welt nicht außerhalb ihrer Sippe zu denken vermögen. Erst die Summe dieser Familiengeschichten umspannt die große Insel wie ein Netz und fügt die mannigfachen Beziehungen zwischen den Einzelnen zusammen, gewinnt aber keine Einheit. Man erkennt den familienhaften Keim (zugleich mit dem ganzen Sippenstolz) noch an den ausgedehnten Stammtafeln, die eine Saga wenigstens einzuleiten pflegen und auch so den Gedächtnishalt abgeben, in den sich nun weiterer Stoff ordnet. Es ist ja auch nicht das alltägliche Leben mit all seinen gleichgültigen Einzelheiten Gegenstand der Darstellung, sondern das Merkwürdige oder Wichtige, die Bewährung und Steigerung solcher Führermenschen, Männer und Frauen, in ihren Schicksalen, besonders in den Macht- und Rachekämpfen mit all ihren Folgen, und wenn gleichwohl diese Bauernwelt bis ins Einzelne licht und fast durchsichtig wird wie nach langem Regen eine Landschaft im ersten Sonnenglanz, so ist das ein Nebengewinn der scharfen Sachlichkeit dieser Kunst, die ein Hineinreden des Erzählers, eine Stimmungsmache nicht duldet, die nur das Geschehene, auch die ausgewogenen Worte der Handelnden gibt und daraus die Menschen und ihre Beweggründe hervorschauen läßt, diese Wirkung aber doch durch klugen, oft verschlungenen Aufbau des Ganzen und der einzelnen Szene von weit her unterbaut. Hier ist die einzige künstlerische germanische Prosa, die uns erhalten ist, weit abstehend in ihrer nordischen Kühle von dem phantastischen, erotisch-wilden Stile der irischen Heldensagenprosa, wiewohl von dort wahrscheinlich manches Inhaltliche gekommen ist. Auch mit der irgendwie aus der Antike übernommenen Art und ihrem rednerischen Untergrunde oder der Bosheit christlicher Berichterstattung hat diese große germanische Eigenkunst nichts gemeinsam. Wohl aber ist die isländische Familiensage auf dem Boden der Wirklichkeit das Gegenstück des Heldenhimmels im epischen Liede, ihre festen ehr- und sippegebundenen Adelsgestalten können uns immer wieder das menschliche Maß geben für jenen herrlichen Überschwang der Charaktere, Worte, Taten und Leiden, der uns in den Liedern aus dem Irdischen entführt.

Diese sog. Islendinga-Sögur spielen zwischen rund 870 und 1030, aber erst vom 13. Jahrhundert an haben wir Niederschriften, und in diesem Zeitraum muß sich die Kunst des 'Sagamannes' vollendet haben, die uns so unvergleichlich entgegentritt: dies Erzählen ist dann ein Beruf nach Art der irischen filid, die ihre Heldensage in Prosa weitergeben. Wir hören von guten Erzählern, darunter von einem, der das stückweis Gehörte gesammelt und doch wohl auch abgestimmt, gerundet, geeint in zwölf Julnächten bei festlicher Veranstaltung vorträgt. Es ist ein junger Isländer am norwegischen Königshofe, und die Szene spielt sich ab zu der Zeit, als der Kreis der Inhalte geschlossen wird und die Arbeit sich auf das Weitergeben, Stilisieren, Ausdehnen durch Zutaten beschränkt: die Prosa gibt ja dem allem leichtere und breiteren Eingang als der Vers. Diese späteren Erzähler brauchen sich

nicht durchaus von den Schreibern und schreibenden Bearbeitern zu unterscheiden, nur daß die nun den Boden der Familie verlassen, den Stoff buchmäßig längen, kraft ihrer Sonderbildung immer weiter her nehmen, ihn zweckhaft sammeln und ordnen können. Das führt zur Königs- und Weltgeschichte, wie sie der gelehrteste Isländer, Snorri, in seiner Heimskringla, dem 'Weltkreis', erreicht.

Man könnte überlegen, auf welcher Stufe Gregor von Tours, Fredegar und Paulus Diaconus gestanden hätten, wenn die Sprache ihrer Werke germanisch gewesen wäre. Paulus aber flicht nicht nur einzelne Stückchen ein, die ganz wie geschehene Geschichte aussehen, er gibt auch die Saga seiner eignen Familie, noch kurz und unverwickelt, noch unberührt von den Künsten des Sammlers, Bearbeiters, Schreibers, und die bezeugt, daß es eine gemeinsame nordisch-langobardische Wurzel der Familiensaga gab und daß sie bei zwei losgelöst kolonisierenden nordischen Bauernvölkern zur Blüte drängte.

Aber die Form, Stammbäume mit eingefügten Erzählungen, geht auch über Herodot zurück, und darum müssen wir jenes einzige Stückchen Saga schon unter den Urverwandtschaften mit erwähnen.

Die herkömmlich so genannten Logographen der Griechen, womit man die Geschichtsschreiber vor Herodot meint, haben u. a. Genealogiai 'Geschlechterfolgen' geschrieben, von denen einiges Wenige in Anführungen späterer Schriftsteller erhalten ist. Die wird man meist für innerlich jünger halten als unsre germanischen, weil sie bereits den Stoff des homerischen Epos verarbeiten und erst weiterhin, z. T. wiederum mit erzählenden Einlagen wie bei uns, von den Göttern oder Halbgöttern zu den Helden der einzelnen Stämme und ihren Nachfahren kommen, während wir bei uns noch deutlich den menschlichen Ausgangspunkt, und zwar in der einzelnen Familie erkennen, von dem aus man schließlich ein göttliches Wesen als 'mythische Spitze' gewinnt. Aber auch das müssen wir für die Griechen annehmen: Hekataios, einer jener Vorgänger Herodots, um 540 geboren und selbst Verfasser von Genealogiai, führte sein Geschlecht durch sechzehn Glieder auf einen Gott zurück. Aber für eine Buchaufzeichnung solcher Familiendinge war die Zeit noch nicht reif. Auch andre solche Herleitungen haben wir nur durch Berichte: König Kleomenes war im 20. Gliede Nachkomme des Herakles, Hippokrates in demselben Gliede Nachkomme des Heilgotts Asklepios usw.

Noch mehr: die große Inschrift von Bisutun läßt den Perserkönig Darius I., nachdem er sich vorgestellt hat, so sprechen: 'Mein Vater ist Hystaspes, des Hystaspes Vater war Arsames, des Arsames Vater Ariaramnes, des Ariaramnes Vater Teispes, des Teispes Vater Achämenes. Es spricht der König Darius: deswegen werden wir Achämeniden genannt'. Und er preist sein Geschlecht, dem der Gott Ahuramazda Adel und Königtum gab, zählt die beherrschten Länder auf und beginnt dann erst mit dem Bericht von seinen Taten. Die Stammtafel Artaxerxes' II. ist gleich angelegt.

Aber die Meinung, daß eine Geschichte mit solcher Stammtafel zu beginnen habe, scheint von Urzeiten her nicht nur den Indogermanen anzugehören, sondern sich über viele Völker zu verbreiten: wir denken etwa an die Aufzählungen im Alten und Neuen Testament.

Zur eigentlichsten Familiensaga aber kehren wir zurück mit der Geschichte des eignen Lebens, die der Togoneger Bonifatius erzählt: 'Ich bin im Lande Togo geboren. Mein Urahne hieß Foli Bebe. Er ist von der Goldküste her eingewandert und hat die Ortschaften Togo und Be gegründet. Wir sind in unserm Lande das Geschlecht der Oberhäuptlinge, nur wir haben das Recht, Unterhäuptlinge einzusetzen. Ich bin an einem Freitag im Monat Oktober geboren. Wären wir nicht die Oberhäuptlingsfamilie, so hätte ich entsprechend dem Wochentag meiner Geburt den Namen Kofi erhalten; so aber erhielt ich einen der Namen, die unserm Geschlecht angehören; sie sind .. Diese Namen trägt kein gewöhnlicher Mensch, sondern nur jemand, der nur unserm Geschlecht angehört oder sich von uns die Erlaubnis dazu erworben hat .. Meines Vaters Vater hieß .. Mein Urgroßvater von Vaterseite war .., meines Vaters Mutter .., meiner Mutter Mutter-Vater .., meine Großmutter von Mutterseite usw.' Bei vielen sind Mitteilungen eingefügt, dem Großvater mütterlicherseits wird eine längere Erzählung gewidmet, und dann mündet es in die Lebensgeschichte des Verfassers, die aber ist voll der lebendigsten Einzelheiten, die uns die wirkliche Umwelt des Eingeborenen oft mit erstaunlicher Kraft vergegenwärtigen. — Der Zulu Solomona stellt sich wie König Darius erst selbst vor, dazu seine Geschwister. Dann eine Ahnentafel von sieben Gliedern, breiter die Geschichte des Vaters und schließlich am breitesten die eigene.

Von dieser Art findet man noch vieles in der Sammlung 'Afrikaner erzählen ihr Leben' von Diedrich Westermann, und wir erkennen immer mehr die Urselbstverständlichkeit dieser Erzählart: der Stolz auf die Herkunft, die Ahnentafel mit den Einfügseln bis zur Verbreiterung zum eigentlichen Bericht, die Kraft, das Einzelne zu sehen und zu sagen und dementsprechend die Sicherheit des nicht durch Schreiben geschwächten Gedächtnisses, das die ganze Sippe verehrend umfaßt. Das sind auch Züge der isländischen Saga, besonders wie wir uns sie vor dem Niederschreiben überliefert denken. Daß wir aber dies Primitiv-Urzeitliche lesen und bedenken können, verdanken wir wie im Afrikanischen, so im Langobardischen und Isländischen der christlichen Mission.

Danach denken wir uns den Familienstammbaum als älteste für uns greifbare Form der Tatsachenmitteilung: die Festhaltung des Geschlechts- und Sippenzusammenhanges muß zu den Urbedürfnissen des Menschen gehören, und sie wird nicht nur gefühlsmäßig-religiöse Gründe der Ahnenverehrung gehabt haben, sondern auch zur Wahrung des Rechtes erforderlich gewesen sein. Die Einfügung in den Stammbaum bezeichnet die Sage als etwas Jüngeres, bis dann der Stammbaum mehr und mehr entfällt oder nur Zeitmaß bleibt.

Der Familienstammbaum hat (wie die Saga) eine reiche Entwicklung gehabt: er erhält einen halbgöttlichen oder göttlichen Urahnen, der dann später in Verwandtschaft mit andern Göttern gestellt werden kann; aus den Namen der Volksstämme werden einzelne Helden oder Könige gefolgert, die dann wie andere Menschen in Geschlechterfolgen eingebaut werden; schließlich wird auch die ganze Menschheit, soweit sie in Betracht kommt, zu einer mythischen Spitze emporgeführt, schon früh in besonderen Formen. Das alles ist dann auf der Ahnenverehrung beruhende theologische Gelehrsamkeit, und auch die kann, wie die Saga, Zutaten zwischen die Glieder schieben, natürlich mythologische. Nach den Stammbäumen lassen sich andre Namenlisten herstellen, Königslisten, die wiederum ein Maß der Geschichte und mit Geschichtserzählungen ausgegossen werden. Und schon früh hat sich aus den Stammbäumen eine Versform der Tatsachenmitteilung entwickelt, eine Art wissenschaftlicher Dichtung (S. 63).

Wie haltbar aber solche Verse durch viele Geschlechter gehen konnten, zeigt noch im 12. Jahrhundert der Stammbaum der schwedischen Ynglingar, dessen Angaben an dem angelsächsischen Beowulfepos des 8. (Kap. V. 2. 2.) geprüft werden können.

3. Sage

1. Allgemeines. Als besondere Gattung der Erzählkunst spalten wir zuerst die Sage ab, d. h. den Bericht über ein außerordentliches Erlebnis oder Verhalten, der es erklärt und (im Gegensatz zum Märchen) für wahr gehalten wird. Man denkt sich als Grundlage örtliche Merkwürdigkeiten und Naturspiele, deren Erklärung dann Ortssage abgibt; für Erlebnisse dagegen Träume, besonders Angstträume, Sinnestäuschungen und Fiebervorstellungen, epileptische Dämmerzustände; für beides besonders die Anschauungsbilder, die sog. Eidetiker, Augenmenschen, von Gesehenem oder sogar nur Gehörtem, Eingebildetem in den Raum stellen können. Es sind Leute, die auch das 'zweite Gesicht' haben, Spökenkieker und solche, denen eine gesehene Gestalt ins Riesenhafte wächst oder sich in eine andre verwandelt, z. B. im ängstlich tiefen Walde. Solche Leute können unter Umständen von ihren Anschauungsbildern sozusagen ablesen, und oft sind sie gute Erzähler, die dann um so mehr das Weiterleben ihrer Geschichte fördern.

Daß Sinnestäuschungen eine große Rolle spielen, daß ungenau gesehen und gehört wird, daß man wahrnimmt, worauf man eingestellt ist, darf man glauben. Aber die Erzählungen können doch anderseits schwer aus ihrem Kreise heraus: die Abhängigkeit des Wahrnehmungs- und Gedankenlebens des Einzelnen von der Gemeinschaft und seine gefühlsmäßige Gebundenheit in ihr gewährleistet eine starke Beständigkeit des Überlieferten. Man hat sogar beobachtet, daß sich Ausweichungen und Fehler, Einmischen von Begründungen und Vernünftigkeiten beim Wieder- und Wiedererzählen der

Gemeinschaft gemäß ausgleichen, und so erklärt sich auch von hier aus das Dauerhafte der Sage.

Schon wegen der Rolle, die solche Sonderbegabungen spielen, ist das Sagenerzählen nicht Sache der Gesamtheit, und wir wissen selbst, daß in einem geselligen Kreise nicht jeder erzählen kann oder will, auch wenn er Besondres erlebt hat, und daß die Hemmungen sehr verschiedenartig sind. Und wenn es sich nicht um Selbsterlebtes handelt, sondern um Weitergeben von Überkommenem, vielleicht durch lange Geschlechterreihen, so wird der Antrieb noch geringer sein, wenn nicht im Einzelnen noch andere Kräfte, nämlich des innerlichen Nachschaffens und der sprachlichen Gestaltung drängen.

In der Sage hätten wir also auch die nächstälteren Grundlagen unserer Dichtung zu sehen. Und da zu ihren Erklärungen natürlich auch die von Welt und Gottheit gehört, so wäre auch die Mythe sowohl als Anfang theologischer Gelehrsamkeit wie als dichterische Verklärung einbegriffen.

Aber keineswegs alle Sagen sind alt. Sie wandeln von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Volk zu Volk ihren sachlichen und sittlichen Gehalt, schaffen sich Gruppen von Helden und Handlungen, die durch ihre Ähnlichkeiten alsbald verständlich sind und fallen so gruppenweis in feste Geleise, die sie kaum einmal bei ihrem Sonderinhalt verlassen. Und so entstehen neue, die doch nicht neu sind, bis heute.

Es gilt, durch Vergleichen mit dem Besitz der Verwandten das zugleich Uralte und Ureigne, Nichtzugewanderte auszusondern.

Da könnte man sagen, daß sich noch heute die italienische, französische, keltische Sage klar von unsrer deutschen scheide, daß dieser die nordische sehr nahe stehe; die deutsche also wohl germanischen Ursprungs sei. Indessen ergibt sich durch Vergleich ein Kreis von sicher indogermanischen, z. T. noch älteren Sagen, deren gemeinsame Grundvorstellung die Beseeltheit der Welt ist, das, was man bis vor kurzem als 'Animismus' an den Anfang der Religion, weit vor die Entstehung der menschengestaltigen Götter setzte.

Und zwar ist da die Welt beseelt nach Vorbild des menschlichen Leibes, gegebenenfalls durch die im letzten Atem entschwebten Seelen der Toten. Diese Vorstellungen sind in den Jahrtausenden niemals festgelegt, nicht an Glaubensgebote gebunden oder durch Strafen geschützt, und so gleiten bis heute die danach gestalteten Geisterwesen, wie es Ähnlichkeiten, Erinnerung, Glaube ergeben, unendlich durcheinander, man kann sie nicht in Fächer verteilen, man kann nur sachte und rasch von einem zum andern wandeln, ohne die Schatten auszumalen oder gar folgerecht zu einer Gestalt zu runden, und die Verbindungspfade nach den verschiedenen Seiten zeigen. Man muß aber wissen, daß in der Möglichkeit einer solchen Durchwanderung von einem Punkte aus, bei der man von überallher überallhin gelangen kann, kein Beweis für die Richtigkeit der eignen Ansicht liegt. Das wird einem klar, wenn man die Reihe der mythologischen Lehrgebäude überblickt: sie machten gar so leicht einen neuen Punkt des Kreises zu seiner Mitte, von dem aus sich abermals alles er-

klären ließ; Frau Holle z. B. ist, wenn sie überhaupt für göttlich gehalten wurde, u. a. für ein Gewitterwesen, für eine Wolkengottheit, für eine Liebes-, aber auch für eine Erdgöttin und außerdem für eine Neujahrsfee und für die Hilde unsres Kudrunepos ausgegeben.

Für uns handelt es sich indes nicht um die Religion und die Art, sie aufzufassen, sondern um die Sage, soweit sie in unsrer Dichtung fruchtbar, eine erklärende Grundlage fur sie geworden ist. Wir nehmen darum auch das 'Vorgermanisch' so weitherzig wie möglich.

2. Seelenüberfahrt. Unser ältester Sagenberichterstatter ist Procopius von Cäsarea, der Verfasser des 'Gotenkrieges', 562 noch am Leben. Er erzählt von Leuten, die, gegenüber der britischen Küste wohnend und den Franken untertan, ihnen doch keinen Tribut zahlen; es sind wohl Friesen. Sie besorgen nächtlich das Hinüberfahren der Seelen. Vor Mitternacht klopft es an die Tür, und ein Unsichtbarer ruft zur Arbeit. Sie folgen unter einem unerklärlichen Zwange, finden fremde leere Kähne am Strande und greifen zu den Rudern. Die Kähne tauchen fast ganz ein unter dem Gewichte der Mitfahrenden, die doch unsichtbar sind. Sie brauchen statt Tag und Nacht nur eine Stunde zur Überfahrt. Drüben merkt man das Leerwerden. Eine Stimme nennt den am Ufer Harrenden die unsichtbaren Ankömmlinge mit Namen, Stand und Herkunft, bei Frauen den Namen ihres Mannes. Auf der Rückfahrt ragen die Schiffe hoch aus dem Wasser. 'Solches geschieht nach den Aussagen der Leute jener Gegend.'

Wir denken an Odysseus, der, um in die Unterwelt zu gelangen, den die Erdscheibe umschlingenden Okeanos uberqueren muß, und an den alten Fergen Charon, der die Seelen der Toten in seinem Nachen über den Unterweltfluß fährt. Für keltischen Glauben scheint zu zeugen, daß der tote Sinfjötli, Siegmunds Sohn, von einem göttlichen Fährmann auf einem Boote ins Unendliche entführt wird (Kap. VII. 2. 6). Germanisch ist die Verbrennung des toten Balder auf dem Schiffe, das ins Meer hinausgestoßen wird; auch unversehrte Wikingerschiffe mit den Resten des Toten haben sich erhalten. Umgekehrt kommt der Urkönig der Langobarden, Scaubo, als Kind auf einem Schiffe treibend, übers Meer aus unbekanntem Jenseits (Kap. VIII. 2. 1).

Aber die alten Ägypter kannten nicht minder ein Totenreich jenseit eines Wassers, und so muß es offen bleiben, ob es sich bei diesem Glauben um etwas zuerst Indogermanisches handle.

Die Sage Prokops ist in Deutschland noch im 19. Jahrhundert bekannt gewesen. Doch darf man dafür schwerlich Heinrich Heine anführen: die novellistisch ausgestaltete Erzählung von dem gespenstischen Holländer, der die Überfahrt einer Ladung von Seelen von der friesischen Kuste zur 'weißen Insel' (Albion) an einen einsamen Fischer verdingt, ist doch wohl eine Bearbeitung des Prokopischen Berichtes.

3. Wanderung in Tiergestalt. Der Langobarde Paulus Diaconus, der in die Geschichte seines Volkes (um 783) eine ganze Anzahl von Sagen ein-

geflochten hat, erzählt, was in der 'Frankengeschichte' nicht verzeichnet sei: ihr König Gundchram entschlummert im Walde, das Haupt in den Schoß eines getreuen Jagdgesellen gelehnt. Da kommt ein Tierchen wie eine Schlange aus seinem Munde, eilt zu dem nahen Bach und quält sich, hinüber zu gelangen. Der Mann legt das Schwert über den Bach, und so wandert das Tierchen zum andern Ufer. Es schlieft durch ein Loch in den Berg. Doch nach einer Weile kehrt es zurück und verschwindet wieder in den Mund des Königs. Als er erwacht, erzählt er von dem wunderbaren Traume, den er gehabt: wie er einen Fluß auf eiserner Brücke überschritten und in einem Berge einen großen Goldschatz erblickt habe. Nun eröffnet auch der Mann, was er gesehen hat, der Berg wird ergraben und der Schatz gehoben, der dort vor alters versteckt war.

Und so heißt es in der Heimskringla (S. 5) des Isländers Snorri, dessen Edda, der sog. jüngeren, wir großenteils unsre nordische Mythologie verdanken, vom Gotte Odin: 'Er wechselte die Gestalt, und während der Körper wie im Schlaf oder Tod dalag, war er bald Vogel, bald Säugetier, Fisch oder Schlange, und er war in einem Augenblick in fernliegenden Ländern, um für sich oder andere Wesen dies oder jenes zu verrichten.'

So hat König Gundchram seinen līh-hamo, d. h. die Körperhülle (daraus unser 'Leichnam'), verlassen und erlebt, sozusagen als Seele, was sonst unerlebbar wäre. Hier grenzen zahllose Tierverwandlungen in Märchen und andern Dichtarten an.

4. Werwolf. Wer so seinen Leib verlassen hat, kann andre Gestalten annehmen, z. B. eines Wolfes, der dann ein werwolf (wer = 'Mann') ist. Solche kannten die Griechen (lykanthropoi 'Wolfsmenschen'), die Römer (versipelles 'Wechselhäute') und namentlich die Slaven. In der nordischen Dichtung finden Siegmund und Sinfjötli, Sigurds Halbbruder (Kap. VII. 2. 6) Wolfspelze, fahren hinein und werden nun Werwölfe, bis sie sich der Felle entledigen und sie verbrennen können. Bei uns in Deutschland spricht erst der Bischof Burchard von Worms zu Anfang des 11. Jahrhunderts von diesem Glauben, daß nämlich die Schicksalsgöttin einem Kinde die Kraft mitzugeben vermöge, sich beliebig in einen Wolf, den von der Torheit des Volkes so genannten Werwolf zu verwandeln. Von nachgeahmten, Schein-Wölfen (ficti lupi) ist in den unechten Predigten des Bonifaz die Rede. Sagen davon haben wir aber erst seit dem 16. Jahrhundert. Da ruht die Kraft in einem Gürtel, der Träger verwandelt sich nächtlich und ist blutdürstig wie einst, aber er verwandelt sich auch leicht in den Menschen zurück.

Jedenfalls gewinnen wir auch hier mindestens etwas Indogermanisches. Es mag auf Kulthandlungen beruhen, sofern sich etwa ein Priester oder dann eine ganze Genossenschaft in eine Wolfsmaske hineinfühlt, durch Zauber in sie umgestaltet und ihr gemäß handelt.

5. Drache. Die Schlange ist, wie bei König Gundchram (s. o.), das Seelentier bei vielen Völkern, z. B. den Griechen. Auch die Seele des Abgeschiedenen lebt in ihr. Das entspricht ihrem Hausen und Schlüpfen in

dunklen Erdlöchern, in Gräbern, in Leichen: die Bezeichnung Wurm kennt in unsrer alten Sprache keine Größenunterschiede.

Aus dem Seelen-'Wurm' dürfte auch der Drache hervorgegangen sein, der in der Heldendichtung eine immer größere Rolle spielt. 'Drache' ist freilich ein griechisches Fremdwort, und es verleiht dem Ungeheuer in unsrer Vorstellung schon früh Füße und Flügel. Das einheimische Wort Lindwurm ist eine Zusammensetzung, deren zweiter Teil den gleichbedeutenden, aber unverständlich gewordenen ersten erklärt (wie 'Murmel-Tier'). Die Vergrößerung ins Fürchterliche mag aus dem Grausen des Menschen erwachsen sein (S. 7), der zu neuen Bestattungen in die alte Grabkammer eindringt, wie sie in Großsteingräbern vorgenommen wurden, oder die Toten berauben will: aufgeblähte Leichen wachsen zu einem riesenhaften Spuk, sei es von Menschen- oder von Schlangen- oder aus beiden zusammengesetzter Gestalt, der die mitbegrabenen Schätze mit immer weiter vergrößerten Schrecknissen, mit dem giftigen Hauch seines Gestanks, mit Feueratem oder undurchdringbarer Panzerung verteidigt. Eine nordische Sage erzählt, daß Asmund, mit seinem Blutsbruder begraben, ihn allnächtlich von seinem Stuhle aufstehen und die mitgegebenen Tiere verschlingen sieht; als aber Asmund selber von ihm angegriffen wird, da schlägt er ihm den Kopf ab.

Ein solches Ungeheuer liegt nach der Edda unter dem Weltbaum und saugt an den Leichen, ein solches besiegt in seiner ersten und noch unerhörten Tat der junge Siegfried (Kap. VII. 2. 1). Später, im 13. Jahrhundert, wird das unter den Helden der Dichtung gebräuchlich, und Dietrich erschlägt schließlich nach seinem Tode täglich drei Drachen. Aber König Ortnit wird doch noch durch den Harnisch ausgesogen: wir denken an den eddischen Drachen.

6. Wiedergänger, Lebender Leichnam. Wie denn das Grauen sich auch sonst in Gestalten und in Angriffe auf uns umsetzen kann: am Friedhof springt dir nächtlich der Geist eines Toten auf den Rücken, wird dir im Gehen schwerer und schwerer, schnürt und ängstet dich tödlicher, bis dir das vertraute Hundegebell deines Hauses und Hofes erlösend entgegenschallt. So ist auch der Albtraum, der sich im Schlafe auf dich wirft. Unzählig sind die 'weißen Frauen', die in den Geisterstunden durch Sagen, Ritterromane und Ritterdramen wandeln. Überall ist es ein Toter, der keine Ruhe im Grabe hatte. War es ein sündiger Christ, so büßt er in Höllenpein und muß christlich erlöst werden. Es gibt aber darunter eine von Haus aus ältere, meist nicht mehr ungemischte Schicht, bei der von Sünde und Vergebung nicht die Rede ist: der Tote ist ein 'Wiedergänger', ein 'Lebender Leichnam', den das Grabhaus nicht hat festhalten können, der erst in den Boden gepfählt oder verbrannt oder geköpft werden muß, wenn man Ruhe vor dem Spuk und seinen Nachstellungen haben will: so verlangt es die Jungfrau auf der Heldenburg bei Salzderhelden selbst von dem Manne, der sie erlösen soll. Und weiterhin sind dann viele Schrecknisse und Erschwerungen bis tief ins Wunderliche erfunden, namentlich im Märchen, während die mannigfachen Tiergestaltungen der Totenseele, Schlange,

Kröte, Pudel immer wieder auftauchen. Oder aber es wird, wenn der Glaube verschwunden ist, der Wiedergänger im Schwank mißbraucht.

7. Toter im Berg. Hält der Tote Ruhe, so haust er wohl in einem Berge. Das ist im Norden oft als etwas fast Selbstverständliches zu finden: der Tote hat ja Essen und Trinken und sonstige Bedürfnisse mitbekommen: er lebt in seinem Grabhügel, der als Mittelpunkt einer Siedlung gelten kann, besonders wenn es ein königlicher ist. Dorthin wird sich einst die ganze Sippe versammeln. So das Geschlecht des Thorolf Mostrarskegg im Helgafell: ein Hirte sieht einst den Berg offen und er sieht Feuer lodern zu einem freudigen Gelage. Der Jüngstgestorbene scheint bewillkommt zu werden und einen Sessel seinem Vater gegenüber zu erhalten.

Bei uns hängen solche Meinungen kaum noch an einigen Bergnamen: dem Hörselberge, dem Kyffhäuser z. B., wo sich neue Sagen, von Frau Venus und Tannhäuser, vom schlafenden Kaiser an die alten Vorstellungen geschlossen haben. Wenn Wode der Fuhrer der Totenseelen ist (Kap. I. 3. 9), so ist damit auch der Godes-(=Wodes-)Berg in diesen Zusammenhang gerückt.

8. Geisterschlachten. Über Schlachtfeldern rotten sich die Seelen der Gefallenen zusammen und kämpfen unter sich weiter. Das finden wir in unserm Bereiche zuerst bei der Katalaunischen Schlacht von 451, in der dem Vordringen Attilas Halt geboten wurde. Paulus Diaconus erzählt, daß man in Italien nach der Pest des Jahres 570, also nicht nach einer Schlacht, viele Nächte und Tage das Posaunengetöse Kämpfender hörte wie von einem Heere. Keine Spur von Zusammenstoßenden war zu sehen, keiner, der erschlug, und doch war der Leichen mehr, als das Auge fassen konnte. Im Norden ist an die Dichtung von der Brautwerbung um Hilde (Kap. IX. 9. 1), die uns unser mhd. Kudrunepos des 13. Jahrhunderts erzählt, in mehreren Prosaberichten eine solche Seelenschlacht angehängt: jede Nacht zaubert Hilde die Gefallenen ins Leben zurück, am Morgen beginnt der Kampf von neuem, und so währt es bis zum Ende der Tage. Noch die Gefallenen der Schlacht bei Jena kämpfen in Ewigkeit nächtlich von 12 bis 1 Uhr.

Wiederum lassen sich diese Sagen hoch ins Altertum verfolgen, und vielleicht ist das Zeugnis des Paulus Diaconus altrömisch zu bewerten. Plinius berichtet solche Kämpfe aus dem Kimbernkriege. Noch mehr erfreut uns, was siebtehalb Jahrhunderte nach der Schlacht bei Marathon (490) der reisende Pausanias von ihr erzählt: Noch immer kann man dort 'die ganze Nacht hindurch wiehernde Pferde und kämpfende Männer vernehmen. Wer sich in der Absicht hinstellt, es deutlich zu schauen, der kommt nicht ungestraft weg. Wem es aber, ohne daß er zuvor davon gehört hat, zufällig begegnet, dem zürnen die Dämonen nicht. Sie verehren die in der Schlacht Gefallenen als Dämonen'.

9. Wuotes Heer (Wilde Jagd). Man kann nämlich dies alles mit Ausnahme des letzten Satzes auch in den Berichten von Wuotes her und Wutanes her finden: so heißt es im 13./14. Jahrhundert; es wird auch entstellend und

erklärend als wütendes und wildes bezeichnet. Ein Schweizer Epos von Heinrich dem Löwen nennt einen ritterlichen Turnierzug 'lärmend wie Wuotes Heer', und ein mitteldeutscher Nachtsegen, der so recht zeigt, wie viel Heidnisches selbst damals noch unmittelbar unter der christlichen Decke liegt, spricht auch diese Beschwörung: 'Wutanes Heer und alle seine Mannen,.. ihr sollt von hinnen gehn'.

Die Seelen, die 'säligen Lütt' im Luzernischen, auch ekstatisch oder in Trunkenheit Entrückte, fahren in tosendem Lärm nächtlich durch die Luft, und wer ihnen begegnet, tut gut, sich auf den Boden zu werfen oder zurückzuziehen. So noch in unendlichen Aufzeichnungen fast aller deutschen Landschaften seit dem 16. Jahrhundert, und besonders aus neuerer Zeit. Im Süden fehlt meist der Führer, in der Mitte und im Norden reitet er auf besondrem Rosse, ob es nun dreibeinig oder kopflos oder achtbeinig ist, wie im Norden das (W)odins, und hat etwa ein nacktes Weib quer überm Sattel liegen. Andre meinen, nur Pferde und Hunde, schwarz und mit glühenden Augen oder sonst fürchterlich zu sehen. Und wie einst über Marathon schallt Gewieher herab, aber auch Hundegebell und Hörnerklang: aus dem Heer ist eine Jägerschar, die 'Wilde Jagd', geworden. Daran schließen sich dann wieder andre Züge: daß ein Warner vorausgeht, daß man schreien und 'jagen helfen' kann und von der Beute einen Anteil heruntergeworfen bekommt, ein Stück von einem erjagten Moosweibchen oder einem Pferd usw.

Den Warner, in Gestalt eines keuletragenden Riesen, findet man zuerst gegen 1000 in der Kirchengeschichte des Engländers Ordericus Vitalis, der in der Normandie Mönch war. In Deutschland steht an Stelle dieses Riesen der 'getreue Eckehard', der einen weißen Stab trägt. Die Rolle wird letzlich aus der ältesten Nibelungendichtung des 5. Jahrhunderts stammen (Kap. VII. 2. 5. 6). Dagegen haftet an dem Pferdebein wohl die heidnische Beziehung zwischen Pferd, Opferfleisch und Gott.

Beide Züge (von andern zu schweigen, z. B. den Belohnungen, die erst Späne und dann Gold sind) gestalten die einfache erklärende Sage weiter, die den nächtlichen Sturmlärm als Fahrt der Seelen versteht, sie führen auf Dichtung, indem sie Novellistisches anfügen. Wirklich tritt ja auch der getreue Eckehard z. B. in den Liedern vom Tannhäuser und dem Venusberge mit Beziehung zu unsrer Sage auf, und in der Dichtung von den Harlungenbrudern, die der böse König Ermanrich umbringt (Kap. IX. 9. 5), ist er der eigentliche Held. Die Pferdegabe hat sich sogar in Verse ergossen, freilich erst in jugendliche, endreimende.

Auch Vorstellungen aus dem Kreise der kultischen Maskenzüge sind erst spät in die Sage von Wuotes Heer eingedrungen: es fehlt ihm die Voraussetzung kultischer Regelmäßigkeit; es zieht nicht nur in den Zwölfnächten und Fasten, zur Zeit eben der stärksten Stürme, sondern auch zu Walpurgis und Johannis, in den Nächten vor Festtagen, 'oft im Jahr', 'immer wenn der Sturm heult'. Grade dies zeigt die Bindung an Naturvorgänge, und die spricht sich noch

deutlicher aus, wenn im Luzernischen 'Wüetis Heer' Gewitter bedeutet. So ist denn auch in vielen deutschen Sagen von einem Wagen und einem 'wilden Fuhrmann' die Rede, und im Englischen heißt die Wilde Jagd geradezu hurlewayn: dieser Wagen ist herübergenommen aus der 'Asenfahrt': das ist die schwedische Bezeichnung für das Gewitter. Sie versteht unter dem Asen richtig Thor, und sein Wagen ist es ursprünglich, den man im Donner rollen hört.

In unserm Wode, hochdeutsch Wote, Wuote, Wüete (früher mit Endung i) und so auch in Wodan, Wotan, Wuotan, nordisch Odin steckt als Grundwort wōd, d.i. Wut, freilich wohl nicht in der beschränkten Bedeutung, die wir heute damit verknüpfen: die altnordische Entsprechung heißt 'Seele', 'Geist', 'Verstand', 'Leidenschaft', 'Dichtergabe', 'Gedicht', die angelsächsische 'Stimme', 'Geschrei', 'Gesang'; das gleichlautende Adjektiv zeigt im Altnordischen eine besonders reiche Sinnentfaltung: 'wütend', 'rasend', 'wild', 'heftig', 'gewaltsam', 'schnell' (vom Sturmwind und Unwetter, von der erregten See, vom Feuer, von scheugewordenen Tieren, von Menschen in Erregung und Rausch). Alle diese Bedeutungen müssen dem Keime nach in dem Urworte gesteckt haben. Durch Hinzufügen der Ableitungssilbe -i (aus -ja) oder -an erhält es den Sinn eines persönlichen Wesens, dem jene Eigenschaften zukommen: Wode und Wodan bezeichnen das göttliche Wesen, das von stürmischem Wehen über Seele, Erregung, Kampfwut zum 'holden Wahnsinn' des Dichtens, aber auch zu Verstand, Wissen, Weisheit und Zauber spannen kann.

Die Zweiheit Wode—Wodan möchte dann auf zeitlichen oder örtlichen Unterschieden beruhen, die aber auch Unterschiede der Betätigung sein oder werden konnten. Der Name ist jedenfalls auch sonst mannigfach gewandelt, z. B. zu Wolmar, d. i. der dänische König und Jäger Waldemar. 'Hackelberend', d. h. Mantelträger, in Westfalen, 'Breithut' besonders in Schwaben zeigen den Gott wie in jüngeren nordischen Dichtungen angetan (Kap. VII. 2. 6).

Aber das sind ja sozusagen nur Beschreibungen des Gottes, der sinnliche Ausgangspunkt seines wirklichen Namens wird das Wehen sein, das so leicht ins Geistige führt und dessen sinnlich-geistige Doppelnatur am besten durch das doppeldeutige 'stürmisch' bezeichnet werden könnte.

Wenn aber so im Sturm die wie bei Homer als wehender Atem des Menschen gedachten und auch dort schon eine Art Sonderleben führenden, am Rande der Unterwelt schwebenden Seelen von Wodan geführt werden, so ist er darin gleich dem Hermes psychopompos, dem fliegenden Seelengeleiter der Griechen. Für Hermes ist in der römischen Religionslehre der gleichfalls geflügelte Mercurius eingesetzt, und eben diesen Namen hat Wodan bei Tacitus, unserm ältesten Berichterstatter.

Auch solche nichtkämpfenden Heere der Unterwelt finden wir im Altertum wieder: die Göttin Hekate steigt empor und schwärmt, von Hunden umgeben, zuweilen auch selbst in Hundegestalt, mit den Seelen Toter und allerlei dämonischen Wesen wild durch die Nacht, zumal um Kreuzwege und Gräber. Es sind namentlich die Seelen gewaltsam Getöteter und Gerichteter. 'Heran,

Hekate, des Dreiwegs Göttin, die über feuerhauchende Gespenster gebietet!.. Hekate, dich mit den dahingeschwundenen vorzeitig Gestorbenen rufe ich an und jene Verstorbenen, die unvermählt und kinderlos starben, wildzischend, windgestaltige.' So beschwört ein griechisch-ägyptischer Papyrus die Göttin, die Wodan entsprechend zugleich Herrin des Zaubers ist. Und es scheint, als wären die Seelen gewaltsam Gestorbener durch das kirchliche Schrifttum, und zwar in Frankreich schon früher als bei uns, mitsamt den Ungetauften, zu Bewohnern des Fegefeuers oder der Hölle gemacht und so in unser heidnisches Seelenheer eingedrungen. Die bequeme Bahn dazu war geöffnet, seit man Wodan dem Teufel gleichgesetzt hatte, und das war schon durch das 'Leben des Hl. Kolumban' im 7. Jahrhundert geschehen. So läßt denn jener Nachtsegen (S. 13) Gerichtete mit ihren Rädern und Strängen im Gefolge sein, und allerhand spukhafte Schreckgestalten werden in den Zugen Regel. Kaiser Karl, König Artus und Dietrich von Berne treten christlich verteufelt für den Führer ein, und in Bürgers Ballade wird die Wilde Jagd vor unsern Augen zur höllischen Strafe des wüsten Sonntagsjägers und -schänders.

Das Heer alten Stils aber findet sich auch bei den vedischen Indern, deren Maruts man jetzt vielleicht mit vermehrter Sicherheit als die im Winde dahinfahrenden Seelen der Toten betrachten darf. Wenigstens wird das ihr Anfang gewesen sein.

Wir erschließen also ein indogermanisches Alter für diesen nächtlichen Umzug. Aber vielleicht ist er noch älter: so alt wie der Seelenglaube und hervorgegangen aus dem Erlebnis des Sturmlärms finsterer Nächte, den die Sage schon damals auf die Seelen deutete.

Die Beigabe eines Fuhrers oder vielmehr sein Hervorwachsen aus der Menge ist schwerlich so alt, aber doch schon indogermanisch, wie der Hermes psychopompos vermuten läßt. Der Name Wode–Wodan ist erst germanisch, bedeutet aber als 'der Wehende' selbst eine Seele, ist also von vornherein zugehörig. Und was sagen die verwandten Sprachen? Der Stamm von 'Wodan' steckt auch im lateinischen vates 'Seher', 'Dichter', im altirischen fāith 'Dichter', im altindischen api-vātáyati 'regt geistig an', 'macht verstehen'. Das alles zielt auf die geistige Seite der Wortbedeutung, die das Germanische besonders im Altnordischen ausgebildet hat: dort ist (W)odin sowohl der Herr des Zaubers wie der Dichtung. Jenes ist er auch in Deutschland, wie wir aus dem zweiten Merseburger Zauberspruche ersehen; dieses wird für die Angelsachsen dadurch bezeugt, daß die Dichtkunst woth-cræft 'Wod-Kraft' heißt. Es gehört ein seelischer Sturm zu ihr, ein Rausch, schon für den Indogermanen. So ist denn auch bei den Griechen die Besessenheit des Dichters nicht nur Platons Lehre: die Erzählungen von der Dichterweihe und Belehrung durch die Musen, dem Trank aus dem kastalischen Quell besagen dasselbe wie die nordische von der 'Odinsgabe' des Dichtermets, von dessen Entstehung die Edden Wunderbares erzählen, der wie der Rauschtrank Soma oder Madhu (d. i. Met) bei den alten Indern von dem Gotte geraubt wird. Odin heißt geradezu der

Gott der Skalden, der nordischen Hofdichter, und der Rauschtrank gehört zu den Mitteln, der 'Wut' voll, von dem Gotte besessen zu werden. Es ist dieselbe Ekstase, die den Zauber und das tiefere Wissen lehrt: Odin ist ja auch 'Vater des Zaubers' und der Runenweisheit. Die 'Sprüche des Hohen' in der Edda lassen ihn von sich berichten, daß er selbst, vom Ger verwundet in Durst- und Hungerqualen am Baume gehangen, wie es sonst den ihm Geopferten geschieht, daß er dann die Runenstäbe am Boden erspähte, sie stöhnend aufhob und selbst hinabstürzte. Da lernte er von dem Riesen Mim die neun stärksten Zaubersprüche und tat einen Trunk von Odrörir ('Wut'-Reger), dem edelsten Met:

Zu wachsen begann ich und wohl zu gedeihn,
Weise ward ich da;
Wort mich von Wort zu Wort führte,
Werk mich von Werk zu Werk führte.

So mag man sich in einer Kultgenossenschaft die Einweihung eines Priesters vorstellen, der, in Nachahmung des Opfers durch Qualen und Rauschtrank zur Ekstase gepeitscht, ein Zauberer-Dichter wird. (Auf Odin ist es erst übertragen, schon deshalb, weil niemand da ist, der ihn ihm selbst opfern könnte.) Solche Bräuche kennen wir von vielen Völkern. Hier aber zeigen uns die angeführten Worte besonders deutlich die uranfängliche Einheit von Priester, Zauberer, Dichter und Gelehrtem in der 'Wut'.

So gesehen stände Wodan am Anfang sowohl unsrer verlornen wie (im Merseburger Spruche) unsrer erhaltenen Dichtung. Dann ist er von der Kirche verflucht. Der Wagnersche Wotan, dessen Bild heute weit und breit maßgeblich ist, entstammt der auswachsenden nordischen Dichtung und ist durch manche Zutat seinem ursprünglichen Wesen noch fremder geworden.

10. Frau Holle; Hexen. Unser ältestes Zeugnis von der Holda, das sich bei dem schon (S. 10) genannten Burchard von Worms (also vor 1025) unter seinen Beichtfragen findet, ist leider recht unsicher: es besteht in einem Relativsatze, den er in seine (anderweit erhaltene) Vorlage eingeschoben hat: 'welche die Torheit des Volkes striga holda nennt'. Der Hauptsatz dazu lautet: 'Hast du geglaubt, daß es eine Frau gebe, die das tun könne, was manche vom Teufel Betrogene, wie sie sagen gezwungenermaßen und auf seinen Befehl, tun müssen — nämlich mit einer Schar in Weiber verwandelter Dämonen in bestimmten Nächten auf gewissen Tieren reiten — und die dann deren Gemeinschaft zugezählt sei?'

Der eingeschobene Relativsatz steht so hinter 'Dämonen', daß man ihn auf 'Schar' beziehen muß. Aber kann man eine Schar eine holda nennen? Vielmehr ist der Satz, wie jene erhaltene Vorlage zeigt, ein an unrechte Stelle geratener Einschub, der sich auf 'Frau' bezieht, und holda ist eine deutsche Glossierung des lateinischen striga: eine Frau, 'welche die Torheit des Volkes striga, d. h. Holde nennt'. Nach der angeführten Beschreibung Burchards

würden wir da vielmehr von Hexen sprechen. So findet sich denn auch striga anderweit unter den althochdeutschen Glossen als hazus 'Hexe' übersetzt. Denen gehörte dieser dämonische Ritt in Weiber- oder Tiergestalt, oder auf Tieren, Zaunpfählen usw. schon an, ehe die Kirche die Vorstellungen der Ketzerei und des Teufelsbündnisses mit aller Schmach und allem Grauen der Hexenprozesse hinzubrachte.

Zum Wesen der vorchristlichen Hexe gehört aber außer dem Schadenzauber, an den noch heute geglaubt wird, auch das Menschenfressen, wie wir alle von 'Hänsel und Gretel' her wissen. So frißt Siegmunds Schwiegermutter in Wolfsgestalt allnächtlich einen seiner Brüder (Kap. VII. 2. 6). Als Notker der Deutsche ums Jahr 1000 in Übersetzung seiner lateinischen Vorlage von den antropofagi oder man-ezza spricht, die nachts Menschen fressen, weil sie sich am Tage schämen, fügt er hinzu: 'wie man sagt, daß auch die Hexen hierzulande tun'. Und da der Edictus, das Gesetz des Langobardenkönigs Rothari von 643, wenn auch ablehnend, die striga nennt, die einen Menschen von innen aufzehre — was wir auch bei dem Drachen (S. 11) fanden —, so haben wir das Wort wohl richtig mit Hexe übersetzt. Im Edictus ist striga hier allerdings mit masca übersetzt. Aber das bezieht sich auf die ebendort bezeugte Unsitte, in grauenerregenden Masken des Kultes oder Dämonenglaubens Verbrechen gleichzeitig zu begehen und zu verstecken. Der Erzbischof Isidor von Sevilla, der im 6. Jahrhundert die Gelehrsamkeit des Altertums noch einmal in ein großes Wörterbuch steckte, 'Etymologien' genannt, und im Mittelalter als Ausbund der Weisheit unendlich ab- und ausgeschrieben ist, erklärt entsprechend, daß nach einigen Gewährsmännern Strigen aus Menschen werden können, die sich, zu Verbrechen, durch Zauber oder Gift in wilde Tiere verwandeln. Und eine Glosse dazu besagt: strigio 'ein Schauspieler, der eine striga darstellt'. Von wo aus sich dann ein wundersamer Doppelübergang zu dem männlichen 'Schauspieler' ergibt, da erstens jene Kultmasken nur von Männern getragen wurden und zweitens das lateinische histrio 'Schauspieler' im Romanischen zu strio, und striga ebenso zu stria wurde, das dann also 'Schauspielerin' war.

Nach den Belegen bei den sprachverwandten Völkern kann es sich nur noch fragen, ob die vorchristlichen Hexenvorstellungen schon indogermanisch oder aus dem alten Morgenland eingewandert waren; jedenfalls sind schon Vermischungen verschiedener Art eingetreten.

Für uns kommen sie nicht weiter in Betracht, weil sie in unserm Schrifttum keine Rolle spielen. (Doch sei zur Rechtfertigung der Wiedergabe von holda mit Hexe angeführt, daß der sog. Stricker, der im 13. Jahrhundert dichtete, als Unholde die bezeichnet, die auf einem Kalbe, Stecken oder Besen reite, einen Mann 'überschreite', ihm das Herz ausschneide und dafür Stroh hineinstecke.) Es genügt, daß der einzige Vergleichspunkt, der die Übersetzung von striga durch holda veranlassen konnte, die Geisterfahrt durch die Luft ist: Holda zaubert weder noch frißt sie Menschen. Es ist ja auch diese Fahrt, die die Hexen an Wuotes Heer heranzieht.

Wir kehren zu Burchard zurück. Er hat aus derselben Quelle noch eine Beichtfrage ganz gleichenden Inhalts, nur steht dort anstatt 'mit einer Schar in Weiber verwandelter Dämonen' vielmehr 'mit Diana, der heidnischen Göttin, und einer unzähligen Menge von Weibern' (reiten).

Diana ist der Name für Hekate in der römischen Welt, in diesem Falle der gallischen des 5./6. Jahrhunderts und ihres Bußpredigers Caesarius von Arles, auf den Burchard zurückgreift, und Holda wäre eine deutsche Übersetzung, die noch keine inhaltliche Gleichheit erwiese, wenn man nicht andre Zeugnisse dafür beibringen könnte.

Die Beziehung auf Hekate und der Name Holda würden sich aber gut ergänzen, wenn man ihn wie 'Hölle', früher halja, zu dem Zeitwort 'hehlen' stellte: er entspräche dann der Form nach genau dem lateinischen (oc)culta 'die Verborgene' und bezeichnete eine Unterweltliche. Dazu stimmt das altnordische huldumadhr 'der Unterirdische' und noch jetzt das norwegische huldufolk 'Geister der Verstorbenen'. Auch der hohle Rücken (das Zeichen der Verwesung), den Holda nach hessischer Vorstellung hat.

Nach den Belegen ist anzunehmen, daß sie wie Wode ein Seelenheer führte, sogar mit einem treuen Eckehard. Namentlich sind es Kinderseelen, wofern nicht überhaupt Seelen kindlich klein gedacht werden in der Art der Hausgeister; wie ja denn in gewissen Landschaften auch die Zwerge — aber nun in der Mehrzahl — Hollen genannt werden.

Dies Seelenheer kennen wir schon aus einem auf das Jahr 1437 und das Dorf Meiderich bei Duisburg festgelegten Berichte des Ackermannes Arnold Puschmann, dem die Seele seines Urgroßvaters Henrich in Hundsgestalt erschien. Er erlöst die ruhelose durch gute Werke aus ihren Peinen, so daß sie stufenweis erleichtert und schließlich in überirdischer Klarheit erscheint. Jedesmal fragt er sie nach allerlei Verhältnissen des Jenseits und erhält umständliche Auskünfte, darunter die über die Frau Hulden oder, je nach den verschiedenen Fassungen, 'weißen Frauen', 'heiligen Holden', 'seligen Frauen oder Hulden': so unsicher sind die Grenzen.

Nimmt man der Erzählung des unselig-seligen Puschmann die kirchliche Umkehrung von rechts und links, oben und unten, so wußte seine Mutter von den Wohnungen der 'Frau Hulden' unter Scheunen und Holunderbüschen (Frau-Hullen-Bäumen, cruisen buschen, d. h. Stachelbeeren) und warnte, sie zu verunreinigen; sonst geschehe Schaden an Nahrung, Vieh, Kindern und Leuten. Aber wer den Geistern Ehre bot, Donnerstags rechtzeitig schlafen ging, das Haus (den Herd) reinigte, einen Tisch mit guter Speise und reinem Wasser bereitstellte, dem ging es in allen Dingen wohl. Auf die Frage, welcherlei Geister die Frau Hulden seien, kommt die Antwort: Teufel, die aus Luzifers Chor gefallen sind, und Gott will, daß sie in der Luft und auf Erden in Pein sind bis zum Jüngsten Gericht.

Wir erkennen die unterirdischen Totenseelen, die man begütigen und durch Speise- und Trankopfer zum Segen bestimmen muß: urheidnisch, urmensch-

lich und noch heute leicht nachzufühlen allen, die ihren Toten Blumen oder zur Heiligen Nacht ein Lichterbäumchen ans Grab bringen. Wir sehen aber auch, daß die wunderliche Herübernahme des 'Frau' auf eine Mehrzahl von Hulden eine einzelne Führerin Frau Hulde voraussetzt, wiewohl hier von keiner Führerin die Rede ist.

Man könnte auch andre Einzelne aus der Schar herausnehmen: so übersetzt schon Notker der Deutsche lateinisches genius mit holdo, das wäre also die dem Einzelnen zugeordnete Seele, sein Schutzgeist, wie wir ihn in altnordischer Überlieferung deutlich erkennen; in diesem Falle die männliche Entsprechung zu Holda.

Möglich auch, daß erst das Latein der Vorlage diese Wortbildung hervorgerufen hat? Schwerlich. Jedenfalls ist grade in unsern ältesten Zeugnissen die eine Holda herausgehoben.

Sie haust im hessischen Meißner, im Hörselberg, im Kyffhäuser und andern Bergen: wie Tote (S. 12). Aus solchem Wohnsitz erklärt sich, daß sie auch Nebel und Schnee schickt. Am Meißner hat sie einen Teich mit einem unvergleichlichen Garten darunter. Dort kann man sie zur Mittagsstunde baden und verschwinden sehen, wie eben ein Scheinbild aus Waldesstille und Sonnengleißen auf dem Wasser. (Es gibt auch sonst 'Wasser'- und 'Brunnenholden'.)

Wenn dann aber aus ihrem Brunnen die Frauen Fruchtbarkeit holen, aus ihrem Teiche die Kinder kommen, so ist da die Brücke, auf der die Menschenseele in die Natur eingeht. Auch wir überschreiten sie nun, und der Übergang von der Unterirdischen zur Fruchtspenderin ist fast selbstverständlich: aus dem Unterirdischen sproßt greifbar der grüne Segen, und Frau Holle bringt ihn den Feldern in jährlichem Umgang. Und so kommen vielleicht auch die beiden später von dem Gotenkönig Ermanrich ermordeten Harlungenbrüder, die einmal wie junge Frühlingsgötter geschildert werden, aus einem der vielen Harlungenberge in Deutschland, in denen wir sie wohnhaft denken, wenn die Dichtung sie auch als menschliche Helden in einer Burg darüber thronen läßt (S. 12 & Kap. IX. 9. 5).

An sich war Holda wie alle Totenseelen weder böse noch gut: sie straft etwa die faulen Spinnerinnen oder dient als Kinderscheuche; aber man sieht, daß sie sich zum Fraulich-Gütigen entwickelt, doch wohl weil der Name nicht mehr auf den alten Stamm hel- 'verbergen', sondern auf einen andern, davon unabhängigen, nämlich hel- 'neigen' bezogen ist, insbesondere zu hold 'geneigt'. Daher auch die Bezeichnung 'Frau Gode' und 'die Guten' für Frau Holle und die Holden, 'die Gütchen' fur die Kinderseelen, die aus dem hallischen Gütchenteich kamen, ehe er zugeschüttet wurde. Den Übergang vermittelt mittelhochdeutsch 'die guoten holden' für das lateinische penates 'Hausgötter'.

So werden denn auf unsere Frau Holle mehr und mehr Züge der Mutter Maria ubertragen, die ebenfalls eine Holde, Holdselige ist. Und aus solcher Verchristlichung erklärt es sich auch, daß man, längst vorher, die alten zu Hexen

und Teufeln herabgesetzten Holden als Unholden unterschied. So heißt im Althochdeutschen das weibliche unholda gradezu der Teufel, und im Gotischen steht für griechisches daimon und daimonion männliches unhultha und weibliches unhultho: da ist also schon im 4. Jahrhundert der alte Sinn dem christlichen Übersetzer nicht mehr lebendig.

In das Märchen ist Frau Holle noch gelangt, aber der Aufstieg in die große Dichtung ist ihr versagt geblieben. Dafür kennen wir dies Märchen in der Grimmschen Fassung alle und von Kindesbeinen an.

Da ist das schöne und fleißige Mädchen, das von der immer so bösen Stiefmutter dem häßlichen und faulen, ihrer eignen Tochter, nachgesetzt und schlecht behandelt wird. Es läßt seine Spule in den Brunnen fallen und springt verzweifelt nach, sie zu holen. Es verliert die Besinnung, erwacht und findet sich auf einer sonnig-blühenden Wiese. Es kommt zu einem Backofen, aus dem ruft das Brot nach ihr, und zu einem Apfelbaum, von dem rufen die Äpfel nach ihr. Es kommt zu einem Häuschen, aus dem schaut eine häßliche Alte, aber sie winkt freundlich herein: Frau Holle, selbst im Märchen mit Namen versehn.

Dies alles wissen wir wohl, heute aber überlegen wir, daß Frau Holle also in der Unterwelt wohnt, daß man durch die Wassertiefe zu ihr kommt und daß das Jenseits dort wie ein kleines Bauernanwesen zwischen blumigen Wiesen und Obstgärten unter Sommersonnenschein aussieht, nicht unähnlich dem biblischen Paradiese und noch mit Zügen des ebenso jenseitigen Schlaraffenlandes ausgestattet, und wir ergänzen unser Bild von der Welt der Göttin aus augenscheinlich bäurischer Phantasie, freilich aus einer, die (u. a. wegen der Apfelpflanzung) erst diesseits der Zeit Karls des Großen anzunehmen ist. Sie hat aber die alte Unterweltlichkeit festgehalten und sie läßt dem Namen Holle das 'Frau' in der noch mittelhochdeutschen Bedeutung 'Herrin'.

Dann aber geht es weiter, und wir hören, daß das Mädchen sich bei Frau Holle verdingt und fleißig ist. Namentlich muß sie immer die Betten gut aufschütteln, daß die Federn wie Schneeflocken fliegen, was wohl zu einer Wohnung im Meißner oder einem andern Berge, aber nicht allgemein zur Unterwelt paßt. Dafür hat sie es sehr gut, bekommt kein böses Wort und alle Tage Gebratenes und Gesottenes: es ist, als spräche ein kleinbäuerliches Mädchen, das in städtische Stellung gegangen ist.

Merkwürdigerweise aber wird das unsrige doch von Heimweh befallen. Frau Holle führt es selbst ans Tor — es ist also nun ein mächtiger Hof —, und als es darunter steht, wird es von einem Goldregen überschüttet und erhält auch die Spule zurück. Schon ist es 'oben auf der Welt', und der Hahn ruft vom Brunnenrande seinen Gruß: 'Kikeriki, unsere goldene Jungfrau ist wieder hie!' Das ist sehr neuzeitlich, denn im 16. Jahrhundert umschrieb man den Hahnenruf noch mit Tutterhui oder Guckguckgurith, und außerdem ist der Vers in das Handexemplar der Brüder Grimm eingefügt mit der Bezeichnung (Pfarrer) 'Goldmann'.

Und dann das ganz gleichlaufende Gegenstück der faulen, häßlichen und bösen Schwester, die mit Pech bedeckt zurückkehrt und von dem Hahn entsprechend begrüßt wird.

So wird mit kindlicher Parteilichkeit und einfacher Schwarz-Weiß-Kunst das sittliche Ziel des Märchenerzählers zweimal erreicht, beidemal mit der schlichtesten Sicherheit des Aufbaus vom spannenden Anfang zum beruhigenden Schluß empor. Freilich kann man zweifeln, ob nicht damals wie später das Rührende, Wunderbare, Spaßige und Nachdenkliche der Einzelheiten, das ja die alte mythologische Bedeutung überdauerte, den tieferen Eindruck hinterlassen habe.

Vergleicht man die zahlreichen anderen Fassungen des Märchens aus aller Welt, so findet man, daß auch sonst das Mädchen durch einen Brunnen oder ein Erdloch in das Reich eines außermenschlichen Wesens gelangt. Frau Holle heißt es nur bei uns, d. h. Frau Holle ist erst in das Märchen eingesetzt und färbt nun alles deutsch um. Gerade damit aber werden uns die Abweichungen von den andern Märchen, zumal sie mit den überlieferten Zügen der Frau Holle übereinstimmen, um so mehr Zeugnisse für die deutsche Vorstellung von ihr und ihrem unterirdischen Reiche, d. h. hier ist sie im Märchen zum Mittelpunkt einer Dichtung gemacht.

Wie man all die wohlbekannten, in den volkstümlichen Sagen und gelehrten Meinungen zerstreuten Züge der Hollengestalt mit leisem Zueinanderordnen, Verfeinern, Bereichern, Beseelen zu einer Erzählung voll wehmütig beglückender Schönheit verweben und sie aus ihrem alten Sinne zur Lösung eines dichterischen Widerstreits entwickeln könne, das zeigt J. v. d. Goltz und sein 'Frau Holle kehrt ein' auch für heute: der Anklang wartet ja schon in unsern Herzen. Zur Unterstützung sei aber noch eine vogtländische Sage angeführt, die von Perchta, der Schwestergestalt der Frau Holle und Königin der 'Heimchen' erzählt, daß sie vor dem neuen Glauben das Land räumt. An einem Dreikönigsabend wird der Fährmann unterhalb von Prosnitz an der Saale zum Überholen gerufen: eine Frau in weißem Kleide steht da mit vielen trauernden Kindern, die nun von dannen wollen. Dreimal fährt der Kahn, und dreimal ist er übervoll. Der Lohn sind Späne, aber sie werden zu Gold. Danach senkt sich Öde über die Fluren, und Krieg verwüstet das Land.

Ein Stück wie dieses, das freilich schon einen Hauch von Schriftstellerischem trägt, aber in der leichten Vermischung der Züge echt ist: die Führerin der Kinderseelen, die dann doch 'Heimchen', also Hausgeister sind; die Fahrt, die wie bei Prokop übers Wasser geht und doch an einem christlichen Festtage; der schwermütige Schluß trotz solcher Christlichkeit — ein solches Stück zusammen mit denen der Brüder Grimm über Frau Holle könnte die Grundlage der neuen Dichtung geworden sein.

Gott gebe echte Nachfolge und halte die täppischen Hände fern!

11. Perchta. Daß 'Holda' zu 'hehlen' gehöre, ergibt sich vielleicht auch aus der gleichlaufenden Entwicklung jener Schwestergestalt Frau Perchta, die

in Oberdeutschland, namentlich auf bairischem Stammesgebiete an Stelle der mittel- und niederdeutschen Frau Holle steht. Sie hat, wie diese an Wode, eine männliche Gestalt namens Berchtold neben sich, die dann ebenso an der Spitze eines wilden Heeres erscheint, und wird auch selbst zur Kinderseelenführerin (S. 21). Ihr Name kann in derselben Weise doppelt bezogen werden wie 'Frau Holle': auf 'bergen' und auf berht 'glänzend'. So fährt denn auch die tirolische Perchta in den Zwölfnächten mit dem Wilden Heere dahin, tritt in Steier auch tiergestaltig auf und ist dann doch eine 'glänzende Frau', eine 'Weiße Frau', und eine, wie Nikolaus, bescherende Kinderscheuche. Fast kann man die Stelle des Bedeutungsüberganges noch erkennen: ahd. zi der perhtun naht heißt nicht nur in der glänzenden Nacht, was die alte wörtliche und dann in den Kalender eingegangene Übersetzung von 'Nacht des Epiphanias'-, d. h. 'Erscheinungsfestes' ist (denn 'scheinen' bedeutet damals 'glänzen'), es kann vielmehr auch 'Nacht der Perchta' heißen, und Perchta bleibt zwar die Totenführerin — nun der unschuldigen Kindlein, die Herodes ermorden ließ —, erhält aber neu die Gebräuche und Weihungen des Dreikönigstages. Dabei findet sich dann auch ein Unterschied wie der von Holden und Unholden wieder: schöne und häßliche Perchten, die häßlichen (schiachen) also die verteufelten alten, die schönen die getauften neuen, nachdem am Beginne die Einheit gestanden hatte. Hier ließe sich also die Bezeichnung Perchta nicht aus der Absicht erklären, die Göttin zu begütigen, wie man bei 'Holda' für eine in Wahrheit unholde mit Unrecht angenommen hat, etwa nach dem Muster von Eumeniden 'Wohlgesinnte' für 'Furien'.

Zu starkem Unterschiede von Frau Holle gehören zu Frau Perchta und ihrer Feier neben Opfergaben auch Maskenzüge, in denen Jünglinge und Männer, wahrscheinlich zu Bünden zusammengefaßt, schließlich auch die Geistlichen untereinander, in phantastischen Vermummungen, gewaltsam lärmend, tanzend, springend und gewaltsam Gabe heischend, während einer kurzen wilden Gesetzlosigkeit durchs Land ziehen.

Das ist eine allgemein- und schon urmenschliche Form, die Seelen der Toten darzustellen, sie zu versöhnen: sie schenken dafür Fruchtbarkeit und Glück oder tadeln und strafen gegebenenfalls. Es entwickeln sich die Masken des Kinderschrecks und der komischen Person, und wenn Tote einzeln nach ihren Taten und Schicksalen dargestellt werden, wie das im alten Rom bei Begräbnissen geschah, oder Masken aus dem Chor heraustreten wie im alten Griechenland, so ist das der Weg zum Schauspiel, das dann auch Worte annimmt und so in unsern Bereich ragt. Denn all diese Entwicklungen finden wir bei uns, und besonders in unsern oberdeutschen Perchtenläufen, -springen, -tänzen, -spielen und ihren Seitenformen wieder.

Sehr zweifelhaft freilich ist das Zeugnis des Tacitus.

Er schreibt im 43. Kapitel der Germania von den Hariern, die in Schlesien sitzen, daß sie noch mehr wild als mächtig sind und daß sie 'ihrer angebornen Wildheit durch List (künstlich) nachhelfen: schwarz sind ihre Schilde, gefärbt

ihre Körper, finstre Nächte wählen sie zu ihren Kämpfen und jagen schon durch ihr grauenvolles Schattendunkel den Schrecken vor einem Totenheere ein (nach andern: durch das grauenvolle Schattendunkel ihres Totenheeres Schrecken ein): kein Feind hält den neuen und scheinbar (sozusagen) unterweltlichen Anblick aus. Denn in allen Kämpfen werden die Augen zuerst besiegt.'

Die Masken der Harier haben also keinen kultischen Zweck, ihre Träger handeln nicht in dem wilden Rausch einer völligen Vernämlichung mit den Dargestellten, sondern mit klarer Überlegung. Sie suchen ihre Feinde durch die Totenmaske zu schrecken, wie die Langobarden es dadurch tun, daß sie ihre Frauen das Haar um Kinn und Wange legen und so Männer vortäuschen lassen, oder durch die Mar, daß 'Hundeköpfe' im Lager seien. Es ist auch nicht eine kultische Genossenschaft innerhalb der Harier, die sich so maskiert, sondern ihre Gesamtheit, und wir erfahren, wie sie und nach ihrer Meinung auch die Gegner sich ein Totenheer vorstellen: schwarz, also anders als gemeinlich das Wuotes Heer. Daß es eine Kriegslist ist, das besagen auch die letzten beiden Sätze. Und es wird durch ein noch viel älteres Beispiel erhärtet.

Den Phokern ist nach dem alten Herodot schon im 5. Jahrhundert vor Christo eine solche Kriegslist gelungen: sechshundert der Tapfersten wurden samt ihren Waffen mit Gips bestrichen und brachen nächtlich aus. Die Wachen der Belagerer entsetzten sich, glaubten, sie seien 'sonst etwas Übernatürliches', und so ging es dann auch dem ganzen Heere, so daß die Phoker 4000 erschlugen.

Ein erstes, und zwar gotisches, Zeugnis scheint vielmehr aus der Erzählung über den Maskentanz zweier Kriegerpaare vor der byzantinischen Hoftafel des 10. Jahrhunderts hervorzuschimmern; er heißt 'das Gotische'. Man kann daraus schließen, daß einst auch die Goten, in Pelzmasken verhüllt, um Neujahr lärmende Heische-Umzüge abhielten.

Die ersten deutschen Zeugnisse sind die des langobardischen Gesetzes König Rotharis. Dort heißt es: 'Wenn einer einem Freien unrechterweise Gewalt antut, das ist 'Walupaus', soll er ihm 800 Pfennige büßen. Walupaus ist, wer sich heimlich ein andres Kleid anzieht oder sich Haupt oder Gesicht umgestaltet, um zu rauben': ein Räuber in der mißbrauchten Maske eines Gefallenen, denn walu heißen die Toten der 'Walstatt'. An einer andern Stelle des Gesetzes fanden wir 'masca' der römischen striga verglichen (S. 17). Im Althochdeutschen haben wir eine Übersetzung von larva (etwa 'Gespenst'), die zwar erst im 13. Jahrhundert niedergeschrieben ist, aber auf eine oberdeutsche Vorlage des 8./9. zurückgeht und so schon im 11. am Rande einer andern Handschrift zugesetzt erscheint: monstrum quod dicitur thalamascha 'eine Erscheinung, die man thalamasca nennt'. Es handelt sich um einen Menschen, der sich, in Liebesbrunst von Gott mit Blindheit geschlagen, wie Dulcitius in der Legende bei Hrotswith von Gandersheim an Kesseln und Töpfen geschwärzt hat, so daß ihn die Seinen für einen bösen Geist halten. thala- aber würde wohl zu unserm 'dahlen' gehören, das kindisches, unverständ-

liches, possenhaftes Reden bedeutet und also jene Maske (S. 22) bezeichnen, die das Totengeisterhafte durch unnatürliches, sonderbares Sprechen oder Singen wiedergibt und weiterhin zur komischen Person wird.

Namentlich aber führt uns das Wort Schembart gradeswegs in den dichterischen Bereich. Das ahd. scema bedeutet 'Gespenst', 'Dämon', und einmal ist grade die Holzmaske eines ländlichen Festes (cortex cavata) bei Vergil durch dies Wort wiedergegeben. -bart bezeichnete dann das Hauptmittel der Vermummung. Wir kennen den Schembartlauf aus dem Alpengebiet vom herbstlichen Abtreiben des Viehs und dann namentlich in städtischer Weiterbildung aus Nürnberg. Dort veranstalten im 15. Jahrhundert die Fleischer, also in der Tat eine Männergesellschaft, den nächtlichen Schembartlauf, und wir wissen von ihm genau aus den Schembartbüchern, in denen alljährlich die Kostüme mit Wort und Bild verzeichnet wurden. Der Zusammenhang mit Frühlingsbräuchen leuchtet schon daraus hervor, daß jeder Teilnehmer ein grünes Bäumchen trägt, aber auch aus der Gestalt des 'Wilden Mannes', der, ganz in Moos gekleidet und mit langem, greisem Bart, anderswo den Sommer zu bekämpfen hat und sich schließlich hinrichten lassen muß. Dazu Tier-, Teufel- und andre Masken mit Peitschen, Schellen, Bettelsäcken.

Und die 'Hölle', ein Gestell, auf Schlittenkufen gezogen, mit Masken besetzt, lebenden oder ausgestopften, z. B. mit einem großen Narren, der kleine frißt.

Es ist der alte 'Schiffskarren', der carrus navalis oder (nach bestrittener Ableitung) Karneval, von dem wir eine babylonische Nachricht schon aus dem 3. Jahrtausend haben, dazu viele altägyptische, armenische, griechische, römische Bilder, u. a. von dem Schiffswagen des Dionysos, des göttlichen Vaters der griechischen Tragödie, mittelalterliche aus Nürnberg, neuzeitliche aus Paris und Nizza, namentlich aber die den altitalischen nahe verwandten, seit 1500 v. Chr. angesetzten Felsbilder, die z. B. einen tobenden Tanz auf solchem Wagen vorführen.

In schriftlicher Überlieferung finden wir einen germanischen Kultwagen zuerst bei Tacitus, wo er von der Göttin Nerthus erzählt. Sie wird von Völkern um den westlichen Ostseewinkel verehrt und hat auf einer Insel einen heiligen Hain und darin einen geweihten, mit einem Tuch überdeckten Wagen, den nur der Priester beruhren darf. Merkt er, daß die Göttin im Innern des Heiligtums erschienen ist, so fährt er sie mit Kühen in großer Ehrfurcht durchs Land. Dann sind die Tage voll Freude und festlich alle Orte, welche die Göttin ihres Besuches würdigt. Dann fängt man keinen Krieg an und verschließt die Waffen; nur dann kennt man, nur dann liebt man Ruhe und Frieden. Bis derselbe Priester die Göttin, die des Verkehrs mit den Menschen müde ist, in das Heiligtum zurückbringt. Darauf werden Wagen und Tuch und, wenn du es glauben magst, auch die Gottheit selbst in einem verborgenen See abgewaschen, die bedienenden Sklaven aber ertränkt. Und so herrscht ein ge-

heimes Grauen vor dem und eine heilige Unkenntnis von dem, was nur Todgeweihte sehen.

Wenn der Name Nerthus zu dem griechischen nerteros 'der Untere', 'der Tote' gehört — wie denn die Herrin der griechischen Unterwelt die nertera heißt —, so liegt die Verwandtschaft mit unsrer Frau Holle auf der Hand, die ja auch, eben als Göttin der Erde, Fruchtbarkeit spendet. Ihr Name paßt zu dem der 'Hölle', den der Wagen der Nürnberger Fastnachtumfahrt trägt: beide gehören zu 'hehlen', und Hölle (halja) bezeichnet schon wegen der Insassen die vorchristliche Unterwelt (S. 18). Und es paßt ferner auch der Vergleich, den Tacitus der Nerthus erklärend beigesellt: Terra mater 'Mutter Erde', und die Worte: 'Ihre Glaubigen meinen, daß sie sich um die Angelegenheiten der Menschen kümmere und zu ihnen komme.'

Vieles an dem Umzuge der Nerthus läßt sich aus späteren Frühlingsbräuchen erklären und ergänzen, manches auch aus den alten Felsenbildern: da wird die Sonnenscheibe schon ebenso herumgefahren wie auf dem leibhaftig erhaltenen bronzenen Sonnenwagen von Trundholm auf Seeland, der auch noch dem 2. Jahrtausend angehört, und dann wieder im Eddaliede. Wir denken das Bild der Nerthus menschengestaltig, und wir halten uns an den Wagen, der uns nun in so früher Zeit eine deutsche Vorstufe der Nürnberger 'Hölle' und damit deutscher Dichtung zeigt.

Denn hier ist der Punkt, an dem auch unsere Masken aus ihrer Rolle zu sprechen beginnen, und zwar besonders im Sinne des Rugens, wie es schon den Darstellern der Toten zukam (S. 22), der Verspottung von Torheiten auch einzelner Gruppen und Stände, in Nürnberg namentlich der schon mit ungeheuerlichen rohen Spottnamen verachtlich gemachten Bauern. Der Wagen wird zur fahrbaren Buhne, die hier oder dort halten und die Rollen wiederholen lassen kann; dasselbe geschieht bei den nicht herumgefahrenen Masken, die etwa truppweise in die Häuser einbrechen und so ihre Sprüche nicht bloß auf der Straße anbringen: es entsteht das Fastnachtspiel, so genannt nach der Nacht vor dem österlichen Fasten, in der sich alle Kraft und Lust noch einmal austobt, verstärkt durch andre Bräuche des Frühlingsbeginns: noch im 16. Jahrhundert versteht der Nurnberger Rat unter 'Fastnachtspiel' jede Art von Fastnachtbelustigungen. Bis zum 14. Jahrhundert aber hatte es gedauert, ehe Verse dazu, nach dem Muster des geistlichen Dramas, aufs Papier fanden. (Es sei denn, man rechne das milde Abbild der Heischezuge, den 'Schülertag', hierher, an dem die Schüler von St. Gallen im 10. und 11. Jahrhundert die Gäste des Klosters, einmal auch den eignen Herrn, den Abtbischof von Konstanz, einfingen und sich loskaufen ließen. Das erzählt uns mit etlichen dabei gesprochenen lateinischen Schulerversen und anmutigen Einzelheiten der Klosterchronist Eckehard IV.)

Wenn wir die einfachsten Spiele als die ältesten ansehen dürfen, so sind das Reimpaargruppen gleicher Verszahl, in denen sich, von einem 'Vorläufer' und einem 'Ausschreier' an- und mit Gabenbitte und Glückwunsch abgekun-

digt, Narren, Bauerntölpel, Liebhaber, Ärzte, aus dem alten Chor heraustretend, nacheinander, nicht zueinander über ihre Rolle und etwa ein damit verknüpftes Abenteuer aussprechen. Das geschah übrigens auch in gleichzeitiger Dichtung, ohne daß es aufgeführt wurde; aber der marktschreierische Quacksalber steckt schon im geistlichen Drama des 12. Jahrhunderts mit einer Fastnachtsrolle. Erst allmählich gelangt man zu Frage und Antwort, z. B. in den besonders zugehörigen Gerichtsauftritten, wo dann etwa auch der Richter einen Mittelpunkt abzugeben beginnt; aber das Fragen und Antworten ist ebenfalls in andern Gattungen längst geläufig. Sickert so das Dramatische und das Schauspielerische herein, so werden damit zugleich fremde Inhalte herangezogen und die spielmännischen Künste, Späße, Schwänke und Fabeln zunutze gemacht, die z. T. schon seit der Zeit der römischen mimi (Schauspieler, Gaukler, Spaßmacher) in allerlei Formen umgingen und großenteils aus der Fremde stammen, z. B. von den Sieben weisen Meistern, von Aristoteles oder von Salomo, der sich von dem groben Tölpel Markolf überwinden lassen muß.

Grundzug dieser Spiele ist eine unüberbietbare Unflätigkeit, namentlich überall, wo Frauen hereingezogen werden, und langsam nur reinigt sich der Witz zu der gemütlichen Ehrbarkeit der Hans-Sachsischen Spiele des 16. Jahrhunderts, die dann in den Kreis buchmäßiger Dichtung hinüberführen.

Dieser Grundzug besonders der Nürnberger Spiele ist aber nicht allein aus der Wüstheit des großstädtischen Pöbels zu erklären — nicht der Pöbel, sondern bürgerliche Gemeinschaften (in Lübeck sogar der Adel) richteten diese Spiele aus, bürgerlich sind die Dichter, die Rosenplüt, Folz u. a., und der Rat, sogar die Dichter wehren sich vergeblich —; der Unflat ist auch nicht schlechthin der Roheit des Jahrhunderts zuzuschreiben, vielmehr ist grade die kennzeichnende Zügellosigkeit zwischen Mann und Frau das Erbe der alten Fruchtbarkeitsbräuche zu Frühlingsbeginn, in einer neuen Welt als unerkannt -heiliges Herkommen festgehalten wie die widerlich-schamlosen Gestalten und Umzüge der ältesten Komödie zur Zeit des höchsten Aufstiegs griechischen Geistes. Wenn das Bild der Nerthus nach der Umfahrt gewaschen wird, so weist das auf die ihr von Tacitus gleichgesetzte römische 'Mutter Erde' zurück, deren Bild nach ihrer 'Heiligen Hochzeit' mit dem Gotte ebenfalls gebadet wird. Diese Hochzeit, die das neue Leben aus ihr, der Erde, hervorgehen läßt, haben wir nicht nur im morgenländischen und griechisch-römischen Altertum, sondern auch auf den nordischen Felsenzeichnungen, die mit aller etwa zu fürchtenden Deutlichkeit ein Paar sich umarmen lassen und das auf einem jener Schiffswagen. Nachklänge finden wir noch im deutschen Volksbrauch: an dem Zusammentun von Maikönig und Maikönigin und an dem 'Brautpaar' bei Perchtenumzügen.

Es läßt sich denken, daß einst, wie im Morgenland, das die ältesten Zeugnisse bot und, nach der für unsre Breiten allzufrühen Ansetzung im Jahreslaufe zu urteilen, wohl auch das Urvorbild gab, bei solchen Festen zu sympathetischer Förderung der Fruchtbarkeit alle Bande fielen, und wenn man von

dem Rasen liest, das sich im Jahre 1133 nächtlicherweile um einen solchen Schiffswagen in Flandern erhob, so hat man noch eine Stufe, die aus dem Uraltertum über das Fastnachtspiel zu dem heutigen Karneval und seiner Maskenfreiheit führt.

Wie die Spiele an wirkliche Frühlingsbräuche anknüpfen, zeigen überdies der Wettkampf zwischen Mai und Herbst in einem der Sterzinger Spiele, 'Die Eggen' und 'Neidhard mit dem Veilchen'. Umzuge mit dem Pflug dienen wie die mit dem Schiff der neuen Fruchtbarkeit, und dazu gehört, daß die in der Fastnacht ledig gebliebenen Jungfern ihn ziehen mussen. Das wird dadurch zu einem Fastnachtspiel, daß die Mädchen, einzeln gefragt, einzeln die wundersamen Grunde ihrer Ledigkeit angeben. Obendrein hat uns Hans Sachs dies Spiel beschrieben und ausgenutzt in einem Schwank vom Weißen Sonntag anno salutis 1532. Den Fruhlingstanz der Bauern zeigt das Neidhardspiel, das in seinen drei erhaltenen Fassungen — die älteste zugleich unser ältestes Spiel und das einzige des 14. Jahrhunderts — auch ein Beispiel der Wandelbarkeit der Texte und der Abstufung des Anstandsgefuhls ist. Hier ist der Minnesänger Neidhard von Reuental, der Bauernfeind, nun eine literarische Gestalt und Held vieler Schwänke, mit dem Schwank von dem Veilchen unterm Hute, das die Bauern mit einem 'Dreck' vertauschen, auch ins Fastnachtspiel gedrungen, und es hängt an den Worten noch etwas von ritterlicher Zierlichkeit. Es wird auch nicht so roh wie die Nürnberger Spiele, fuhrt vielmehr in seiner Verbreiterung darüber hinaus zu einem Drama nach Art der geistlichen und bietet sogar schon schauspielerische Vorschriften: 'Hie hebt die Herzogin den Hut auf, und sie sehen den Dreck darunter liegen und haben Grausen darob und sehen einander an, und die Herzogin spricht...'

Vielleicht hängen mit diesen ausgedehnten österreichischen Spielen auch die der Perchten zusammen, von denen wir nichts als eine Nachricht, keinen Text haben. Im Jahre 1855 schreibt Ignaz v. Zingerle, mit dem Perchtellaufen sei nicht zu verwechseln das Perchtelspiel, das früher auch in und um Lienz im Fasching vorgekommen, nun aber verboten sei. 'Das war ein großes, schönes Spiel, und wohl sechzig Leute spielten mit. Da mußten wilde und schöne Perchteln sein.' Jene waren den Menschen feind, diese waren gar herrlich angelegt (gekleidet) und den Menschen hold. Das ist also wie bei den Holden und Unholden.

Vielleicht waren diese Spiele selbständig aus den Umzügen der Perchten erwachsen. Jedenfalls aber erweist der Name bestätigend den rückwartigen Zusammenhang mit den alten Masken. Daß wir die Lübecker, Augsburger, Nurnberger, Sterzinger, Schweizer Spiele nicht voneinander ableiten können, bestärkt ohnehin ihre Urtümlichkeit.

In unserer Zeit haben schließlich nach jahrhundertelanger polizeilicher Bekämpfung die Pinzgauer Perchten ihre 'originellen' Tänze fur 40 Heller in 'Saallokalitäten' aufgeführt.

Mit der 'Sonnenkilbi' der Schweizer Urkantone ist ein Umzug von 'Wildmann und Wildweib' verknüpft, und in Obwalden gibt es ein burleskes Gespräch zwischen ihnen: auch ein Schauspielanfang. Der Wildmann, der 'Tschämmeler' (zu dem angeführten 'scheme') mit Tannenbart und Tannenreisig bekleidet, gilt dabei als Schutzgeist des Viehs bei Nacht, Sturm und Ungewitter. Er teilt Kuchen und Süßigkeiten aus und sorgt für den Spaß beim Feste.

Das eigentliche Fastnachtspiel ist bereits im 16. Jahrhundert dem kirchlichen und dem vom griechisch-römischen Altertum vordringenden weltlichen Schauspiel erlegen oder in ihm aufgegangen, nachdem es doch schon, bei Rosenplüt, einen Anfang zu ernster politischer Satire und, in der Schweiz, zu einem wirklichen Lustspiel gemacht hatte. Nur Einzelrollen haben sich erhalten, besonders die komische Figur, der 'Narr', der zwar Gewand, Namen und Wesen nach den Zeitanschauungen und fremden Einflüssen immer wieder geändert, aber die Unanständigkeit und Gefräßigkeit des alten Fruchtbarkeitsdämons nur schwer abgelegt hat.

Sebastian Brants 'Narrenschiff' von 1494 ist natürlich das der uralten Umzüge, und Murners 'Großer Lutherischer Narr' von 1522 wird auf einem Schlitten herumgefahren wie der des kinderfressenden Narren beim Nürnberger Schembartlauf (S. 24), nur hat Luther die Narren schon im Leibe, und es ist bezeichnend, daß für den Schlitten dann auch der Karren steht.

Ein kleines Lämpchen hat noch fortgeglüht in den 'Klopfan'-Versen, die nach den Anfangsworten so genannt sind und um die Neujahrszeit in den 'Klöpfleinsnächten' dargebracht werden: es ist das alte Heischen der Masken an den Haustüren, nun das Klopfen mit Wünschen für das neue Jahr verknüpft, deren manche voll des gewohnten Schmutzes und grober Schmähungen sind, manche auch voll verliebter Zartheit:

> Klopf an! Klopf an!
> Ein neues seligs Jahr geh dich an!
> Ich wünsch dir das ewig leben,
> Das wolle dir Gott geben!
> Und wünsche dir ein Stüblein warm
> Und deinen Buhlen an deinen Arm ....

Wie der Klopfan vorzustellen sei, sehen wir an einer Sammlung solcher Gedichte, die in Nürnberg bei Kunigund Hergotin zwischen 1528 und 37 gedruckt ist: vor dem Hause steht ein Jüngling mit dem Türklopfer in der Hand, aus dem Fenster sieht ein junges Weib auf ihn herab. Derlei Verse verlaufen dann in unsere Neujahrsglückwünsche.

Den Übergang zum Wütenden Heer wiederum finden wir in einer Anzahl guter Zeugnisse.

Der 1610 gestorbene Jacob Trausch erzählt in seiner Straßburger Chronik zum Jahre 1516 'Wunderzeichen und Geschicht des wüettendt Hör genandt'.

Nämlich daß man es seit Jahren im Elsaß und Breisgau und sonst bei Tag und Nacht in Waldern und Bergen gehört habe. 'Bei Nacht liefen sie mit Trommeln und Pfeifen über die Felder, auch durch die Städte mit großem Geschrei mit Lichtern. Solche Gespenster liefen etwan fünfzig, achtzig, auch oft hundert und zweihundert miteinander. Der eine trug den Kopf, der andre das Gekrös in Händen, etwan einen Arm oder Schenkel, wie sie im Kriege waren umkommen. Sie hatten Lichter mit laufen, also daß man sie erkennen möchte, wer sie sind gewesen und zuvoran in Kriegen und anderswo umkommen. Es lief allwegen einer voraus, der schrie stets Abweg! Abweg! daß niemand nichts geschähe. Vom Allmend aufs Eigen, alsdann im Feld lief man auf die Äcker vom Allmend, in den Städten lief man von den Gassen in die Häuser oder auf die Türschwellen. Da geschah niemand nichts, was sie aber auf dem Allmend antrafen, das fand man tot.'

Es ist völlig der Bericht vom Wütenden Heer, den wir schon kennen, einschließlich des getreuen Eckehard, bis auf das Laufen am Erdboden, das menschlich-irdisch scheint, in die Gassen der Städte und sogar in die Häuser führt, die Lärminstrumente und die Lichter zum Erkennen der Toten. Aber zum Schlusse werden alle 'Gespenster und Poltergeister' genannt, die der Teufel als Äußerstes vor dem Untergang durch Martin Luther ausgesandt habe. Trausch selbst denkt nicht an Masken, sondern an arme Seelen.

Das Lärmen der Masken durch die Straßen mit dem Eindringen in die Häuser (wobei im Gegensatz zur Allmende niemand etwas geschieht) könnte von den Nikolausbräuchen beeinflußt sein, wie sie vom salzburgischen Wolfgangsee erzählt werden. Das ist wie beim Ersatz der Toten- durch Fegefeuerseelen die bekannte gegenseitige Durchdringung von Heidnischem und Christlichem.

Ähnlich ist in Obersteier das 'Wilde Gjaid' mit Fastnachtbräuchen zusammengebracht: ein 'sonderbares Fuhrwerk', bestehend 'aus einer Art Schlitten, der fast gestaltet ist wie ein Schiff', dient nicht als Wagen für die Schar selbst, sondern wird mit Teufeln und bösen Menschen beladen nachgezogen: man erkennt den Schiffswagen der Nürnberger Fastnacht und dahinter den der nordischen Felsenbilder.

12. Wilde Leute und Riesen. Die 'Wilden Leute', die wir schon (S. 24) bei Fastnachtsumzügen und in eignen Spielen (S. 28) auftreten sahen, kennen wir bei uns seit Burchard von Worms, d. h. seit Anfang des 11. Jahrhunderts (S. 10). Die Wilden Waldfrauen, meint er, sollen körperlich sein, sich, wenn sie wollen, ihren Liebhabern zeigen und mit ihnen ergetzen, und auch, wenn sie wollen, wieder verschwinden.

Sie sind Vertreter und Walter des pflanzlichen Wachstums, nicht sozusagen nachträglich und durch Entwicklung wie die seelischen Holden und Perchten, sondern von vornherein: auch von ihrer Seite her zeigt sich jenes Zusammenwachsen, das die Scheidung all dieser Wesen so schwer und die Erklärung ihrer Herkunft aus einem Punkte so verhängnisvoll leicht macht.

Aber es ist uns noch immer wohl verständlich, daß auch der Pflanze, insbesondre dem Baum, eine Seele nach Art der menschlichen beigelegt wird, die dann auch menschlich mit ihm lebt und stirbt.

Wir haben seit Tacitus viele Nachrichten von heiligen Hainen bei unsern Vorfahren — den der Nerthus haben wir schon (S. 24) erwähnt —, und auch der einzelne Baum kann Verehrung genießen.

Beim Tempel von Uppsala stand ein mächtiger, immergrüner, wohl eine Eibe, und darunter floß ein Quell, an dem Opfer dargebracht wurden. So haben die schwedischen Bauerngehöfte einen 'Schutzbaum', und in sagenhaften Erzählungen ist das Haus gleich um den Stamm gebaut, wie das Hundings, zu dem Siegmund kommt (Kap. VII. 2. 6). Hier heißt er sogar, das Seelische bezeichnend, der 'Kinderstamm'. Nach einem solchen verehrten Baume ist dann im Norden die Welt als eine immergrüne Esche gedacht, die nun statt des irdischen das Himmels-Dach stützt oder selbst bildet. Eine Quelle strömt auch von ihren Wurzeln, eine Halle steht auch um ihren Stamm, und darin werfen drei weise Jungfrauen, die Nornen, den Menschenkindern ihr Los. Soweit mag dies den Wirklichkeiten entsprechen. Aber dann folgt eine reiche mythologisch-dichterische Ausgestaltung und Ausdeutung: es sind drei Quellen; an den Wurzeln nagen viele Schlangen, mit ihnen ein leichenfressender Drache; ein Adler und ein Habicht sitzen in den Zweigen, ein Eichhörnchen läuft Unfrieden stiftend zwischen beiden usw.

Der Sinn des 'Kinderstammes' wird noch besonders beleuchtet durch den eddischen Mythos, daß die Menschen von drei Göttern aus Asc und Embla, einem Eschenstamm und einer Schlingpflanze geschaffen sind. Wie damals die ersten Menschen, können jetzt Kinder aus Bäumen hervorgehen, und ein Rest dieser Vorstellung ist es, wenn eine Frau den Schutzbaum zu Erleichterung der Geburt umfaßt.

So versteht sich denn, daß ein Baum blutet, wenn man ihn verletzt: er ist der Leib einer Seele, die in ihm wohnt. Das kann sogar eine menschliche, durch den Tod freigewordene, eine Ahnenseele sein. Wir fanden z. B. (S. 18), daß die seelische Frau Holle unter Hollunderbäumen wohnt.

Sonst sind unsere deutschen Zeugnisse freilich blaß gegen die nordischen Mythen. Der Mönch Rudolf von Fulda, der 865 starb, überliefert: die Sachsen 'brachten Quellen und belaubten Bäumen Verehrung dar. Sie verehrten aber auch einen Baumstamm von nicht geringer Größe, den sie unter freiem Himmel aufgerichtet hatten, und nannten ihn in ihrer Sprache Irminsul, d. h. Allsäule, weil sie alles trage.' Hier ist der Stamm ausdrücklich von dem 'belaubten Baum' unterschieden: er trägt das Dach der Welt wie jener 'Kinderstamm' das des Hauses, trägt das Himmels-'Zelt' wie die Mittelstange das Zelt des Nomaden. Und Rudolfs Vorstellung von der Irminsul ist deutlicher als die der kleinen Lorscher Chronik von 806, die uns berichtet, daß Karl der Große (im Jahre 772) die sächsische Eresburg erobert und 'den berühmten Tempel und Hain Irminsul' zerstört habe; auch als die Einhards, des Biographen Karls:

er spricht in seinen Fuldaer Annalen von einem 'Götterbild (idolum) namens Irminsul'. Danach könnte man sich eine Göttergestalt oder doch ihren Kopf in den Stamm geschnitzt denken, wie sie an hölzernen Hochsitzsäulen der nordischen Halle angebracht waren: und das sind Bilder von Ahnenseelen. Ansuz 'Ase' aber heißt 'Balken', und die vandalischen Hasdingenkönige, die man den griechischen Dioskuren gleichsetzt, heißen Rhaos und Rhabdos, 'Rahe' und 'Balken' (S. 50).

Im übrigen sind die Zeugnisse für Baum- und damit meist auch Quellenverehrung in Deutschland sehr zahlreich. Wir denken an die allbekannte Geschichte von der Fällung der 'Eiche Donars' durch Bonifaz — 'so heißt sie mit altheidnischem Namen' ist ausdrucklich hinzugefügt —, und führen als einziges weiteres Beispiel an, daß Karls des Großen Sachsengesetz alle bedroht, 'die an Quellen oder Bäumen oder Hainen Gelübde tun oder opfern'.

Auch in Deutschland blutet der Baum, wenn man ihn verletzt, weint sogar und klagt, und die Wunde, die ihm geschlagen ist, kann wieder dem Frevler zuteil werden. Auch in Deutschland sieht man in mancherlei Abstufungen, daß und wie Bäume den Schutzgeist einer Familie, eines Menschen in sich wohnen haben, auch Seelen Abgeschiedener; und man kann das Leben eines Baumes zu Stärkung des eignen Lebens gewinnen, wenn man ihn zur Feier des Frühlings oder der Hochzeit vor sich her ins Haus tragen läßt.

Schließlich kann sich die Seele auch von dem Baume loslösen.

Drei Jungfern sind für ihre Frevel vom Blitz erschlagen. Ihre Seelen fahren in drei große Bäume, 'und so oft einer davon gefällt wird, geht die Seele in einen andern. Nach Gebetläuten hört der Vorübergehende von den Wipfeln dieser Bäume herab lockende Stimmen oder schadenfrohes Gekicher, und nicht undeutlich glaubt er zwischen den Ästen eine Gestalt zu sehen, die ihn zu sich winkt'. 'Ein Pfleger, der Waisengelder angegriffen hat, spukt im Walde. Er sieht aus wie in Baumrinde gekleidet, lehnt sich an einen Baumstamm und schaut die Holzarbeiter starr an, bis sie entsetzt fliehen.'

Hier belebt sich das Grauen weltferner Stille, das Zusammenkrampfen des Herzens beim plötzlichen Blick auf unfaßbare Unformen in abseitigem Dämmergrün zu wunderlichen Schreckgestalten; dort spricht das Lispeln und Rauschen der Blätter lieblich und schaurig zugleich.

Diese Wilden Leute werden nach den Landschaften und der Art ihrer Wälder verschieden vorgestellt. Riesenhaft sind die Wildweiber, die sog. Fanggen, in Tirol: der Körper borstig, das Haar schwarz, struppig und voller Flechten, ihre Mäuler ungeheuerlich weit, ihre Stimmen männlich rauh, ihre Kleider Baumrinde und Wildkatzenpelz. Sie hausen, auf Männer lüstern, beisammen im Bannwald, jede mit ihrem Leben an den Baum gebunden, von dem sie den Namen trägt. Der im Sturm den Wald durchfahrende und somit leicht dem Wodansheer zugezählte Riese, der Wilde Mann, ist ihr Gatte, und sie frißt Menschen wie er. Aber auch sie tritt in menschliche Dienste und bleibt, bis Herkunft und Name ruchbar werden.

Ihnen gesellt sich im Riesengebirge der Berggeist Rübezahl, der nach dem ältesten Zeugnisse, des 16. Jahrhunderts, als Mönch Wandrer in die Irre fuhrt und dann lachend auf einem Baum verschwindet, der aber auch Unwetter heraufführt und nach Belieben Menschen neckt oder begünstigt. Er ist am weitesten von allen Wilden Männern in das unvolksmäßige Schrifttum freier Nach- und Neudichtung und darüber wieder in den Volksmund zurückgelangt und gehört so als besonders merkwürdiges Beispiel in dies Buch. Den Weg beschritt zuerst der Leipziger Magister Prätorius im 17. Jahrhundert, dann Musäus mit seinen 'Fünf Legenden von Rübezahl' im 18.

In Graubünden haben die 'Waldfänken' zu ihrer Urkraft auch Gewandtheit, Witz, Wetter- und Kräuterkunde. Es gibt auch kleine, die über dem Waldgebiet in Felslöchern wohnen und in Zwerge und Hausgeister übergehen. Dann besorgen sie das Vieh im Stall und auf der Alm eifrig um geringen Lohn. Von da ist ein kleiner Schritt zu den 'seligen Fräuleins': das Sanfte ist doch auch in den Alpen vertreten. Es sind 'milde, schöne Geister des Waldes und Gebirges, die über und unter der Erde segnend wirken, den Menschen hilfreich, die Tiere schützen'. Aber sie verführen auch durch ihren unsäglich schönen nächtlichen Gesang den einsamen Hirten hoch oben. Auch sie heilen als Kennerinnen der guten Kräuter und helfen als Hausgeister wundersam in der Wirtschaft, besonders segensreich (wie Frau Holle) in der Spinnstube; sie heiraten einen irdischen Mann und haben Kinder, aber auch sie verschwinden, wenn das Geheimnis ihrer Herkunft gelüftet wird: nur an gewissen Tagen kehren sie zurück, ihre Kinder zu pflegen.

Ihnen entsprechen im innern Deutschland die Holz- oder Moos-Fräulein oder -Männlein. Auch sie hört man im Winde durch den Wald rauschen, und sie gesellen sich dann zum Wilden Jäger oder werden von ihm gejagt. Es fehlen jedoch auch dort riesenhafte Gestalten nicht: Unholde, die in Luxemburgischen Wäldern schreien, daß sich die Bäume zu Boden neigen, oder die in der Angst der Menschen zum Himmel wachsen; wieder anders die Motivverbindungen bei Frau Harke, der gütigen Riesin des Sollings, die seine Waldtiere betreute und schützte und nach der Rodung ins Thüringische ausgewandert ist (S. 31).

Für uns Heutige, denen der Wald festtäglich ist, herrschen ja wohl die Seligen Fräulein darin: gütig und lösend, weich und tröstlich ist das Leben, das wir ringsum spüren, das Wachsen und Sprießen im stillen Spiel der Lichter, das Belauschen heimlicher Tiere und Tierchen, die immer tiefere und fröhlichere Ruhe der Menschenferne, die uns reinigt und zur Andacht stimmt: wir erleben, wenn auch gezähmt in einem gezähmten Walde, die Verehrung der Voreltern für ihn, indem wir ihn mit der eignen Seele beseelen, und spüren unter seinem kommenden und verhallenden Rauschen den alten Glauben in uns selbst, den kein Dreinreden hat vergiften oder nur kränken können. Und so sieht der Maler das Schweigen auf einem großäugig-geisterhaften Tiere durch die Stämme reiten; das 'Waldweben' wird zu vielgestaltig-schwebender Musik,

und Dichter suchen mit tastenden Worten das Unsägliche des Waldes zu sagen: sie, vor allen Eichendorff, gewinnen ihn uns in romantischer Zeit so zurück, wie wir ihn heute haben.

Was uns berechtigt, die Wurzeln all dieses Baum- und Waldlebens, so stark es noch im Mittelalter neue Triebe angesetzt haben mag, noch unterhalb der germanischen mindestens in der indogermanischen Vorzeit erwachsen zu denken, das ist zunächst einmal der Einklang mit antiken Vorstellungen.

Auch nach dem griechischen Schöpfungsberichte des alten Hesiod vom Anfang des 7. Jahrhunderts v. Chr. ist das eherne Geschlecht der Menschen aus einem Baum erwachsen: es ist die Esche, die so wie im Norden die Welt trägt, im erwanderten Süden aber nicht daheim ist. Odysseus baut sein Schlafhaus um einen mächtigen Ölbaum, der im Gehöfte stand, stark wie eine Säule. Erst als es fertig ist, kappt er die Krone, glättet den Stamm und befestigt an seinem Fuße das Ehebett. Dadurch wird der ein 'Kinderstamm' wie er in Hundings Halle stand, und sein Abbild wird der Weltenbaum wie die Himmelssäule: so kindlich ist die Rundung des Himmelsrandes und die Höhe darüber nach den Maßen der Rundhütte gemessen, die ja noch älter sein wird als das selber schon steinzeitliche rechteckige Haus. Der 'hochdonnernde' Zeus wohnt, wiederum nach Hesiod, in der Rieseneiche von Dodona wie Donar in der von Geismar, die Bonifaz fällte, und er offenbart von dort sein Orakel; Tauben wohnen im Wipfel wie Adler und Habicht in der nordischen Weltesche, und unter beiden rauschen Quellen; im Norden ist es die Quelle der schicksalbestimmenden Nornen, die den griechischen Schicksalsgöttinnen gleich an der Weltachse wohnen, oder die des Riesen Mim, in der 'Witz und Weisheit verborgen sind' (S. 16, S. 30). Hinzufügen aber kann man aus den griechischen Nachrichten noch, was im Norden nicht gesagt ist, daß Stamm und Äste der Eiche mit Kränzen und Bändern geschmückt wurden: zum Opfer.

Wir wollen neben diesen Gleichheiten nicht noch die indischen und persischen, die ägyptischen, babylonischen, altaischen usw. anführen — hier ist die Himmelsachse in dem nomadischen Zelt am urtümlichsten erhalten, und ein Zelt um eine lebende Birke dient als Tempel; ein Baum als Mutter der ersten Menschen kehrt wieder und wieder gleich dem 'Baum des Lebens' in der Bibel —. Wir gedenken vielmehr noch der Verwandtschaft unsrer Wilden Leute mit den griechischen Wald- und Naturwesen.

Der Homerische Hymnus auf Aphrodite weiß von den Nymphen des Waldgebirges: sie werden geboren und sterben mit den schönen Fichten und Eichen; sie tanzen mit den Unsterblichen und gatten sich ihnen im heimlichen Winkel lieblicher Grotten. Die Maliai, eine älteste Gruppe, ist nach der fremden Esche genannt, die Dryaden nach den Eichen, und der Name Hamadryaden besagt, daß ihr Leben an das der Eichen geknüpft ist, und auch hier klagt und blutet der Baum, wenn er verletzt oder, nach Vergil, aus dem Grabe des Toten gerissen wird, dessen Blut nun in dem Stamme fließt. Und wie bei uns die Wald- in Wiesen- und Feldgeister übergehn, ihre Gestalt und ihr Wesen nach

der Pflanzenwelt abwandeln, so kommen wir hier zu Nymphen der Felsen und Wiesen, auch der Sümpfe und andrer Gewässer. Gegenüber stehen dann die antiken Wilden Leute und Geister der Wildnis: Kyklopen, Faune, Silvane mit entsprechenden Eigenschaften.

Hieran hat das griechische Altertum märchenhafte Geschichten geknüpft, die wir bei uns wiederfinden, ohne gleich an gemeinsamen Urbesitz zu glauben.

Eine Stimme aus der Wildnis gebietet den Vorüberschiffenden, in der Stadt den Tod des großen Pan zu melden, und dort erhebt sich lautes Klagen. In Pan sind 'die geheime Lust und das dunkle Grauen der wilden Waldeinsamkeit' (nun mit vielen Zügen südlicher Fruchtbarkeit) zusammengefaßt, wie etwa bei uns in Wode die schweifenden Seelen. Aber bei uns schreit es aus dem Walde: 'Sag der Stutzamutza, die Hoachrinta ist tot!' Die Stutzamutza daheim, die Magd mit den Riesenkräften, ruft 'die Mutter! die Mutter!' und ist davon auf Nimmerwiedersehen in den Bannwald. Ebenso wird, mit geringen Abweichungen (etwa der Namen: Rohrinta, Stutzforcha, Struzzi-Buzzi, Staunze-Maunze) bis weit in den Norden von Holzweibchen und Buschmännchen, Seligen Fräulein, Zwergen, katzen- und bockgestaltigen Kobolden erzählt.

Dazu die schwankhafte Geschichte von der übertölpelten dummen Fangga. Sie fragt einen Bauern, der beim Spalten eines zähen Stammes ist, nach seinem Namen. 'Selbtan'. Sie freut sich auf das Menschenfleisch. Der Bauer läßt sie sich selbst fangen, indem er den Keil aus dem Stamme zieht. Auf ihr Geschrei kommt der Wildmann herzugerannt. 'Wer hat dir ein Leids getan?' 'Selbtan!' Das ärgert den Wildmann, und er ruft: 'Selb tan, selb gelitten!' und läuft davon. Wer gedenkt nicht der Geschichte von Odysseus, der sich 'Niemand' genannt hatte, und Polyphem, dem Kyklopen, dem er das einzige Auge mit glühendem Pfahl ausbohrte und dann, unter einen Widder geklammert, aus der Höhle entkam! Sie ist ja auch in zahlreichen Märchen über die Welt verbreitet, und grade was übereinstimmt, die betrügerische Namenangabe, könnte bei Homer einer besonderen volkstümlichen Quelle entstammen. Als auf das Gebrüll des Geblendeten die andern Kyklopen herbeikommen und fragen, wer ihm Leids getan habe, da ruft er aus seiner Höhle:

'Niemand tötet mich, Freunde, mit Arglist oder gewaltsam.'
Darauf gaben die Antwort jene geflügelten Wortes:
'Nun, wenn keiner dich denn, so allein wie du bist, vergewaltigt,
— Krankheit freilich von Zeus, dem Erhabnen, wer kann ihr entfliehen! —
Flehe vielmehr zum Vater, dem Meerbeherrscher Poseidon!'
Und sie gehen davon.

Die Kyklopen mit ihrer Käserei entsprechen den tirolischen Kasermandeln, d. h. Wildleuten, die sich in den herbstlich verlassenen Almhütten einfinden, manchmal wie Menschen, in Baumbast gekleidet, aber auch als Pferde, ähnlich den früh in die Kunst erhobenen Kentauren, oder mit einem einzigen großen

Auge mitten auf der Stirn. Solche Kyklopen haben wir z. B. im Taunus, in Uri und Siebenbürgen.

Wir sehen so die Wurzeln manches Wunderwesens der mittelalterlichen Dichtung und bildenden Kunst, aber sie gibt uns auch selbst noch manche Ergänzung.

Im 13. Jahrhundert erzählt das zweite der Epen von Wolfdietrich, daß dem Helden mehr als zwei Jahre die Rauhe Else nachgegangen ist und ihn mit echt faunischer Lüsternheit zu Manne begehrt. Nun kommt sie nächtlich auf allen Vieren wie ein Bär zu seinem Feuer im Walde und verspricht ihm ein Königreich für seine Liebe. Er weist sie in die Hölle zurück. Aber sie verzaubert ihn, nimmt ihm Schwert und Roß, und er rennt in den Wald, bis er unter einem schönen Baume — wieder die Unholdin findet. Wieder versagt er sich ihr. Sie versenkt ihn in Schlaf, schneidet ihm die Nägel und raubt ihm zwei Locken: ursprünglich ein Opfer? Ein halbes Jahr läuft er wahnsinnig im Walde, bis ein Engel der Rauhen Else befiehlt, ihn zu entzaubern. Da endlich willigt er ein, wenn sie Christin werde, sie fahren nach Troja, Else wird durch einen Jungbrunnen zur schönen Sigeminne, und beide herrschen in Freuden.

Man könnte gleichlaufende Volkserzählungen anführen. Hier im Epos jedenfalls ist dies ein Einschub voller Widersprüche in sich und zum Ganzen, und im ersten Wolfdietrichepos ist es vielmehr ein scheusäliges Meerweib, das den Schlafenden beschleicht, ihm das Schwert raubt, seine Liebe verlangt und als teuflisch zurückgewiesen wird. Aber auch als sie sich in die schönste Frau verwandelt und ihm samt seinem Rosse (nach Wilder Weiber Weise) mit einer 'Speise' zu neuen Kräften hilft, weigert er sich und vertröstet sie auf einen seiner bösen Brüder, dem sie dann auf Meeres Grund die Herrschaft über alle Wunderwesen der Tiefe verspricht.

Jedenfalls ist aber so das Wilde Waldweib mit mancherlei Zügen auch für das 13. Jahrhundert bezeugt. Und besonders bezeichnend ist doch wohl, daß die Flucht den Helden grade zu ihr zurückführt im beängstigenden Kreislauf des Verirrens im Walde.

Tiefer mit der Handlung verknüpft, vielmehr ihre eigentlichen Helden sind die Wilden Leute in dem wunderschönen klangvollen Eckenlied, das im 13. Jahrhundert zum Vorrat fahrender Dichter-Sänger gehörte, aber auch im Sinne französisch-höfischer Kunst erweitert und nun voller Widersprüche ist.

Auf dem südtirolischen, einen großen Teil des Etsch- und des Eisacktales beherrschenden Berge Jochgrim hausen, wie noch im Volksglauben, drei riesige 'Wetterhexen'. Sie sind in dem erhaltenen Epos zu Königinnen geworden, die alle drei statt eines Sturmes nun den Riesenjüngling Ecke gegen Dietrich von Berne aussenden; daß anfänglich eine von ihnen herausgehoben war, scheint nachher vergessen. Möglich, daß noch Spuren sturmhafter Natur Eckes außer in seinem Gehaben auch darin erhalten sind, daß er als Kaum-Zwanzigjähriger wohl hundert Helden gefällt hat, wie man Stämme fällt und wie der Wind im Gebirge mit den Bäumen tut. Und Dietrich fragt ihn: 'Bist du jung

oder alt? Wohnst du ewig im Wald?' Im übrigen trägt Ecke zu allen prächtigen Waffen ein herrliches Schwert mit wunderbarer Vorgeschichte, 'das man Sachs nennt', und es dient zusammen mit dem Namen des Helden als 'Herrn Ecken Sachs', d. h. die ganze Dichtung ist angestrengt, um Dietrich, dem Sieger über den wie ein Teufelskind Gottes Beistand abtretenden Ecke, ein würdiges Schwert Eckesachs zu verschaffen. So erkämpft er ja auch seinen Helm Hildegrim von dem Riesenpaare Hilde und Grim.

Weit weniger ist die Folgeerzählung verrittert: sie versetzt uns ganz unter die Wilden Leute der Tiroler Berge.

Dietrich trifft nach der Erlegung Eckes eine minnigliche Frau an einem Wiesenquell schlafend, die gibt ihm eine wunderbare Heilsalbe. 'Du tust mir seliglich' sagt er, und es schimmert etwas von den Seligen Fräulein (S. 32) herein. Sie heißt, als ob sie ein altes Weib (bâbe) wäre, Frau Babehild, hat ein schönes Land im Meer und weissagt ihm wie die erweckte Walküre dem jungen Sigurd (Kap. VII. 2. 3).

Fasold, mit Unrecht zu Eckes Bruder gemacht, 'König über Wilde Lande', mit Krone, ritterlich gewappnet, weiberhaarig und mit langen Zöpfen, die neben seinem Rosse zutal hängen, hat ein Mädchen als sein 'Wild' gehetzt, hat ihr — wieder die wunderliche Zweizüngigkeit höfischer Sitte und volkstümlichen Glaubens — 'ihr hohes Leben wilder Art erniedert'. Auch sie versteht zu heilen: sie reibt ein Kraut 'mit wilder Meisterschaft' in der Hand und hilft Roß wie Reiter. Nur zuerst kämpft Fasold noch mit Ästen, greift bald zum ritterlichen Schwerte. Dietrich (der im Kampfe mit Ecke von Gott eine zweite Kraft erhalten hatte) findet den neuen Gegner fürchterlich: er glaubt, Eckes Herz sei in ihn gefahren, wiewohl der tot im Walde lag: 'Gott möge mich bewahren!.. Mir ist, als täten zwei Dus mir Leid! Wahrlich, das sollst du nicht, du sollst den Gesellen fahren lassen: bestehst du mich hier allein, so bist du ein kühner Mann!'

Es trifft sich, daß wir in einem Wettersegen finden: 'Ich gebiete dir Fasold, daß du das Wetter wegführest mir und meinen Nachbarn ohne Schaden!' Aber wir würden in dem Hetzer des Holzfräuleins auch ohne das den Wilden Mann erkennen, der im Sturme herniederfährt. Auch sonst verrät ihn Tracht und Gehaben nicht minder als die heilkundigen Wildfrauen. Dietrichs Entsetzen aber über die Wanderung von Eckes Seele führt uns wieder an den Anfang unsrer Betrachtungen über die Baumseelen: wenn ihr Stamm geschlagen ist, so fahren sie in einen andern, bis vom ganzen Walde keiner mehr steht (S. 31).

Ecke und seine Sippschaft heißen hier Riesen, so auch andre Leute übermenschlicher Größe in unserm Schrifttum, mögen sie gleich andrer Herkunft sein als die Wilden Männer und Frauen, z. B. aus der französischen Dichtung stammen.

Das Wort risi begegnet in althochdeutscher Zeit nur als Übersetzung; sprechend aber ist, wenn im Altsächsischen eine Burg auf hoher Bergklippe wrisilic giwerc, Riesenwerk, genannt wird: Riesen schreibt man etwa ein

Naturspiel übereinandergetürmter Felsenblöcke und -brücken zu. Das erinnert nicht nur an das Wort Hünenbett, das große Steingräber riesenhaften Unbekannten der Vorzeit zuspricht, es führt gradezu auf das für unsere Heldendichtung älteste und wichtigste Zeugnis der deutschen Ortssage, den lectulus Brunhilde 'Brünhildenbett'. So bezeichnet eine Urkunde vom Jahre 1043 ganz eindeutig ein Steingebilde auf dem Feldberge des Taunus, das in der Tat einem Bette gleicht. Dort auf fränkischer Bergeshöhe dachte man also die Jungfrau schlafend, zu der Sigurd-Siegfried durch die Flammen drang, vor undenklicher Zeit, wenn auch die Dichtung erst germanisch war. Ein Brünhildenstein ist bereits zu Anfang des 9. Jahrhunderts auf der Hohen Kanzel des Taunus bezeugt. (Der steinerne Brunholdes- jetzt Brummholz-Stuhl bei Dürckheim im Walde, zuerst 1360 erwähnt, gehört zu dem männlichen Namen Brunold.) Aber auch in England gibt es nach einer Urkunde von 1220—50 einen Brunildeberg, so daß dort die Jungfrauenerweckung nicht minder als der Drachenkampf des Nibelungenkreises bezeugt wäre (Kap. V. 8).

Wir denken aber auch an die nordischen Riesen, die nach Sage und Dichtung die ungeheure Götterburg erbaut hätten, sogar vor Göttern und Menschen vorhanden und selbst Urstoff der Weltschöpfung gewesen wären. So wird schon zeitgenössisch der Altersvorrang dieser 'niederen Mythologie' vor der Religion der großen Götter hervorgehoben (wie ja auch der griechische Zeus mit den Seinen erst nach dem Kampfe mit den alten Riesen ans Ruder kam) und die nun von der neuen Ordnung niederzuhaltende Urkraft und -größe der Riesen der furchtbareren nordischen Natur entsprechend dargestellt: davon ist das Brünhildenbett ein Abglanz (S. 51 ff.).

Dem Alter der Riesen entspricht ihr altlastendes Wissen um Urzeit und Zukunft. Aber weder ihren Weissagungen (etwa Mims, dessen Haupt die Runenweisheit besitzt (S. 16, S. 33) und Odin am Tage des Weltuntergangs berät) noch ihren ungeheuren Kämpfen mit den Göttern, besonders Thor, haben wir bei den Wilden Leuten unsrer Alpen etwas entgegenzusetzen, es sei denn, wir sähen in dem Kampfe Dietrichs mit dem Sturmriesen Fasold oder mit Ecke den Kampf eines höheren Lebens und seines Helden mit den rohen Mächten der Wildnis, der Unwelt. Ecke ist verrittert, z. T. auch andre unter den mannigfachen riesischen Gegnern Dietrichs (Kap. VI. 5), sonst sind in der mittelhochdeutschen Dichtung die einheimischen Riesen (von den fremden zu schweigen) größer und törischter, stärker und häßlicher als gewöhnliche Kämpen. Sie sind als Hofriesen wie im Gedichte von König Rother unüberwindlich, als Gegner einzig zum Besiegen da und nehmen dann viel vom Dummen Teufel an.

13. Zwerge. Neben den großen Wilden Leuten fanden wir (S. 32) kleine, je nach der Natur, die sie vertraten. Kleine wohnen namentlich unsichtbar unter der Erde und sind Herren der in ihr verborgenen Schätze, die sie nun verarbeiten zu unvergleichlichem Schmuck und unüberwindlichen Waffen. Es gibt in Westfalen Höhlen, in denen unterirdische Schmiede hingestelltes Eisengerät flicken, der Schmiedehügel Burhöj in Jütland strahlt sogar nächt-

lichen Feuerschein aus, und dgl. ist über die halbe Erde verbreitet: wir denken an die Kyklopen im Ätna. In der Grafschaft Berkshire ist schon 955, bei Salzburg um die Mitte des 13. Jahrhunderts, ein solcher Ort 'Wielands Schmiede' genannt. Wieland bedeutet 'der Kunstfertige', und das ist hier zum Namen, er selbst zum Verfertiger von Heldenwaffen, insbesondre des Schwertes Miming, und zum Heldenvater geworden.

Wenn wir aber von Zwergen sprechen, so mischen wir, der Größe oder vielmehr der Kleinheit nach, Kobolde mit ein, wörtlich Hauswalter (wie im angelsächsischen cofgodas 'Hausgötter'), die doch wohl Seelen der im Hause Gestorbenen, Ahnenseelen, sind gleich den römischen Penaten, und die ebenfalls seelischen Alben. Die erfahren wir heute nur noch im Albdrücken oder Albtraum, dem sog. Inkubus, als verwandlungsfähige tier- oder menschengestaltige, auch gestaltlose Wesen: im Norden hören wir noch von dem Opfer an die álfar, und ein toter König heißt sogar der Alf von Geirstad, weil man ihm dort (um Fruchtbarkeit! Vgl. S. 19) opfert. Auch Wieland wird als Albe bezeichnet, und seine albische Art äußert sich und wächst in der fürchterlichen Rache an dem Könige, der ihn in menschlichen Dienst zwingen will (Kap. VII. 3).

Unser 'Elf', 'Elfen' ist die englische Entsprechung zu 'Alb', 'Alben', erst durch den Dichter Wieland zu uns herübergebracht, also bei uns wurzellos gewesen und erst nachträglich heimisch geworden oder angeähnlicht. 'Erlkönig' (mit Anlehnung an Erle) beruht auf falscher Übersetzung des danischen Ellerkonge 'Albenkönig' durch Herder. Aber der nächtliche Albtraum des Huckup (Springauf, S. 11) mit seinem tödlichen Empor- und Überwachsen fließt hier in den ruhig-tiefen und den schneidend-angstvollen Wechselworten von Vater und Kind, in dem Grauen, das aus dem schwebenden Nebel, dem Lispeln und Wiegen der alten Weiden lockt, — und in den längst eingeseelten Tönen Schuberts zu einer Verlebendigung zusammen, vor der alles Erklären absinkt. Hier führt der königlichste Brückenbogen unmittelbar in die Nacht- und Grauenbeseelung unsrer Urvorfahren zurück.

Von dem Schrat, der durch Gerhart Hauptmann wieder geläufig geworden war, haben wir eine dichterische Gestaltung vom Ende des 13. Jahrhunderts, einen zierlich erzählten hübschen Versschwank. Wie er nämlich aus einem Bauernhofe, den er durch sein nächtliches Poltern und Herumwerfen aller Geräte, aber auch, selber unsichtbar, durch seine fürchterlichen Schläge unbewohnbar gemacht hatte, von einem Eisbären nach hartem Kampfe vertrieben wird. Das Schrätel, hier auch Wichtel, Tuster, Teufels Gespenst und Valant genannt, ist nur drei Spannen lang, aber gewaltig stark, sieht scheußlich aus, trägt einen roten Mantel und als Waffe einen Bratspieß, aber es packt auch mit den Händen zu, beißt und kratzt. Am andern Tage spricht es den Bauern an: 'Lebt die große Katze noch?' 'Ja, mit fünf gleichen Jungen.' Da verschwindet das Schrätel und bleibt verschwunden.

Die Geschichte spielt in Dänemark, und der Bär ist aus Norwegen gebracht: möglich, daß sie mit von dort stammt. Aber sie ist mit den vielen

auswechselbaren Einzelzügen noch heute in Deutschland lebendig, und die Gestalt des Schrätels läßt sich hier bis ins 10. Jahrhundert zurückverfolgen.

Notker der Stammler, der St.-Galler Sequenzendichter des 10. Jahrhunderts, erzählt in seinen Geschichten von Karl dem Großen auch von einem haarigen Dämon namens larva (und über larva steht in einer Handschrift die Übersetzung schrat), 'der sich mit lustigen Streichen und Necken der Menschen abgab und die Gewohnheit hatte, in das Haus eines Schmiedes zu kommen und nächtlicherweile mit den Hämmern und Ambossen zu spielen'. Als der Hausherr ihn mit dem Kreuzzeichen vertreiben will, verspricht er ihm für Gewährenlassen eine immervolle Flasche. Die füllt er dann in dem Keller des geizigen Bischofs, läßt aber jedesmal das Faß auslaufen. Der Bischof versiegelt endlich die übrigen mit dem Kreuz: da traut sich der Schrat nicht heran, kann aber auch den Ort nicht mehr verlassen. Er wird aufgefunden, nun in Menschengestalt, gebunden und öffentlich gepeitscht. 'Wehe!' ruft er dabei, 'daß ich die Flasche meines Gevatters verloren habe!'

Schon hier finden wir also auch Züge, die durch die lebenden Sagen wieder und wieder bestätigt werden: Necklust und nächtliches Poltern, das Dauergeschenk, das dann doch plötzlich entschwindet. Eigen scheint freilich der Schluß, daß der Spuk erst sichtbar werdend menschliche Gestalt hat, daß er menschlich gestraft wird und nicht darüber, sondern über den Verlust der Flasche klagt.

Jene Ahnenverehrung (S. 38) dürfte zugleich der allerälteste Gottesdienst sein, dem wir noch nachkommen können: wir kennen Salbung von Hausgötzen mit Butter aus dem alten und neuen Norwegen, und auch in den Alpen wird von Hirten ein Holzgötze oder ein Strohmann Hansl täglich mit Butter gefüttert, oder er wird, wenn man ihn vergißt, lebendig und rächt sich. Hier mag sich mit dem rohsten Fetischismus, der das Göttliche in einer Sache, einem Geräte voll lange aufgespeicherter Gefühlswerte wohnen läßt, durch Personifizierung eine Hausgott- und Ahnenverehrung oder auch, bei den Hirten, die Begütigung eines Wilden Mannes verbunden haben. So läßt ja auch das althochdeutsche scrato und scraz, das incubus, monstrum, larva und lar (die Schutzgottheit des römischen Hauses) übersetzt, doch in waltscrato für faunus und satyrus wieder den Übergang zu den Naturgeistern offen; einen Waldfaun, der vielleicht nur eine Luftspiegelung sei, muß sich der Held Waltharius von einem der Angreifer vor seiner Schlucht nennen lassen. Umgekehrt gibt es auch die Vorstellung, daß Kobolde schon beim Bau mit den Balken ins Haus getragen, also Naturgeister wie die Wilden Leute seien.

Entsprechend solchen Vermischungen sind die Namen dieser Geister unzählig, wie sie sich denn nach den Berichten selbst die seltsamsten beilegen und sich freuen, wenn die Menschen sie nicht wissen oder nicht erraten können. Lehrreich, wie 'Heinzelmännchen' sich nach Kopischs Gedicht verbreitet und nun fast eine neue Gattung bezeichnet: von kleinen hilfreichen Hausgeisterchen, die angefangene Arbeiten nächtlich zu Ende führen, aber durch das Licht

der Lauscherin aufgescheucht jämmerlich über die ausgestreuten Erbsen purzeln und auf immer verschwinden.

Hausgeister sind unzuverlässig, rachsüchtig und voll Schabernack, und man tut gut, sie vorsichtig zu behandeln, sie zu speisen, ihnen eine Wohnstätte einzurichten (S. 18). Dgl. verstehen wir ja ohnehin unter Kobold. Aber auch das Spuken und Poltern, das Auftreten in Tiergestalt, besonders als Schlange, das Unheil- und Todkünden erinnern nicht minder an die Ahnenseele als die Bezeichnung von Zwergen als Hollen.

In unsrer alten Dichtung ist von alledem wenig. Der Zwerg, der dort zuerst in dem (zwar lateinisch geschriebenen) Ruodliebroman des 11. Jahrhunderts erscheint, ist bereits von ihr geformt, und er wird weiterhin schablonenhaft ritterlich. Der französisch-keltische Zwerg in den höfischen Epen der folgenden Jahrhunderte und die gelegentlich, z. B. in der Geschichte vom Herzog Ernst, einspielenden griechischen Pygmäen bleiben von vornherein fremd, sind meist kaum mehr als kleine Menschen, z. B. Boten und Diener oft in Scharen, und vollends geht in den allegorischen Dichtungen des späteren Mittelalters auch das verloren. Aber es läßt sich denken, daß all dies Zwergenwesen auch auf die deutsche Heldendichtung abfärbte.

Held Ruodlieb fängt einen Zwerg. Der löst sich dadurch, daß er den Schatz eines Königspaares, Vater und Sohn, verrät und seine Gattin, 'klein, wunderschön, mit Golde und prächtigem Kleide geschmückt', Geisel sein läßt. Da gibt es also schon eine Familie nach menschlicher Art. Die Treulosigkeit, die noch vorausgesetzt wird, ist von dem geistlichen Verfasser wunderlich abgebogen: die Zwerge verdanken ihre Langlebigkeit grade treuem Biedersinn und einfachem Essen. Hier waltet also bereits völlige Willkür der Ausgestaltung. Übrigens war nach dem Eckenliede (S. 35) und der norwegischen Thidrekssaga, die um 1260 nach deutschen Vorlagen arbeitet (Kap. VI. 2. 2; 3), Ruodliebs Schwert von Zwergenhänden geschmiedet, vielleicht von Alberich, und der hätte es dann dem Könige des Berges gestohlen.

Hier fühlt man sich mannigfach an das Nibelungenlied erinnert. 'Nibelungen' ist doch ein Albenname. Gebildet nach 'Nebel', das zugleich die Finsternis, nämlich die unterirdische, bezeichnet. Wie Ruodlieb besiegt Siegfried ein Königspaar, die Nibelungen, und zwar 'vor einem hohlen Berge', und gewinnt ihren großen Schatz. Sie heißen Nibelung und Schilbung, 'der Mann des Dunkels' und 'der Mann des Felsgesteins'. Siegfried findet bei dem Schatze das Schwert Balmung, 'der aus der Felsenhöhle' gedeutet: wie das Ruodliebs von Zwergen geschmiedet war.

Ein Schatz, wie er zuerst im Nibelungenliede von etwa 1205 (Kap. VII. 1. 2) vorgeführt wird, ist also schon durch den Ruodlieb bezeugt, gehört aber zu den Grundlagen der Nibelungendichtung — so ist es auch nach kaum übersehlichen Entwicklungen bei Wagner und Hebbel geblieben — und ist schon für das 5. Jahrhundert zu erschließen: Ruodlieb wie Nibelungenlied haben an den Zwergen schon stark modernisiert.

Auch einen Alberich treffen wir im Nibelungenliede wieder: als Siegfried die Könige und bei ihnen zwölf Riesen samt 700 Recken erledigt hat, da besiegt er auch den starken Zwerg und gewinnt ihm die unsichtbar machende Tarnkappe ab, das echte und grundständige Kennzeichen der Seelengeister, und macht ihn zu seinem Schatzhüter. Später kämpft der 'listige' Zwerg — so heißt er, ohne daß es in der Handlung begründet wäre — noch einmal gegen seinen unerkannten Herrn, nun mit Helm und Panzer und einer schweren, siebenknotig-goldenen Geißel ausgerüstet, und diese ist französischer Herkunft. Aber dies ganze Alberich-Zwischenspiel ist erst um 1205 ersonnen, und von ihm ist vielleicht der Name Alberich an den Zwerg des Ruodlieb in der Thidrekssaga geraten.

Denn Alberich rückt zum eigentlichen Zwergenkönige auf, während nach (verkehrter) Auffassung der Edda Wieland der 'Albenherrscher' ist. Vielleicht begann es mit dieser Rolle schon, daß der grimme Hagen, 'der Nibelunge Trost', zum Sohne eines Alben gemacht wurde. Das wäre dann schon in den ältesten erschließbaren Liedern geschehen. Der später auftauchende Name Aldrian für den Vater dürfte aus Alberich entstellt sein.

Ein Zwergenkönig Alberich ist auch der Vater Ortnits, aber er ist kein Graubart, wie die Zwerge unsrer Heldendichtung, sondern wie ein vierjähriges Kind, schön und reichgekleidet. An sich wäre das bei der urwüchsigen Verschiedenheit der Naturgeister, wie wir sie angetroffen haben, sehr wohl möglich, hier aber liegt wohl etwas andres näher: fremde Herkunft, nämlich aus einer Form der französischen Auberon-Dichtung, die bei uns durch Wielands und Webers Oberon bekannt ist. Freilich steckt ja in dem französischen Auber- das germanische Alber-, und eine germanische Grundgestalt des Alben ist um so weniger zu bezweifeln, als auch der älteste Merovinger Chlodio einen Sohn Alberich hatte, der wenigstens im 12. Jahrhundert als eine Art Outlaw Gegenstand phantastischer Bedichtung nach epischer Weise war. Aber was ist von der germanischen Gestalt geblieben, wenn sie nun, mit französischen und keltischen Zugen ausgestattet, als überirdische Hilfe in ein rheinisch-deutsches Epos des 12. Jahrhunderts zurückkehrt?

Ortnit findet, durch einen Traum hinausgetrieben, das schöne Kind unter einer wonnigen Linde. Es wäre ihm wie allen andern unsichtbar gewesen, hätte er nicht den besondern Ring von seiner Mutter gehabt, der eben von Alberich herrührt. Er will es auf sein Roß heben, aber er empfängt einen harten Stoß vor die Brust und kann es kaum bändigen. Es löst sich durch herrliche Waffen, durch Nennung seines Namens Alberich und das Versprechen, bei der Brautwerbung des Helden jenseit des Meeres Hilfe zu leisten. Wie im Ruodlieb wird Bürgschaft verlangt — die Berufung des augenscheinlich christlich gewordenen Zwerges auf Gott wirkt nicht —, und auch hier folgt die Beteurung, Seinesgleichen wisse, daß er ehrlich sei, aber dann nimmt Ortnit den Schwur an. Vielleicht hat ihn doch auch der Zusatz des Zwerges mit bewogen, daß er dreimal so mächtig sei als sein Überwinder und unter der

Erde alles habe, was er wolle. Es folgt noch ein langes Neck- und Täuschespiel des 'bösen Geistes', des 'wilden Weisen', bis er sich, wiewohl von übermenschlichem Alter wie der Zwerg Ruodliebs, als Ortnits Vater zu erkennen gibt: an einem Maimittage stand er unsichtbar vor dem Bette der Mutter, die ein Kind ersehnte, und bezwang sie. Das ist in einem ältesten Zeugnisse der erotische Albtraum, wie er noch jetzt in Volkssagen lebt.

Weiterhin ist dann der kleine Unsichtbare mit vielen spaßhaften Zügen der Helfer, der alles zu gutem Ende führt, wie er denn auch, wieder gleich dem Ruodliebzwerge, die Zukunft sieht. Aber am urwüchsigsten ist er doch, wo er bei dem alten Heidenkönig für Ortnit um die Tochter wirbt und ihm statt des verlangten Ausweises einen 'Maulschlag' schlägt, der ihn vor Wut verrückt macht; oder wo er den Feinden die Waffen auf der Mauer zerstört; feiner, wo er aus den heidnischen Götzenbildern spricht und damit das Spiel wendet: überall hier der koboldige Schabernack. Dagegen stehen die sanften, die christlichen, sogar bekehrerischen Züge durchaus zurück.

Noch ein viertes Mal ist das Erzählschema des Ruodlieb benutzt: in der norwegischen Thidrekssaga (S. 40) fangt Dietrich von Berne den Zwerg Alfrigg, den 'größten Dieb' unter allen Zwergen, und der löst sich, indem er ihn auf den gewaltigen Schatz zweier Leute, hier eines riesischen Ehepaars, und auf das Schwert Nagelring weist, das er selbst geschmiedet und wunderbar gehärtet hatte. Auch hier verlangt der Sieger 'Sicherheit', ehe er den Zwerg losläßt, nämlich Nagelring.

Die Vergewaltigung der Frau — freilich bei der ungeheuren Frömmigkeit des Gedichtes nur versucht —, die Tarnkappe, das Zerstören der Waffen auf der belagerten Burg findet sich bereits um 1180 in dem spielmannischen Orendelepos.

Früh schon gibt es also zusammengeschlossene Gruppen von Zwergenmotiven, doch wohl eben nach der Volkssage. Zu einer eigenen Dichtung hat es nur einmal gelangt — wie auch nur einmal bei den Riesen (S. 35) —, nämlich bei Laurin. Er ist aber wie Ecke ritterlich geworden, und nur der Hintergrund bleibt mythisch.

Der mythische Hintergrund wäre hier der wunderbare Rosengarten eines Zwerges in dem Meraner Paradies unter den Schneebergen und die Entführung eines Mädchens durch einen in der Tiefe hausenden Zwerg. Wenigstens dies beides haben wir leidlich sicher wiederum in der Tiroler Volkssage, die ja durch gedruckt verbreitete Ausschmückungen verschwemmt oder nach unserm Gedichte verundeutlicht ist, und beides ist verknüpft durch Laurin, dessen Name vielleicht als der eines Kobolds (zu 'lauern') auch schon bereitlag.

Nach endlicher Besiegung des Zwerges bricht auch hier die ursprunghafte Heimtücke noch einmal durch, als er die Befreierhelden in sein Reich hinabgeführt hat, das unter dem Glanze strahlenden Edelgesteins von unerhört prächtigem höfischem Leben wimmelt: Dietleip, der Schwager, wird eingeschlossen, die vier andern mit einem Zaubertrank benebelt, aneinander-

gefesselt, eingekerkert, und es bedarf erst der Hilfe der Entführten, um die Befreiung und die gemeinsame Heimkehr einzufädeln.

Wir erkennen auch in diesem kindlich fröhlichen Gedichte das neue Verfahren des Eckenliedes: in heimischen Sagenhintergrund ritterliche Taten zu verflechten und zu ihrem obersten Helden Dietrich von Berne zu machen. Daß hier wie dort dann innere und äußere Widersprüche entstehen, das ist nicht wunderbar: schon das Nebeneinander der beiden Sagengrundlagen führt sie herauf.

In den Bruchstücken eines Epos vom Zwerge Goldemar und der Königstochter Hertlin ist die Entführung in den Berg noch weiter verhöfischt, vielmehr: es ist nichts Sagenhaftes mehr da, und der Befreier Dietrich muß die schöne Hertlin heiraten. Während doch der Frauenraub, aber mit schmerzlichem Ausgang, in Sagen noch fortlebt.

Solche Königreiche gibt es auch in der Volkssage, bei Walkenried sogar zwei. Veranlassung waren wohl die Höhlen der Gegend, zu niedrig für vorzeitliche Menschen, aber passend für Zwerge menschlicher Art: man muß ihnen nur die 'Nebelkappen' herunterschlagen, um ihrer habhaft zu werden. In Goethes 'Hochzeitslied' ist ja ein ganz kleinmenschlich königliches Fest, nun zugleich ins Possierliche gewandt.

14. Wassergeister. Mit den pflanzlichen Wesen fanden wir die des Wassers bereits in enger Verknüpfung: an den verehrten Bäumen fließen verehrte Quellen, aus denen Weissagung hervorgehen kann, in Germanien wie in Griechenland (S. 33); das Wilde Weib der Wolfdietrichepen gehört einmal dem Wasser, einmal dem Walde an, hat aber dieselben Heilkräfte (S. 35); so schläft auch die Babehild des Eckenliedes an einer Wiesenquelle (S. 36); die Geschichte von der Fangga in Menschendienst, die auf die Kunde vom Tode ihrer Mutter davoneilt, wird auch von der gefangenen 'Weiherjungfrau' Tille von Sarntal erzählt. Weiterhin hat aber auch die seelische Frau Holle ihr Reich unterm Wasser (S. 19f.), wie die Rauhe Else des ersten Wolfdietrichepos (S. 35), und es gibt Wasser- und Brunnenholden auch in der Mehrzahl (S. 19).

Wir sprechen von Nixen und denken uns verführerisch holde, recht unbekleidete Wasserfrauen darunter, deren Leib nach unten in einen schuppigen Fischschwanz endigt, und wir sind dabei wohl von Bildern der nächstverwandten Najaden u. a. in der griechischen Kunst beeinflußt. 'Nixe' leitet sich aber von nichessa her, und das ist die weibliche Form zu nichus, welches dann 'Krokodil' bedeutet: diese Wasserwesen sind nicht von vornherein lieblich, wie wir schon von dem Scheusal des Wolfdietrichepos sehen: sie trägt am ganzen Leibe Schuppen, ist schleimig und naß, ist mit langen Wasseralgen bewachsen, vom Kinne reichen die Grannen bis auf die Füße, das Haar fällt ihr über die Fersen, die Augenhöhle ist eine Spanne breit und zwei Finger tief, ihr Maul wie ein Schöpfeimer, ihre Zähne spannenlang, ihre Füße wie Schaufeln und die Stirne eine Elle breit: nie hören wir eine so genaue Beschreibung in unserm Geisterreiche sonst. Die männliche Entsprechung kennen wir kaum

unter dem alten Namen Nix, er klingt etwa an in dem Nickelmann, der nach Gerhart Hauptmann das Rautendelein gewinnt, zeigt aber seine Bosheit unter vielen andern Namen: als Wassermann in der Lahn, der alle Jahr sein menschliches Opfer braucht, als Hakemann in der Oker, der Kinder hinabzieht und als Kinderschreck dient, usw. Sie wandeln sich auch in und aus Tiergestalt wie der altgriechische Meermann Proteus. Unser ältester germanischer Vertreter ist der riesenhafte, nächtlich Menschen raubende 'Troll' Grendel, den Beowulf, der Held des angelsächsischen Epos, besiegt, und so wässerig sind vielleicht auch die Unholde vorgestellt, denen der Berner nach der angelsächsischen Dichtung mit Witeges Hilfe entrinnt (Kap. VI. 5). Später freilich sind Literaturriesen der (S. 37) besprochenen Art daraus geworden.

So ist das Liebliche, das Gleißende, das Tückische, das Furchtbare des Wassers in Quelle, Bach und Fluß, Teich, Sumpf und Meer wechselnd weiblich und männlich belebt, und wir vergleichen den Wandel der Gestalten bei den Waldwesen.

Daß aber jenes Opfer einst nicht nur in der Sage bestand, wissen wir aus dem schon (S. 9) genannten Prokop: die in Oberitalien eingedrungenen Franken werfen die zurückgelassenen Weiber und Kinder der Goten als Opfer in den Po. Das war im Jahre 539, als sie bereits Christen waren. Und die Quelle unter jenem Abbild (oder Vorbild) des Weltbaumes zu Uppsala empfing noch im 11. Jahrhundert Menschenopfer und gab dafür ihr Orakel: wie dort der Po.

Das 'Meerweib' taucht in unserm Schrifttum öfters wieder auf.

Das Gedicht von der Brautwerbung des Königs Oswald, das gegen 1180 im Aachener Gebiet seine erste Niederschrift erhalten haben mag, läßt ihn einen sprechenden Raben, Abbild des Spielmanns, an die Ersehnte schicken. Als der Bote auf einem Felsen im Meere rastet, geht ihm (wie Wolfdietrich) ein 'wildes Meerweib' nach, greift ihn bei den Füßen und entführt ihn in die Tiefe: 'sie gedachte Freude mit ihm zu haben'. Als er dort ihr und ihren Genossinnen 'Kurzweil' machen soll, fordert und erhält er zuvor Speise und Trank, und die Kurzweil besteht darin, daß er alle umschauen heißt und indessen entrinnt.

Im Nibelungenliede werden die wilden Meerweiber, die nun aber in einem Wasser an der Donau wohnen, wiederum überlistet, freilich nun in anderm Stil und mit anderm Erfolg. Hagen sucht den Fährmann, da hört er sie beim Baden plätschern, raubt ihre 'wunderbaren' Gewänder und hat so Gewalt. Die eine, Hadeburg, gelobt, ihm über den Ausgang der Fahrt zu den Hunnen zu weissagen, wenn er die Gewande zurückgibt. Die Frauen schwimmen, heißt es in einer Zwischenstrophe, wie Vögel auf dem Wasser. Darum deuchte ihn ihr Wissen gut und glaublich, und er erhielt Antwort auf seine Fragen, die aber nicht genannt werden. In der folgenden Strophe herrscht wieder die Einzahl 'sie' wie in der Strophe vor dem Einschub, aber ohne daß die Sprecherin Hadeburg neu bezeichnet wäre, und sie gibt Auskunft: 'Nie sind Helden so ehrenvoll in ein Land gefahren'. Das braucht keine Mitteilung über die Zukunft zu sein, aber Hagen versteht es freudig so. Er gibt die Kleider heraus,

die Frauen legen sie an, und nun weissagt ihm die zweite, Sigelind, erst richtig: die vorige Auskunft ist gelogen um der Kleider willen: niemand wird von Eurer Fahrt heimkehren.

Erst in den wunderbaren Gewändern tun die Frauen rechte Weissagung, sonst sehen sie wie Wasservögel aus, und denen traut Hagen eben darum die Gabe zu? Schwerlich. Offenbar haben die 'weisen Weiber', als Hagen sie erblickt, Frauengestalt, und das in der Zwischenstrophe von den Wasservögeln Gesagte verrät sich nicht nur grammatisch, sondern nun auch inhaltlich als Zusatz. Die Frauengestalt wird auch durch die Kleider nicht anders. Sie weissagen auch nicht erst deshalb richtig, weil sie sie angelegt haben. Sie sind wie badende Menschenfrauen, denen ihre Kleider geraubt sind, die aber die Gabe der Weissagung haben und sie zur Rückgewinnung ausnutzen. Freilich ist uns dann die Zwischenstrophe fast lieber: hier sind weissagende Wasservögel, während dort das Wunderbare fast davongeflogen ist.

In unserm zweiten Heldenepos, dem von Kudrun, meldet ihr, als sie wie eine niedre Magd am Strande wäscht, ein 'wilder Vogel' auf der Flut mit menschlicher Stimme die baldige Ankunft der Befreier. Eigentlich aber soll er ein Engel, ein Bote Gottes sein.

In beiden Fällen ist die Vorstellung bereits unsicher geworden, in beiden Fällen weissagen aber Wasservögel. Wir können unter ihnen kaum andre als Schwäne denken, wie solche nach dänischer Sage des 12./13. Jahrhunderts zu dritt aus der Luft herab Weissagung 'singen'. Wir erinnern uns aber auch der Geschichten von Schwanenjungfrauen, die ihrer Hemden beraubt menschliche Gestalt behalten müssen

Ein Knabe wohnt nach einer märkischenSage in einem unterseeischen Glaspalaste bei drei wunderschönen Schwestern, die er oben auf der Flut als Schwäne gesehen. Als sie einmal fern sind, packt ihn Heimweh, er ruft nach seiner Mutter und wird alsbald davongetragen. Aber es bleibt ihm immer die Sehnsucht.

So hat schon in der germanischen Heldendichtung Wieland der Schmied mit seinen beiden Brüdern am Ufer eines Sees drei flachsspinnende Frauen getroffen. 'In der Nähe lagen ihre Schwanenhemden.' So heißt es in der Prosaeinleitung des alten Eddaliedes, und wir müssen annehmen, daß die Hemden von den Brüdern geraubt wurden, wie auch der 'Trommler' des Märchens eins von dreien am Seeufer raubt. Denn das Lied selbst sagt nur, daß die drei ihre Frauen wurden. Aber im neunten Winter treibt sie die 'Not' davon auf immer. Wir ergänzen aus schwedischer Sagendichtung: sie hatten ihre Schwanenhemden zurückgewonnen und flogen als Schwäne davon.

Das wäre auch der ursprüngliche Sinn der 'wunderbaren Gewande' und ihres Raubes im Nibelungenliede. Das Weissagen dort ist hier ausgedrückt durch das Spinnen: das Spinnen der Zukunft, das wir auch bei den griechischen Schicksalsgöttinnen finden.

Die Verbindung von Wasserwesen mit Menschen ist auch sonst nicht selten. Der sagenhafte Langobardenkönig Lamicho (Kap. VIII. 2. 4) besiegt nach Paulus Diaconus eine 'Amazone' in einem Flusse, indes die beiden feindlichen Heere an den Ufern stehen, und erzwingt so seinem Volke den Übergang. Sein Name hänge mit lama 'Fischteich' zusammen: er ist eines feilen Weibes Kind, von seiner Mutter zugleich mit sechs andern geboren und in den Teich geworfen; König Agelmund kommt vorbei und wendet die Kleinen mit der Lanze hin und her; der eine greift danach, der König weissagt ihm eine große Zukunft und läßt ihn erziehen: Lamicho, sein Nachfolger auf dem Throne. (Ähnlich geschah es dem nachmaligen König Aistulf, doch ist sein Name 'Streitwolf' ohne Anspielung auf Wasser.)

Eine solche Vielheit von Kindern auf einmal deutet nach verwandten Erzählungen auf Ehebruch: in einem Märchen des 15. Jahrhunderts hat das 'Wünschelweib', das mit einer goldenen Kette in der Hand im Fließ badete, von einem Menschenmanne sechs Söhne und eine Tochter zugleich, alle mit Goldringen an den Hälsen.

Von Lamicho ist offenbar umgekehrt ein Wassermann der Vater, und so erklärt sich seine Fähigkeit, im Flusse mit jener 'Amazone' zu kämpfen.

So bekommt auch Held Witege einen 'Meerriesen' und eine 'Meerminne' zu Großeltern: Wate, d. h. der Water, nun aber ein gewaltiger Kämpfer der Vorzeit, und Waghild, d. h. Wogenhilde; und als er dem grimmen Dietrich von Berne nicht mehr entrinnen kann, stürzt er sich ins Meer, und sie nimmt ihn in ihren Armen auf (Kap. VI. 5).

Der Sinn all dieser Sagen aber ist lange vor jeder Gelehrsamkeit innerlichst erklärt in Goethes 'Fischer'.

Wir denken hier wohl auch an die Märchen von Melusine und Undine und die Zerstörung ihrer Ehen durch die Treulosigkeit ihrer Ritter, aber beide sind deutsch erst geworden. Daß indes die Verbindung von Mensch und Nichtmensch unglücklich auslaufe, gilt offenbar allgemein.

15. Walküren. Jene drei Schwan-Frauen im Wielandliede (S. 45) kommen geflogen, 'Kampf zu bewegen', sind zugleich Walküren wie die Weberinnen des 'Gewebes der Speere', d. h. der Schlacht, im nordischen Walkürenliede des 11. Jahrhunderts, und damit knüpft sich ein weiteres Glied an den endlosen Hand-in-Hand-Reigen unsrer Sagengestalten.

So schwebt die nordische Walküre Kara in Schwanengestalt singend und schützend über ihrem Helden. Als er aber im Kampfe einst sein Schwert zu hoch empor schwingt und ihr einen Fuß abschlägt, stürzt sie hernieder, und alsbald spaltet ihm der Feind das Haupt.

Die Walküren, wörtlich die 'Kieserinnen der Kampftoten', sind wohl ursprunglich in der Schlacht geborene Schreckvorstellungen, die auch den Helden jählings tödlich anstarren 'wie die Gorgo': so versteht ein angelsächsischer Übersetzer. Oder das ganze Heer in Fesseln schlagen: daher die Walkürennamen Heerfessel und Kette im Norden, aber auch Stoß, Schlag u. a., zu-

sammengesetzt mit Waffenbezeichnungen: die Walküren beteiligen sich selbst am Kampfe.

Wiederum führt da der Vergleich mit dem Griechischen zu einem Uralter solcher Vorstellungen empor: die Keren sind dort, wenn wir die Aussagen Homers und 'Hesiods' zusammenziehen, die grauenvollen krallenbewaffneten Gestalten in flatterndem Mantel, rot von Blut, in denen der Tod auf dem Schlachtfelde Verwundete und Unverwundete anspringt, die aber auch dem Einzelnen schon von Geburt schicksalhaft zugeteilt sein können. Sie reißen ihre Opfer fort, kämpfen untereinander um sie, saugen ihr Blut aus und suchen neue oder 'führen sie in das freudlose Haus' der Unterwelt.

Das sind Schreckensbilder, wie sie der Norden nicht mehr so ursprünglich wiedergibt: da sind die Gestalten schon stärker nach den irdischen Kampfjungfrauen ihrer Zeit geformt, von denen Geschichtschreiber und Dichter melden; sie haben ihre Heldenlieblinge; es steht bereits Walhall da als Kriegerparadies statt der freudlosen Unterwelt, und die Walküre führt den etwa auf des Walvaters, d. i. Odins, Gebot Gefällten als Helden und zum Lohne dorthin empor. Das ist dann verherrlichende Ausmalung heldischer Gedichte, nicht mehr vorgermanisch. Auch Sigurds schlafende und erweckte Jungfrau im Eddaliede ist zu solcher Walküre erst ausgestaltet (Kap. VII. 2. 3).

Bei uns in Deutschland unternimmt es der erste Merseburger Zauberspruch (Band II) noch vor jener Ausmalung, das willkürliche Wirken der idisi, der 'Frauen' zu lenken, daß sie Partei nehmen wie Brünhild oder Kara. Sie kommen aus der Luft herniedergefahren auf ein Schlachtfeld, die einen fesseln Gefangene, die andern lähmen das Heer, die dritten klauben an den Banden. Daß diese Frauen den Walküren entsprechen, das geben ja schon jene nordischen Namen Kette und Heerfessel. Und die von Tacitus überlieferte Bezeichnung Idisiaviso 'Frauenwiese' — vielmehr ist unverständliches Idistaviso geschrieben — für den Platz des Kampfes zwischen Arminius und Germanicus im Jahre 15 wäre besonders sinnhaft, wenn sie sich auf Walküren bezöge. Aber das ist doch sehr fraglich.

Weniger fraglich ist vielleicht die Inschrift 'Saitchamims', die im 2./3. Jahrhundert auf zwei Weihesteinen römisch-germanischer Soldaten bei Zülpich eingemeißelt ist: sie bezeichnet weibliche Gottheiten in der (hier besonders altertümlichen) Dativform, die für die Widmung natürlich ist. Der erste Teil des Namens dürfte dem altnordischen seidhr 'Zauber' entsprechen, der zweite zu hamjan, unserm 'hemmen' gehören: die 'Zauberhemmerinnen' wären walkürische Wesen wie die, denen unser Spruch gilt, und wie dort den Feßlerinnen Entfeßlerinnen entgegenwirken, so würden die Heerlähmerinnen durch die Saitchamiae bekämpft. Eine solche Steinsetzung scheint also Kriegern wohl angemessen.

Der Name Walküre möchte in der oldenburgischen Walriderske, der Schlachtreiterin, fortleben. Von ihr wird u. a. erzählt, wie sie einen Burschen ankriecht, der keinen Schlaf gefunden hat. Er erkennt sie und wartet, bis sie

sich auf ihn werfe, denn er weiß, wie man ein solches Wesen fangen muß. Als sie ihn nun zu drücken beginnt, packt er sie beim Haar. Da sagt sie leise:

Faat mi nich in de Haar,
Faat mi nich in de Kleer,
Ik bin klein Jantje van Leer!

Er aber hält fest, springt aus dem Bett und schlägt einen Pflock ins Riemloch. Nun erst sieht er, daß die Walriderske eine wunderschöne Jungfrau ist. Da sie den eingeschlagenen Pflock nicht lösen kann, wird sie seine Frau und die Mutter seiner Kinder. Bis sie eines Tages, als er bei ihr sitzt und sie liebkost, aufhorcht und fragt: 'Wat klinget de Klocken in England?' 'Jch höre nichts' sagt er. 'Zieh nur den Pflock aus der Tür, so kannst du es auch hören'. Er tuts, sie schlüpft hindurch und ist für immer verschwunden.

Es ist wie bei den entfliehenden Schwanfrauen, die zugleich Walküren waren (S. 45). Aber hier will 'eine' urtümlichste Walriderske doch auch einen nächtlichen Albtraum bringen, und so tritt das ursprüngliche seelische Wesen wieder hervor: der Reigen schließt sich.

16. Rückblick. Denken wir jetzt zurück an unsern labyrinthischen Gang durch die Sagen, dem jeder Querweg offen zu stehen schien, so verschwimmt die Erinnerung, und der Ertrag für unser Schrifttum scheint gering. Vielleicht beruht er mehr in Hintergründigem, Stimmungsmäßigem, das uns wie durch Vererbung als Eigenstes das Herz bewegt und mitempfinden läßt, besonders das ehrfürchtig liebende Einfühlen in das Leben der Natur. Sucht dies deutsche Herz noch immer bei Mutter Erde, was es im christlichen Himmel nicht findet? Dagegen scheinen uns, soweit wir mündig sind, die schreckhaften und freundlichen Gestaltungen abgeschiedener Menschenseelen kaum noch anders als durch Überlegung, durch Einstellung faßbar, es sei denn, daß die Stille des Friedhofs uns an sie heranführt. Aber auch als 'Sage' sind sie, wiewohl vielleicht durch Erneuung und Anpassung, immer noch lebendiger als die so viel jüngern großen germanischen Götter, die bis auf Wode auch im Volke unbarmherzig ausgerottet sind, und Wode gilt da nur als der Seelenführer.

Es finden sich aber doch auch Einzelzüge, z. T. schon stark entstellt, und zusammengefügte Gruppen von solchen, sogar abgeschlossene Dichtungen daraus bis in unsere Zeit immer wieder, die dann Erklärung nicht nur geben, sondern auch empfangen. Nur die alte germanische Dichtung scheint grade wenig zu gewinnen: die Grundlagen von Siegfrieds Drachenkampf, Horterwerb und Begegnung mit Alberich und den Nibelungen, dazu die Grundlagen der Merseburger Zaubersprüche ruhen auf vorgermanischen Sagenvorstellungen. Außerdem manche Züge der Siegmunddichtung (der Weltbaum, die Werwölfe, die Meerfahrt des Toten), die albische Verwandtschaft Witeges, Dietrichs erster Riesenkampf, einiges in Wolfdietrichs Abenteuern. Und die Wielanddichtung! Nicht daß sie vorgermanisch wäre, aber sie ist großenteils aus vorgermanischen Motiven zusammengesetzt. Wieland ist der einzige Held eines Heldenliedes,

der albische Abkunft hat; er gewinnt eine Schwanjungfrau als Gattin, die zugleich Walküre ist und zukunftiges Schicksal spinnt, ihn aber als echte Albin nach neun Jahren verläßt; er ist der kunstfertigste Schmied und schafft die wundersamsten Werke, zuletzt das übermenschliche Fluggewand; er rächt sich grauenhaft an seinem Feinde, der zähnefletschende Albe, dessen Augen wie die des Lindwurms gleißen, und er uberwältigt die Königstochter im Schlaf. Noch das 13. Jahrhundert verstand dies: es fügte einem riesischen Vater noch ein Meerweib als Mutter hinzu, in seinem Sohne aber wirken die albischen Kräfte in Untreuen fort, und der hat ein unüberwindliches Schwert von ihm.

17. Harlungen. Die schon (S. 13, S. 19) angefuhrten Harlungen scheinen nicht vollig in die bisherige Reihe zu passen. Sie mußten nach einem Vater oder Vorfahren Harilo heißen, und Harilo wäre (so gut wie Haricho) Verkleinerungsform eines Vollnamens mit Hari 'Heer' wie Har(i)bert, Har(i)ger, und sie ist in unsern Urkunden nicht selten. Eine brauchbare Anknüpfung aber gibt es nur etwa in Ortsnamen: Harlungun und Herilungeuelde in Österreich, Herlingehem bei Gent, Herilungoburg bei Pöchlarn an der Donau: uberall stehen hier die Bestimmungsnamen in der Mehrzahl wie die Harlungen selbst. Die Harlungenberge bei Vienenburg und bei Brandenburg, beide seit dem 13. Jahrhundert bezeugt, scheinen mit dem zugefugten mons 'Berg' schon die Bedeutung eines befestigten Wohnsitzes aufzugeben und zu der Vorstellung eines mythischen Hausens in oder auf einem Berge zu führen, wie es Wodan und Donar in Wodans- (Godes-) und Donnersbergen tun. Indes ist Harlungenberch bei Vienenburg auch geradezu ein castrum (Kastell) Ottos IV. Ein solches zweideutiges Berg = Burg ist auch der letzte Wohnsitz der Harlungen, das alte Breisach, der mons Brisiacus der gallischen Sequaner. Dadurch aber ist die allgemeine Beziehung der Harlungen zu Bergen nicht zu verdecken. Und eine solche Beziehung hat man auch bei dem warnenden 'getreuen Eckehard', dem Ziehvater der Harlungen, gehabt oder eingefuhrt: danach eben heißt der Berg, auf dem die Burg der Harlungen gedacht wird, der Eckardsberg, nicht anders als wenn der Warner Tannhäusers am Venusberge Eckehard heißt. Da haust denn auch Frau Holle oder das Wilde Heer, und er zieht ihrer Schar voraus mit Stab oder Keule und langem Bart, immer als Warner und 'getreuer Eckehard'. Wir denken also, wenn auch diese Nachrichten nicht über das 15. Jahrhundert zurückreichen, bei den Harlungen an Seelen- oder Naturgeister wie die um Frau Holle, Perchta oder Wodan. Dann könnte Har(i)lung den zum hari, nämlich Wodans, Gehörigen bezeichnen. Und Eckehard gehört nun um so mehr dazu, wenn er für die Brüder den nackten oder kopflosen quer übers Roß gebundenen Leichnam des Verräters dahinführt, denn das ist nicht ritterlich oder heldisch: so tut schon nach der Erzählung des Cäsarius von Heisterbach (im 13. Jahrhundert) der Wilde Jäger mit den Frauen, die er erritten hat (S. 13).

Aber wenn die beiden Brüder mythisch sind und so ganz ununterschieden auftreten wie in unsrer Dichtung, denken wir auch an die Alci des schlesisch-vandalischen Stammes der Naharnavalen, von denen Tacitus in der Germania

berichtet, daß sie einen altheiligen Hain haben, dazu einen Priester in weiblicher Tracht. 'Man erzählt von Göttern, die man in römischer Umsetzung Kastor und Pollux nennen würde. Dem entspricht auch ihre göttliche Macht; ihr Name ist Alci. Es gibt keine Bilder von ihnen, keine Spur fremdländischen (griechisch-römischen) Glaubens; sie werden aber wie Brüder, wie Jünglinge verehrt'. Es sind die Dioskuren, die wir aus indischer, griechischer, keltischer, lettischer, litauischer und germanischer Überlieferung auf indogermanische Vorzeit zurückführen können als göttlich-hilfreiche Zwillinge. Indische und lettische Mythen kennen sie auch als Açvinen und Göttersohne, die um die Sonnengöttin oder auch um zwei Sonnentöchter freien. Die griechischen Dioskuren aber rauben die beiden Töchter des Leukippos, die schon andern verlobt waren. Damit vergleicht sich, was die Thidrekssaga (Kap. IX. 9. 5) in wunderlich gehobenen, fast hymnischen Worten über das Erscheinen und gewaltsame Werben der Harlungen sagen läßt. Und sie erscheinen jahresmythisch regelmäßig mit dem neuen Frühlingswetter.

Fur die Vermenschlichung solcher Götterpaare haben wir manches Beispiel: vielleicht gehören bei den Angelsachsen Hengist und Horsa dahin, bei den Langobarden Ibor und Aio, bei den Vandalen Ambri und Assi, lauter Heerführer; ziemlich sicher die vandalischen Hasdingen Rhaos und Rhabdos (schon im 2. Jahrhundert), germanisch raho 'Rahe', 'Stange' und altnordisch raptr 'Balken'. Das sind keine Menschennamen, vielmehr Bezeichnungen urtümlicher Götterbilder, wie der Name der Asen, früher Ansen = Holzbalken (S. 31); vgl. litauisches stabas 'Götter' zu germanischem 'Stab'. Auswandernde Norweger nahmen, als sie sich dem Strande der neuen isländischen Heimat näherten, die ausgeworfenen Tempel-Hochsitzsäulen mit dem Bilde Thors als Wegweiser beim Landen. So handelt es sich hier wohl um zwei Bilder heimischer Götter, die, auf die Wanderung mitgenommen, sie nun leiteten. Diese vandalischen Hasdingen sind 'die mit dem Frauenhaar', gotisch hazds, nordisch haddr: das Königsgeschlecht, die Nachkommenschaft dieser Götter, heißt also nach der 'weiblichen Tracht' des naharnavalischen Priesters, der dann einer aus der Familie gewesen wäre, und diese Auszeichnung durch das lange Haar entspricht der der Merovingerkönige. Es gibt im Norden, nicht bei uns in Deutschland, Dichtungen, sogar sehr verschlungene Dichtungen von den Haddingen. Bestätigung dieser Zusammenhänge geben uns wieder die Dioskuren: in Sparta waren sie durch zwei mit Querhölzern verknüpfte Balken dargestellt, und die pflegten die Spartaner mit ins Feld zu nehmen: so lange beide Könige mitzogen, ließ man beide Dioskuren sie begleiten, führte nur einer, so ließ man ein Bild zurück. Man sieht, wie hier schon die einzelnen Könige Vertreter der Dioskuren sind und wie das Doppelkönigtum aus dem Glauben an dies Götterpaar hervorwächst.

So könnten auch unsere Harlungen vermenschlicht sein. Aber wie man auch 'Alci' zu erklären versucht hat, mit Harlungen ist es nicht glaubhaft zusammengebracht.

Die Namen der Harlunge, zufrühest im Angelsächsischen als Emerca und Fridla vereint und auf älteres Amr-ika und Frid-ila zurückzuführen, beides Verkleinerungsformen, scheinen über die Herkunft der Harlungen nichts auszusagen. Aber wir haben ja schon ein andres Führerpaar kennengelernt: Ambri und Assi, und der erste Name hat denselben Stamm wie Amrika, deutsch Am(b)riko, ohne Verkleinerung Am(b)ro, d. h. Zugehöriger der Ambronen, des Stammes, der mit Kimbern und Teutonen zusammen von der jütischen Halbinsel auswanderte und seinen Namen in 'Amrum' zurückgelassen hat. So heißt im Gesetze des Langobardenkönigs Rothari Audoin 'nach dem Stamme Gote', also Gaußo, und Rothari selbst 'nach dem Stamme Harude', also Harudo. Ambri würde man dann in jener Gegend des langobardisch-vandalischen Zusammentreffens als eine Verkleinerungsform von Ambro erklären können.

Aber man hat Ambri und Assi auch an Embla und Asc angeknüpft, aus denen Götter die ersten Menschen schufen (S. 30), und damit kämen wir wieder in den Bereich der Seelen- und Naturgeister, der 'Toten im Berge', auf den uns schon die Bergbehausung der Harlungen führte.

Nur hat angeblich die Ansetzung im Breisacher Berge eine besondre mythische Bedeutung. Im 'Buch von Berne' (Kap. VI. 2. 2. 4) ist davon die Rede, daß Ermanrich in Besitz des Harlunger Goldes ein gewaltiges Heer rüsten kann. Ist das also ein besondrer Schatz wie der nibelungische und ist er etwa mit dem mythisch-kostbaren Halsschmuck der Göttin Freyja, dem Brisingamene der nordischen Überlieferung, sozusagen dem Schatz der Brisinger, Brisiaci, der Brisacher, neuhochdeutsch Breisacher gleichzusetzen? Denn das angelsächsische Beowulfepos (Kap. V. 2. 2) berichtet einmal, daß Hama (unser Heime) auf der Flucht vor Eormanric ihm das kostbare Brisingamene entwendet habe, und sein Genosse Wudga (Witege) steht nach der Thidrekssaga mit den Harlungen in Verbindung (Kap. IX. 9. 5)). Aber die einzige Beowulfhandschrift hat vielmehr Brosingamene, und jene Verbindung ist nachträglich. Hält man aber das o in Brosinga für einen Schreiberirrtum und läßt die Besitzer des Brisingenhalsbands durch den Gleichklang in den mons Brisiacus gezogen sein, so kommt man doch wieder auf die Vorstellung von Unterirdischen. Und solche örtliche Anziehung können wir grade bei unsern Helden belegen: ein niederdeutsches Gedicht macht aus Brisach das näher gelegene märkische Friesack.

Ob die Harlungen, ehe sie in den Berg einzogen, ein andres göttliches Wesen gehabt haben (etwa nach Art der Alci), bleibt offen. Desgl. welche Betätigung sie in den Kreis menschlicher Helden eingeführt hat (S. 48f): ob jenes unverschämte Werben zur Frühlingszeit den Darstellungen der Unterirdischen in Heischezügen entsprungen ist?

18. Brünhild. Auch ihre Stätte ist ein Berg, der höchste in weitem Umkreis, und daß diese Frau nach der Vorstellung des 11. und wohl auch des 9. Jahrhunderts überirdisch ist, das besagen schon die gewaltigen Maße ihres Bettes, dazu die Verwandtschaft der Hünenbetten (S. 37) und der Götter-, zumal der Wodes- oder Godesberge (S. 12). Sie liegt wie im Totenreich hinter

der 'Waberlohe', der lebendigen Feuerwand, in todähnlichem Schlaf. Siegfried allein kann hindurchreiten, reitet hindurch — nach nordischer und westgermanischer Überlieferung — und erweckt die Jungfrau (S. 47).

Die Handlung stimmt zu dem späteren Dornröschenmärchen, dessen ursprünglichen Inhalt man in die Formel preßt: die Königstochter fällt in einen Zauberschlaf; ein Prinz dringt durch die ihr Schloß umgebende Dornenhecke und erlöst sie. Es gibt davon auch Fassungen, besonders keltische, mit einem Flammenwall statt der Dornenhecke, und die Edda kennt auch sonst die Burg auf hohem Berge mit einer Jungfrau hinter Flammenwall.

Was aber nicht zum Märchenwesen und zu diesem Märchen stimmt, ist das Fehlen der Schlußheirat. Das weist zusammen mit dem Berge und den Riesenmaßen der Jungfrau auf mythisches Gebiet: wie der Wachstumsgott Balder im Herbst sterben muß, um im Frühjahr auferstehen und seinen Lauf neu beginnen zu können, so verläßt Siegfried, ob verlobt oder nicht, die Erweckte; und wie Balders Geschichte nochmals mit seinem Doppelgänger und Bruder Bous beginnt, so kann Siegfried später, im Dienste Gunthers, nochmals zu Brünhild kommen, als wäre nichts geschehen: er war durch nichts gebunden, und er findet sie abermals hinter der Lohe, als wäre sie nie geweckt: es ist wie bei Balder eine Feier, die im nächsten Jahre wiederkehrt, die aber nur als einmalige Handlung episiert werden konnte.

Man würde dann auf die Erweckung einer Frühlingsgöttin wie der Ostara raten. Denn ein solcher Sinn scheint ausgesprochen in den hymnischen Worten, die das Eddalied der Erweckten in den Mund legt: nicht nur die feierliche Begrüßung des Tages und der Nacht, der Asen und Asinnen, sondern auch der fruchtschweren Flur. Denn diese Anrufung haben wir ebenso im Angelsächsischen:

> Heil sei dir Erdflur, der Irdischen Mutter!
> Sei du grünend in Gottes Umarmung,
> Mit Nahrung gefüllt zum Nutzen der Menschen!

Aber die umhüllenden Flammen, wenn sie nicht zufällig gewählt sein sollen, führen doch eher darauf, daß hier die Sonne selbst, noch nicht völlig menschlich gedacht — Brünhild ist übermenschlich groß —, ihre kennzeichnende Eigenschaft als sinnbildliche Beigabe behalten habe, wie wir das von vielen Göttern wissen. Noch im Grimnirliede der Edda ziehen Rosse die Sonne 'von der Erde hinauf', und die Götter haben einen Schild vor sie gestellt: sonst würde die Erde verbrennen. Es wäre eine ungeheure Heldentat, zu ihr einzudringen. Es wäre eine Überhöhung dessen, was der gewaltige halbmythische Hrolf in der Halle des Königs Adils tat, der ihn und die Seinen durch einen Feuerwall verderben wollte: er sprang ohne Schaden hindurch, und alle seine Recken folgten ihm. Auch alte kultische Feuerproben von Jünglingsweihen könnten im Spiele sein und der Sprung durchs Johannisfeuer.

Daß kultische Sonnenfeuerbräuche im Rheinfranken des 11. Jahrhunderts vorhanden waren, sagt der berühmte Codex Laureshamensis zu 1090: da wurde

am 21. März, am ersten Frühlingstage, die Lorscher Klosterkirche grade durch eins der geschleuderten feurigen Sonnenräder eingeäschert, und das Fest ist deutlich als heidnisch gekennzeichnet. Das Rad wird schon auf den schwedischen Felsenzeichnungen als Sinnbild der Sonne kultisch umhergefahren wie die Sonnenscheibe auf dem bronzezeitlichen Sonnenwagen von Trundholm, und es verliert diese Bedeutung nicht dadurch, daß es im heutigen Volksbrauch, besonders im Hinabrollen an Bergeshängen, die Felder reinigt — was eben auch durch die Sonne geschehen soll — oder durch andre Feuerträger, brennende Scheite, Fackeln u. dgl. ersetzt wird. Wenn aber das Emporschleudern der Räder oder Scheiben die Hilfe des Sympathiezaubers für die langsam emporklimmende Sonne bedeutet, so bezeugt insbesondre das Emporschleudern, das die Lorscher Kirche zerstörte, diesen Sinn für die Zeit und die Landschaft des Brünhildenbettes: die Radscheibe steigt nach derselben Vorstellung von der Erde auf, wie die Sonne in jenem Eddaverse.

Die Tat Siegfrieds wäre dann die episch-heldische Gestaltung dieses Zauberkultes.

Aber wer möchte sich noch getrauen, selbst einer eignen Lösung dieses schönen Rätsels Glauben zu schenken?

4. Märchen

1. Allgemeines. Im ursprünglichen Märchen wollen wir uns, ohne feiner zu unterscheiden, die Einbildungskraft des Erzählers, namentlich auch des Sagenerzählers (S. 7f.), beliebig primitiv und fessellos ergossen vorstellen. Er reiht Abenteuer, Zauber und Wunder aneinander, wie sie ihm einfallen, mischt vielleicht auch Geschehenes ein (S. 3) und verknüpft alles nach Laune um einen unüberwindlichen Helden; er will nicht erklären, sondern sich entladen, sich im Kreise seiner Hörer genießen, will unterhalten, spannen, erfreuen, das Leben in einer erträumten, auch aus Tier, Pflanze und Stein sprechenden Wunschwelt voller Könige, Schönheit und Gerechtigkeit nach seinem eignen kurzsichtig-einfachen Sinne köstlich oder furchtbar erhöhen. Er dichtet. Nicht gleich etwas Abgerundetes, zu einem guten Schlusse Aufgebautes, sondern etwas durch die gegebene Zeit und Gelegenheit Begrenztes, das sich in Lieblingsfabeln verfängt, in Ausmalung von Einzelheiten verliert, plötzlich bei einer Lücke vom eignen in fremde Wege abbiegt. So erzählten wir als Achtjährige zu zweit, so lange der Schulweg reichte, heute ich, morgen du, vor meiner Haustür mußte der Schluß kommen, und es galt auch, möglichst Neues aus Unter- und Überwelt anzubringen — neu nach unsern Maßstäben. Die Studenten haben das fortgesetzt, auf einer andern Stufe, und da galt es, gleich in die Erzählung des andern einzuhaken, sie nach eignem Sinne umzubiegen und auf Gebot abzuschließen. Aber nun waren wir ein ganzer Kreis, Männlein und Fräulein, draußen ging die Sonne fern überm Meere in rotem Feuer unter, und die Liebe spielte herein.

Es ist die erste und unterste Dichtgattung, in der ganzen Welt zu Hause, und doch schon im alten Babylon und Ägypten zur Kunst der geschlossenen Einzelerzählung und so zu dem Sinne emporgebildet, den wir heute i. a. mit 'Märchen' verbinden, niedergeschrieben und so in sichrer, oft feiner Gestalt über die Jahrhunderte schwebend oder durch alle Arten von Wandrern von Mund zu Munde weitergegeben, von und zu allen Völkern dringend, rasch entartend, sich ent- und vermischend mit andern; dabei ein Auf- und Absteigen und Wechselwirken schriftlicher wie mündlicher Formen zwischen Dichtern und Nichtdichtern bis in unsre Zeit.

Danach wäre Clemens Brentano, dem etwa im 'Schulmeister Klopfstock' unter der Hand fünf Märchen aus einem erwachsen, der so oft Umstände und Gestalten auspinselt, Gedanken und Worte herumwendet (und im Alter immer mehr) und sogar in hellen Widerspruch zu dem Gesagten gerät, der seine Märchen beim Wiedererzählen neu zusammensetzt, verbreitert und bereichert und dann selbst den Faden sucht — er wäre der ursprünglichere Märchenerzähler gewesen neben Wilhelm Grimm, der runde Kunstwerke aus dem gewonnenen Stoffe schuf und darüber ein unvergleichliches Gesamtkunstwerk. Dieses schien lange die Vorstellung von dem, was ein Märchen an Inhalt und Stil sein könne und dürfe, ein für allemal festgelegt zu haben, indem es die Weltansicht der tiefen Schichten, die allein es bewahrt hatten, emporhob, verklärte, verallgemeinerte und namentlich für Kinder säuberte. So haben die 'Kinder- und Hausmärchen' von allen Werken der deutschen Romantik allein die ganze deutsche Welt gewonnen und festgehalten und durch die Bannung unzähliger Kinderseelen in die sanfte, reine Heimeligkeit ihrer Zauberwelt unermeßliche friedliche Freude und eine allumfassende Gemeinsamkeit deutscher Kinder gestiftet. Aber sie haben auch die nachfolgenden Märchensammlungen beeinflußt, mit ihrem Klang das wirklich von den Erzählern Vernommene verdrängt oder verfälscht, und inzwischen sind neue Geschlechter, auch in der Fremde, herangewachsen, denen die aus der Grimmschen Sammlung herabgeflossenen Märchen wieder mündliches Erzählgut geworden sind.

So müssen wir für unsre unkindliche Betrachtung wenn nicht den Heimat-, so doch den Zeit- und Kinderklang und zahllose Zutätchen abziehen, wir müssen auch die wieder aufgetauchte Urhandschrift der Brüder, müssen die fremden Fassungen und das heranholen, was später und ohne Zurechtrücken nur nach dem Volksmunde niedergeschrieben ist. Da finden wir zwar abermals das Einzelmärchen, jedoch manches in Dutzenden von Fassungen auf engem Raume, mit Vermischungen, Lücken, Anwüchsen, Mißverständnissen aller Art, wie sie eben durch mündliches Weiter- und Weitergeben entstehen, durchwachsen von den verschiedensten, keineswegs nur märchenhaften Zutaten der Jahrhunderte, und zwischen allem schwebt etwa in der Ferne ein saubres 'Urmärchen', in eine Gedankenformel zusammenpreßbar wie eine wehrlose Blüte aus dem Garten Nirgendwo.

So fühlen wir uns wieder zu der angenommenen Urfreiheit zurückgeführt, und wenn wir die Möglichkeit des Auswechselns einzelner Züge oder auch zusammenhängender Reihen von Zugen einsehen, so begreifen wir eher, daß dgl. auch in unsre nicht märchenhafte alte Dichtung entliehen sind, während die Einwirkung ganzer Märchen nur selten festgestellt werden kann.

Solche Wandermotive märchenhafter Art wären z. B. die sog. bedingte Unverwundbarkeit des Helden — Siegfried kann nur zwischen den Schultern wie Achill nur an der Ferse tödlich getroffen werden (Kap. VII. 2. 4) — oder das schon mehr novellistische Don-Karlos-Motiv der Liebe zur Stiefmutter, das in der Ermanrichdichtung eine Rolle spielt (Kap. VI. 4), und andre, deren Herkunft ebensowenig sicher ist.

Wir können nun freilich keine vorgermanischen Marchen bei uns erweisen, können nur sagen, daß Märchenzüge schon in Heldendichtungen des 5. Jahrhunderts bei uns begegnen (S. 51f.). Denn natürlich sind die außerhalb in vorgermanischer Zeit bezeugten und dann zu uns gekommenen Märchen oder märchenhaften Geschichten nicht dahin zu rechnen: das Tiermärchen von dem kranken Löwen, das aus dem Indischen ins Griechische, weiter in das Latein des burgundischen Chronisten Fredegar — er schrieb noch vor 640 — und dann in das mittelalterliche Tierepos gelangt ist (Kap. IX. 8); der Schwank von der Fangga (S. 34); Dädalus und Ikarus, die in der Wielanddichtung wieder aufleben (Kap. VII. 3. 5); die Täuschung des schlafenden Zeus, die ein langobardischer Dichter auf Wodan angewandt hat (Kap. VIII. 2. 3): hier ging der Weg von volksmäßiger Erzählung zum schriftlichen Kunstgedicht, im Falle Wielands zu gelehrter Niederschrift und neuer Kunstdichtung, im Falle des Götterbetrugs über neue Kunstdichtung zu gelehrter Niederschrift.

Wohl aber haben wir Märchen, deren Züge alle oder doch zum größeren Teile der Urzeit angehören, allerdings weitergegeben oder nachgeahmt auch in allen späteren Jahrhunderten denkbar wären und zusammengefugt ein vollständiges Märchen hätten geben können. Ihre Bodenständigkeit ist also nicht erwiesen. Vielmehr läßt die Art ihrer Phantasie, die so mannigfach — namentlich in Zauber und Erlösung — von der in den ja sicher bodenständigen Sagen herrschenden abweicht, wiederum oft an fremden Ursprung denken, und zwar dann in den alten Kulturen des vorderen Orients und im vorindogermanischen Griechenland.

2. Einzelmärchen. Unser urtümlich-barbarischstes Märchen ist das vom Machandelboom. Es erzählt, wie die böse Stiefmutter den unschuldigen Knaben mit dem Deckel der Apfeltruhe köpft, wie sie das Kind kocht und dem heimkehrenden Vater vorsetzt. Aber das Schwesterchen trägt die Knochen unter den Machandel-, d. h. Wachholder-, d. h. Lebensbaum, wo die Mutter begraben ist. Ein Vogel, nämlich die Seele des Knaben, erhebt sich aus dem Baum und singt die Untat in alle Welt, bis er die Rache erreicht und dann in neuem Leibe vor Vater und Schwester steht.

Die Lebens- und Belebungskraft im Baum, die Seele als Vogel, das sind uns wohlbekannte, schon vorgermanische Züge (S. 29ff.); noch urtümlicher, wenn möglich, der grausige Kannibalismus. Wir werden an die nordische Gudrun erinnert, die dem verhaßten Gatten die eignen Kinder vorsetzt, aber auch an die Griechin Prokne, die dasselbe tut, und an Atreus, der des Bruders Thyestes Söhne ihm schlachtet, daß der Sonnengott entsetzenvoll sein Gespann wegwendet. Und das Sammeln der Knochen wie das Neubeleben haben wir an Pelops, den der eigne Vater den Göttern als Mahl bringt; die Verwandlung in den Vogel bei dem Sohn der Prokne. Sind diese Motive von ihrer besondern Grausigkeit getragen gewandert? Auch das des Köpfens mit dem Truhendeckel kehrt in der germanischen Welt wieder: so tötet Wieland der Schmied die Söhnchen des verhaßten Königs (Kap. VII. 3), und bei den Merovingern ist es nach Gregor von Tours sozusagen Hausmittel geworden: angewandt von Chlodwig bei Chloderich, von Theuderich bei Theudebert II., von Fredegunde bei ihrer eignen Tochter, nur daß es hier versagte.

Das 'Rumpenstünzchen'-Märchen erzählt in der handschriftlichen Fassung Wilhelm Grimms von dem kleinen Mädchen, das beim Spinnen nur immer Gold hervorbringt. Sie wird sehr traurig, setzt sich aufs Dach und spinnt, auch da immer nur Gold. Da tritt ein kleines Männchen herzu und verspricht ihr Hilfe: ein schöner Prinz wird vorbeikommen und sie heiraten, und wenn sie ihr erstes Kind dem Männchen gelobt, wird es ihr helfen. Sie gelobt, aber von der Hilfe hören wir nichts — eine echte Erzähllücke. Nach der ersten Geburt erscheint das Männchen, gibt aber Frist: weiß die Mutter am dritten Tage nicht seinen Namen, so muß sie das Kind hergeben. Zwei Tage sinnt sie vergeblich. Am dritten schickt sie die treue Dienerin in den Wald, aus dem das Männchen hervorgekommen ist. Die sieht es auf einem Kochlöffel um ein großes Feuer reiten, und es ruft: 'Wenn die Prinzessin wüßte, daß ich Rumpenstünzchen heiß!' Die Dienerin meldet das eiligst, und als um Mitternacht das Männchen vor die Prinzessin kommt, nennt sie erst allerlei Namen und endlich sagt sie: 'Solltest du wohl Rumpenstünzchen heißen?' 'Das muß dir der Teufel gesagt haben!' ruft das Männchen und fliegt auf dem Kochlöffel zum Fenster hinaus.

Als das Märchen 1812 in Druck erscheint, ist es stark verändert, weit mehr aber, seit 1819, in den heute verbreitetsten Ausgaben: da ist die Erzählung nach drei andern erweitert. Nun handelt es sich um Müllerstochter und König, und es soll ihr nicht vom, sondern zum Goldspinnen geholfen werden. Es gehen der märchenmäßigen Dreiheit zuliebe zwei Nächte und zwei Gaben der Müllerstochter voraus, ehe sie in der dritten das Kind verspricht. Wiederum werden auch die drei Tage der Namensuche wohl abgestuft und, während der wohlbegründete Gang in den Wald beseitigt ist, wundersame Erfindungen dargeboten: Rippenbiest, Hammelswade und Schnürbein; auch am letzten Tage gelangt man erst mit dem dritten Schritte über Kunz und Heinz zu Rumpelstilzchen. Rumpelstilzchen aber fährt nicht im Hexenritt davon, sondern packt sich in seiner Wut an einem Fuß und reißt sich mitten auseinander.

Wir wollen nicht untersuchen, wie weit etwa das Humoristische von Wilhelm Grimm herrühre, wie weit er seinen eignen Anforderungen an Märchenaufbau nachgegeben habe. Jedenfalls ist der Grundstock nicht berührt, und der steht auch in den mancherlei Einkleidungen fest, die das Märchen sonst in Deutschland und Europa erfahren hat: ein albisches Wesen hilft einem Mädchen in der gesetzten Frist ihre Spinnaufgabe erfüllen, wenn sie sich oder ihr Kind verspricht; sie erhält ihr Wort zurück, wenn sie den absonderlichen Namen des Alben bis zu einem bestimmten Zeitpunkt errät oder nicht vergißt.

Die Achse des Ganzen aber ist das Namenwissen: mit dem Namen hat man nach dem magischen Denken der Urzeit die Sache. Die Gottheit von Peniel, mit der Jakob nächtlich ringt, verweigert ihm ihren Namen, und ebenso tut der Engel des Herrn dem Vater Simsons. 'Ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Du bist mein!' ruft nach Jesaias der alte Gott der Juden, dessen Name selbst nicht ausgesprochen und noch nach Luthers Katechismus nicht 'unnützlich geführt' werden darf. Wie das Mädchen den Namen von einem Dritten erfährt, ist in den verschiedenen Fassungen verschieden erzählt, aber nur die erste berichtet, ohne Fortgang, wie es sich selbst mit den Außerirdischen in Verbindung gebracht hat, nämlich durch den Sitz auf dem Dache, wo man nach Burchard von Worms die Zukunft erfährt; es ist die althochdeutsche hleotharsâzza 'Orakelsitz', altnordische útiseta 'Außensitz' (Kap. IX. 5).

Es scheint als höbe der Wechsel der Einkleidungen die Festigkeit der alten Mitte um so klarer heraus: sie könnte eine Märchendichtung der Urzeit sein. In unser späteres Schrifttum ragt das Rumpelstilzchen nur herein, sofern es ein paar Zaubersprüche erklären hilft. Aber es hilft doch auch durch seine Überlieferung Märchenart verstehen.

Steigt man in der Zeit herab, so sieht man im Märchen von der Gänsemagd zwar viele urtümliche Einzelzüge, aber die Handlung mutet heldisch-germanisch an, steht der Heldenliedart nicht fern, was wir ja in einem alten Märchen sicherlich eher erwarten dürfen als es nach der Grimmschen Sammlung scheinen will. Und da es in der dort gegebenen Form kaum von der aus allen erhaltenen und uber alle Welt verstreuten Fassungen zu erschließenden gemeinsamen Vorstufe abweicht, so möchte diese wohl deutsch sein. Jene Einzelzüge wären nachträglich der Erzählung dienstbar gemacht.

Es ist das Märchen von der zarten und edlen Königstochter, die, unterwegs zu ihrem niegesehenen künftigen Gatten, den von ihrer Mutter mitgegebenen Talisman verliert, ihres redenden Rosses und ihrer königlichen Kleider von der frechen Magd beraubt, von der falschen Königin zum Gänsehüten hinabgedrückt wird; sie aber trägt ihre Schmach still, dem beschworenen Schweigen getreu, bis der alte König sie einst belauscht und ihr zu Glanz und Ehre, der Übeltäterin nach ihrem eignen Urteil zu fürchterlicher Strafe verhilft. Und dies Märchen scheint wie beladen mit den Gaben und strotzend von den Wundern aller unsrer vergangenen Zeiten: der vorweltliche sprechende Talisman,

ein Tüchlein mit drei Blutstropfen der Mutter; das dunkelbenannte redende Roß, dessen Haupt noch im Tode, angenagelt im finstern Torweg, allmorgenlich trauervolle Zwiesprache mit der austreibenden Gänsemagd hält:

'O du Falada, der du hangest!'
'O du Jungfer Königin, da du gangest,
Wenn das deine Mutter wüßte,
Ihr Herz tät ihr zerspringen!'

Verse, die schon zuvor im Prosatexte angeklungen sind, die nicht in unsre Geläufigkeit aufgehen, die nur halb aussprechen und halb verschweigen, mit dem Klange von abgründigem Leid, das sich vor Worten fürchtet — so wie ihn Mörike einmal im 'Verlassenen Mägdelein' trifft. Daneben aber der muntre Zauberspruch an das Windchen, das dem lästigen Kürdchen sein Hütchen entführe, indes die Jungfer Königin ihr goldnes Haar im Winde der Heide flicht; die Beichte an den Ofen, da sie keinem Menschen abgelegt werden darf; und dann die spät-bäuerliche, immer wieder rührende Kindlichkeit, die das Königreich kaum über das eigne Dorf oder Städtchen hinausreichen läßt.

Adel und Schönheit zugleich, die aus dem knechtischen Gewande hervorleuchten, standhaftes Schweigen und Dulden haben zusammen an eine andre Jungfer Königin unter unsern Helden, an die Kudrun unseres mittelhochdeutschen Epos denken lassen. Ob mit Recht?

Das Märchen von der Gänsemagd hat gedient, die dunkle Geburt Karls des Großen dichterisch zu erleuchten: man setzte seine Mutter Berchta der verratenen Braut gleich: sie irrt im Walde, findet bei einem Jäger o. dgl. Aufnahme und dient, ohne von sich zu sagen, bis Pippin sie entdeckt und heiratet. Aber von Niedrigkeit und Qual dieses Dienens ist nirgends die Rede, vielmehr liefert es in manchen Fassungen kostbare Stickerei oder Weberei, so daß grade die Vermutung entfällt, in der Vorlage (des 9. Jahrhunderts) sei das Dienen und Dulden nach Art der Kudrun heldisch ausgebildet gewesen.

Die Berchtadichtung wird im alten flämischen Stammlande der Pippine entstanden sein. Die deutschen Fassungen (die erste im Rolandliede des Strickers um 1225) sind inhaltlich ursprunglicher, dem Märchen näher als die französischen, die auf ein mannigfach ausgedichtetes verändertes Epos des 12. Jahrhunderts zurückgehen.

Solches Eingreifen des Märchens in die uns erhaltene Dichtung finden wir dann doppelt und dreifach im Kreise der Nibelungen, und zwar zweimal eben dort, wo wir auch vorgermanische Sagenzüge finden, nämlich bei Siegfrieds Drachenkampf und Erwerbung des Nibelungenhortes, dazu in andrer Art bei der Erweckung der Brünhild (Kap. VII. 2. 1 & 3): da muß man sogar von einer Märchenvorstufe sprechen, die zwar ebensowohl von dem Heldenliede, wie von dem erhaltenen Märchen aus erschlossen werden kann, die aber erst der Handlung ein Ziel gegeben hat (S. 52). Und die Einheit wird all diesem verbürgt durch die Gestalt Siegfrieds, der mit seiner gedankenfreien jugendherr-

lichen Kraftseligkeit unter all unsern Helden als Märchenheld allein steht, der einzig Gleiche und einzig Erwartete der überirdischen Brünhild, märchenhaft auch noch in der Werbung für König Gunther (Kap. VII. 2. 4).

5. Versbau

1. Germanischer. Wir schreiten von den Formen ungebundener Rede zu denen gebundener.

Sehen wir hier von den Unterschieden einer strengeren angelsächsisch-nordischen und einer freieren deutsch-nordischen Gruppe des germanischen Versbaus ab, die sich in dem Erhaltenen erkennen läßt, so haben wir als regelmäßigen und gemeinsamen Vers einen von zwei Viervierteltakten, d. h. mit festem Wechsel einer stärkeren Betonung des ersten, einer schwächeren des dritten Viertels, in Zeichen ×́××̀×|×́××̀×, wenn wir × für ein Viertel, ʹ für die stärkere, ˋ für die schwächere Betonung setzen. Der Auftakt kann fehlen, ein- oder mehrsilbig sein, und dieselbe Freiheit haben die Senkungen; es können sogar auch die Nebenhebungen fehlen, unter Umständen würde also eine einzige Silbe den ganzen Takt füllen. Wir brauchen dementsprechend noch die Zeichen – für zwei, ⎵ für drei, ⎵ für vier Viertel, ◡ für ein Achtel, ◠ für ein Sechzentel, ∧ für eine Viertelpause. Es ergibt sich also eine außerordentliche Verschiedenheit der Versfüllungen, die leicht wie rohe Regellosigkeit auf den wirkt, der von neuhochdeutschen oder antiken Versen herkommt. In Wahrheit schlingt sich ein starkes Regelband um sie alle: sie folgen ausschließlich der natürlichen Betonung; Verzerrungen, wie sie uns der regelmäßige Iambentrab, das unbeirrbare Wechseln einer starken und einer schwachen Silbe, aufgenötigt und in Jahrhunderten eingeübt hat, sie fehlen noch: wir brauchen weder Júngfrauén noch Jungfráuen für echtes Júngfràuen (–́×̀×) zu sagen, noch Und er gíng für Und er gíng (◡◡×́), brauchen uns also auch nicht aufreden zu lassen, daß in dem Widerspruche zwischen Wort- und Verston etwas Kämpferhaft-Schönes liege. Im Gegenteil liegt die Schönheit des alten, von der Fremde noch nicht geknechteten Verses in dem Anschmiegen der in ihm spielenden Gegensätze an jede augenblickliche Regung des dichterischen Gemuts, und wir nehmen sie unmittelbar mitfühlend auf, wenn wir nur den Worten und ihrer nun doppelt ausstrahlenden Kraft folgen.

Dies alte Leben schlummert noch immer in uns, das Volkslied und der Kinderreim haben den heimischen Rhythmus und seine Art durch alle Überschwemmungen bis auf den heutigen Tag gerettet. Es gilt etwa für die Verse

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit,

die wir ja nie sprechen, sondern nur mit der Weise im Ohre haben oder singen, auch heute das Rhythmenbild × | ×́◡◡×̀× | –́×̀∧
◡◡ | ×́××̀× | –́∧∧.

Das Ausdehnen der vorletzten Silbe des ersten Versschlusses, die $\frac{2}{4}$-Pause des zweiten (d. h. der 'klingende' und der 'stumpfe' Schluß) ist uns freilich nur noch beim Singen und Marschieren selbstverständlich. Beides müssen wir festhalten, wenn wir uns den alten Vers vergegenwärtigen wollen, doch sind dies keineswegs die einzigen alten Schlüsse.

Der Vers stand gewöhnlich nicht allein, sondern mit einem zweiten seinesgleichen zusammen — wie hier im 'Guten Kameraden' —, und man spricht dann von einem Langverse zum Unterschiede von den beiden Kurzversen, aus denen er zusammengefügt ist. Das Druckbild mit dem Zeilenabsatz braucht uns nicht zu stören; der Reim (nit) steht ja auch erst hinten am zweiten Kurzverse.

Das Zusammenfügen der alten Kurzverse kann zwar auch durch gewisse rhythmische Abstimmungen geschehen, das Hauptbindemittel aber ist der sog. Stabreim, d. h. die Gleichheit des Anlauts der ersten beiden Haupthebungen oder einer von ihnen mit der dritten, die ja zugleich die erste des schließenden Kurzverses ist:

want her do ar arme wuntane bauga
×́ × ×̀ × | –́ ×̀ ∧ || –́ ×̀ × | ´ ×̀ ∧
Wand er da vom Arme gewundene Ringe.

Gleichheit des Anlauts ist aber nur bei den Konsonanten gefordert, die Vokale reimen beliebig durcheinander:

ibu du mi ênan sagês, ik mi de ôdre wêt
⌒ ⌒ ⌒ ⌒ | –́ –̀ | ×́ × ∧ ∧ || ⌒ ⌒ ⌒ | –́ –̀ | –́ ∧ ∧
Wenn du mir einen sagst, ich mir die andern weiß.

Die Stäbe fallen also immer auf die stärkst betonten Begriffe, die werden dadurch abermals hervorgehoben, und unter ihnen wieder der des 'Hauptstabes', d. h. des ersten im zweiten Kurzverse, am meisten. Da aber die germanische Betonung die sinntragenden Stammsilben trifft, so schreitet damit das Inhaltliche, das Sachliche gewaltig zu diesem Gipfel empor über alles Beiwerk, das nun tief in den Schatten sinkt, recht im Gegensatz zu dem fremden Endreim, der auf dem Gleichklang oft nur der Wortausgänge, d. h. inhaltloser Ableitungs- und Beugungssilben ruht und so das Musikalische vor das Sachliche stellt: so hören wirs etwa aus französischen Massenbindungen mit dem gleichen Reim oder aus den Reimverflechtungen italienischer Strophengebäude.

Diese Regeln galten in der höheren germanischen Dichtung, soweit wir zurückschauen können: der Stab ist ja zeitlich nach oben nur durch den Eintritt der Anfangsbetonung begrenzt, der schon 3000 Jahre zurückliegen kann, denn erst sie gab dem Anlaute die reimtragende Kraft.

Aber wir kennen doch vor dem regelmäßigen Langverse mit den zwei oder drei Stäben noch eine ältere Schicht, besonders von Kleinkunst. Da stehen

Kurzverse auch allein, in denen dann die beiden Haupthebungen unter sich stabreimen oder Stäbe überhaupt noch fehlen, so daß dann der $\frac{4}{4}$-Takt-Rhythmus allein die Form gibt und zusammenhält. Die Kurzverse können sich aber auch in regelloser Abwechslung zwischen Langverse mischen, und erst allmählich entsteht da durch feste Anordnung beider Arten ein Strophenmaß, insbesondre die nordische 'Zauberspruchstrophe', in der auf jeden Langvers ein Kurzvers folgt.

Im zweiten Merseburger Zauberspruche (Bd. II) heißt die Beschwörung:

sose bênrenki sose bluotrenki
∪∪ | ⏗ | ⏑́ × ∧ ∪∪ | ⏗ | ⏑́ × ∧
Sei es Bein-renke, sei es Blut-renke,

sose lidi - renki
∪∪ | ×́× ∧∧ | ⏑́ × ∧
sei es Glied - renke,

bên zi bêna bluot zi bluoda
⏗ × | ⏑́ × ∧ ⏗ × | ⏑́ × ∧
Bein zu Beine Blut zu Blute

lid zi geliden sose gelîmida sîn
×́ ∧∧ ∪∪ | ×́× ∧∧ ⌢⌢ ⌢ | ⏑́ ×× | ⏑́ ∧∧
Glied zu Gliedern als ob sie geleimt seien.

Hier steht ein stabloser Kurz- zwischen drei stabenden Langversen, er wird aber außer durch den Takt auch durch den Gedankenreim der gleichlaufenden Glieder an die vorausgehenden und folgenden Langverse und durch das nach Sinn und Klang voll reimende renki an den vorhergehenden geknüpft. Dieser selbe Reim bindet auch die Hälften des ersten Langverses untereinander und stützt so die Stäbe von bên und bluot. In der dritten Zeile herrscht derselbe Stab b, aber es scheint, daß das bên ihres ersten Kurzverses statt mit bluot des zweiten vielmehr mit bêna des ersten stabe und reime und entsprechend im zweiten Kurzverse bluot mit bluoda, so daß wir hier zwei selbständige, mehr zufällig gebundene Kurz- statt eines einheitlichen Langverses hätten. bluot : bluoda wäre dann freilich eine mangelhafte, wegen der Gleichheit der Wortstämme sozusagen 'rührende' Stabung, eben das aber würde den Übergang von dem stablosen V. 2 bezeichnen. Auch in 4a hätten wir solche rührende Stabung, aber der zweite Kurzvers mit seinem gelîmida ermöglicht es dann, eins der beiden l in 4a als nicht oder nur zufällig stabend anzusehen.

Hier haben wir die verschiedenen Stufen, die uns aufwärts in die Vergangenheit führen.

Bluot zi bluoda: das ist metrisch ganz wie die Bindung paariger Begriffe in sog. Zwillingsformeln — 'Haus und Hof' —, und mit denen sind von Urzeiten bis heute die germanischen Sprachen durchtränkt. Sie fassen in zwei gegensätzlichen Worten einen oberhalb beider liegenden Sinn zusammen, den die

Kraft der Abstraktion noch nicht erschwingen kann (besonders in Rechtsformeln), oder der vielmehr einem stilistischen Urbedurfnis nach Gegensätzlichkeit oder Abwandlung des Ausdrucks anheimfällt. Diese Doppelheit gehört jedenfalls zu den ältesten Schichten gehobenen und erregten, nach Anschaulichkeit ringenden dichterischen Sprechens. Auch wenn wir mit Hilfe der Vergleichenden Grammatik die sprachlichen Urformen einsetzten, so hätten doch diese Schatten den unausweichlichen, schon von der Sache gegebenen Rhythmus, dieselbe schmucklose Sinnfälligkeit der doppelten Sicht, dasselbe Steigern durch Zerlegen und Ausbreiten der Teile. Die Umschreibung des Weltalls durch 'Himmel und Erde' etwa ist schon indogermanisch und ist nur durch den Sinn gebunden.

Aber die Doppelheit sucht engere Bindung. So wird aus 'nicht Erde noch Himmel' im Althochdeutschen ni ero noh **ûfhimil** mit der Stabung e : u gebildet, statt man unde wîp: **man** unde **maget**, statt wîp unde kint: **kint** unde **kone** mit deutlichen Verschiebungen des Sinnes: die Formel schafft sich im Germanischen den Stabreim. Und diesen Zwang empfand Notker der Deutsche ums Jahr 1000, als er **floribus** et **frugibus** übersetzte mit **chrûte** ('Kraute' statt 'Blumen') unde mit **chorne** ('Korne') oder feci **iudicium** et **iustitiam** ('ich übte Urteil und Gerechtigkeit') mit ih teta gerihte unde reht.

Aber auch Endreim kann binden, lange bevor er sonst in unsre Dichtung eintritt: enteo ni wenteo ('von Enden noch Wänden') wie in jenem bluot zi bluoda, und nach Absterben des Stabreimverses nimmt die endreimende Formel überhand.

Somit ist denn auch der natürliche Zweitaktrhythmus und der erwachsene Stabreim der Zwillingsformel nicht aus dem germanischen Stabreimverse zu erklären, sondern sie bedeutet die älteste seiner uns erreichbaren Wurzeln, eine seiner ersten Stützen und Hülfen, erhalten und emporgekeimt mit und an der Stabreimdichtung und auch später immer wieder von ihr benutzt. Z. B. in dem friesischen

Allen Witwen und Waisen | und allen Wehrlosen:

das Doppel der Zwillingsformel ist zu einer Dreiheit erweitert.

Da aber etwa einem althochdeutschen liob endi leid ('lieb und leid') ein altnordisches liuft edha leitt, einem althochdeutschen geban endi geldan ('geben und gelten') ein altnordisches gefa ok gialda entspricht, so wird man annehmen, daß auch schon bestimmte stabreimende Zwillingsformeln aus urgermanischer Zeit herrühren.

Und hier reihen sich die Stammbäume ein, die wir an den Anfang der Prosa gestellt haben (Kap. I. 2). Der selbstverständliche Rhythmus, der sich ergibt, wenn jeder Name einmal als des Sohnes und einmal als des Vaters und somit verdoppelt dasteht, ergibt im Germanischen auch wie von selbst den Kurzvers, einerlei ob die Stabung mangelhaft ist oder fehlt, und die Stäbe entstehen erst durch die Reihung, dann durch Gleichheit des Namenanlauts innerhalb der Familie, z. B. angelsächsisch

Tyttla Wuffing (Sohn des Wuffa),
Wuffa Wehing,
Wehha Wilhelming usw.,

d. h. es entsteht Tatsachenmitteilung und Wissenschaft in dichterischer Form, der sog. Merkvers, der dann durch Einschiebsel (Kap. V. 2. 5) zu Dichtung, z. B. mythischer, emporsteigen kann. Dies Verwischen der Grenzen zwischen Nichtdichtung und Dichtung beruht ebenso auf der Feierlichkeit des Inhalts, wie auf der einzigartigen Sprachgemäßheit des germanischen Verses und den Forderungen des Gedächtnisses.

2. Versbau verwandter Völker. Es gibt indes auch Dutzende von Entsprechungen zu unsern Zwillingsformeln im Lateinischen, wie arbores et arbusta = Busch und Baum, aurum et ornamentum = gold und gimme (für Gold und Schmuck), die auch im Sinne übereinstimmen. Sie müssen aus der Zeit noch erhaltener lateinischer Anfangsbetonung stammen, und sie weisen auf eine germanisch-italische Gemeinsamkeit zurück, die ja auch anderweit erschlossen ist.

Wie zur Bestätigung finden wir solche stabenden Formeln auch in den Zweitaktern der ältest-lateinischen 'carmina', gottesdienstlicher Gebete, Bezauberungen, Schwüre, die teils erhalten, teils aus prosaischen Berichten zu erschließen sind. Auch hier ist der Stabreim nicht unumgänglich — das Bindende ist dann auch hier der Gedankenreim und die Form der beiden Glieder —, auch hier wechseln solche verkoppelten und alleinstehende Zweitakter, und dieser unregelmäßige Wechsel ist bezeichnend für das älteste erhaltene römische Gedicht, das carmen arvale, ein gottesdienstliches Tanzlied zur Frühlingsbegehung, das man um 500 v. Chr. ansetzt.

Es war also auch die Form jener vorzeitlichen germanisch-italischen Gemeinschaft. Über die Art, die Takte mit Silben zu füllen, ist damit nichts gesagt; sie mag so frei gewesen sein, wie die Setzung von Stäben, die noch im späteren Latein nicht als Stütze des Verses und seiner Gedanken, sondern als Zierde dient. Die Regelung führt bei uns entweder zu gleichmäßigem Verbinden zweier Zweitakter (dann entsteht die Reihe gleicher Langverse) oder zu gleichmäßigem Wechsel eines Langverses mit einem Kurzverse (S. 61). Im Lateinischen hat nur noch, spätestens zu Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr., der Langvers ausgebildet werden können, ehe die einheimische Dichtung vollends von der griechischen überwältigt wurde, der Saturnier, der den Italikern gemeinsam ist, und es ist strittig, wie weit die Regelung seiner Silben nach griechischem Vorbilde, wie weit aus Eignem erwachsen sei: das Zweite gilt für das Germanische. In jedem Falle aber besteht der Saturnier aus zwei getrennten Zweitaktern.

Als die älteste keltische, nämlich irische Dichtform des 6./7. Jahrhunderts hat man stabende, nicht-endreimende Langzeilen aus zwei zweihebigen Kurzzeilen ohne feste Silbenzahl des Taktes und Verses angesetzt; vier Kurzzeilen sind in einer Strophe zusammengefaßt. Das sind die nächsten Verwandten

unsrer Stabreimverse und -strophen. Die Stabung ist freilich anders als bei uns: sie trifft zwei, drei oder mehr einander unmittelbar folgende betonte Worte, dann setzt die neue ein und reicht ebenso zur nächsten. Die Bedeutung des Einschnittes ist daran noch kenntlich, daß nach ihm der erste Stab auf eine unbetonte Silbe treffen kann.

Es ist also auch hier der Rhythmus, nicht der Stab die Urforderung des Zweitakters, der auch hier das älteste Erreichbare ist. Er müßte mit der Grundlage des Stabreims, d. h. der Anfangsbetonung, schon der Gemeinschaft der Italiker, Kelten und Germanen angehört haben, die man ebenfalls schon nach andern Betrachtungen zusammenschließt.

Es fragt sich, ob man diesen Vers nicht auch über die andern indogermanischen Völker zurückführen kann.

Im Griechischen (Ionischen) hat man als ältesten Vers einen Achtsilbler als Normalmaß angesetzt, den man in vier zweisilbige Takte zerlegt. Es wird aber nicht nach Betonungsstärke wie bei uns, sondern nach Dauer der Silben gemessen. Eine Länge wird mit –, eine Kürze mit ◡ bezeichnet und ihr Verhältnis auf 2 : 1 stilisiert.

Aber beide Kennzeichnungen des Verses scheinen nicht recht zu passen. Denn erstens sind auch hier die einzelnen Versräume, Auftakt, Inneres und Schluß, in gewissen Grenzen freigegeben, so daß die Silbensumme bis auf 12 steigen, aber auch, etwa bei Pausierung des letzten Taktes, unter 7 herabgehen kann; und zweitens bezeichnet die antike Verskunst das Maß als Dimeter, sieht es demnach als zweigliedrig an, und es fragt sich, ob 'die in Wahrheit herrschenden viersilbigen Maßeinheiten' nicht doch zwei viersilbige Takte bedeuten, zumal sich die ersten und dritten Senkungen in mehreren Punkten anders verhalten als die zweiten und vierten, was ja bei zweisilbigem Takt unerklärlich wäre. Dann hätten wir nach Umsetzung des Messens in unser Betonen statt ×́× | ×́× | ×́× | ×́× auch hier ×́××̀× | ×́××̀×.

Das wäre auch das Bild des germanischen Urverses, und aus dem freien Dimeter hätten sich die strengen Iamben, Trochäen, Choriamben, Daktylen usw. erst hervorgebildet: das uns vom Schillerschen und namentlich Hebbelschen Bühnenverse geläufige Akzentumlegen im Verseingange (z. B. Laß és jetzt gút sein, Séni), das den Choriambus ergibt (Láß es jetzt gút sein, Séni: ×́×××́), aber auch in der Doppelsenkung den Schluß des Daktylus (×́××) oder den Anfang des Anapästes (×××́) zu enthalten scheint, es wurde von einem gewissen Zeitpunkte an nicht mehr gestattet. Entsprechende Wirkung hatte es, wenn das Unterdrücken von Senkungen im gesungenen Iambus wegfiel. Bei solcher Auslese konnte dann etwa der glykoneische Vers –́–́–́◡◡–́◡–́ nicht mehr als iambischer Dimeter empfunden werden.

Setzen wir aber äschyleische Formen des Dimeters wie oben aus der griechischen Zeichensprache in unsre um, so verlieren sie mit ihren gespenstischen Namen zugleich das Fremde: ◡–– | ◡–◡– wird × | –́×̀× | ×́××̀∧, ◡–– | –◡– wird × | –́–̀ | ×́××̀∧, –◡◡– | –– wird ×́◡◡–̀ | –́×̀∧ usw.

Auch für das Altindische hat man jüngst wieder einen vierhebigen Urvers von acht Silben aufgestellt. Es gibt aber auftaktische und auftaktlose gemischt, es gibt drei- und (vor dem Versschlusse) einsilbige Takte, bei denen wir dann auf den auch im Griechischen und Lateinischen bewahrten Tonfall des 'katalektischen', deutsch 'klingenden' Versschlusses $\acute{-}\grave{\times}\wedge$ kämen: Ich hatt' einen Kamerádèn (S. 60).

Im Altpersischen, besonders dem jüngern volkstümlichen Avesta findet man Entsprechendes: den Vierheber mit und ohne Auftakt, auch mit klingendem Versschluß.

Und schließlich ist der Langvers aus 2 × 2 Viervierteltakten auch der der Byline, des bäuerlich fortgepflanzten Heldenliedes der Großrussen. Auch er zerfällt in zwei Kurzverse schwankender Silbenzahl und natürlicher Betonung; der Endreim ist erst im Durchbruch, die Strophe noch frei.

3. Indogermanischer Versbau. Denkt man diesen allgemeinen vierhebigen Vers (unsern Kurzvers) zur 'Begehung' (wie wir noch heute sagen), nämlich einer gottesdienstlichen oder zaubrischen Feier angewandt — und darauf führt die althochdeutsche Übersetzung von cultus mit piganc 'Begang', von idola colere mit abgot begên, von cultor mit bigengiri so gut wie auch die griechische Bezeichnung des Versmaßes als 'Fuß' —, so bleiben die Zeiten zwischen einem Fußniedersetzen und dem nächsten, d. h. die Takte, dieselben, ob man ihnen die Silben nach Länge oder Stärke zuteilt. Läßt man den vollen Takt im Gehen nur mit demselben Fuße beginnen (wie wir heute mit dem linken), so erhält man $\frac{4}{4}$-Takt: $\underset{l}{\acute{\times}}\times\underset{r}{\grave{\times}}\times|\underset{l}{\acute{\times}}\times\underset{r}{\grave{\times}}\times$, beginnt man auf jedem Fuße neu, so erhält man $\frac{2}{4}$-Takt: $\acute{\times}\times|\acute{\times}\times|\acute{\times}\times|\acute{\times}\times$. Wenigstens die Achtzahl der Einheiten (musikalisch als Viertel bezeichnet) kehrt nun auch bei Griechen, Persern und Indern wieder, und es fragt sich von vornherein, ob das zufällig ist, ob etwa vier Schritte vorwärts, vier (im zweiten Kurzverse) zurück oder überhaupt Absätze von vier Schritten selbstverständlich sind.

Wenn nicht, so bestätigt sich auch von hier aus ein indogermanischer Vierer, und er müßte nach dem Vorigen noch ungebundene Silbenzahl des ganzen Verses und seiner einzelnen Teile gehabt haben. Das Griechische und besonders das Germanische lassen diese Freiheit noch größer erscheinen; dieses läßt namentlich viele Senkungen infolge seines Endsilbenverfalls verschwinden. Beide und mit ihnen das Russische führen darauf, daß dieser Vers schon abgestufte Betonung, d. h. $\frac{4}{4}$-Takt hatte.

Als Urgrund dieses indogermanischen Verses denken wir uns nun also wirklich jenes angenommene reigenmäßige Tanzen in Absätzen von vier Schritten zu zwei Takten, das zu 'Begehung' einer kultischen Feier gehörte und eine solche an den Anfang versgebundener Dichtung stellen würde.

Die dazugehörigen Worte denken wir uns 'gesungen', d. h. in musikalisch begleitetem gehobenem Vortrag: unsern Unterschied zwischen 'sprechen' und

'singen' gibt der Vergleich der verwandten Sprachen für ihre gemeinsame Vorstufe nicht her.

4. Losungsverse. Wie man im Germanischen von der Zwillingsformel zum Langverse kommen konnte, indem man zu ihren beiden Stäben den dritten fand, so konnte man auch zu ihm kommen, wenn umgekehrt der Einzelstab gegeben war, d. h. der Hauptstab, der den zweiten Kurzvers einleitet, und wenn man ihm einen oder zwei Nebenstäbe, z. B. einer Zwillingsformel, im ersten Kurzverse zugesellte.

Das ist nicht nur nüchtern errechnet, sondern die Überlieferung führt darauf. Denn Tacitus (Kap. II. 2) schreibt ums Jahr 98 in seiner 'Germania' so: 'Auf Vorzeichen und Loswerfen achten sie wie nur irgendein Volk. Die übliche Art des Loswerfens ist einfach. Einen Zweig, den sie von einem Fruchtbaume abgeschnitten haben, zerteilen sie in Stäblein, diese unterscheiden sie durch gewisse Zeichen (notae) und streuen sie ohne Absicht und auf gut Glück über ein weißes Gewand. Dann betet bei öffentlicher Befragung der Priester, bei privater der Familienvater zu den Göttern und hebt zum Himmel aufblickend drei Stäbchen hintereinander auf und deutet sie nach dem zuvor darin angebrachten Zeichen.'

Diese Zeichen meinen danach nicht Buchstaben, Laute, sondern Begriffe, und das Deuten der drei Zeichen, namentlich aber ihres Zusammenhangs und die Verbindung mit der vorgelegten Frage, das ist wohl eine hohe, feierliche und Phantasie fordernde Kunst. Gerade als er die Runen ergriffen und den 'Wutrührer' genossen hat, sagt Odin in jener Legende (S. 16): 'Wort mich von Wort zu Wort führte, Werk mich von Werk zu Werk führte'.

Belege für solche begriffliche Bedeutung angebrachter, geritzter Zeichen haben wir genug: viele lehrt im Eddaliede die Walküre ihren Erwecker Sigurd anbringen, das Notzeichen auf dem Fingernagel, das Heilzeichen auf der Hand; ein altisländischer Weiberzauber beginnt: 'Ich ritzte dir acht Asen, neun Nöte' usw.

In einem der schönsten Eddalieder wird erzählt, wie Skirnir für seinen Herrn, den Gott Frey, um die strahlende Riesentochter Gerd wirbt. Sie weist die göttlichsten Anerbietungen zurück und trotzt auch der Drohung. Da übersteigt und überstürzt sich Skirnir in ungeheuren Flüchen, und so brüllt er schließlich:

Höret Riesen, höret Reifthursen,
Ihr Söhne Suttungs, Ihr Asen auch,
Wie ich verbiete, wie ich verbanne
Mannesliebe der Maid,
Mannesgenuß der Maid!

Hrimgrimnir heißt der Thurse, der dich haben soll
an des Totenreichs Tor;
Auf Waldwurzeln werden dort Trolle
dir geben Geißenharn;

Edlerer Trank sei dir immer versagt
trotz deines Willens, Weib,
nach meinem Willen, Weib!
Einen Thurs schnitt ich dir und der Stäbe drei:
Lüsternheit, Leid und Liebesrasen.
So schneid ichs ab, wie ichs schnitt hinein,
wenn es dessen bedarf.

Was das Zeichen Thurs (Riese) bedeute, sagt die vorige Strophe; wie die drei andern, die im Deutschen freilich unter Stabreimnot stehen, sich dazu verhalten, ist nicht ausgesprochen: dgl. zu deuten ist beim Losorakel Sache des Priesters. Hier könnte es heißen: Lüsternheit, Leid und Liebesrasen sollst du bei dem Riesen dulden oder: vor Lüsternheit in Leid und Liebesrasen verfallen usw.; die Grundlagen der Deutung sind schon in den voraufgehenden Fluchstrophen gegeben.

Den gefundenen Inhalt in rechter Form auszusprechen, ist dann jene seherisch-dichterische Angelegenheit, die in ihrer furchtbarsten Größe dem Erfindergotte angedichtet und zugleich Einweisung der neuen Priester wird (S. 16), und so wird man den Vorgang beim Losen verstehen: jedes der drei aufgegriffenen Stäbchen gibt das Subjekt eines Satzes, den 'Hauptstab' eines Verses, der nach der jüngeren Edda (S. 10) 'den Vortrag regiert'; zur Deutung dient der übrige Vers, besonders sind ein oder zwei Gehaltsworte gleichen Anlauts zu finden, die 'Stollen'. So würde sich wiederum der stabreimende Langvers ergeben, wie ihn Plinius d. Ä. (gegen 77 n. Chr.) schon kannte, als er die germanische Völkerdreiheit der Ingväonen, Istväonen und Erminonen zusammenstellte: zugleich unser ältestes Zeugnis.

Daß der Vers und sein Takt älter sind als die Stabung, ergab sich schon fruher: sie steht im Lateinischen beliebig und ist in primitiver germanischer Dichtung noch nicht fest. Die sinnliche Bezeichnung des Anlautreimes als Stab, seine Drei- statt Vierheit und der Sonderwert des dritten erweisen miteinander die Herkunft des 'stabenden' Langverses von den Stäbchen des Losorakels und ihrer Deutung in Versen. Und die festgewordene Fessel, die aus zwei Kurzversen einen Langvers macht, ist in dieser Deutung geschlungen, nicht in jenen gelegentlich zu zweien hinzugefundenen dritten Anlautsreimen. Aus dem alten kultischen Reigenverse der vier und vier Schritte wird hier das Grundmaß der späteren Kunstdichtung. Es hält den alten Anstieg bis zum dritten Hauptton und den raschen Absturz zum vierten fest, so lange es den $\frac{4}{4}$-Takt festhielt: noch immer 'regiert der Haupt-Stab'.

6. Zaubersprüche

1. Urverwandtschaft. Jene Beschwörung am Schlusse des zweiten Merseburger Zauberspruches (S. 61) trifft im Wortlaut mit einer altindischen des Atharvaveda zusammen, und beide gehen auf Bruch oder Verrenkung eines Fußes:

Zusammen werde Mark mit Mark und auch zusammen Glied an Glied,
Was dir an Fleisch vergangen ist und auch der Knochen wachse dir!
Mark mit Marke sei vereinigt, Haut mit Haut erhebe sich,
Blut erheb' sich dir am Knochen, Fleisch erhebe sich am Fleisch!
Haar mit Haar, füg' es zusammen, füge mit der Haut die Haut,
Blut erheb' sich dir am Knochen! Was da zerbrach, richt ein, o Kraut!

Vielleicht kann man auch noch einen andern Spruch anschließen, den wir zugleich in altnieder- und althochdeutscher Form haben:

Geh heraus, Wurm, mit neun Würmlein!
Heraus von dem Marke in den Knochen,
Von dem Knochen in das Fleisch,
Von dem Fleisch in die Haut,
Von der Haut in diesen Pfeil!

Und wenn die Würmer, von denen Krankheit und Pein im Marke verursacht ist, in den Pfeil gebannt sind, werden sie mit ihm in den Wald geschossen.

Altindisch:

Aus den Knochen und aus dem Mark, aus den Sehnen und Adern auch,
Aus den Händen, Fingern, Nägeln vertreibe ich das Schwinden dir.

Hier führt freilich die Bannung nicht von Glied zu Glied, sondern aus allen Gliedern heraus.

In diesen beiden Fällen darf man wohl auf eine indogermanische Urformel schließen.

Das Altertümliche, Vorstufenhafte der Merseburger Beschwörung innerhalb der germanischen Dichtung haben wir schon zuvor (S. 61) besprochen. Im Wurmsegen sehen wir gradezu, wie die gradlinige, durch den Weg des Wurms gegebne Gedanken- und Wortfolge doch bei jedem Fortschreiten klobig auf die vorige Station zurückgreift und so von selbst Wortpaare und Ordnung, eine Art rührenden Reims (wie im Stammbaum) und Anfänge einer Form herstellt. Selbst der Stabreim ist kaum erst in Ansätzen vorhanden. Das Wort für Wurm, nesso, das mit niun 'neun' stabt, ist ein Lehnwort aus dem Lateinischen und führt uns schon über die Zeit der Berührung mit Rom herab; und wenn die hochdeutsche Fassung 'Fell' für 'Haut' setzt, so ist das ein weiterer Versuch zu reimen, nämlich auf 'Fleisch'. Überhaupt ist der Wortlaut schon auf den Stand des 9. Jahrhunderts gebracht, sofern immer wieder der Artikel eingesetzt ist, den es im 8. so noch nicht gab: streicht man ihn, dann tritt die alte Gliederung noch stärker hervor. So erweist sich zugleich noch einmal die Urverwandtschaft mit der Merseburger Formel.

Den ursprünglichen Wortlaut gewinnen wir natürlich nicht: auch in Indien haben die Sprüche eine Entwicklung durchgemacht, und sie erscheinen dadurch, daß die sachgegebene Zweitaktigkeit (wie später auch bei uns) in den Langvers fertiger Kunstdichtung einbezogen ist, trotz ihres Alters jugend-

licher als die unsrigen. Die Urbilder müßten noch im 3. Jahrtausend v. Chr. entstanden sein.

Von Religiösem haben sie nichts. Sie sind auch heidnisch im Sinne einer bestimmten Religion so wenig, wie sie christlich sind. Sie gehören einer unterreligiösen Schicht an, die aus Urzeiten bis auf den heutigen Tag reicht, die höchsten wie die tiefsten menschlichen Gemeinschaften umfaßt und die Religionen überdauert.

Der angeführte Merseburger Spruch kann auch dafür ein Beispiel liefern.

Es geht ihm eine epische Erzählung in regelrechten germanischen Stabreimversen voran: wie Wodan mit Balder zu Walde ritt, Balders Fohlen den Fuß verrenkte und keiner der Götter und Göttinnen ihn heilen konnte, bis Wodan jenen Spruch sprach. Und der folgt nun ohne eine Überleitung.

D. h. der Zauberer spricht sowohl die Erzählung wie die Worte der Formel, und diese Worte spricht er sowohl als einen Teil der Erzählung wie als Zaubermittel für den neuen, gegenwärtigen Fall: Wodans Worte sind sein geworden und ziehen die magische Kraft, die in dem erzählten Falle bei den Göttern half, in seine eigne Kraft und Wirklichkeit hinein; was geschieht ist was geschah; der ganz unverstandesmäßige Sinn der Form, einer priesterlichen Verzuckung des Medizinmannes wird klar: es wird auch hier etwas von der 'Wut' (S. 14) des obersten aller Zauberer, eben Wut-ans, erfordert, oder, was uns näher liegt, etwas von der Durchheiligung des römischen Priesters, der zu dem erzählenden 'er nahm das Brot' der Bibel jetzt die Hostie nimmt, bei 'er segnete' jetzt die Hostie segnet, bei 'denn dies ist mein Leib' jetzt und jedesmal wieder die Hostie in den Leib Christi verwandelt.

Solche epischen Eingänge haben wir wiederum schon im Atharvaveda, z.B. zu einem Wurmspruche. Auch dieser Brauch ist also schon indogermanisch, und man findet ihn bei Kelten, Italikern, Griechen und Slaven — freilich auch bei Assyrern, Ägyptern und Primitiven. Wenn aber die altindischen Wortlaute nirgends mehr mit deutschen zusammentreffen, so ist das natürlich und beweist nichts gegen ursprüngliche Gemeinsamkeit: in dem Merseburger Spruche treten junge, germanische Götter auf und in einer Versform, die den epischen Eingang scharf von der eigentlichen Beschwörung absetzt und als jüngere Zutat erkennen läßt. Und auch diese germanischen Götter sind auf neuen Stufen durch Christus und seine Heiligen ersetzt, ohne daß die Zauberformel hätte geändert werden müssen: aus dem slavischen Gebiete um Themenau (Niederdonau), wieder ein Jahrtausend jünger:

Es fährt Peter auf einem Pferdchen,
Christus auf einem Eselchen.
'Peter, fahre!' 'Herr, ich kann nicht.'
'Warum?' 'Meinem Pferdchen brach ein Fuß.'
'Peter, erzähle eine Geschichte!' 'Herr, ich kann nicht.'
'Peter sage mir nach:

'Haut zu Haut, Blut zum Blute,
Ader zur Ader, Haar zum Haar,
Knochen zum Knochen, Mark zum Marke,
Und alles, was in dem Gliede enthalten ist!
Dazu verhelfe mir Gott der Vater usw.'

2. Wanderung. Aber selbst im Falle der beiden angeführten Zauberformeln, zu schweigen von der Zweigliedrigkeit und den Entsprechungen späterer deutscher Wurmsegen mit altindischen, ist es vielleicht nicht ganz ausgeschlossen, daß sie nicht durch Vererben, sondern durch Wandern von Volk zu Volk auch zu unserm gekommen sind: so wird man z. B. das Auftreten des epischen Eingangs bei den Finnen erklären; vielleicht auch einen syrischen Spruch des 18. Jahrhunderts, mit dem eine Krankheit stufenweis aus dem Magen herausbeschworen wird. Solches Wandern von Zauberbrauch können wir seit dem grausten Altertum verfolgen, und die christliche Kirche ist sein stärkster Förderer geworden, wenn auch wider Willen, und zwar nicht dadurch nur, daß sie ihn duldete oder allein die Schreibkunst besaß.

Das hängt damit zusammen, daß das Christentum den Glauben an Dämonen und die Möglichkeit ihrer Austreibung durch Zauberworte schon im Morgenlande in sich aufgenommen hatte: 'Am Abend aber brachten sie viele Besessene zu ihm, und er trieb die Geister aus mit Worten' heißt es von Christus, und in demselben Kapitel dort, wo es sich um die Besessenen bei den Gergesenern handelt, sind uns auch die Worte erhalten, mit denen der Herr die Teufel austreibt: in Luthers Übersetzung 'Fahret hin!' Und sie fahren in die Sauherde, die aber stürzt sich ins Meer. Bei der Heilung des Taubstummen legt der Herr ihm die Finger in die Ohren, 'spützet', rührt seine Zunge, blickt zum Himmel, seufzt und spricht 'Hephata!': Wunderhandlung und Wunderwort, und dieses in der Beharrsamkeit, die wir aus Zaubersprüchen kennen, unangetastet aus dem Aramäischen ins Griechische, aus dem Griechischen ins Lateinische, aus dem Lateinischen ins Deutsche weitergegeben und übernommen: denn jede Änderung könnte seine Kraft ertöten. So kann denn in der Apostelgeschichte Petrus den Lahmen 'Im Namen Jesu Christi von Nazareth' beschwören mit den Worten: 'Stehe auf und wandle!', und es gehört auch hier die Handlung dazu: 'er griff ihn bei der rechten Hand und richtete ihn auf'. Der Unterschied, daß das Neue Testament hier nur erzähle, während es sich bei uns um geformte Sprüche handle, kommt natürlich für ein einfaches Gemüt nicht in Betracht, um so weniger als die Zaubersprüche ja oft eine erfundene Erzählung vorangehen lassen.

Von diesen alten Zusammenhängen hat sich denn auch die Kirche trotz mancher Versuche niemals wieder losmachen können, und noch im 15. Jahrhundert bekennt ein Augustiner, daß er 'Segen' für zulässig gehalten habe, wenn nur der Teufel dabei nicht angerufen werde, da doch die Kirche Eier, Fleisch und andres segne. So wenig hat sie sich losmachen können, daß sie vielmehr

ihre eignen 'Exorzismen', 'Benediktionen', 'Konsekrationen' ausbildete, an die sich dann neue unkirchliche Segen schlossen, und daß ihre heiligen Formeln, das Glaubensbekenntnis, das ja unverständlich war, und besonders das Vaterunser unter Verlust des Einzelsinnes Zauberkraft annahmen, daß sogar magische Gebräuche, auch solche des Reliquien- und Heiligenkultes eine Hauptstütze der ersten deutschen Kirchlichkeit ausmachen konnten. Bonifaz klagt über deutsche Christenpriester, die dem Donar opfern, von andern Untaten zu schweigen; auch Zaubrer gibt es unter ihnen: da hätte ein heidnischer Segen nicht einmal des christlichen Mäntelchens bedurft, das man später umlegte, indem man die Namen von Heiligen für die heidnischen einsetzte. Was Deutschland, als Bonifaz kam, an Christentum hatte, waren ja außerhalb der irischen Kolonien die Reste der einstigen römischen Durchdringung: eine rohe Mischung mit verkommenden Religionen der ganzen alten Welt, die auch ihrerseits unendlichen Zauberwahn mit sich führten. Das deutsche germinon für 'besprechen' ist aus dem lateinischen carminare 'besprechen' gebildet und kennzeichnet die römische Einfuhr, mochte sie christlich sein oder nicht.

3. Medizin. Es kommt hinzu, daß dies Zauberwesen auch in die Überlieferung der antiken wissenschaftlichen Medizin bereits Eingang gefunden hatte, als das Mönchtum sie zu pflegen, aus eigner Kunde zu bereichern und praktisch-ärztlich auszuüben begann; oder vielmehr, daß Medizin und Zauberei schon auf ägyptischen und mesopotamischen Vorstufen, ja schon im ursprünglichsten Menschentum gemeinsame Wurzeln haben und nun auch nebeneinander im Mönche und Arzte wirken.

Die indische Entsprechung zum deutschen Verrenkungssegen fanden wir an ein bestimmtes heilsames Kraut gerichtet, und zu dem Merseburger Spruche gibt es ein norwegisches Gegenstück, in dem Jesus zu der Beschwörung ein Blatt auf die kranke Stelle legt.

Aus dem Angelsächsischen ist uns sogar ein Neun-Kräuter-Segen erhalten, darin das schönste Stück, das auf die Wegebreite, die nun wie ein kleines göttliches Wesen fast angebetet wird, in elegisch fühlenden Worten und doch in der deutlichen Doppelform des Zauberspruchs:

Und du Wegebreite, der Wurze Mutter,
Nach Osten offen, nach innen mächtig!
Über dich Räder rollen,
Über dich Frauen fahren,
Über dich Bräute sich breiten,
Über dich Stiere stampfen.
Allen widerstandest du und widerstehst du:
So widerstehe Eiter und Anfällen,
Und der Leidkraft, die über Land fährt!

So treffen wir denn auch unsere Zaubersprüche großenteils zwischen Rezepten oder im Anschluß daran, aber nicht nur an unnachprüfbare einzelne,

wie sie sich auf Handschriftenrändern und leergebliebenen Anfangs- oder Schlußseiten eingenistet haben, sondern sie sind auch Glieder der großen Sammlungen, die aus der Antike übernommen, unendlich durcheinandergewirrt und in jedem Gliede umgestaltet, erweitert, verderbt erhalten sind: nur durch die Kirche. Natürlich befassen sich diese Sprüche wie die umgebenden Rezepte mit Krankheiten, auch den dämonischen der Seele, aber grade hier zeigt sich die Grenze gegen das von der Kirche Zugelassene, und etwa jener Augustiner des 15. Jahrhunderts (S. 70) räumt nach seiner Zurechtweisung ein, daß zwar Lichter-, Wasser-, Salz-, Fleisch- und andre Segen (darunter die Taufe), aber nicht Haupt-, Augen-, Wunden-, Pferde-, also Krankheitssegen erlaubt seien, in denen Dämonen keine Rolle spielen. Danach wären also grade die besonders 'heidnischen' Dämonen-(Teufels-)Besprechungen zulässig!

Der Volksbrauch hatte indessen diese Grenze keineswegs innegehalten: der Herr Christus und seine Heiligen regieren auch unzählige Krankheitsbesprechungen bis auf den heutigen Tag: in einem dänischen Rezepte von 1640 z. B. sagt Christus selbst: 'Gib ihm Ruß, Salz, Malz, Zwiebel!' Oder am Niederrhein heißt es:

Unser Herr Christus ging einst durch das Land,
Da fand er einen Mann, der hatte den Fuß verbrannt.
Da nahm Jesus den Fuß in die Hand
Und sprach: 'Brand, Brand, fahr in den Sand!'
Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Hl. Geistes.

Die schöngeschriebne, sozusagen hauptamtliche Sammlung der Sankt-Galler Handschrift 44 9. Jahrhunderts, mit Dicta quem Aristotelis archeter dictavit ('Aussprüche, die der Arzt Aristoteles niedergeschrieben') betitelt und durch dies Latein als vor Karls des Großen Zeit entstanden gekennzeichnet, führt diese Übergänge von der ärztlichen Wissenschaft zum Zauberspruche gut vor Augen. Den Hauptanteil haben wirkliche medizinische Rezepte, meist noch unaufgeschwellt, in denen zwar oft die 'sympathische' Vorstellung der Chinesen, Assyrer, Juden, Ägypter, Griechen und Römer durchbricht, daß man das kranke Organ mit dem entsprechenden gesunden eines Tieres heilen könne, oder daß eine Pflanze dem Organ dienen werde, mit dessen Gestalt sie Ähnlichkeit hat, die aber von der späteren 'Dreckapotheke' und dem Anwenden von allem für alles kaum erste Ansätze haben. Daneben gibt es viele, die außer eigentlichen Heilhandlungen auch Betätigen des Aberglaubens vorschreiben: daß man die Rezeptbestandteile an bestimmten Tagen oder unter bestimmtem Monde sammelt, daß man wie schon im ältesten Mesopotamien Götter und Heilige anruft, Zauberformeln oder Vaterunser spricht (oft dreimal), sich bekreuzt oder Kirche und Altar in Anspruch nimmt oder Amulette trägt. Es ist ja anzunehmen, daß solche Handlungen und Sprüche schon vorlängst für sich bestanden, aber auch einleuchtend, daß sie in den meist so aussichtslosen Rezepten die Oberhand behalten konnten und dann nicht mehr auszuschalten

waren, selbst wenn man es wollte. Auch das Bamberger Antidotarium, 'Gegengabebuch', des 9. Jahrhunderts enthält einen solchen Spruch mit zugehöriger Handlung mitten in einem Rezept, und dgl. Mischungen reichen bis in die Neuzeit.

Wie sehr aber gerade das Sankt-Galler Rezeptbuch in den Bereich unserer deutschen Überlieferung gehört, zeigt erstens einmal gelegentliche Anwendung deutscher Worte (uuaidus 'Waid' in Nr. 33, staupus 'Stauf', 'Becher' in Nr. 181 wie in dem angelsächsisch-althochdeutschen Basler Rezepte) und dann der Übergang von Rezept zu Zauberspruch, insbesondre in Nr. 138, denn dieser Zauberspruch ist uns deutsch bekannt: Gegen Schlangenbiß oder wenn jemand Gift genommen hat:

Sammle Raute und während du sie sammelst, bete, trinke aqua pisilis und sprich: tremore expremore cesare cesare qua decentina procentina perarum Netre detas Martinus descendit per montem cum cervis cervicina cum natrixa trigas cum matri borregas. Ego tibi dixi, ut illi mala non facias nec in corde nec in foro nec foras ossa, foras carni, foras cor, foras cuti, foras pilo. Ego tibi adcanto: valeat incantatio mea!

Es sind zuerst sinnlos gewordene Zauberworte, die aber wohl auf lateinischen fußen. Dann eine klare epische Einleitung: 'Martin stieg den Berg herab mit Hirschen', auslaufend in ein romanisches Latein, das sich vielleicht noch deuten lassen wird: es scheint von drei 'Nattern' und ihrer Mutter die Rede; cervicina könnte Reimwort zu cervis sein, wie im ersten Teil expremore zu tremore usw. Dann die eigentliche Besprechung: 'Ich sage dir, daß du ihm nichts Böses tust, weder im Herzen noch draußen, noch außerhalb der Knochen, noch außerhalb des Fleisches, außerhalb des Herzens, außerhalb der Haut, außerhalb des Haares! Möge meine Besprechung wirksam sein!' Eine Besprechung, die sich selbst so bezeichnet; der entstellte Wurmsegen, dessen Gliederreihe aber noch kenntlich und der wie der zweite Merseburger Spruch nachträglich mit einem epischen Eingange, einem unpassenden, versehen ist. Obendrein ist in der zweiten Handschrift für den Schlußwunsch gesagt: 'Drei Paternoster!'

So eignet das Unterchristentum sich das Unterheidentum und die alte Wissenschaft mit seinen selbst zum Zauber gewordenen Gebetsworten an.

7. Andere Versdichtungen

In der Edda leitet die Völuspa, 'der Seherin Gesicht', den Bericht von Erschaffung der Welt ein mit den Versen

Nicht war Sand noch See   noch Salzwogen,
Nicht Erde unten   noch oben Himmel,
Gähnung grundlos,   doch Gras nirgend.

In unserm fälschlich so genannten Wessobrunner Gebet des 8. Jahrhunderts lautet dies:

Das erfragt ich in der Welt als der Wunder größtes,
Daß die Erde nicht war noch oben der Himmel,
Noch Baum nicht wuchs, noch Berg nicht war,
Noch irgend ein Stern, noch die Sonne nicht schien,
Noch der Mond nicht leuchtete noch die lichte See.

Ein gleichartiges, freilich sich dann geistigen Spekulationen zuwendendes Gedicht des altindischen Veda, einzig dastehend innerhalb der Hymnen dort, beginnt so:

Da gab es weder Sein noch gab es Nichtsein,
Nicht war der Dunstkreis und der Himmel drüber.
Bewegte sich was? und wo? in wessen Obhut?
Gab es das Wasser und den tiefen Abgrund?

Man muß an Urgemeinschaft nicht nur des Aufbaus, sondern auch des Wortlauts denken. Aber es gibt auch ein dem unsern nahverwandtes 'Babylonisches Lehrgedicht von der Schöpfung', das unabsehliche weitre Möglichkeiten eröffnet:

Ein heiliges Haus, ein Haus der Götter war an heiliger Stätte noch nicht gemacht,
Ein Rohr nicht hervorgesprossen, ein Baum war nicht geschaffen,
Ein Ziegelstein nicht gelegt, eine Ziegelform nicht geschaffen,
Ein Haus nicht gemacht, eine Stadt nicht gebaut,
Eine Stadt nicht gemacht, Menschengewimmel nicht hineingesetzt ....
Der Ozean nicht gemacht ....

Man erkennt wieder die Gleichheit des Aufbaus, des Aufzählens der noch nicht seienden Dinge, dem dann der Gleichlauf der geschaffenen im folgenden entspricht; Sachliches ist z. T. nach Zeit und Art verschieden, natürlich, aber auch Einzelheiten kehren wieder: das Rohr (Gras in der Völuspa), der Baum und der Stein, die doch in der großen Schöpfung unbedeutend scheinen.

Indessen: das Deutsche ist Übersetzung aus dem Angelsächsischen, das Babylonische ist nicht indogermanisch, und wir haben Wanderung aus dem Morgenlande offen zu lassen. Sie hat von vornherein nichts Unwahrscheinliches, weil im Norden das Entstehen wie der Untergang der Welt auf verschiedene Arten erzählt werden und der Untergang durch Feuer neben dem echt nordischen durch Kälte ziemlich sicher dem Südosten entstammt.

Von andern deutschen Versdichtungen lassen sich Wortformen vorgermanischer Zeit wie bei Zwillingsformeln (S. 61f), Zaubersprüchen (S. 68) und etwa den eben angeführten Versen von der Schöpfung nicht mehr erreichen. Das ist kein Wunder, da wir uns selbst im Althochdeutschen meist mit Erzählungen des Inhalts oder nur Namen begnugen müssen. Da mögen dann etwa englische, nordische oder auch lateinische Entsprechungen in die Vergangenheit emporführen. Für uns kehrt sich dann das Schließen um und richtet sich

auf das verlorene Deutsche statt auf seine Vorstufen. Z. B. bei den kultischen Versen des einleitenden Schweigegebots, der Flurumgänge und Leichenfeiern, bei Rätseln (Wissens- wie Witzfragen), Sprüchen und Flüchen.

Besonders liegt es bei der vielleicht jungsten und höchsten Gattung, dem 'Heldenliede', in dem der Dichtersänger die Taten des großen Einzelnen nicht sowohl preist — wie im höfischen 'Preisliede' — als nach ihrem Ablauf besingt; in kunstvoll-strenger Bindung und mit gewaltig-heroischem Klange, wie er der Halle des Fürsten und der gleichgestimmten Kriegerschar entspricht, noch ohne die Fesseln und unendlichen Zukunftsmöglichkeiten schriftlicher Aufzeichnung.

Solche Heldenlieder sind uns innerhalb der Indogermanen bei Germanen, Kelten und Slaven erhalten, und wir können uns leicht einen Begriff von ihnen machen, wenn wir an das Hildebrandlied oder Siegfrieds Drachenkampf denken. Bei Indern, Persern und Griechen stecken sie nur in Buchepen, zu denen die Schreibkunst und die Anforderungen einer damit verwandelten Welt sie verbreitert und neugestaltet haben.

Bei Homer etwa werden uns sogar Sänger am Werke vorgeführt, wie Demodokos bei den Phäaken, Phemios unter den Freiern der Penelope, und wir hören auch 'Taten der Menschen und Götter', die sie besingen: das Lied vom Streite Achills mit Odysseus beim Mahle der Götter, das mit seinem Ruhme bis an den Himmel gedrungen war, und 'der Groll des Achill', der dann der Grundstock der ganzen Ilias geworden ist. Die Römer bewahren solche Lieder in kurzen glühend-geballten Erzählungen, die durch die Gipfelung ihres Geistes in heldischer Rede und Gegenrede aus der ebnen Geschichtschreibung hervorstechen und darum seit Entdeckung des Altertums von großen Dichtern und guten Schulmeistern zu Erweckung adligen Sinns der Jugend herausgegriffen und erst von der Literaturgeschichte des vorigen Jahrhunderts eingeplättet oder geleugnet sind: Coriolan, Lucretia, Mucius Scaevola, Horatius Cocles u. a

Aus solchen Erzählungen gilt es, die überwachsenen Lieder zurückzugewinnen, wenn man sich ihre Vorstufen vorstellen will

Dem Germanen fiel hier einmal das glücklichste Los: er hat nicht nur das geschriebene Epos ausbilden können wie Inder, Perser und Griechen, er hat auch dank der besonders früh angeeigneten Schrift das nie für sie gedachte und bestimmte Heldenlied bewahren können und ermöglicht uns so, den ganzen tiefverwachsenen Weg vom Lied zum Epos zu lichten, eine Vorgeschichte des Schrifttums zu versuchen und sogar einen Dämmer zu werfen auf fremde Wege, etwa auf die von ganzen Geschlechtern vergeblich gesuchten, die von den homerischen Epen zu ihren Vorstufen führen: Homer steht am Anfang der griechischen Dichtung, davor ist Finsternis, wir aber kennen vor dem Nibelungenliede schon Jahrhunderte germanischer Dichtung in christlicher Niederschrift.

So leidlich aber auch nach alledem eine indogermanische Gattung 'Heldenlied' erschlossen werden mag, so trügerisch ist die Hoffnung, ein einzelnes, ge

schweige etwas von seinen Worten, in solche Vergangenheit zu verfolgen und so den Unterbau derjenigen Gattung noch tiefer zu legen, die das germanische Dichten und Trachten am kraftvollsten und herrlichsten in die Zukunft getragen und die Vorstellung von germanischem Wesen auch bei uns selbst am mächtigsten bestimmt hat.

Das Heldenlied lebt ja nicht gleichmäßig von Indogermanenzeiten bis in seine versinkende serbische oder russische Gegenwart, es entzündet sich vielmehr an gewissen gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen, an der sog. heldischen Lebensform des Waffenadels fürstlicher Gefolgsmannschaften. So bei uns unter den Königen der Völkerwanderung. Es zieht sich in den wikingischen Norden zurück, als der fränkische Lehens- und Großstaat erwächst, als es nicht mehr ein tätiges Glied des heldischen Lebens sein kann, nur noch zu Erinnerung, Wunschbild, Unterhaltung dienen soll. Die nimmt sich dann auch den neuen, den mittelmeerischen, den abenteuerlichen Stoff und gewinnt aus seinen Zusammenhängen eine erste Form des Epos, die 'spielmännische'.

So reicht das großrussische Heldenlied, das in der bäuerlichen Byline noch in den äußersten Rückzugsgebieten des Nordens nachlebt, nur bis ins 10. Jahrhundert und in den Kiewer Kreis fürstlich-kriegerischer Gefolgschaften und Glaubenskämpfer unter Wladimir dem Heiligen zurück. Germanische Nordleute waren wohl seine Anreger, denn die družina, nordisch drótt, unser truht 'Gefolgschaft' trug es. Aber was davorlag, in der Kindheit des großrussischen Volks, wissen wir nicht. Für die Südslaven bilden dies Liedzeitalter die ersten Zusammenstöße mit den Türken in Mazedonien. Die Lieder leben, wenn auch entartend, in den unzugänglichen Bergen in dem Maße, wie sich die alte Herrschaft der Kleinhäuptlinge erhalten hat, bis jetzt. Was ihnen vorausliegt, wissen wir wiederum nicht, wenngleich man eine gemeinslavische Grundlage und einen Rückschlag unter byzantinischer Kulturüberflutung davorsetzt, die auch die mancherlei fremden Stoffe, Brautfahrten, Legenden und andres in das Heldenlied hineingetragen hätte.

So wissen wir auch von der Vorzeit unseres Heldenliedes nichts. Doch mag damals die Taten- und Geschichtskunde in Wissensversen wie denen von der Schöpfung, auch in ausgeschmückten Ahnenreihen (S. 7, S. 63) u. dgl. weitergeglommen haben.

—

II. Römische Zeugnisse

1. Vom Vorgermanischen zum Deutschen

Von ihren Ursitzen um die westliche Ostsee (S. 2) haben sich die Germanen hauptsächlich nach Norden und Süden und den beiden deutschen Meeresküsten entlang nach Osten und Westen ausgedehnt. Der Zug nach Norden, der allmählich zur Besiedlung ganz Skandinaviens mit Island (im 9.) und Grönland (im 10. Jahrhundert) führen sollte, geht uns nur mittelbar an. Ebenso, daß der Norden, von Übervölkerung gepeinigt, seinerseits wieder Siedlerscharen ins Land an Oder und Weichsel aussendet, die sog. Ostgermanen, die dann auch ihre sprachliche Verwandtschaft mit den Nordleuten noch wohl erkennen lassen: die Vandalen, die schon im 2. Jahrhundert v. Chr. aus Nordjütland weiterziehn (S. 86); bis zur Zeitwende die Burgunden von Bornholm; die Goten von der schwedischen Provinz Götland u. a. Es sind die Stämme, die mit ihren weltweiten Fahrten und Eroberungen vom Schwarzen Meer bis Spanien (die Westgoten) und Nordafrika (die Vandalen) insbesondre die sog. 'Völkerwanderung' als ihre Geschichte tragen, zugleich die nach gewaltigen Taten früh in der südlich-verzehrenden Fremde untergegangenen.

Die germanischen Stammesbrüder an der Elbe und westlich davon haben dagegen in langsamerem und stetigerem Vorrücken den Zusammenhang mit der Heimat und ihrer sicheren Masse nicht verloren, haben dauerndere Staaten, schließlich das fränkisch-deutsche Reich gegründet und das Abendland beherrscht. Sie sind bis um 500 v. Chr. an den Rhein und über Mitteldeutschland vorgestoßen. Um die Zeitwende hatten sie Böhmen und das Land bis zur oberen Donau den Kelten abgenommen und sind damit an die Grenzen des Römerreiches gelangt.

Es ist jene schicksalsschwerste, die deutsche Zukunft bis in unsre Tage bestimmende Begegnung: sie überwältigte das jugendliche Volk, ganz zu schweigen von der ungeheuren Fülle greifbarer Güter, die es begierig übernahm und weiterreichte, fast mit ihren geistigen Kräften, zumal als Rom, von denselben Germanen leiblich vernichtet, noch im Sterben seine Sprache und in ihr die christliche Lehre hinterließ.

Ums Jahr 100 war der Rhein bereits überschritten, und da sind dann die Stämme drüben rasch keltischem und römischem Einfluß verfallen. Das Land südlich der Donau bis zur Sprachgrenze in den Alpen ist, wenn sich auch Ro-

manisches darin noch länger erhielt, bis gegen Ende des 6. Jahrhunderts gewonnen.

Tacitus kennt im Jahre 98 n. Chr. auf dem angegebenen Gebiete noch ein Gewimmel von Einzelstämmen, aber schon Plinius faßt sie in jene Dreizahl zusammen, die wir (S. 67) als ältestes Zeugnis eines stabenden germanischen Langverses angeführt haben und die dann Tacitus aufnimmt: Ingväonen nächst dem Meere (zu denen nach Plinius auch Kimbern, Teutonen und Chauken gehören), Erminonen im Mittellande (dazu Sueben, Ermunduren, Chatten, Cherusker), Istväonen am Rhein (dazu wiederum die Kimbern, wenn man nicht in Sigambrer verbessert). In der fast geschichtsquellenlosen Folgezeit verschwinden auch diese, und es tauchen erst um 500 große, durch Kult- oder Kriegsgenossenschaften und Eroberungen zusammengefaßte Bünde und Staaten wieder auf, die der Friesen, Sachsen, Franken, Thüringer, Alemannen und Baiern. Man hat die beiden ersten großzügig den Ingväonen, die Franken den Istväonen, die übrigen den Erminonen gleichgesetzt.

Die Friesen haben ihre alten Sitze an der Küste zwischen Rhein und Ems westlich bis in die Gegend von Brügge, östlich bis an die Weser ausgedehnt. Sie haben ihre Sonderart am beharrlichsten bewahrt. Die Geschichte weiß von ihnen zwischen der Römerzeit und dem Ende des 7. Jahrhunderts nichts, als was die Bodenfunde lehren: die anglisch-sächsische Durchdringung von Osten her.

Die Sachsen sind um die Mitte des 2. Jahrhunderts als Einzelstamm in Holstein bezeugt. Um die Mitte des 3. haben sie das Land bis nahe an den Niederrhein gewonnen. Ein Teil von ihnen hat um 450 von der Kanalküste aus den englischen Süden erobert. Ihnen schließen sich jütische Kolonisten an, indes die schleswig-holsteinischen Angeln quer über die See ziehen und sich in Mittel- und Nordengland ansiedeln. (Der Westen und Schottland bleibt den Kelten.) Die ferne Insellage sondert die beiden Sprachen ab und schließt sie zum Angelsächsischen, der Vorstufe des Englischen zusammen.

Die Lücke auf dem Festlande wird ausgefüllt durch die nordischen Dänen, und so entsteht an der Eider, der einstigen Grenze der Angeln (Kap. V. 4), statt des Ineinandergleitens benachbarter Mundarten eine harte Sprach- und Volksgrenze zwischen 'Nord'- und 'Westgermanen'.

Die Franken sind zuerst im Anfang des 3. Jahrhunderts genannt. Noch um 500 finden wir mehrere Untergruppen und schließen, daß der Verband lose geblieben ist: salische Franken an der Nordsee und bis an die friesische Nachbarschaft; ripuarische, wie der Name sagt, am Ufer, nämlich des Rheins, um Köln; Chattuarier und Chamaven zwischen beiden. Um dieselbe Zeit haben sie bereits den gallischen Westen bis Calais, Doornik, Metz und wahrscheinlich noch weiter germanisiert, sitzen aber bald auf Herrenhöfen oder als hohe Beamte auch tief im romanischen Gallien.

Die Thüringer gehen wohl von den Ermunduren aus, die zu Zeiten des Augustus in Thüringen angesiedelt sind. Der neue Name taucht erst im 5. Jahr-

hundert auf. Damals hatten sie ein großes Reich zwischen Elbe, Mulde, Werra und oberer Donau. 531 verfiel es den Franken.

Die Alemannen, vielleicht von den märkischen Semnonen abstammend, über deren Macht und religiöses Leben Tacitus besonders berichtet, haben sich wohl zuerst an Main und Neckar zusammengeschlossen. Erste Nennung im Jahre 213. Sie sind es, die in unendlichen Kämpfen den römischen Limes, die Rhein und Donau etwa zwischen Koblenz und Kelheim verbindende römische Grenzbefestigung, durchbrochen und nach vielen Rückschlägen auch das Land jenseits des südwestlichen Oberrheins gewonnen haben. Der furchtbarste Rückschlag war die Niederlage, die ihnen Kaiser Julian im Jahre 357 unweit Straßburg beibrachte. 496 wurden sie von den Franken unter Chlodwig geschlagen und verloren ihre Nordgebiete, die sich zuzeiten noch über den Taunus nach Norden erstreckt hatten.

Die Baiern stammen dem Namen nach aus Böhmen, Böheim, dem Heim der Boier, sind also wohl Markomannen, die die dort hausenden keltischen Boier verdrängt hatten und zur Zeit des Arminius unter Marbod Kernvolk eines weit nach Norden und Osten ausgreifenden Reiches waren. Sie kommen um 500, wahrscheinlich von der Oberpfalz her über die Donau, drängen die Alemannen über den Lech zurück und besiedeln allmählich die Alpentäler.

Auch dies so umgrenzte festländisch-westgermanische Gebiet war aber schon früh durchflutet von Zügen andrer Germanen.

Die Kimbern und Teutonen, selbst den Ingväonen und somit den Westgermanen zugezählt, waren mitsamt den Ambronen um 120 v. Chr. von ihren Sitzen im nördlichen Jutland aufgebrochen. Sie trugen nach mannigfaltigen Kreuz- und Querzügen den ersten großen Angriff der Germanen gegen das römische Reich und versetzten es mit ihrer furchtbaren Urkraft in Angst und Schrecken, bis sie nach mancher römischen Niederlage Marius vernichtete, die Teutonen im Jahre 102 bei Aquae Sextiae in Südfrankreich, die Kimbern 101 bei Vercellae in Oberitalien.

Vielleicht hängt ihre Abwanderung aus dem Norden mit dem Einbruch der Langobarden zusammen, die von Südschweden her (S. 77), wahrscheinlich durch Jütland zur Niederelbe zogen. Dort siedeln sie etwa von 50 vor bis 150, nach andern bis 450 n. Chr. neben oder unter den Sachsen. Im 6. Jahrhundert sind sie in Niederösterreich Ost- und seit 568 in dem eroberten Italien Südnachbaren der Baiern (Kap. VIII).

Die ostgermanischen Burgunden sind in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts von ihren Sitzen zwischen Oder und Weichsel aufgebrochen und erscheinen nun am obern und mittlern Main im Rücken der Alemannen, die ihnen zu bitterster Feindschaft den Weg an den Rhein und nach Frankreich verlegen. Erst zu Anfang des 5. Jahrhunderts glückt ihnen die Festsetzung in Rheinhessen und der Pfalz um Worms und Speier. Dort herrschen ihre Könige bis zu der im Liede verherrlichten 'Vernichtung' durch die Hunnen im Jahre 436.

Der Rest des Volkes gründet in Savoyen ein neues Reich. 534 wird es von den Franken einverleibt.

Die ostgermanische Sprache der Burgunden ist auch in Frankreich noch von der westgermanisch-fränkischen deutlich geschieden. Der Ausgleich ist durch die frühe Romanisierung überholt.

Sonst sehen wir die Sprachen des westgermanischen Festlandes sich zusammenschließen und ein gemeinsames Sonderleben ausbilden, seitdem sie durch Abgrenzung der Nord- und Ostgermanen sozusagen unter sich geblieben waren; das Aufgeben des Landes östlich der Elbe und Saale hatte sogar eine fremdsprachliche Grenze ergeben: die Slaven rückten in die leeren Flächen ein. Die von dort stammenden Alemannen und Baiern aber behielten von ihrer langdauernden Nachbarschaft mit Ostgermanen jenseits der Elbe gewisse sprachliche Verwandtheiten bei, die sie dann in ihrer neuen Heimat den ubrigen Stämmen gegenüber zusammenschlossen. Dabei sind sie aber doch sprachlich untereinander verschieden, und da auch sonst die sprachliche Abgrenzung der großen Stammesverbände trotz aller Überschneidungen bis heute erkennbar geblieben ist, bezeugt sich so ein Ausgleich in ihrem Innern. Einen weiteren Schritt zur Vereinheitlichung bedeutet es, wenn diese Stammesgrenzen überschritten werden: das Sächsische z. B. ist wohl von früh an Einflüssen aus dem inneren Deutschland zugänglich gewesen, in das der Stammesverband sich immer tiefer hineinschob, etwa die Reste zu den Franken gestoßener und nach Westen abgewanderter Völkerschaften überlagerte, und ist so aus der ursprünglichen als ingväonisch bezeichneten Gemeinschaft mit dem Angelsächsischen und Friesischen mehr und mehr herausgeraten, indes das Friesische, wie in andern Dingen, dem Alten treuer blieb.

Wir nennen diese sprachliche Gemeinsamkeit der festländischen Westgermanen 'Deutsch' mit einem Worte, das dem 'Volke' (theot, später diot) 'zugeordnet' (-isc, später isch und -sch) bedeutet und sowohl in England wie bei uns die einheimische Sprache gegenüber der lateinischen bezeichnete, die Bedeutung eines Eigennamens 'Germanisch' und 'Deutsch' aber erst von der lateinischen Übersetzung theodiscus angenommen zu haben scheint. Er wird eindeutig dadurch, daß er anderweit abstirbt. Diutisciu zunga 'deutsche Zunge' meint dann, auch in späten Jahrhunderten, zugleich das ganze Volk, das diese Sprache spricht, und ist so, über den Staat hinweg, eine sprechendere Bezeichnung als das nur dem Gebildeten nicht stumme 'Nation', das wir merkwürdigerweise erst mit feierlichem Sondersinn und -klang erfüllt haben, indes wir rings alle Fremdworte oder die es einmal waren immer weiter spurend ausrotteten.

Wie sehr 'Deutsch' im 7. Jahrhundert schon eine Gemeinsamkeit war, sehen wir daran, daß die letzte große sprachliche Trennung, die sie aufspaltete, nicht den Stammesgrenzen folgte: die zweite Lautverschiebung, die das Hochdeutsche vom Niederdeutschen schied und es unter sämtlichen germanischen Sprachen vereinzelte, wie einst die erste das Germanische vom Indogermanischen schied

und unter sämtlichen indogermanischen Sprachen vereinzelte, diese zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung machte auf ihrem Sud-Nord-Wege mitten im Frankenlande Halt und stellte so die Niederfranken zu Friesen und Sachsen die übrigen Franken zu Alemannen und Baiern. Sie ergriff nacheinander etwa dieselben Konsonantengruppen, die schon die erste ergriffen hatte, die sog. Geräuschlaute p t k, b d g, f th ch. Als Kennwort diene das lateinische dentem 'den Zahn' im Vergleich mit angelsächsischem to[n]th und althochdeutschem zand: man sieht, wie indogermanisches d (im Anlaut) erst zu germanischem t und dann zu hochdeutschem z 'verschoben' ist; ebenso (im Auslaut) t zu th und zu d.

Man erhält also, wenn man nun auch eine zeitliche Einteilung des Deutschen anbringen will, zwei Reihen, eine niederdeutsche mit dem alten Konsonantenbestand und eine hochdeutsche mit Verschiebung. Und zwar teilt man geläufigerweise, indem man sprachliche und literarische Merkmale vermengt, in Altniederdeutsch (Altsächsisch) bis ins 12., Mittelniederdeutsch bis ins 16. Jahrhundert und Neuniederdeutsch bis heute und entsprechend Althochdeutsch bis ins 11., Mittelhochdeutsch bis ins 14. Jahrhundert und Neuhochdeutsch bis heute. Zum Niederdeutschen gehört auch das Niederländische, aber seine Sonderstellung beginnt erst diesseits unsrer 'Frühgeschichte'.

Eine besondre Stellung haben auch die Langobarden (S. 79), und sie zeigt, von welcher Art wir uns das Zusammenspiel germanischer Rasse und Sprache zu denken haben: sie waren nach ihrer Heimat Nordgermanen; bei den Sachsen sitzend nahmen sie nach Ausweis der Quellen viel von ihrer Sprache an, zugleich die frühere angelsächsisch-friesisch-sächsische Gemeinsamkeit bestätigend; in der Nachbarschaft der Baiern und Alemannen wurden auch sie von der zweiten Lautverschiebung erfaßt, sprachen also ein Hochdeutsch, und zwar eins, das dem 'Oberdeutschen' der Baiern und Alemannen näher steht als dem Hochdeutschen der Franken. D. h. es gibt nur die eine germanische Sprache, die sich (abgesehen von der zeitlichen Entwicklung) erst durch Absondern oder Zusammenwohnen der Sprecher gliedert, und die Sprache kann keine Rassenunterschiede zwischen Germanen begründen. Daß aber das Langobardische nicht in die Bezeichnung 'deutsch' einbegriffen wurde und wird, hat den einfachen Grund, daß sie erst dann zur Geltung kam, als das Langobardische ausstarb.

Von den deutschen Stämmen waren Thüringer, Alemannen und Baiern schon gegen die Mitte des 6. Jahrhunderts dem Reiche der Franken unter dem Königsgeschlechte der Merovinger einverleibt. Die Scheidung ihres Reiches in Austrasien und Neustrien nimmt allmählich den Sinn einer Scheidung in einen germanischen östlichen und romanischen westlichen Teil an. Zu Anfang des 8. Jahrhunderts werden die beiden oberdeutschen Stämme wieder selbständig unter ihren Herzögen; Friesen und Sachsen im Norden und die Langobarden im Süden bleiben noch außerhalb. Erst Karl der Große hat sie alle unterworfen und die erste Einheit aller Deutschen erkämpft, ums Jahr 804.

Was für uns, nach dem Bestande der Überlieferung, Vorgeschichte des deutschen Schrifttums ist, hatte jedoch schon im Jahre 643 bei den Langobarden zu Ende zu gehen begonnen, als König Rothari sein Gesetz niederschreiben und deutsche Sätzchen und Worte darin anbringen ließ. Langsam, langsam freilich nur geht inzwischen der Tag auf und bleicher, als ihn die jenseitig flimmernden Sterne der Nacht verhießen.

2. Tacitus

Der erste, der uns von germanischer Dichtung Nachricht gibt, ist der Römer Cornelius Tacitus, auf den wir so oft schon vorgegriffen haben, einmal auch zur Bezeugung germanischen Dichtens: der Losverse (S. 66f.). Er hat in seiner 'Germania' vom Jahre 98 n. Chr. unser Volk so einläßlich wie kein andrer und fast schwärmerisch beschrieben und ist so zu einem unvergleichlichen Gewährsmann wenigstens all seiner menschlichen Zustände geworden. Wir dürfen freilich nicht vergessen, daß von vornherein der wissenschaftlichen Zuverlässigkeit des Verfassers das Rednerische der damaligen römischen Hochbildung und sein besondrer Sinn für halbdichterische Schriftstellerkünste entgegenstehen, ja, daß ihre Zwecke übergeordnet sind. Die politische Gebundenheit des altsenatorischen Edelmanns, der eben noch das entleerte höchste Amt der versunkenen Republik bekleidet hatte, gibt seinem Stil unter der wortlähmenden Kaiserherrschaft einen stockenden Rhythmus, der mit hintergründigen Worten vieldeutig spielt. Nicht immer ist Tiefe unter gehobenem Ausdruck verborgen, aber die überlegte, sozusagen ausprobierte Dichte und unangreifbare Wendigkeit seiner Sätze, sie bannt schon für sich allein alle Stilschmecker und Enträtsler fest. Völlig ausgebildet ist dieser Stil freilich erst in den nachfolgenden großen Geschichtswerken, den 'Historien' und 'Annalen', in denen Tacitus die Zeit von 14—96 darstellte und mit den fast übersichtig ausspionierten Charakterbildern, besonders dem des Kaisers Tiberius, den Gipfel seiner schwermütigen Kunst und der römischen Geschichtschreibung erklomm. Die 'Germania' mischt noch die Stile, indem sie einem das Allgemeine zusammenfassenden Teile über Land und Leute, Sitte und Brauch eine Übersicht über die einzelnen Völker folgen läßt und diese Nüchternheit kunstvoll durch Sondernachrichten über einzelne unterbricht.

Darin sprechen sich wohl auch Verschiedenheiten benutzter Quellen aus, und dgl. kann auch die glücklich erreichte und kunstvoll verklammerte Einheit nicht verhüllen. Es gab aber im Altertum seit lange für den Aufbau solcher völkerkundlicher Darstellungen und auch für ihren Gedankeninhalt festgewordene Vorbilder, und da die etwaigen Quellen der 'Germania' mit Ausnahme der 'Naturgeschichte' des Plinius größtenteils verloren sind, so erhebt sich auch von dieser Seite die Frage: was ist Wahrheit an den entsprechenden Berichten des Tacitus? Kurz: wenn Herodot von den Persern, Tacitus von den Germanen sagt, daß sie im Rausche beraten und am nächsten Tage in der Nüchternheit beschließen, schreibt dann Tacitus, abgesehen von Zutaten, nach

Herodot oder nach der Wirklichkeit? Die Nachricht kann wahr sein, weil die Sitte hier und dort tatsächlich dieselbe war. Die Sitte kann dieselbe sein, weil sie bei jugendlichen Völkern verbreitet ist, oder weil diese beiden Völker sie von ihren indogermanischen Vorfahren geerbt haben. Tacitus konnte aber auch Gemeinplätze weitergeben, weil er bequem oder leichtgläubig war, wie man es in völkerkundlichen Schriften des Altertums und Mittelalters gewöhnlich findet, oder weil er grade mit Sonderbarkeiten seine Leser zu fesseln meinte. Was im Einzelfalle anzunehmen ist, muß jedesmal eine besondre Untersuchung festzustellen unternehmen. Daß die eignen Auslegungen zeitgebunden sind, die Tacitus seinen tatsächlichen Nachrichten beigibt, ist selbstverständlich, und man muß ihnen mißtrauisch begegnen, zumal er das Land höchstens vom Westrande gesehen hat, und da wohl auch erst durch die Augen des Plinius, der im Gegensatze zu Tacitus wirklich Soldat war und Kriegerisches beurteilen konnte: es ist ein Jammer, daß seine 'Germanenkriege' verloren sind. Außerdem ist es wohl sicher, daß Tacitus in dem lähmenden Glauben an den Abstieg seines eignen Volkes, das 'schon seit 210 Jahren über das fremde siegt' und 'mehr Siege gefeiert als erfochten hat', die Jugendkraft dort in Rousseauschem Lichte sieht und ihre Naturreinheit den Seinen zu einem Wunschbilde erhöht vorhält, wie er denn auch den Stoff nach künstlerischen u. a. Zwecken nicht nur gestalten, sondern auch auswählen mag. Aber die Zeugnisse, die der Spaten aus dem Boden gefördert hat, und der Vergleich der nachmaligen lateinischen, griechischen und germanischen Schriftsteller, sie sprechen insgesamt für die Glaubwürdigkeit des Tacitus, soweit sie eben reichen. Überdies hat sich jenes Verfahren des Nachweises völkerkundlicher Vorbilder, bei dem vor lauter Vorläufern kein Läufer übrigbleibt, grade bei einer der wenigen taciteischen Nachrichten über germanische Dichtung selbst in den Abgrund gestürzt.

Ein bißchen mehr oder weniger kann indes nicht viel besagen gegenüber dem ungeheuren Reichtum, den dies Büchlein, dies Heft für Deutsche und Germanen bedeutet. Keins von den indogermanischen Völkern hat ein Volk neben sich, geschweige ein so verwandtes, das aus überlegener, später Reife eines wissenschaftlich-künstlerischen Schrifttums von einem jugendlichen Nachbarvolke so für alle Kindeskinder berichtet, vielmehr solchen Bericht zu einer eignen Sonderaufgabe gemacht hätte: was wüßten wir, zumal nach den christlichen Zerstörungen der Folgezeit, von unsern Vorfahren in jenen Jahrhunderten, wenn wir die 'Germania' nicht hätten! Dagegen tritt für uns auch die Frage zurück, welcher römischen oder griechischen Literaturgattung man sie allenfalls anschließen könne, wie Tacitus dazu kam, an Stelle völkerkundlicher Einschübe in Geschichtsdarstellungen eine Sonderarbeit zu setzen, oder welches ihr besondrer Grundzweck in ihrem Erscheinungsjahr gewesen sei. Wir gedenken vielmehr noch der geistigen Kraft, die von ihr ausging, als 1400 Jahre später deutsche Humanisten diese uralte Herrlichkeit ihres Volkes entdeckten und der Elsässer Wimpfeling in der Verteidigung gegen die italienischen Stan-

desgenossen, die in dem gewaltigen Ruhme der wiederbelebten Lateiner wie in dem ihren schwelgten, noch mehr aber in der Sorge vor dem französischen Zugriff den vaterländischen Stolz der Ihren mit diesem Büchlein entflammten: da scheint das deutsche Nationalgefühl plötzlich entbunden, die Idee einer deutschen Geschichte ist plötzlich vorhanden, eine Altertumsheimatkunde erwächst: aus der 'Germania'.

Bei alledem läßt sich nur ein einziges Wort des Tacitus, nämlich barditus, als germanisch deuten, und es ist auch ganz nach Art der Deutschworte, die juristische Fachausdrücke in den altgermanischen, aber lateinisch geschriebenen Gesetzen erklären sollen, in den Text gehängt: 'Sie haben auch eine andre Art von Gedichten (carmina), aus deren Vortrag, barditus genannt, sie Begeistrung schöpfen' (wenn sie in den Kampf gehen) 'und den Ausgang der bevorstehenden Schlacht voraussagen. Denn sie schrecken oder sind erschreckt, je nachdem es aus ihren Reihen schallt, und nicht sowohl die Stimme als der Kampfgeist der Ihren klingt ihnen da zusammen, und man will hauptsächlich einen furchtbaren Schall und dumpfdröhnenden Widerhall erzielen, indem man den Schild vor den Mund hält, damit sich der Ton bricht und um so tiefer und kraftvoller anschwillt.'

Das Wort barditus soll zu bardhi, einem Worte für 'Schild' oder auch zu 'Bart' und der 'Bartrede' des nordischen Thor (= unserm Donar) gehören, mit der er seine Gegner schreckt, hat aber mit Barden, den keltischen Sängern, nichts zu tun. Es scheint zuerst, als müsse nur ein Gebrüll gemeint sein, aber Tacitus bezeichnet allein den Vortrag, den Inhalt bilden vielmehr geformte Worte, wie der Ausdruck 'Gedicht' besagt, und es ergibt sich auch aus späteren nordischen Schlachtrufen mit Stabreim. An solchen Barditus denken wir auch, wenn Tacitus in den Historien von den niederrheinischen Batavern sagt, daß ihre 'Schlachtfront von dem Gesange der Männer und dem Geheul der Weiber erklang'.

Für die Alemannenschlacht von 357, aber auch sonst bezeugt ihn Ammianus Marcellinus, der Fortsetzer des Tacitus (S. 90), in der Form barritus.

Alles Übrige bleibt bei Tacitus in lateinischem Gewande: 'Sie "singen" den Herkules als ersten aller Helden beim Marsche zur Schlacht.' Mit Herkules haben die Römer Donar bezeichnet wie mit Mercurius Wodan (S. 89), und einen 'bärtigen Herkules' finden wir am Rhein inschriftlich genannt wie im Norden den Thor der Bartrede dichterisch. Unter den Heldentaten denken wir uns die Kämpfe gegen die Unholde der ungezähmten Natur, und sie mögen die Gleichsetzung der beiden Göttergestalten hervorgerufen haben. Freilich läßt nur die nordische Überlieferung ihrem Thor noch dies sein hauptsächliches Betätigungsfeld, wir müssen uns in Deutschland damit begnügen, daß in Sagen und Dichtungen wenigstens noch seine riesischen Gegner auftreten und in mächtigen Felsengebilden die Spuren ihrer Tätigkeit zu erkennen sind (S. 36f.). Als Beispiel eines solchen Schlachtliedes wäre vielleicht anzuführen, daß die germanischen Kohorten in den Kämpfen des Kaisers Otho (im

Jahre 69) 'mit trotzigem Gesang' anstürmen, nach Vätersitte 'nackt', die Schilde über den Schultern schüttelnd — also nicht hineinrufend.

Welcher Art dann der 'fröhliche Gesang' war, der nach der Schlacht aus nächtlichem Lager ertönte, das wissen wir nicht. An beiden Belegstellen folgt aber bezeichnend 'oder Lärm'.

Schon diese Anwendungen von carmen, cantus und canere, Gedicht, Gesang und singen, schützen uns vor dem Raub oder der Entleerung der beiden wichtigsten Zeugnisse des Tacitus über die Dichtung unserer Vorfahren:

'Sie feiern in alten Liedern — das ist bei ihnen die einzige Art geschichtlicher Überlieferung — einen von der Erde (der 'Mutter Erde', wie sie einmal bei Tacitus heißt) gebornen Sohn Tuisto. Ihm schreiben sie einen Sohn Mannus als Stammvater und Gründer ihres Volkes zu, dem Mannus drei Söhne, nach denen die nächst dem Meere Ingväonen, die in der Mitte Erminonen, die übrigen Istväonen heißen sollen.'

Die versbedeutende Dreiheit der Völkernamen kennen wir bereits (S. 67), haben sie auch schon einer Dreiheit von Völkerbünden gleichgesetzt, die doch wohl durch gemeinsamen Gottesdienst zusammengeschlossen ist. Wir fügen nun die Namen der 'drei Söhne' wieder in den Stammbaum, die Tacitus in seinem Kürzungsdrang übersprungen und durch die ihrer Völker ersetzt hat: IнguR, ErminaR, IstuR. Die Worte des Tacitus enthüllen schon eine hohe Stufe der aus dem Stammbaum (nach S. 7) entwickelten Dichtung.

In germanischen Worten haben wir den nächsten Verwandten dieses Urstammbaumes an den Versen, die in der Edda dem weisen Riesen Vafthrudnir in den Mund gelegt werden:

Vor unzähligen Wintern, eh die Erde geschaffen,
war geboren Bergelmir;
Thrudgelmir war des Thursen (Riesen) Vater,
doch Aurgelmir sein Ahn.

Und der Ahn war zweigeschlechtig, wie wir dann hören.

Hier handelt es sich freilich um ein sehr junges, künstliches Gedicht, und das Namengerippe hat rings Fleisch gewonnen. Daß aber Tuisto 'der Zweigeschlechtige' bedeutet und Sohn der Erde ist, läßt ja neben den Stammnamen und der Landzuteilung auch schon bei Tacitus mehrere sagenhafte, mythologische Stoffe in seinem angefuhrten Gedichte erkennen.

Es entstehen hier aber nicht Riesen, wie in der Edda, sondern Menschen aus dem Urzwitter. Der älteste heißt 'Mann', 'Mensch' schlechthin, und wenn er hier Vater der drei Stammgruppen ist, so besagt das nicht nur, daß sie sich als Gemeinsamkeit fühlen, vielmehr auch, daß der Gesichtskreis des Erfinders dieser Ahnenreihe nicht über diese Dreiheit hinausreicht (d. h. roh gerechnet über Norddeutschland bis zur Oder), daß nur sie die wahren 'Mannen' und 'Menschen' umfaßt, daß also etwa die Ostgermanen schon nicht mehr als zugehörig und verwandt betrachtet wurden.

Die ostgermanischen Vandilier z. B. nennt denn auch schon Plinius ohne Stab besonders, und Tacitus läßt sie obendrein von ihrem besonderen Gott abstammen. Sie hausten in Nordjütland um das Kap Skagen. Setzt man (aus archäologischen Gründen) ihre Abwanderung nach Süden mit dem Zuge der Kimbern und Teutonen in Verbindung, der auch von Jütland ausging (S. 79), so käme man auf rund 120 v. Chr. als Zeit für die Trennung der nach Südosten auf Schlesien zu abziehenden Vandilier von den im Nordwesten zurückbleibenden Germanen, und das wäre zugleich die obere Zeitgrenze für das Stammbaumgedicht, das Tacitus mehr als zwei Jahrhunderte später noch kannte

Aber wir steigen noch viel weiter empor. Auch die Inder setzen einen Zwitter an den Anfang, und sein Sohn ist Manu, der Mensch, wie bei uns. Das ist wohl indogermanisch. (Um wieviel mehr der einfache Stammbaum! S. 6) Anderswo haben wir die Dreiheit der Söhne, die dann zugleich drei Stämme bezeugen (während bei Tacitus die drei Stämme zugleich die drei Söhne ergeben): Hellen, d.h. der Hellene, und Doros, Xuthos, Aiolos. (Eine Welt außerhalb des Hellenen kommt wiederum nicht in Betracht.) So verteilen Zeus, Poseidon und Hades, die Söhne des Kronos, Meer, Ober- und Unterwelt, usw. Entsprechendes aber auch bei Babyloniern und Juden (Noah mit Sem, Ham und Japhet; der Stammvater heißt Adam = Mensch und ist zwitterhaft, sofern das Weib aus seiner Rippe entsteht), so daß in dem alten germanischen Gedichte vielleicht Heimisches mit Fremdem zusammengefügt ist.

Hübsch, daß unter den für vorbildlich gehaltenen völkerkundlichen Belehrungen des Altertums auch eine solche Herkunftsage der Skythen bei Herodot zu finden ist: als das Land noch einsam war, sollte dort ein 'Mann' geboren sein, und der Name Targitaos wird hinzugefügt. Dann folgt erst, was Herodot bezweifelt, daß Zeus und die Tochter des Flußgottes seine Eltern waren, und auf den 'Mann' zurückgreifend, daß er drei Söhne (mit klanggebundenem Namen wie bei uns) Lipoxais, Arpoxais und Kolaxais hatte, nach denen dann drei Volksgruppen der Skythen heißen. Es ist ein Zeugnis für die Echtheit des taciteischen Berichts: dies Hin- und Herspringen bei Herodot hätte die grade Geschlechterfolge bei Tacitus nicht hervorbringen können, auch wenn er die Namen dazugegeben hätte (S. 82).

Am Schlusse des zweiten Buches der Annalen heißt es von Arminius: 'Unstreitig der Befreier Germaniens und der nicht wie andre Könige und Feldherrn Rom in seinen Anfängen, sondern als Kaiserreich in seiner höchsten Blüte bekämpft hatte, in Schlachten öfters, in Kriegen nie besiegt. 37 Jahre lebte er, 12 war er an der Macht. Er wird noch jetzt bei den Barbarenstämmen besungen, während er den Annalen der Griechen, die nur das Ihre bewundern, unbekannt ist, auch bei den Römern nicht sehr bekannt, weil wir nur Altes preisen, um das Neue uns aber wenig kümmern.'

Was hier von Inhaltlichem gesagt ist, läßt sich anderweit im Schrifttum der Alten nachweisen, z. B. 'zweifellos der Befreier' (Germaniens), 'in Schlachten zwar, in Kriegen nie besiegt', das immer wieder für Rom beansprucht war,

schließlich auch das 'er wird noch jetzt bei den Barbaren besungen'. So daß außer dem Namen Arminius weder Inhalt noch Aussage als Eignes übrigbleibt und man sich traurig fragt, warum Tacitus diesen Satz geschrieben habe; wenn man nicht folgert, daß hier nur alte Formen benutzt waren, um denn doch etwas zu sagen, und daß canere schon wegen des Zeugnisses Xenophons besingen bedeute (der König Kyros ebenfalls 'noch jetzt von den Barbaren besungen' sein läßt): auch das war bestritten. Das Besingen bleibt also bezeugt. Den Inhalt würden wir ohnehin in der Richtung dessen denken, was Tacitus römisch sagt, und der Rahmen ist ja durch die Taten des Arminius gegeben. Denn daß es sich nicht um Preislieder der Gegenwart handelt, bezeugt das 'noch jetzt', wiewohl es sich nicht auf die Gegenwart des Tacitus unter Kaiser Trajan bezieht, sondern auf die seiner Quelle, der 'Germanenkriege' des Plinius unter Claudius, also innerhalb eines Geschlechtes, das den Tod des Arminius im Jahre 21 noch erlebte. Im übrigen erhält die Aussage über diese Preislieder wieder Knochen durch das nach dem Ohrenzeugen-Berichte des byzantinischen Gesandten Priskos auf Attila gesungene: da traten, als abends die Fackeln angezündet waren, zwei 'Barbaren' vor ihn hin und trugen kunstvolle Gesänge auf seine Siege und kriegerischen Tugenden vor, und sie erregten tiefe Bewegung der Hörer. Noch mehr durch das Preislied zu seiner Totenfeier, dessen Verwandtschaft mit dem taciteischen Arminiusliede besonders deutlich ist (Kap. IX. 4).

Aber was inhaltlich und der Form nach ein Preislied war, wird durch jenes 'noch jetzt' geschichtlich und rückt damit in die Nachbarschaft der 'Lieder' auf Tuisto mit den Seinen und der auf Donar, ohne daß wir wissen könnten, wieweit sie sich ins Kataloghafte der Ahnentafel oder anderseits ins Hymnische abstuften. Aber auch des Liedes auf Chlotachar (S. 138 ff).

3. Zwischenspiel

Die nächsten zweieinhalb Jahrhunderte schweigt die römische Buchuberlieferung, und wir denken uns inzwischen die leise Arbeit wirksam, die das germanische Rheinland mit tausend Fäden umgarnt: die befestigte Limesgrenze, die es von der Verwandtschaft drüben abschnürt, die großartigen Straßen, die alle die neuen Städte und Truppenlager verbinden und sichern, die erstaunlichen Steinbauten an Palästen und Villen, Brücken und Wasserleitungen, die vielen neuen Siedlungen mit vermessenen Feldern und Obsthainen und lebhaftem Gewerbe, lauter Zeichen sicheren Gedeihens, und darüber ausgegossen die Fülle einer Kunst und eines Kunsthandwerks, die selbst in ihrer provinzialen Minderwertigkeit das Alltägliche vergoldete und noch lange unnachahmlich blieb. Dazu gibt es eine fremde Sprache, die das alles benennen und vermitteln lehrte und dahinter auch immer mehr geistige Schätze zu eröffnen schien, die allein den Verkehr mit den Herren, Handel und Wandel sicherte, die an Weg und Steg und auf tausend Geräten geheimnisvoll zu lesen winkte, die alle die germanischen Legionssoldaten zu sich zog und durch sie über das ganze Land weiter wirkte. Sie erst konnte dem heimischen

Volkstum entfremden und hatte an manchen westrheinischen Stämmen ihr Werk schon vollendet, als der Limes brach und die hereinflutenden Völker dies germanische Römertum zu vernichten schienen, indes sie, wohl auf den Grund der reiner gebliebenen Landbevölkerung, eine neue germanische Herrschaft bauten. Und doch bleibt schließlich das ganze Mittelalter hindurch eine kulturelle Überlegenheit des einst römischen Rheingebiets über die östlichen Teile Deutschlands, und es schließt sich darin an Frankreich, das eben ganz romanisiert worden ist. Natürlich ist auch die römische Einwirkung nicht am Limes zu Ende, zu dem die Kulturhöhe des linksrheinischen Landes stufenhaft absinkt: wir wissen genug von Handel mit dem innern Deutschland und seinen Wegen, haben auch reichlich Zeugen davon im Boden gefunden, als herrlichsten den Hildesheimer Silberschatz. Und die Schale mit der sitzenden Athene sei Sinnbild des Höchsten was Rom Geistiges zu geben hatte: den Abglanz griechischer Bildkunst, damals eine unfaßbare Kostbarkeit. Aber daneben lief ja der Kleinkram der Alltäglichkeit und das Geistige aus der Welt der Handler, Spielleute und Abenteurer, die das Land durchzogen und das Ihrige an Künsten, religiösen Vorstellungen, Quacksalbereien, Zaubersprüchen und aller Art Berichten aus der Fremde mitbrachten.

Man braucht indessen nicht zu denken, daß der Germane nur einfach übernahm. So schlicht ist das Verhältnis etwa bei der Münze, die sich bald in tausend und abertausend Exemplaren auf zahllosen unsichtbaren Pfaden durch die Lande schlich, sich in Horten sammelte und von neuem ergoß und so eine unermeßliche Zukunft hatte, nicht nur als Tauschwert, sondern auch als Vorbild der Prägekunst und als Trägerin einer Schrift, die man nun auch in der Ferne lesen, verstehen und nachahmen lernen konnte. Aber andrerseits hätte man auch in der Zeit überwallendster Hingabe der Wissenschaft an die römischen Scherben sehen können, daß die germanische Dichtung von der fremden rein nichts übernahm. Freilich könnte man sagen: dem Germanen war sie mit ihren ungeheuren Voraussetzungen unfaßlich wie die Atheneschale. Aber wenn dort Lust am Besitz, das raschere Ergreifen durchs Auge und eigne technische Vorbildung den Weg öffneten, so blieb er hier verschlossen, und grade hier im Sprachlichen erklärt sich uns das seelische Verhalten unseres Volkes zu dem fremden.

Wir finden von den Germanen sehr viel Römisches, aber sehr wenig Germanisches von den Römern in Fremdwörtern übernommen, und dies ist dann lässig und gelegentlich bei den römischen Schriftstellern eingestreut — wie barditus bei Tacitus —, meist aber nicht volksläufig geworden: der Germane hat Lateinisch zu lernen, nicht der Römer germanisch, und den Germanen sieht er politisch, praktisch und als geistiges Wesen tief unter sich, als 'Barbaren'. Gerade dies geistige Wesen bleibt ihm aber auch von der andern Seite her verschlossen: das Innenleben, den Ausdruck der Gefühle hält der Germane vollständig von jener sprachlichen Überfremdung rein. Er übernimmt etwa mit dem Steinbau murus 'Mauer', calx 'Kalk', tegula 'Ziegel', fenestra 'Fenster',

cellarium 'Keller', für sein Seelisches entwickelt er aus der eignen Sprache in schwerem Fortschreiten immer feinere Unterscheidungen. Das ist etwas Unauswechselbares, und es bezeichnet schon damals den Kern, dem dann die in aller Knechtung unüberwindliche Widerstandskraft des germanischen Geistes entwächst. Und hier liegen ja auch die Wurzeln unserer Dichtung. Gewiß, wir waren bis in die christliche Zeit hinein unfähig, die Art der römischen Dichtung zu empfinden, geschweige sie nachzubilden, aber eine solche Frage trat an niemanden heran: Dichten war nur das Dichten in den eignen Formen und Gegebenheiten, und es wurde in seinem Felde so unangreiflich groß, wie das römische in dem seinen nur je sein mochte.

Zwischen diesen beiden Polen des reinen Übernehmens und des reinen Ablehnens liegt das Übrige, aber es wäre töricht, die gewaltige Überlegenheit des Römischen, namentlich des Greifbaren, zu leugnen, weil die Germanen in manchen Dingen schon Gleichwertiges oder Besseres geleistet hatten. Meist ergibt sich ein Ineinanderwachsen, bei dem aber das Eigne überdeckt wird. Wir suchen auch dafür wieder nur ein Beispiel aus, das uns zugleich weiterhin dienen kann, die rheinischen Weihesteine.

Sie sind laut Inschriften von römischen Soldaten selbst höherer Ränge ihren Göttern gesetzt, die dann auch oben in einer Nische dargestellt zu sein pflegen. Aber an Stelle der römischen oder sonst fremden Soldaten treten, nach den Namen zu urteilen, auch germanische, an Stelle der römischen und andern, namentlich keltischen Gottheiten, nach den Namen zu urteilen, auch germanische. Eine merkwürdige Mischung: Germanen bedienen sich der römischen Steinsetzung, der römischen Bild- und Inschriftenkunst, um sich an fremde oder eigne Gottheiten zu wenden. Die Sitte beginnt erst um 180, sie wird um 250 nach Durchstoßung des Limes von den wild einbrechenden Franken und Alemannen hinweggefegt. Inzwischen hatten sie germanische Krieger in das römische Reich verbreitet, z. B. die Gardereiter (equites singulares) nach Rom, andre an den Hadrianswall in Nordengland. Im einzelnen ist sehr vieles unsicher, weil Widmende wie Bewidmete keineswegs immer deutlich als germanisch erkennbar sind. Aber so gewinnt nicht nur die Grammatik sehr alte Formen, sondern auch die Religionsgeschichte merkwürdige Göttergestalten und selbst für unsre Erklärung des deutschen Schrifttums fällt etwas ab.

Die drei Hauptgötter, die Tacitus 'in römischer Übertragung' Mercurius, Mars und Herkules nennt und die Wodan, Ziu und Donar entsprechen, finden wir oft auf Steinen der Gardereiter beisammen, nur bei zweien von ihnen ist die germanische Bedeutung durch Zusatz gesichert: Mercurius Cimbrius 'Wodan der Kimbern' und Mars Thingsus 'Ziu des Things'. Einen großen Zuwachs heimischer Gottheiten bringen uns die Weihesteine für 'Matronen', 'Mütter', die meist zu dritt erscheinen und uns ihre kostbaren, schwer zu deutenden Namen verraten: den Alagabiabus (keltisch Ollogabiabus) 'Allgebenden', den Aufaniabus 'Äufnenden' und vielen andern sind sie gewidmet, und wir denken an die angelsächsische Anrufung der Erd-Mutter (S. 52). Tiefer noch in unsre Zu-

sammenhänge führen uns die Namen kriegerischer Göttinnen, z. B. der Vihansa (zu wīhan 'kämpfen' und ansuz 'Ase') und Haria(n)sa (zu hari 'Heer' und ansuz 'Ase'), die Vihansa obendrein dadurch gekennzeichnet, daß ihr ein Hauptmann Schild und Lanze weiht; und hier schlössen sich dann die (S. 47) besprochenen Saitchamiae an, denen wir einen walkürischen Charakter älterer Art zugeschrieben haben.

4. Julianus Apostata

Erst zweieinhalb Jahrhunderte nach Tacitus also haben wir wieder literarische Nachrichten von germanischer Dichtung, diesmal von dem größten Germanenfeinde, dem Aufrichter des alten Heidentums, der noch einmal gegen die Franken im Norden, gegen die Alemannen im Süden die Rheingrenze herstellte und befestigte und diesen die fürchterliche Niederlage von 357 (S. 79) beibrachte: Julianus Apostata, der 'Abtrünnige'. Er hat die Alemannen, wie eine seiner satirischen Schriften besagt, jenseits des Rheines 'rauhe Lieder in geformten Worten' singen hören. Es klang wie Vogelgekrächz, aber sie freuten sich ihres Gesangs. 'Denn schlechte Musikanten sind den Hörern schwer zu ertragen, sich selber aber höchst angenehm'. Und so erklärt auch der Kaiser gleich eingangs, die Hilfe der Musen nicht in Anspruch nehmen zu wollen. Das Urteil hat die nun einmal erforderliche Schnödigkeit, aber wir verzeichnen die 'geformten' Worte: das ist auch von dem Preislied auf Attila (S. 87) gesagt. Hier wird es sich um dieselbe Liedart handeln, die wir schon bei Tacitus fanden (S. 85). Dazu der barritus (S. 84).

5. Ausonius

Man mag aber, um jenes Urteil recht zu verstehen, des Gegensatzes gedenken, den damals die römische Dichtung in ihrem letzten Schliff darbot. Wir ziehen dazu die Mosella des Ausonius heran, auch deshalb, weil nur sie einmal ein später deutsches Land, das Moselland, mit freundlichen Augen sieht und so unmittelbar zu uns zu sprechen scheint. Es kümmert uns dabei wiederum nicht, welcher Gattung das Gedicht zugehört, was es von Vorgängern übernahm, was es in Verskunst leistete oder politisch bezweckte: Ausonius war Professor der Rhetorik und Erzieher der kaiserlichen Prinzen, besonders des begabten und jugendschönen Gratian, und beide haben vielleicht auch jenes Vogelgekrächz vernommen, als sie sich am Alemannenfeldzuge von 369 beteiligen mußten; seine Mosella schrieb er ums Jahr 370 in Trier.

In diesem Idyll sind die elenden Verskunststücke und der zähe Schwulst der Briefe beiseite gelassen samt dem mythologischen Ersatz für eigne Aussagen; eitle Gelehrsamkeit und gewissenhafte Langweilerei des Rhetorenzöglings klingen nur sanft nach, wenn er (nach Plinius) 73 Verse lang die Fischarten der Mosel aufzählt oder die Nebenflüsse, denn er weiß das aufs geschickteste in Szene zu setzen, farbig zu beleben und aufzuteilen, und so reiht es sich doch ein in das flimmernde Bild des sonnigen Tales mit den Weinbergen und

hangenden Villen, dem Spiel der alten Gottheiten in stillbrütender Mittagstunde, den immer neuen Wandlungen des Wassers und den Menschen auf allen Pfaden: Fernes und Nahes scheint auf der Fahrt je nach seinem inneren Sinne umfaßt, schön, süß empfindsam und zwecklos. Es ist eine prickelnde Lust, kunstgerecht durch die schwierigen und doch so selbstverständlich-sicheren Verse zu steuern und die zarten Feinheiten, all das neu Wahrgenommene und neu Unterschiedene zusammenzulesen und in die eignen Möglichkeiten des Schauens und Aussprechens umzusetzen: sanfter und nicht so rauschgiftig wie die belastete Stilkunst und verkrampfte Kürze des Tacitus mit ihren Verschwiegenheiten. Verse wie die vom Leben und Bewegen der Gräser unterm Wasser, von zarten Licht-, Farb- und Schattenwirkungen, vom Spiegeln der Berge in der Flut, vom Spiel der Fische und ihrem Tode am Strande, sie finden erst ihresgleichen in der impressionistischen Kunst, die uns noch so nahe ist, und es läßt sich kaum ein graderer Gegensatz denken als der zu der unbekümmerten Größe der germanischen Dichtform, die stumpf sein muß für dies tausendfach wimmelnd in Verse gefangene Kleine. Nur einmal klingt die Furchtbarkeit der Gegenwart herein: wo von den Befestigungen am Rhein und dann von dem düsteren Urwalde am Wege und den alten Kastellen über der Mosel die Rede ist. Daß Alemannenscharen bis tief nach Gallien gestreift sind, daß weit und breit Verwüstung starrt, daß Unheil doch und doch immer droht, hören wir nicht; auch nicht, wie diese Landschaft nun in Wahrheit durch Steuer- und Wirtschaftsnot und mörderisches Strafrecht gequält ist. Den Winzer, dem der Wandrer vom Talwege und der Fischer vom Strom her Spottverse zu-'singen', stören sie wenigstens in dieser Idylle nicht. Wir denken sie auch nicht germanisch: Hieronymus berichtet, daß zu seiner Zeit die Bevölkerung hier keltisch sprach, und das stimmt zu unsern eignen Überlieferungen.

Sanctus Hieronymus in Trier, zwischen der von deutschem Blut gedüngten Arena und den Kaiserthermen, inmitten einer Rhetorenschule, hoher und höchster Beamter, weltweiter Handelsbeziehungen und großartiger Verderbnis zu eben dieser Zeit den Entschluß fassend, das Weltliche dahintenzulassen! Athanasius ebendort als Verbannter; Priszillian mit vielen der Seinen als erster Ketzer hingerichtet, wo noch der jähzornige und grausame Kaiser Valentinian alle Religionen geduldet hatte; aber auch als Vertreter des altrömischen Senats der Redner Symmachus, und er ein Genießer jenes Fischeinschubs in der Mosella. Und in solcher brausenden Mitte der Welt Ausonius mit seiner Idylle, von gefährlicher Kaisergunst getragen und zugleich in der Pflege eines blauäugig-blonden 'kleinen Schwabenfräuleins', aber auch Vermittler hoher Ämter: in seinen Briefen läßt er tief hineinschauen ins praktische und ins seelische Leben dieser Römerwelt. Schließlich ist er dann selbst höchster Beamter und — durch die Abwendung eines geliebten Freundes von dem eignen lauen Geltenlassen zu entsagendem Christentum — geschlagen und gebrochen. Jene Sueba virguncula aber hieß 'ein bißchen rauh' und 'ein bißchen bäurisch' Bissula. Eine ganze Reihe von Gedichten, die eigentlich geheim bleiben sollten — auch

wir haben nur Bruchstücke — hatte der alte Herr sich zu häuslichem Troste auf dies sein Glück gedichtet, und eins sei trotz völliger Modernisierung seines Klanges um des Inhalts und seiner echten Formgebundenheit willen in einer Übersetzung von A. Bacmeister wiedergegeben:

Mein Kind, im kalten überrheinischen Lande,
Dort, wo der Donau Quelle rauscht, geboren,
Heimat und Mutter hast du früh verloren,
Der ehrne Krieg schlug dich in seine Bande.

Ich löste sie und sparte dir die Schande,
Und die man mir als Sklavin zugeschworen
War frei und mir zum Liebling auserkoren,
Lang eh der Jugend Unglück sie erkannte.

Roms freie Bürgerin, doch jeder Zug,
Der Augen Blau, die Haut so licht und lind,
Das goldne Haar gibt von Germanien Kunde.

So steht sie da, ein lieblicher Betrug;
Schaust du sie an — ein echtes Schwarzwaldkind,
Doch römisch klingt es von dem schönen Munde.

Man muß durchaus diesen Strudel des Lebens, diese menschlichen Gestalten und diese letzte alte Größe sehen und denken, um die neue germanische Welt und ihre Aufgabe am Gegensatze zu ermessen. Er ist anders als der zur augusteischen Welt, die sich noch in Übermacht und Angriff glaubte, und anders als nachmals der zum christlichen Römertum der Kirche.

6. Apollinaris Sidonius

Ein Jahrhundert später ist das römische Reich zerschlagen; in der Katalaunischen Schlacht von 451 sind die Hunnen und an ihrer Seite die Ostgoten unterlegen, nun ist der Westen sein eigner Herr, Franken, Westgoten und Burgunden teilen sich in Gallien, bis die Franken das Ganze an sich reißen.

Die Burgunden, tief geschwächt durch die Niederlage von 436, hatten im Jahre 443 Land in Savoyen angewiesen erhalten (S. 80). 456 wird erstmals ein neuer König genannt, Gundeok; 461 erobern sie Lyon, ihre Hauptstadt, endgültig. Das Reich dehnt sich namentlich auf Kosten des westgotischen und der Provence (der römischen Provincia) aus und hat wohl schon unter Chilperich (etwa 470—80) den Gipfel seiner Macht erreicht. Unter Gundobad, den wir von Chlodwigs Brautwerbung her kennen (Kap. IV. 5), beginnen schon die Eingriffe der Franken; Sigismund (516—23) sieht die Auflösung; 534 ist Burgund in Franken einverleibt.

Vom Stande der Bildung im Lande, zumal rednerischer und dichterischer Kunst, lassen wir uns zuvörderst durch die Sammlungen der Gedichte und

Briefe des Apollinaris Sidonius unterrichten. Dieser ist um 430 in Lyon geboren, von gallisch-römischem Hochadel, von unkirchlich-römischer Hochbildung, kaiserlicher Würdenträger und Großgrundbesitzer, seit 472 Bischof von Clermont (nun ohne weitere Verse) und etwa 483 gestorben. Das Bild, das wir seinen Schriften entnehmen, ist viel- und einseitig zugleich: vielseitig durch die zahllosen Beziehungen zu unendlich hervorragenden Namen von Kirchenherren, Beamten, Dichtern, Rednern und Gelehrten, über die wir sonst kaum etwas wissen und die hier im schmeichlerischen Schwulst seiner Gedichte und Briefe vergraben sind; einseitig, weil er die geistige Welt nur als Träger der zu leerer Form gewordnen gelehrten und rednerischen Bildung sieht.

Daß dieser gepflegte und verbildete Herr Verständnis für Germanisches gehabt hätte, erwartet man nicht, aber es bleiben doch ein paar höchst schwer wiegende Zeugnisse für die unverstandene germanische Dichtung übrig, und gleich das erste führt uns in nibelungische Nachbarschaft (Kap. VII. 2. 4. 4 & 5 6). Wir geben dies Elfsilbler-Gedicht ganz in Übersetzung, weil es bis auf die wenigen Zeugniszeilen so gut wie unbekannt und schwer verständlich ist:

An Catullinus

Noch zwar bin ich gesund, allein wie kannst Du
Heitren Liebesgesang von mir verlangen, der ich,
Des langhaarigen Volkes Tischgenosse,
Hab germanische Worte auszuhalten,
Muß auch wieder und wieder ernsthaft, was da
Der burgundische Vielfraß vorsingt, loben,
Der mit ranziger Butter sich den Kopf salbt.

Willst du, daß ich dir sage, was mein Dichten umbringt?
Es mißachtet den Sechsfußstil Thalia,
Von barbarischer Sangeskunst vertrieben,
Seit der siebenfüßigen Herren Anblick

Du darfst Augen und Ohren glücklich preisen,
Glücklich preisen Dir auch die Nase, dem nicht
Früh am Morgen schon zehn Portionen Knoblauch
Und elendige Zwiebel rülpst entgegen,
Den vor Tage nicht schon wie ihren alten
Opa oder der Amme Mama auf einmal
Angehn so viele Riesen und so große,
Daß Alkinoos' Küche selbst versagte.

Doch da schweigt schon die Muse, hält die Zügel,
Ein paar Elfsilbler hat sie hingescherzt nur·
Daß auch die nicht ein Mensch Satire nenne.

Ein prächtiges, von Leben wimmelndes Bild: es ist, als wäre hinter der feierlichen Weltgeschichte plötzlich ein Vorhang aufgezogen und man sähe

eine versunkene Wirklichkeitswelt einen Augenblick in hell erleuchteter Bewegung. Die mythologische Wissenschaft des Dichters hat keine Zeit, sich breit zu machen, sie versagt auch gleich eingangs (was in der Übersetzung nicht angedeutet ist), und es bleibt außer der unvermeidlichen Muse nur die sagenhaft reiche Küche des Phäakenkönigs. Die giftige Bosheit rührt uns nicht und ist sogar gesund. Die Witzchen des verschobenen Briefeingangs (römisch sonst: 'Wenn Du gesund bist, ist es gut; ich bin gesund'), der sechsfüßigen Verse und siebenfüßigen Männer u. a. können wir beiseite lassen; den letzten Vers kann man aus dem gefährlichen Ruf als Satiriker verstehen, den Apollinaris in einem florettierenden Tafelgespräch vor und mit dem Kaiser geschickt ablehnt. Hier zugleich ein Wunsch- und Gegenbild geistiger Tischfreuden der damaligen Höhen des Römertums.

Der Herr hat gewaltige Einquartierung in seinem Palaste, Riesenkerle mit nie gekannter Eßlust, die nun aber wirklich die Herren und nicht nur die seinen sind, die ihn nicht ausschlafen lassen und ihm selbst mit ihren Wünschen kommen, statt sich an Diener und Köche zu halten, und sich dabei keineswegs zart benehmen. Nun teilen sie mit ihm auch die Tafel, schon nach römischer Sitte liegend und gesalbt, wenn auch nicht wohlriechend. Wir verstehen ihn in mitleidiger Schadenfreude. Mehr literarisch ist der Jammer, daß er germanische Worte aushalten muß und nicht dichten kann, weil er immer wieder (subinde, französisch ist souvent daraus geworden) den Gesang des Burgunden loben muß. Denn die Klage des verhinderten Dichters ist ein Gemeinplatz: im gleichen Falle schreibt ein unbekannter Lateiner:

> Bei dem gotischen 'Heil! Schafft her zu essen, zu trinken!'
> Wagt sich keiner daran, nach Kunst in Versen zu reden,
> Denn Calliope zagt, mit Bacchus, dem trunknen, zu zechen,
> Fürchtet, im Rausche nicht mehr fest auf den Füßen zu stehn.

Hier sind es zechende Goten, unter deren lärmenden Rufen der Römer nicht dichten kann. (Die eingeführten gotischen Worte des Heilrufes sind nicht durchaus sicher, wohl aber die Meinung, und die Sprache unterscheidet sich schwerlich sehr von der burgundischen.) Auch hier ist das Nichtkönnen als ein Zurückweichen der Muse aufgefaßt, und das Wortspiel mit den (Vers-) Füßen ist noch verfeinert.

Wir dürfen uns denken, daß den Sitz des Apollinaris nicht ein Irgendwer mit Beschlag belegt hat, sondern daß es selbst ein großer Herr war, in dessen Gefolgschaft auch der Einzelsänger, der Skop ist. Und was er singt, ist nichts Spaßhaftes: der römische Hörer darf es nicht mit Lachen danken, er muß es mit feierlicher Würde loben, nicht einmal, sondern wiederholt. Wir denken an Heldenlieder, die einander folgen.

Wir hören ferner (etwa 474/75) von einem 'burgundischen Solon', der den Germanen ihre Urkunden erklärt, ihre Gesetze erörtert und den Schiedsrichter spielt, daß selbst die germanischen Alten staunen. Es ist Syagrius

von Lyon, an den Apollinaris so schreibt, und wir hören ferner von dessen maßlosem Staunen, daß der Hochmögende das Germanische so leicht gelernt und daß er sogar die Gesetze des Wohlklangs in der Sprache des fremden Volkes erfaßt habe. Auch wir trauen unsern Augen nicht. Aber es heißt weiter, daß es gewaltig lächerlich ist zu sehen, wie in seiner Gegenwart der Barbar einen 'Barbarismus' zu begehen sich scheut, d. h. eigentlich einen Fehler, der durch barbarisches Sprechen des Lateinischen entsteht, und das ist hier nun umgekehrt und wortspielerisch auf das Germanische gewandt. 'Wie als Solon in der Auslegung der Gesetze, gewinnt er als neuer Amphion', der Töne Meister, 'mit der Zither, aber der dreisaitigen, was doch wohl etwas Barbarisches ist, die Herzen'. 'Und obwohl sie von Leib und Seele gleich starr und ungelehrig sind, so erfassen und lernen sie doch bei dir zugleich die väterliche Sprache und das lateinische Herz. Es bleibt nur noch das eine, du beredter Mann, daß du um nichts lässiger, wenigstens wenn du Zeit hast, dich des Unterrichts annimmst und — du bist ja jung genug — festhältst an der Mischung, daß du die eine Sprache bewahrst, damit du nicht ausgelacht wirst, und die andre übst, damit du lachen kannst.'

So sehr sich bei diesen Eiertänzen gemachter Hochmut und Hohn umeinander drehen, es ist doch anders als zur Zeit des Tacitus: es bleibt, daß nun auch ein hochgestellter Römer Germanisch lernt, daß 'heimische Sprache und römisches Herz' sich mischen und auch von römischer Seite aus die Verbindung hergestellt wird, noch anders als zwischen Ausonius und Bissula. Apollinaris selbst sollte zu verstehen beginnen (Kap. VII. 2. 4. 4).

Ein Zeugnis für eigentlich Deutsches bringt indes erst das Preisgedicht an die kaiserliche Eintagsfliege Maiorian im Jahre 458, und es berichtet zwischen ungeheurer Mythologie von einem Kampfe gegen den Frankenkönig Chlodio, bei dem ihm Aëtius, der römische Sieger der Katalaunischen Felder, geholfen: 'Zufällig klang da vom nahen Uferhugel ein germanischer Hochzeitsgesang und zu skythischen Tänzen nahm den blonden Gatten die ebenso blonde Braut'. Das war im Lande der Atrebaten, nicht weit vom Rhein, im Jahre 428, und es wird weiter erzählt, daß der Held, 'wie man berichtet', die Hochzeitsgesellschaft — niedergemacht habe. Wir aber hören dabei zugleich von einer neuen Dichtgattung: das übergelehrte Beiwort skythisch braucht uns nicht zu stören.

Aber dieser Hochzeitstanz gehört zu der ältsten Form, die wir gefunden und die wir in indogermanische Zeit hinaufgerückt haben: reigenmäßiges Tanzen in Absätzen von vier Schritten zu zwei Takten, eine feierliche Begehung (S. 65). Der Takt dieser Reigen ist bis heute derselbe geblieben.

Die Stammbaumdichtung (S. 85) schließt sich an die Losungsverse: sie braucht dreifachen Stab und Langvers und geht mit beidem über frühere Bindungen (Kurzverse, Stablosigkeit) hinaus.

An neuen Gattungen haben uns die Römer bezeugt: Preislieder auf Donar und Arminius, verschiedene Arten von Schlachtgesängen, darunter der Bardit, Einzelgesang bei Tafel. Aber all das bleibt noch ganz im Dämmer.

III. Runen

1. Das Futhark

1. Die südlichen Vorbilder. Das germanische Altertum hatte, ehe es das lateinische Alphabet übernahm, schon einmal ein andres ausgebildet, das der Runen, das sich nach den ersten sechs Zeichen Futhark nennt. Eine rein germanische Erfindung darin zu sehen, ist wegen der engen Verwandtschaft vieler seiner Zeichen mit den entsprechenden der südeuropäischen Alphabete nicht möglich, und eine etwa nordeuropäische Urverwandtschaft ist ausgeschlossen erstens dadurch, daß jene Alphabete sicher aus vorderasiatischen erwachsen sind, und zweitens dadurch, daß die Runen dafür Jahrtausende zu spat einsetzen; auch die unendliche Fulle unserer Bronzezeit-Altertümer bewahrt uns bei aller künstlerischen Feinarbeit keine Runen.

Am nächsten verwandt ist das Futhark den sog. norditalischen Alphabeten, und einige Zeichen haben nur in ihnen, nicht auch in griechischen oder lateinischen ihre Ebenbilder. Diese norditalischen Alphabete sind die zerfaserten, von der lateinischen Schwester im Laufe der römischen Kolonisierung Oberitaliens (etwa seit der Gründung Aquilejas, 181 v. Chr.) in die Alpentäler zurückgedrängten und z. T. schon umgestalteten Reste des etruskischen, das im 6. Jahrhundert bei Eroberung der Po-Ebene von seinem Volke mitgebracht wurde, und seinerseits vom griechischen abgezweigt war.

Die Inschriften mit norditalischen Buchstaben stammen aus dem 4. bis 1. Jahrhundert v. Chr. und sind zwischen dem Wipptal im Osten und dem Ortasee im Westen gefunden. Keins der Alphabete stimmt völlig zum Futhark, am meisten das von Sondrio. Aber es gibt außer den Buchstabenformen noch andre Übereinstimmungen, die in ihrem Zusammentreffen unmöglich zufällig sein können: gelegentliche Links- und Pflugläufigkeit (d. h. pflugmäßig abwechselnd Links- und Rechtsläufigkeit) der Schrift, Vereinfachung der Doppelkonsonanten, Wort- und Satztrennung durch senkrecht übereinander gestellte Punkte, lauter besondre und urtümliche Erbstücke des Futharks, die sich erst aus dem etruskischen (und danach norditalischen) Brauch und seiner frühen Abzweigung vom griechisch-lateinischen erklären: bei Griechen und Lateinern waren diese Gepflogenheiten vor Jahrhunderten aufgegeben. Dazu kommt die gemeinsame Eckigkeit der Zeichen, die runde und wagerechte Striche vermeidet.

Eine tatsächliche, handgreifliche Verbindung mit dem Germanentum stellt aber der 'etruskische' Bronzehelm von Negau in Steier mit seiner germanischen Inschrift in norditalischen Buchstaben her. Sie wird nach ihren Formen und dem Fehlen lateinischer Beimischung vor jenes Jahr 181 und ins 3. Jahrhundert v. Chr. gesetzt, und sie erbringt uns das älteste germanische Schriftstück: Harigasti Teiva 'Harigast Gott', der also diesen Helm segne (dazu ein Schlußzeichen und zwei noch nicht befriedigend gedeutete, vielleicht die Widmung abgekürzt bezeichnende Buchstaben). Daß die Inschrift germanisch ist, sehen wir an der Verschobenheit des h (aus indogermanischem k), des g (aus h), des t (aus d). Herigast (mit dem natürlichen Umlaute des ersten a zu e) treffen wir noch im 10. Jahrhundert als Eigennamen, und er würde auf dem Helme den deutschen Wodan, nordischen Odin bezeichnen wie Hertyr, Herfödr, Herblindi und ähnliche; Teiva ist das spätere altsächsische Tiu, althochdeutsche Ziu, altnordische Tyr (lateinisch divus, indogermanisch 'Gott') in einer fraglichen Dativform.

Aber das Alphabet dieser Inschrift ist nicht völlig dasselbe wie das als Vorbild des Futharks anzusetzende, und in dieses mußten nach Ausweis der erhaltenen Runen bereits die lateinischen Formen von BMDFR, vielleicht auch G eingedrungen gewesen sein. Danach möchte man die Erfindung des Futharks dem Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. zuweisen, denn um das Jahr 90 ist das norditalische Alphabet bereits im lateinischen aufgegangen.

Nun gab es schon mindestens vier Menschenalter zuvor Germanen, weit vorgestoßene, in den Westalpen: die Ger-Mannen, in der Sprache der Kelten, denen sie als Söldner dienten, Gäsaten genannt. Sie haben aber auch den Römern Truppen geliefert, und sie werden die Germanen gewesen sein, die nach den römischen Triumphlisten im Jahre 222 von Claudius Marcellus besiegt waren. Für die vom Futhark erforderte Zeit aber mußte man wohl an die Kimbern als Erfinder denken. Sie waren den Römern zuerst im Jahre 113 bei Noreja entgegengetreten, in dessen Nähe jener Helm mit der germanisch-norditalischen Inschrift gefunden ist. Sie haben aber ihren Sieg nicht ausgenutzt, sind vielmehr, statt den geöffneten Weg nach Italien zu versuchen, westlich nach Süddeutschland gewandert. Erst im Jahre 102 brachen sie dann die Etsch abwärts in Italien ein und nahmen die Po-Ebene bis westwärts zur Sesia in Besitz. Dort erreichte sie auch, bei Vercellae in der Glut des 30. Juli 101, ihr Schicksal. In die Ruhe der Zwischenzeit und in die Ruhe der Alpentäler müßte man die stille große Tat hineindenken, z. B. ins Veltlin um Sondrio oder in die Val Camonica nördlich von Brescia: hier hätten die Kimbern neben 'norditalischen' Inschriften auch Sinnbilder und gegenständliche Darstellungen gefunden, nahe verwandt den nordischen.

Es gibt aber einige Eigentümlichkeiten, durch die sich das Futhark bedeutungsvoll von den mittelmeerischen Alphabeten unterscheidet: es ändert die Reihenfolge und gibt neue sinnhafte Namen; es bereichert sich um einige Zeichen, denen im Süden nichts entspricht und teilt sich in drei 'Geschlechter'

oder 'Achter': diese beiden Bedeutungen fallen in dem nordischen 'ættir' zusammen, und im Süden sind beide Namen nicht bezeugt.

Die Zeichen und ihre Reihenfolge kennen wir, wenn auch bruchstückhaft, aus Inschriften seit Anfang des 5. Jahrhunderts, darunter deutsch die der Halbsäule von Breza bei Serajewo, burgundisch die der Spange von Charnay in der Bourgogne, beide aus dem 6.

Die gotischen, deutschen, angelsächsischen und nordischen Runennamen liefern uns bis auf kleine Lücken handschriftliche Aufzeichnungen seit dem 9. Jahrhundert, die gotischen freilich in Anpassung an Inhalt und Reihenfolge des von Wulfila für seine Bibelübersetzung erfundenen Schriftalphabets, das ja auch seinerseits etliche Runenzeichen enthält. Aus diesen erhaltenen Namen und ihren Reihungen ergibt sich verhältnismäßig sicher eine ursprüngliche Einheitlichkeit der Zeichen und Namen, die erst durch Sonderentwicklungen in den Einzelsprachen aufgespalten ist. Sie ist dargestellt durch folgende Tafel (auf der ė einen zwischen i und e stehenden Laut bezeichnet und ʀ ein zweites r, dessen Lautwert unsicher ist):

ᚠ	ᚢ	ᚦ	ᚨ	ᚱ	ᚲ	ᚷ	ᚹ
fehu	ūruʀ	thurisaʀ	ansuʀ	raidō	kēnaʀ	gebō	winjō
Vieh	Auerochse	Riese	Ase, Gott	Ritt	Fackel	Gabe	Freude
ᚺ	ᚾ	ᛁ	ᛃ	ᛇ	ᛈ	ᛉ	ᛊ
hagalaʀ	naudiʀ	īsa	jēra	ė ..	perdr ..	algiʀ	sōwulō
Hagel	Not	Eis	Jahr (Ernte)	?	?	Elch, Abwehr	Sonne
ᛏ	ᛒ	ᛖ	ᛗ	ᛚ	ᛜ	ᛞ	ᛟ
Tīwaʀ	berkana	ehwaʀ	man	laguʀ	Inguʀ	dagaʀ	ōthala
Ziu	Birke	Pferd	Mann	See	Ing	Tag	Besitz

Hier sind also nicht mehr einzelne, sondern alle Zeichen des Alphabets, römisch gesprochen (S. 66), als notae angesehen, d. h. als Abkürzungen gleich anlautender Worte (z. B. M für Marcus, s c für senatus consultum) und erst daraus wird begreiflich, daß man sie nicht wie Buchstaben (literae), wie bisher a b c usw. nannte, sondern wie etwa die alten Sinnbilder: ᚠ entspricht zwar dem lateinischen f, aber das mit f anlautende Wort muß in der anderen Sprache natürlich ein andres sein, für ᛗ z. B. nicht mehr Marcus, sondern man. Es entsteht also eine Sammlung neuer Namen, die neue Inhalte bedeuten und das Lauteschreiben eher hindern als fördern, das doch bei Übernahme von Lautbuchstaben das Nächstliegende gewesen wäre.

Es handelt sich eben nicht um Laut-, sondern um Begriffszeichen: die Runen sind dem norditalischen Alphabet entnommen, um in die Stäbchen des Losorakels geritzt zu werden und dem Losenden Begriffe an die Hand zu geben. Darum spricht ja auch Tacitus von notae, nicht von literae.

So begreift sich ferner auch die neue Reihenfolge der Zeichen: die Ordnung der Buchstaben des Alphabets hat keinen Sinn; läßt man sie Begriffe bedeuten,

so verlangen sie eine wie auch immer sinnhafte Reihenfolge. Die unterscheidet sich dann höchstwahrscheinlich von der alten, läßt sich aber vielleicht ihren Sinn noch abhören.

Solche nur aus notae bestehende Alphabete sind uns aus der Antike in Menge überliefert, und viele zeigen sich, wie das Futhark, durchaus umgeordnet, doch wohl zu magischen Zwecken. Freilich sieht man ihnen ihre Bedeutungsschwere so wenig an wie unsern zusammenhängenden Futharkreihen die ihre. Aber wir haben auch Lostäfelchen, die mit den Einzelbuchstaben des Alphabets, ebenfalls 24, gekennzeichnet, z. B. in Olympia zur Bestimmung der Kämpferpaare dienten. Weiterhin füllte man dann jedes mit einem Worte entsprechenden Anlautes aus. Noch bequemer war es, wenn man alphabetisch nach dem Anlaut geordnete Orakelsprüche in Versen fertig bereithielt. Den handschriftlich erhaltenen Spruchsammlungen dieser Art geht ein Gebet an Apollon, den Propheten, und Hermes, den Boten des Zeus, voraus, die das schicksalbestimmende Täfelchen nach Wunsch zu finden helfen sollen. Es wird im Altertum, wie es scheint, meist durch Würfeln ermittelt.

Wir haben also 24 Zeichen auf 24 Stäbchen oder Täfelchen bei dem germanischen wie dem antiken Wahrsager, statt des Gebetes hier Gebet und Aufblick zum Himmel dort, statt des Würfelns die Griffe in den zerstreuten Haufen, statt des Ablesens eines Spruches das Selbstdichten mit göttlicher Hilfe: zu jedem der drei durch eine nota bestimmten Worte waren eins bis zwei weitre gleichen Anlauts zu finden und alle drei durch einen Sinn zu verknüpfen, so wie es noch das angelsächsische Runenlied bei allen Zeichen seines Futharks vorführt, z. B.

Feoh býþ frófur fira gehwylcum
Vieh (Besitz) ist Trost der Menschen jeglichem usw.

Die Verbindung mit insbesondre italischen Vorstufen wird uns dadurch erleichtert, daß uns auch etruskische Alphabetreihen erhalten sind, so daß wir norditalische als Zwischenglieder voraussetzen können, namentlich aber dadurch, daß uns oberitalische Lose aus einem Fortunatempel wahrscheinlich der Nähe von Padua gerettet sind: länglich-rechteckige Metalltäfelchen, jedes mit einem Orakelverse, der es durch seinen Anlaut in ein Gesamtalphabet einordnete. Vier von diesen Täfelchen sind selbst erhalten, andre in Abbildungen, die Mehrzahl auch handschriftlich, im ganzen 17 von C bis Q, wobei G und O fehlen und sechs Buchstaben doppelt vertreten sind: es gab mehrere Reihen. Als Beispiele mögen dienen:

De incerto certa ne fiant, si sapis, caveas
Hüte dich, wenn du klug bist, daß nicht aus Unsichrem Sichres werde

Est equos perpulcer, sed tu vehi non potes istoc
Das Pferd ist wunderschön, aber du kannst nicht darauf reiten

Qur petis postempus consilium? quod rogas non est
Warum fragst du zu spät um Rat? Was du bittest, gibt es nicht.

Sprache und Versbau, auch die verstreuten Stabungen sind altertümlich, später wohl mißverstehend erneuert, der Inhalt voll überkommener und erforderlicher Vieldeutigkeit und ohne etwelche Tiefe. Angesichts unserer Runenlieder (S. 99) werden wir ja auch die Ansprüche an die germanische Losdeutung nicht hoch spannen. Aber schon der Umstand, daß das Bestimmungswort des Verses nicht für sich allein bedeutungslos ist wie oben De, Est, Qur, sondern ein oder das Hauptwort des Satzes (S. 67), gibt der Zuordnung ein sicheres Gewicht; noch mehr der Zwang, frei zu erfinden und zu sprechen, gegenüber dem Vorlesen des Römers, der dazu keinen Gedanken braucht.

Wir kommen denn auch dem gesuchten italischen Vorbilde unsrer Runenlosung noch näher, wenn wir der Eichenstäbe und der ihnen in altertümlichen Buchstaben eingeschnittenen notae gedenken, die in Präneste unter dem nachmaligen Tempel der Fortuna aus dem gespaltenen Felsen hervorbrachen. Ein Priester weissagte diesen Losen die höchsten Ehren, Cicero aber, der die Legende um die Mitte des letzten Jahrhunderts v. Chr. mit noch manchem Einzelzuge berichtet, fragt schnöde, was da sicher sein könne, wenn ein Knabe auf Fortunas Geheiß die Lose in ihrem heiligen Schreine mische und 'hebe'. 'Aber diese Art von Weissagung hat das Leben lächerlich gemacht. Schönheit und Alter des Tempels haben auch jetzt noch den Namen der Lose von Präneste bewahrt, im Volke: denn welches Amt und welcher hervorragendere Mann wendet jetzt noch das Los an?' Nach einer Elegie Tibulls tat es seine Delia noch fast ein Menschenalter später: dreimal 'hob' sie heilige Lose von dem Knaben am Dreiweg, und er gab ihr sichre Vordeutung. Hier gewinnen wir noch die taciteische Dreiheit der Lose; das Heben fanden wir schon in Präneste dem taciteischen gleich. Aber schon im Jahre 241 v. Chr. hatte der römische Senat die Befragung der Lose von Präneste abgelehnt. Hier haben wir noch, wie bei uns, die Holztäfelchen, die nicht wie die metallenen erhalten bleiben konnten; darauf Einzelbuchstaben besondrer Art, die Worte und Inhalte bedeuteten und Ergänzung erforderten, nicht bereithielten.

Das Futhark und die Losung mit dem Futhark sind also südliche Einfuhr? In der Tat scheint nur ein Glied in der Schlußkette zu fehlen: antike Lostäfelchen mit norditalischen statt lateinischen Zeichen.

Dann würde sich auch das merkwürdig Zweithändige in den Bezeichnungen des Runenwesens erklären: man erwartet doch Worte von eigentlicher, nichtübertragener Bedeutung für etwas Urheimisches. Das Wort runa, das eigentlich (geraunte) Geheimnis heißt und nur in dieser Bedeutung auch außerhalb des Germanischen in den verwandten Sprachen, und zwar nur im irischen rún vorkommt, es meint nun in verengerter Bedeutung 'geheimes Zeichen'. Der Sinn von 'Stab' wird ebenfalls verengert zu 'Runenstab', sofern er nicht beschreibenderweise 'rûnstab' oder 'bôhstab' 'Buchenstab' heißt mit Beziehung auf den Fruchtbaum, und von einem solchen ist er nach Tacitus genommen. Die Worte 'ritzen' und 'raten', wie sie das Englische in 'to write' und 'to read' bis heute erhalten hat, bezeichnen nun fachwortlich das Ritzen in Holz, das zugleich das

Eckige und Spitze der Runenschrift (und der italischen Alphabete), das Vermeiden von wagerechten und runden Linien aus der Faserung erklärt; und das 'Raten', das nun nicht mehr von der Mühsal des einfachen Lesens verstanden zu werden braucht, empfängt erst seinen Vollsinn von der Sehergabe, der 'Wut' des Priesters, der aus den Möglichkeiten des Verständnisses und der Formung in Versen die rechte aussucht und damit zugleich Rat gibt.

2. Die westgermanische Erfindung. Die Namen der Runen haben trotz ihres hohen Alters nicht mehr die urgermanische, sondern bereits die westgermanische Lautstufe: hagall des nordischen, ha[g]al des gotischen Futharks sind durch das zweite a westgermanische Formen. Außerhalb der Runen heißt denn auch das Wort im Nordischen hagl und ist im Gegensatz zu dem männlichen hagal sächlich. Ebenso ist der Name nordisch bjarkan (sonst björk) in seinem zweiten a westgermanisch.

Die Reihenfolge enthält wenigstens einen Rest der alphabetischen: p [q fehlt im Futhark überhaupt] ʀ s t. Das ʀ ist das urgermanische z (d.h. weiches s wie im Französischen), besonders in Endungen: gardaz = lat. hortus. z ist im Gotisch-Ostgermanischen auslautend zu s geworden, im Nordischen und Westgermanischen über ʀ zu r, im Westgermanischen dann bis auf wenige Reste (z. B. in deutsch mir, dir, wir, ihr = gotisch mis, thus, weis, jus) verschwunden. Wenn im Futhark nun ʀ, nachdem r schon in raidō (an fünfter Stelle) vergeben ist, an dem alten Alphabetplatze vor s sozusagen als zweites r steht, so folgt abermals, daß ein Westgermane Erfinder des Futhark war. Das Gotische hat dies ʀ auch in Runenritzungen nicht. Das zeitlich vorausliegende urgermanische z, das im gotischen Inlaut noch vorkommt, hat im Futhark der Vierundzwanzig keinen Platz mehr, und dieses war jünger als der westgermanische Übergang von z zu ʀ. Den noch nicht annehmbar gedeuteten Namen ezec, den z unter den Runennamen des gotischen Alphabets führt, könnte man nach der Art von Inguʀ erklären: es trägt den bezeichneten Laut in der Mitte, weil das Gotische ihn weder als An- noch als Auslaut kennt; indessen sind die sonstigen z dieser Buchstabennamen von dem deutschen Schreiber her zu verstehen, also als ß oder tz (gotisch dj), nicht als weiches ſ.

Die Art, das ʀ einzuordnen, setzt voraus, daß z auf seinem Wege zu ʀ, r und schließlich völligem Schwunde schon bei r angekommen oder nahe davor war.

Gekreuzt durch eigne Gedanken scheint die alte Reihenfolge g h i, indem zu Gabe (g) die Freude (w), zu Hagel (h) Not (n), zu Eis (i) das (gute?) Jahr (j) als Folgen oder Gegensätze gefügt sind. Mittendrin aber beginnt schon eine Zusammenstellung nächstverwandter Laute (i j ė) und mit ihnen eine dritte neuer, in keinem mittelmeerischen Alphabete vorhandener Zeichen ᛃ ᛇ ᛈ (j ė p).

Nach allem scheint es, daß der Ersteller des Futharks erst mit beiden Händen in die Welt seiner Begriffe langen und sie in Paaren vor uns aufstellen will: zahmes und wildes Getier, Riese und Gott. Aber wenn z. B. Freude und Not (für w und n) schon als Folgen zu Gabe und Hagel gebracht sind, fehlen sie

später an ihrer Stelle, die Paarbildung wird schwieriger, der Verfasser fällt in die phonetische und alphabetische Reihenfolge und behält für die letzte Reihe einen bunten Rest. Kurz das Weltbild, das sich aus den Namen ergibt, ist ein Nebenergebnis und hat keinen Anspruch auf Vollständigkeit und Folgerichtigkeit in der Beschränkung: wenn thurisaʀ 'Riese' heißen sollte, konnte es nicht auch Thunaraʀ 'Donar' heißen; aus dem Fehlen von Wōdanaʀ neben winjō kann man so wenig schließen wie aus dem Fehlen von naht neben dagaʀ.

Aber was dasteht ist echt und eigen, nicht halbfremd wie das meiste erhaltene Althochdeutsche, ist gewichtiger als das meiste, was die deutschen Runeninschriften selbst bieten, ist der älteste und doch sprachlich bis auf geringe Reste wunderbar sicher überlieferte germanische Gedankenzusammenhang: in den Begriffen und Begriffspaaren aus der irdischen Umwelt und den Namen der über ihr thronenden Götter und ihrer riesischen Gegner.

Es kommt aber noch Eignes hinzu: die im Süden fehlenden Zeichen und Laute (und Wortentsprechungen). Denn wenn sie auch durch die Zielzahl 24 hervorgerufen und beschränkt sind, so setzt doch die Auswahl von j ė p ng eine wunderbar frühzeitige lautliche Überlegung voraus: dies erste grammatische Werk der Germanen erwächst mit der Stabreimkunst aus der Anfangsbetonung.

Das wichtigste ist uns das Zeichen für ng: es ist, als sei die Gelegenheit ergriffen, den Stammgott Inguʀ zu und somit über den andern Göttern eigens einzuführen, und als erkläre sich so das Besondre, daß hier einmal (wie bei dem ebenfalls neuen zweiten ʀ) nicht ein Anlaut die Rune kennzeichnet und daß (wie bei dem ebenfalls neuen j) die Rune ohne Stab gebildet ist. Dann wäre also ◇ oder, wenn man die Ecken der runischen Form beseitigt, ○ ein Sinnbild des Inguʀ, vielleicht ursprünglich aus zwei, zuweilen sich schneidenden Halbkreisen (ᛃ) bestehend, und es erklärte sich daher, daß dieses Zeichen so oft ohne Vokal gesetzt wird, d. h. für sich allein und ohne Futhark schon Ing(uʀ) bedeutete, und die Einreihung nach einem Inlaut wäre nur scheinbar. Dann bestätigte sich auch die ingväonisch-westgermanische Herkunft des Futharks.

Damit stoßen wir auf eine weitere mögliche Quelle der Runen. Solche Sinnbilder gab es schon Jahrhunderte vorher in germanischen Landen auf Waffen, Geräten, Urnen und Felsenzeichnungen, und von ihnen hatte sich der Runenerfinder und -ritzer vielleicht zuerst erinnert gefühlt. Daß sie kultischen Sinn hatten, mag sicher sein, aber im einzelnen lassen sich die Bedeutungen nur erraten, z. B. die des Sonnenrades, auch die des Hakenkreuzes als des laufenden Sonnenrades: da kommt uns außer mancherlei Felsenzeichnungen auch der Bronzewagen von Trundholm zu statten, der nun auch greifbar eine pferdegezogene Sonnenscheibe zeigt (S. 53).

Sind ferner die beiden ineinandergehängten Halbkreise von j(ēra) ein Sinnbild, nämlich des zweigeteilten Jahres (nordisch misseri)? Freilich könnte man jēra dann nicht mehr als Gegensatz zu īsa verstehen (S. 101) und müßte die lautliche Anordnung schon mit īsa beginnen lassen.

In ᛉ (auch ᛘ) = ʀ hat man einen Abkommen des Sinnbilds der (zur Abwehr) gespreizten Hände (oder Hand) gesehen. Zu der als Entsprechung angeführten Form ᚨ des Alphabetes von Sondrio paßt das augenscheinlich nicht, und der angelsächsische Name eolh 'Elch' (aus algiʀ, bei Caesar die Mehrzahl alces) für ʀ würde vielmehr bildliche Auffassung des ᛉ mit seinen beiden Geweihen voraussetzen. Dabei könnte der Sinn des gleichlautenden algiʀ 'Abwehr' 'Schutz' einspielen (zum angelsächsischen ealgian verteidigen, runisch alh 'Amulett'), dann also auch Alci (für germanisches alhiz), der Name der schlesischen Zwillingsgötter bei Tacitus (S. 50). Diese Deutung gewinnt noch dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß der Auslaut ʀ durch algiʀ nicht besser gekennzeichnet und ins Gedächtnis zurückzurufen wäre als durch irgendeins der vielen auf ʀ endenden Worte des Futharks: algiʀ wäre also ein bereits vorher geprägter Name für ᛉ gewesen.

Über den Kreis der hinzugekommenen Zeichen aber darf man nicht hinausgehen, wenn man nach germanischen Sinnbildern im Futhark sucht. Eben die Übereinstimmung mit dem norditalischen Alphabete nicht nur im Aussehen, sondern auch im Lautwert beweist ja, daß sie notae, Losrunen begrifflicher Bedeutung, Begriffsrunen sind und nicht mehr Sinnbilder, selbst wenn sie indogermanisches Erbe und auch den Germanen wohlbekannt waren, jetzt aber über das Futhark heimzukehren scheinen. Wäre z. B. ᛏ als indogermanisches Sinnbild aufgenommen und hätte germanisch Tīwaʀ geheißen, so würde ihm im Italischen ᛞ und Divus, also bei uns das Runenzeichen ᛞ = d, nicht ᛏ entsprechen: sonst müßte man annehmen, daß der Erfinder des Futharks die Lautverschiebung nachgeholt habe. ᛏ ist also mitsamt seinem Namen Tīwaʀ im Futhark nicht älter als etwa ᚠ = fehu, das, wenn es indogermanischer Herkunft wäre, nur mit p-Anlaut aus dem Italischen (lateinisch pecu) hätte entlehnt werden können.

Zum Beweise kann eine Strophe des Walkürenerweckungsliedes dienen

> Siegrunen lerne, willst du Sieg erlangen,
> ritze sie auf des Hiebers Heft,
> In die Blutrinne auch und die blanke Spitze!
> wenn dus tust, sprich zweimal: Tyr!

Tyr (Tīwaʀ) bedeutet also Sieg, hat aber nicht das Zeichen ᛊ s. Und ᛊ s bedeutet nicht Sieg, sondern sōwulō Sonne; O ng bedeutet nicht Sonne, sondern Inguʀ: es konnte nicht mehr Sonne bedeuten, weil schon ᛊ gewählt war usw. Die Verbindung zwischen altem Sinnbild und neuem Runenzeichen ließ sich nur durch ein Umdenken herstellen: ᛏ ist zwar nicht Sieg, aber verleiht ihn, denn nun heißt ᛏ ja wie der Kriegsgott. Das alte Sinnbild konnte also seinen Sinn im Futhark nur fortsetzen, wenn er einen Namen vertrug, der mit der neuen Anlautsbedeutung stimmte. Oder wenn die Bedeutung überhaupt nicht durch den Anlaut bestimmt wurde wie, in höchst bezeichnender Ausnahme, bei O und ᛉ

Damit kämen wir auf die Namen einer älteren jenseits des Futharks liegenden Schicht von Geheimzeichen: wenn das ᛏ bereits auf germanischen Gesichtsurnen der Niederweichsel im 7. Jahrhundert v. Chr. erscheint, oder auch tausend Jahre später auf einem Schleswiger Pfeilschafte, so heißt es Sieg. Das paßt zu der pfeil- oder speerspitzenartigen Form, dann aber auch zu dem Kriegsgotte. Auf dieselbe Spur führt es, wenn im Skirnirliede der Götterbote die umworbene Riesentochter bedroht:

> Einen Thurs schnitt ich dir und der Stäbe drei:
> Lüsternheit, Leid und Liebesrasen!

Ist also der Thurs kein Stab, sondern ein magisches Sinnbild? Und zwar eins, das (nach dem norwegischen Runenliede) die Kraft hätte, Frauen krank zu machen? In der Tat ist auch hier in der Herleitung des Zeichens ᚦ þ aus dem Italischen eine Lücke: der Laut fehlt dort, und es scheint aus D gebildet. Dann wären mit 'Stäben' die neuen Futharkrunen gut bezeichnet, und wir verstünden jene Zweithändigkeit des Ausdrucks rûnstab (und der zugehörigen Worte: S. 100): er unterschied die neuen von den alten 'Geheimnissen', den 'Runen' schlechthin, die ihre Stablosigkeit auch noch im Futhark festhielten (ᛜ ᛊ). Denn auch die sind, als magisch, Geheimnisse, nur nicht für den Stab des Loses bestimmte. Ähnliches gilt vermutlich für ᛟ, das als Sinnbild, aber auch, dem gleichen italischen Zeichen entsprechend, als Lautrune mit dem Werte o vorkommt, doch ohne Stab bleibt. Wir würden sogar den Weg dieser Sinnbilder, den aus dem praktischen Leben hervor, angedeutet finden: im älteren Atliliede der Edda:

> 'Was rät uns wohl die Frau, da den Ring sie sandte,
> Mit Wolfshaaren umwunden? Warnung, mein ich, bot sie.'

Ein Haar des Schlachtfeldtieres als Warnung: das ist ein handgreifliches Sinnbild, das noch hinter die geritzten und gemeißelten zurückreicht. Und es folgt alsbald die Ratung, der Rat:

> 'Ein Haar des Heidewolfs haftete am Goldring:
> Wölfisch wird der Weg uns zur Wohnung Atlis.'

In der neuen Bearbeitung desselben Stoffes sind 'Wortstäbe' aus dem Haar geworden, die eine runenkundige Frau beim Feuerschein 'rät', wiewohl inzwischen an ihnen geändert ist. Man empfand zur Zeit des Gedichtes, im 11. Jahrhundert, noch den Zusammenhang.

Daß alle diese Überlegungen sehr unsicher sind, liegt auf der Hand. Schon weil die Möglichkeiten, aus einfachen Strichen verschiedene Buchstaben zu bilden, recht beschränkt sind und die Buchstaben Form und Bedeutung wandeln; die neuen Zeichen könnten einfach erfunden sein, besonders ᛇ und ᛈ, usw. Freilich grade dies Erfinden würde zeigen, daß man dem Erfinder auch die Einbiegung von Sinnbildern in das Futhark zutrauen dürfte. Zweifellos ist aber, daß auch die ältesten aufgenommenen Sinnbilder das Alter der Erfindung nicht erhöhen können.

Schließlich (S. 97f.): daß die Einteilung der Runenreihe in drei Achter oder Geschlechter, die im Norden seit dem 6. Jahrhundert bezeugt ist, auch den Westgermanen zugehörte, folgern wir nicht nur aus ihrem Vorkommen bei den Angelsachsen, sondern schon aus ihrer Übernahme in das keltische Runenalphabet, das Ogom. Das müßte bereits im 5. Jahrhundert geschehen sein. Tacitus sagt über diese Einteilung nichts, etwa daß die Stäbchen in drei Häufchen geworfen seien und daß man aus jedem eins habe aufnehmen müssen. Die Verteilung der Wortinhalte auf die drei Achter ist nach dem, was wir an dem Entstehen der Reihenfolge beobachten konnten, alles andre als gleichmäßig, und außerdem durchschneidet die Grenze der zweiten und dritten Acht zwischen s und t den alten alphabetischen Ablauf von p bis t, d. h. die Reihenfolge des Futharks ist gleichgültig oder älter als die Einteilung in Achter. Diese könnte trotzdem alt sein, denn auch sie ist schon antik sogut wie die Gesamtzahl 24: im Altertum spielen die magischen Zahlen eine große Rolle, darunter die 8, die große heilige Ogdoas, die Sophia ('Weisheit') selbst nach der Lehre der Valentinianischen Gnostiker des 2. Jahrhunderts. Doch darf man die Achten und Vielfachen davon, die man, oft erst nach einiger Zubereitung, als Summen der Buchstaben in nordischen Runeninschriften findet, nicht unmittelbar damit in Verbindung bringen: das Buchstabenlosen hatte bei seiner Übernahme nichts mit Worteschreiben zu tun, und in den deutschen Runenritzungen lassen sich denn auch solche Achtheiten nicht wahrscheinlich machen.

Hätte man Worte zu schreiben gewußt, so hätten uns germanische Inschriften in den Alpen oder auch schon weiter nördlich ebensogut gerettet sein können wie norditalische und die Ritzung des Helms von Negau, während man von den Losstäbchen aus Holz nichts andres als fruhen Untergang erwartet. Aber die ersten Runen auf andern Gegenständen finden wir erst zwei Jahrhunderte später am Rhein, besonders in der alten Pfalz.

Diese Kluft zu überbrücken, wagen wir die Vermutung: das Futhark ist auf dem ostschweizerischen Kulturwege, der vom 5. Jahrhundert bis in die Zeit des Augustus Italien mit Südwestdeutschland verband, nach Norden gedrungen. Die Pässe der Ostalpen einschließlich des Brenners waren damals durch Völkerbewegungen für Handel und Wandel gesperrt, und so sind die südlichen Rheinlande das Hauptabsatzgebiet für italische, etruskische, griechische und alpengermanische Einfuhr. Nach Vercellae war das für die Reste der Kimbern der nächste und natürlichste Fluchtweg: er führte durch das Gebiet der Helvetier, mit denen sie nach Noreja, vor zwölf Jahren, in Süddeutschland zusammen gesiedelt hatten. Dort werden auch, als sie weiter wanderten, Teile ihres Stammes zurückgeblieben sein. Jedenfalls aber hausten dort noch im 2. Jahrhundert n. Chr. Kimbern zwischen Alb, Schwarzwald und Main: im Rhein-Mainwinkel, in Miltenberg, Heidelberg und Mainz sind sogar drei Weihesteine für den Mercurius Cimbri(an)us, den Kimbrischen Wodan (S. 89) gefunden, der Zeit zwischen 189 und 212 n. Chr. angehörig. Und Wodan

ist der Gott der Runen, wie Mercurius (noch bei Kassiodor, dem Kanzler Theoderichs des Großen, im 6. Jahrhundert) Erfinder des Schreibens.

2. Inschriften

1. Der Weg zu den Lautrunen. Hier am Mittelrhein setzen die erhaltenen deutschen Runen ein. Die sog. Notitia dignitatum, ein um 410 verfaßtes römisches Ämterverzeichnis, enthält auch Truppenwappen. Das der in Speier (Nemetis) liegenden 'Vindices' trägt ein ᛟ. Der Name der Nemeter ist keltisch, aber Cäsar führt sie unter den germanischen Völkerschaften des Suebenkönigs Ariovist an, den er im Jahre 58 n. Chr. bei Mühlhausen besiegte; Tacitus bezeichnet sie als germanisch. Da aber die Grenztruppen örtlich ergänzt zu werden pflegten und die Vindices ein Runenzeichen trugen, waren auch sie Germanen. Doch müßten wir wegen der frühen Romanisierung oder Keltisierung der Nemeter dieses Zeichen vielleicht noch ins 2. Jahrhundert setzen. Dasselbe Zeichen fuhren, ebenfalls unter den pfälzischen 'Hilfstruppen', die 'Salii', die von Kaiser Julian aufgestellt waren und 358 zum ersten Male als Teil der Franken genannt werden, vielleicht auch die 'Mattiaci iuniores' mit dem Namen des hessischen Stammes der Mattiaker. Die pfälzischen 'Ascarii seniores', 'älteren Eschen-', d. h. 'Lanzenträger', haben das ᛃ, die 'Cornuti' das ᛝ. Sie stimmen auch nach Ammianus Marcellinus den barritus an (S. 84), sind also Germanen; sie heißen nach den Stierhörnern oder Stiermasken, wie sie erhaltenen Bildwerken zufolge germanischen Kriegern anstehen: damit gewinnen sie Kraft und Wut des Stieres (S. 10). ᛝ, die Ingu**R**-Rune (S. 102) ist das Zeichen des Gottes, der Herr der Ingväonen, somit auch der Kimbern und Teutonen ist. Wir buchen das für unsere Meinung von Entstehen und Weg des Futharks.

Sind das aber Runen? Die Anwendung spricht nicht für begriffliche Mitteilungen, sondern für Sinnbilder. Aber es sind Sinnbilder, die schon der Erfinder in sein Futhark eingereiht hat, ohne ihre neue Zugehörigkeit durch Bestabung zu kennzeichnen. Damit ist der Unterschied zwischen Sinnbild und Begriffsrune wenigstens in diesen Fällen aufgehoben, und man könnte insofern in diesen Zeichnungen den Übergang zu unsern erhaltenen Begriffsrunen sehen.

Die Rundung ihrer Formen ᛟ ᛃ ᛝ in der Notitia dignitatum könnte man aus dem Zeichnen oder Malen der handschriftlichen Wappenbilder herleiten. Aber bei j ist die Rundform vielmehr die älteste; bei ng sieht man geradezu das eckige ◇ durch die Holzritzung aus der natürlichen Form des alten Sinnbildes ○ entstehen; auch das gebogene ᛟ erscheint als Sinnbild (und Rune). Dann würden diese Wappenschilder zugleich zu Zeugnissen ursprünglicher sinnbildnaher Futharkformen. Wie ○ und ᛃ begradigt wurden (zu ◇ und ᛃ), mit einem Stab versehen (◇ zu ᛜ, ᛃ zu ᛇ ✱ oder ᛄ) und zu der allgemeinen Größe gedehnt wurden (○ zu ᛝ, ◇ zu ᛝ), das läßt sich an den Inschriften ablesen und dient den Zeitbestimmungen.

Auf einem gewaltigen an nordische Bautasteine gemahnenden, unter den römischen einzigartigen Grenzsteine bei Miltenberg steht unter der zweizeiligen Inschrift INTER TOVTONOS in senkrechter Anordnung der allein ausgeführten Anfangsbuchstaben C[IMBROS] A[MBRONES] H....I(?)..... Wenn es sich bewahrheitete, daß die beiden letzten Buchstaben die vorhandenen Vertiefungen einer germanischen Runeninschrift überdecken, so wären das vielleicht unsere ältesten Runen und zwar mit Stäben. Denn setzt man die römische Inschrift auch spätestens ins 3. Jahrhundert, so kann doch die germanische fast beliebig bis zur Einwanderung der geflüchteten Kimbern zurückverlegt werden, solange nicht eine bessere Belehrung erfolgt.

Vielleicht aber ist die Inschrift auf dem kleinen Pokal von Vehlingen am Niederrhein doch älter und sichrer runisch, der vor Mitte des 2. Jahrhunderts angesetzt wird. Sie besteht aus ᛏ, drei ᛁ und zwei zueinander geneigten Stäben, die man bei gutem Willen als die Seitenteile eines ᚢ auffassen kann. Die Dreiheit der ᛁ verhindert noch die Annahme von Lautrunen, andrerseits sind ᛁ und ᚢ keine Sinnbilder, und so würde man Begriffsrunen zu raten haben. ᛏ ist uns schon bekannt. ᛁ könnte man aus einem schwedischen Runenzauber des 11. Jahrhunderts erklären: „Dämon des Wundfiebers, Herr der Dämonen, fliehe nun: du bist gefunden! Bekomme dreifaches Leiden, du Wolf! Bekomme dreifache Not, du Wolf! ᛁᛁᛁᛁ Die 'Eis', diese 'Eis' sollen wirken, daß du dich zufrieden gibst, du Wolf! Koste den Zauber!" ᚢ = Ur bezeichnet nach dem angelsächsischen Runenliede ungestüme Kraft.

Ist mit den gemalten Schildzeichen der erste Schritt zum Schreiben getan, so haben wir hier die erste glaubhafte Reihung von Losrunen, nicht nur in der taciteischen Dreizahl, zur Inschrift. Das ist zugleich der Weg, der ja der Losrune dadurch vorbestimmt war, daß ihr Name einen betonten Anlaut heraushob und beim Losen auf die Suche nach Seinesgleichen schickte. Dadurch konnten diese Anlaute, die schon der Ersteller des Futharks erkannt hatte (S. 102), vollends frei werden und den Sinn der Runenzeichen so beschränken, daß sie statt Begriffe nur noch Buchstaben bedeuteten und wie die Zeichen des römischen Alphabets Worte bildeten: fehu schreibt man dann nicht mehr ᚠ, sondern ᚠᛖᚺᚢ. Dieses wunderbare Aneinanderrücken zu einer einzigen Lautung, das die Darstellung unübersehbar vieler in den Sinnbildern und den Worten des Futhark fehlender Begriffe ermöglicht, es überspringt in kürzester Frist die viele Jahrhunderte lange Entwicklung der mittelmeerischen Völker von der Bilder- zur Silben- und Lautschrift, die ja eine von Geschlecht zu Geschlecht neu zu züchtende Schulung des Denkens und Gehörs erfordert und gradezu Grammatik voraussetzt. Bei uns aber trifft diese Kunst schroff auf ein dingliches Denken, das im Bilde oder Namen die Sache sieht: so wie wirs uns beim Rumpelstilzchen zurückzurufen versucht haben (S. 57). Noch als die Deutschen Jahrhunderte später die Lateinschrift übernahmen, geschah es nicht unmittelbar. Sie wurde gebracht durch fremde christliche Sendboten, die sie an und mit der fremden Sprache gelernt hatten; nur wer sein eignes

Leben aufgab, konnte hinter den Mauern und in der Zucht ihrer Gemeinschaft diese Kunst erlernen, wiederum nur mitsamt der fremden Sprache und ihren fremden Inhalten, die ihn beide abermals von der heimischen Welt da draußen und all den Seinen schieden. Es hat dann wieder noch Jahrhunderte gedauert, bis in die Hohenstaufenzeit, daß die Schrift über den Kreis der Geistlichkeit hinausdrang, und innerhalb dieser Zeit ist es noch ein besondrer Kampf gewesen, die Schrift auch für die eigne, deutsche Sprache zu gewinnen: eben der Kampf, der die Frühgeschichte unseres deutschen Schrifttums ausmacht. Da wäre es trotz jener mancherlei glücklichen Voraussetzungen fast wunderbar, wenn es uns als einzigen — die Kelten zählen als die Nachahmenden nicht mit — ohne Lehrer des Schreibens und Lesens, vielmehr an den gegebenen und sonst hundertfach anerkannten Lehrern vorbei schon in der Urzeit geglückt wäre, ein überflüssig-eigenes Alphabet in neuer Reihung auszubilden, nachdem Semiten und Griechen von den Phöniziern, Etrusker und Römer von den Griechen, die Norditaliker von den Etruskern nur ein fertiges übernommen hatten.

Die Schwierigkeit dieses Weges von der Los- und Begriffsrune zur Lautrune zeigt sich darin, daß noch beide nebeneinander in einer und derselben Inschrift auftreten, so daß der Zusammenhang mit den magischen Ursprüngen auch abgesehen vom Inhalt immer offen bleibt und das Lesen etwas vom Raten (to read) behält. Nicht einmal von Zierformen lassen Runenzeichen sich in jedem Falle sicher unterscheiden, z. B. die d-artigen Figuren auf der Tonscherbe von Noßwitz. Von zwei gleichen Torsberger Schwertbeschlägen trägt der eine viermal das Hakenkreuz, der andre entsprechend die Odalrune. Und überdies hat derselbe Fund noch eine Schwertzwinge geliefert, die dem ᛟ ‘Besitz’ auch den Namen des Besitzers beisetzt: W(u)lthuthewar ‘Ullsdiener’: Ullr ist nordisch entwickelt aus dem gotisch erhaltenen wulþus ‘Herrlichkeit’ und bezeichnet einen früh verblaßten, vielleicht himmlischen Gott, dann Schützer des Schneeschuhlaufs und so bei Klopstock auferstanden. Ganze Gruppen von Begriffsrunen bietet das Tierhorn-Amulett von Lindholm in Schonen: 8 a, 3 ʀ, 3 n und dann b m u t t t alu. Die Asen-, Schutz-, Not- und Tiu-Runen sind ohne weiters verständlich, aber selbst da sind die Beziehungen, die man ‘raten’ muß, wenngleich sie schon geläufig sein mögen, recht verschieden: der Ase und Tiu sollen wie die Schutzrune helfen, aber doch Tiu durch ‘Sieg’, Not soll vielmehr abgewehrt werden wie im Falle Sigurds (S. 103). Aber was sollen ‘Birke’, ‘Mann’, ‘Auerochse’? Man denke sich zum Priester, der sie in der taciteischen Art aufgelesen habe, blicke zum Himmel und finde zu jedem einen sinnhaften stabenden Vers! Bisher ist das noch nicht geglückt. Dabei hätte man schon eine Hilfe daran gehabt, daß den Begriffsrunen noch ein Vollwort in Lautrunen folgt, das ohne weiters lesbar und verständlich ist: das oft wiederkehrende alu ‘Abwehr’. Wie denn das Ganze als Amulett bezeichnet ist. Eine Bestätigung gibt der neuisländische Runenzauber ‘Ich ritze dir acht Asen, neun Nöte, dreizehn Riesen’. Die Mehrzahlen bedeuten natürlich Verstärkung.

Eine weitere Erschwerung erwächst dadurch, daß einzeln stehende Runen statt Begriffszeichen auch Abkürzungen in Lautrunen gedachter Worte sein könnten, so daß z. B. ᚠ nicht mehr fehu, sondern auch filu bedeutete usw. Man zweifelt etwa, ob das r im Schlußteil der Inschrift von By aus runoʀ abgekürzt oder die Begriffsrune raidō sei. Daß jedenfalls die Begriffsbedeutung immerfort in die lautliche hineinspielen kann, sieht man an Ritzungen wie d für da, ng für ing; der Ritzer dachte an die Runennamen da-gaʀ und I-nguʀ. (Oder an das Sinnbild S. 102.) Man kann auch zu Lautrunenritzungen kommen wie m(i)k M(e)r(i)la w(u)rta 'mich Merila wirkte', die wieder nach Begriffsrunen aussehen, von da aus aber nie zu entziffern wären.

Auch die äußersten Gegensätze, Sinnbilder, die nicht ins Futhark gelangt sind, und Lautrunen stehen unmittelbar nebeneinander, besonders auf den alten Speerspitzen von Dahmsdorf und Kowel: dort folgt auf die Lautrunenritzung ranja 'Renner' eine Sichel, und da ein Kreis vorausgeht, werden es Mond und Sonne sein, dazu Hakenkreuz, Dreischenkel, Schiff u. a. Ähnlich auf der Koweler Spitze. Auf beiden aber ist, schon vor 250, scharf geschieden, was lautlich, was sinnbildlich zu verstehen ist. Nirgends lassen sich alte, nicht ins Futhark aufgenommene Sinnbilder in Lautrunenworten erweisen.

Die deutschen Runeninschriften — deutsch im Sinne des Westgermanischen auf dem Festlande — sind seit jenen pfälzischen Anfängen meist aus Lautrunen, also durch einfache Lesung zu verstehen, so daß man mit Ausnahme der Futharkreihen auch die Einzelzeichen nicht als Begriffsrunen, sondern als Abkürzungen zu verstehen versuchen möchte, soweit eben die Zeichen durch die Verderbnisse des Rostes und der Zeiten hindurch in Mooren und Gräbern oder sonstigem Erdschutz kenntlich geblieben sind. Man müßte sonst annehmen, daß gewisse bislang unenträtselt oder sogar ungelesen gebliebene Zeichenfolgen darum von Begriffsrunen her verstanden werden könnten, z. B. birelioelk o. ä. auf der kleineren Nordendorfer Spange. Der Wust von Runenzauber, der sich im Norden namentlich über Grabinschriften legt und fast zur Grundlage einer neuen Art von Religion geworden ist, er läßt uns frei. Selbst daß man Widmungsinschriften auf Rück- oder Innenseiten anbringt, muß damals nicht magischer gewesen sein als wenn es heute geschieht, und den absichtlich verborgenen Steininschriften im Innern nordischer Gräber stehen weit mehr im Freien angebrachte gegenüber: nur die besondern Umstände entscheiden da über magischen Zweck.

Allerdings ist unsre deutsche Überlieferung eng begrenzt: gegen etwa 150 Inschriften im Norden, 60 in England hat das nichtnordische Festland bis jetzt 55—60 aufzuweisen und davon wären vielleicht 55 als deutsch anzusehen: Echtheits- und Sprachfragen machen die Rechnung unsicher. Dazu die engen zeitlichen Grenzen: unsre Runenschrift ist längst abgestorben, als der Norden, um 800, zu dem überwältigenden Aufgebot der Runensteine mit dem gekürzten Futhark von 16 Zeichen ausholt. Da geht dann die Zahl der Runensteine in die Tausende, und es bilden sich immer neue Sonderformen aus.

Aber unsre kleine Zahl muß nicht allein die Fragen des Entstehens, des Übergangs vom Losen zur Lautschrift, sondern auch der Wanderung durch die übrige germanische Welt erklären, und schließlich wollen wir doch insbesondre wissen, was sie für uns selbst bedeuten.

Wir haben, abgesehen von versprengten Einzelstücken, besonders langobardischen, eine alemannisch-fränkisch-thüringische, dazu eine friesische, eine Unterweser- und eine schleswigsche Gruppe. Aber wider Verhoffen ist die nördlichste nicht die jüngste, sondern die älteste: sie gehört z. T. noch dem 3. Jahrhundert an. Bei diesem Ansatz sind (wie auch sonst) die allerdings wankelbaren Zeitbestimmungen aus Art und Form der Runen, der beritzten Gegenstände und deren Nachbarschaft (z. B. Grabbeigaben, besonders an datierbaren Münzen) ohne Fragen übernommen; eine bessere Bestimmung ermöglichen erst im 5./6. Jahrhundert die Brakteaten, einseitig geprägte Goldmünzen, besonders die mit Runeninschriften (S. 88). Diese schleswigschen Funde sind freilich meist aus dem Moor gehoben, und das Moor kann vieles erhalten, was sonst unweigerlich zerfallen würde. Aber Zufall ist wohl ausgeschlossen, denn zwischen 200 und 250 haben die Runen auch das Nordmeer bereits überschritten: wir besitzen aus dem südnorwegischen Övre Stabu eine mit Lautrunen beschriftete Lanzenspitze, die nicht aus dem Moor gehoben ist; und jene pfälzischen Schildzeichen haben im eignen Lande erst während des 6. Jahrhunderts runische Nachkommenschaft.

Wir nehmen zur Erklärung dieses Verhältnisses an, daß Kimbern und Teutonen mit ihrer jütischen Heimat in Verbindung geblieben waren: Entsprechendes gilt für die ausgewanderten Goten jahrhundertelang. In der Tat wird der Schwertzwinge des anglischen Torsberg, einem unsrer ältesten Fundstücke, 'echte Limesform' nachgesagt; ein Schwertbeschlag und ein Schwertgriff von ebendort haben noch dieselbe Odalrune wie unsre Vindices in Speier (S. 106). Als Einzelzeichen auf Waffen schließen sich die ᚷ̄, ᚷ, ᛉ und ᛏ des Nydamer Moors bei Schleswig an (um 400), ᛉ und ᛏ wohl Abwehr und Sieg bedeutend.

Im Jahre 253 ziehen dann die römischen Legionen aus dem Lande am Limes ab, und die Alemannen brechen hinterwäldisch und zerstörend in seine hochgetriebene Kultur ein. Die heimische Runenkunst geht zugrunde, aber es waren bereits Absenker in den Norden verpflanzt: man rechnet nach den germanischen Schatzfunden mit römischen Münzen, daß um 150 eine ruhige Zeit zu Ende ging, die dem Verkehr günstig war. Der Weg oder Rückweg nach Jütland aber ist durch archäologische Funde gut gesichert: er führt den Rhein hinab, von den Mündungen die Küste entlang bis zum jütischen Ripen und dann an der Königsau nach Kolding und Fünen, weiter zur schwedischen Westküste und an ihr nordwärts. Auf diesem Wege kam mit den römisch-rheinischen Bronzespangen und Glasbechern, mit Wein und Goldmünzen auch die Runenschrift; auf diesem Wege würde auch gekommen sein, was man bereits Westgermanisches in den Namen der nordischen Runeninschriften zu er-

kennen geglaubt hat. Der 'göttliche Träger' wäre dann der Wodanaʀ himbriaʀ, Mercurius Cimbrius gewesen: nach der altnordischen Überlieferung hat sich der einwandernde Runengott Odin zuerst auf Fünen niedergelassen.

Die Einfuhrware trifft grade in schleswig-holsteinischem Gebiete bereits auf großartigen Eigenbesitz. Es gehört ja zur Urheimat der Germanen, aber es entwickelt sich eben zur Zeit unserer Runen zu überströmender Kraftfülle: überströmend in die Eroberung Nordwestdeutschlands und Englands. In Zeit wie Landschaft der Torsberger Funde fallen auch die ungeheuren Schätze, die mit dem Boote von Nydam gefunden sind, und schon die allein haben es ermöglicht, den berittenen Krieger mit jeglicher Ausrüstung im Großen und Kleinen naturgetreu zu entwerfen, den wir jetzt in unsern Vorgeschichtsmuseen aufgestellt finden. So gewinnt denn auch die Heldendichtung, die grade hier einen ältesten Sitz hatte und von hier nach England hinüberstrahlte, eine deutlichere prächtige Umwelt, und hier glänzten die betörend kostbaren und phantastischen Hörner von Gallehus beim Gelage der Gefolgschaft und dem Gesange des Skops.

Auf diesem Wege wären uns Stationen bezeugt erstens durch den Pokal von Vehlingen und die Schildzeichen der salischen Truppe, die solche Kenntnis ja auch heimgebracht haben wird, zweitens durch die friesischen, drittens durch die Unterweserrunen. Nur darf man das nicht so verstehen, daß dann die Runen des Weges älter sein müßten als die des Zieles: der blieb auch nach der ersten Runenwanderung bestehen und führte nach beiden Seiten. Der Archaologie sind derartige scheinbare Zeitumkehrungen geläufig.

2. Anglische Inschriften. Unsre ältesten zusammenhängenden Inschriften, alle noch des 3. Jahrhunderts, haben wir auf Waffen, die dem Torsberger Moor in Angeln enthoben sind. Sie gehörten der großen Sammelmasse an, die dort in religiöser Absicht viele Menschenalter hindurch immer wieder aufgefullt ist. Wir haben diese Inschriften z. T. schon als Beispiele des Übergangs zu reinen Lautrunen angeführt (S. 108). Da tritt nun zu dem Buchstabenworte und Besitzernamen schon der Satz ni waje mariʀ, der bedeuten soll 'Nicht schone der Berühmte!', und 'der Berühmte' wäre der Name des Schwertes, wie 'Anrenner' der des gotischen Speers von Dahmsdorf. Dazwischen liegt aber noch die Ritzung eines Schildbuckelrandes, hier wirklich magisch, nämlich bei Aufnagelung auf den Schild unsichtbar werdend: aisgʀh, lautlich nicht lesbar und zum Verständnis mindestens Einschub von Vokalen erfordernd. Lua auf einem der Nydamer Pfeilschäfte kann wie anderswo lau als zaubrische Verdrehung des Abwehrwortes alu (unbekannter Bedeutung) gelten (S. 108).

Alles dies wird an einfach-klarem Sinn, an sprachlicher und Form-Bedeutung zu Anfang des 5. Jahrhunderts übertroffen von der Inschrift des einen der beiden goldenen Trinkhörner von Gallehus bei Mögeltondern. Damit ist der Runengebrauch völlig aus seinem dämmrigen Bereich herausgehoben:

Ek	Hléwagàstiʀ	Hóltijaʀ	hórnà táwidò
Ich	Liegast	der Holte	das Horn gemacht habe.

Wie altertümlich diese Sprache ist, sehen wir recht, wenn wir neben die neuhochdeutsche Übersetzung eine in der altsächsischen Sprache des 9. Jahrhunderts stellen:

Ek Hléogàst Hólti hőrn téwidà:

Schon damals ist der Verfall der alten aus dem Indogermanischen überkommenen Endungen eingetreten gewesen: Altsachsisch und Neuhochdeutsch sind darin dem Urtexte gegenüber gleich jung; freilich geht unsre heutige Sprache in dem Verkümmernlassen der Endungen zu e weiter.

Was ist das dann für eine Sprache? Sie gleicht am meisten dem 'Urnordisch' der ältesten nordischen Runeninschriften. Aber das Fundgebiet war damals noch nicht nordisch, sondern anglisch, also ingväonisch und insofern deutsch (S. 80). Jene Ähnlichkeit mit dem Nordischen beweist also nur für eine Nachbarschaft, in der auch das im Süden so früh verlorene R des Auslauts erhalten war. Selbst das ek für 'ich' ist nicht nur nordisch, sondern auch holsteinisch bis heute, und das Wort taujan-tawidō fehlt dem Nordischen; es wird schon von Wulfila für das Herstellen von Töpfen gebraucht.

Das Zweite ist: wir haben hier den ältesten germanischen Langvers, wie wir ihn nach dem Ingvaeones, Istvaeones, Erminones des Tacitus (S. 67) nur irgend ausmalen konnten, und er ist deutsch. Und er ist bereits so fertig, rund und schön, als habe es nie irgendwelche rohen Vorstufen zu überwinden gegeben: er könnte in der Heldendichtung, könnte im Hildebrandliede stehen, wenn die Sprache noch verständlich und der Inhalt anders gewesen wäre. Erst der Endungsverfall hat, wie unsere Umsetzung klar zeigt, in der späteren Sprache die Worte zusammengerückt und das Zeitmaß vielleicht verkürzt, aber der $\frac{4}{4}$-Takt ist festgeblieben, bis heute.

Indessen sind die Goldhörner von Gallehus nur noch in mangelhaften Zeichnungen und Nachschnitzungen vorhanden, sie selbst sind schon im Jahre 1802 geraubt und eingeschmolzen. Über die Herkunft ist noch keine Einigkeit erzielt. Aber wenn auch die Form und die Verzierungskunst sich sonst im Norden finden, so scheinen doch die Darstellungen in der weiten germanischen Welt unvergleichbar zu sein. Es wimmelt auf den herumgelegten Bildringen von wunderbaren Gestalten, die man vergeblich mit unsern Göttern in Beziehung zu setzen versucht hat: ein gehörnter Mann mit Speer und Schild, ein zweiter mit Schwert und Sichel, ein dreiköpfiger mit Axt und gehörntem Tier, einer auf der Jagd mit Pfeil und Bogen, Reiter und Zentauren, Schlangen, Fische und Vierfüßer, alles zwischen Ornamenten. Schon das figurliche Darstellen wäre erstaunlich in einer Frühzeit der Kunst, die von Schmucklinien ohne Wirklichkeitsentsprechungen noch auf lange nicht loskommt. Man denkt an Einfuhr aus Südrußland. Der Vogel, der auf einen Fisch in seinen Fängen einhackt, ein Adler, ist das Wappen von Olbia, der ersten Griechenstadt dort, die von den Goten besetzt wurde, und kommt auf ihren Münzen häufig vor, verbreitet sich dann freilich weit über seine Heimat hinaus als Schmuckstück. Trinkhörner und Szepter sind die beiden Ehrenzeichen skythischer Fürsten,

daher besonders kostbar und geschmückt. Sie sind auch auf andre südrussische Völkerschaften übergegangen. Die Hörner wären dann in unserm Falle auf langem Handels- oder Beuteweg an einen anglischen Großen gekommen, wie die Gefäße des Hildesheimer Silberschatzes an einen sächsischen (S. 88). Die Inschrift ist darum nicht minder heimisch. Man erkennt noch an den Zeichnungen, daß sie nachträglich und von zweiter Hand angebracht ist.

3. Friesische Inschriften. Den Zusammenhang mit dem anglischen Nordosten zeigt um 550 der Fund von Wijnaldum, ein Knochenstück in Form eines langen leicht gebogenen Zahns: es trägt dieselben Zeichen wie die Pfeilschäfte von Nydam um 400 und ähnelt dem Knochenstück von Lindholm in Schonen, etwa 500—550 (S. 108), hat auch dieselbe Mehrstrichigkeit der Runen. Diese teilt ferner in Friesland das Eibenstäbchen von Britsum und andrerseits der Speer von Kragehul auf Fünen, beide gegen 550.

Durch solche Zusammengehörigkeiten innerhalb der übrigen Runenwelt und ihre Zeitverhältnisse ist nun nicht etwa das Weggefälle von Osten nach Westen festgelegt (S. 111), und ein Beleg dafür ist es, daß die abgeplatteten ᚷ von Nydam schon im 3./4. Jahrhundert ihresgleichen auf einer Fibel aus Gellep bei Krefeld haben. Da es sich aber meist um viel jüngere Beziehungen handelt und die jüngeren Sprachformen auf der friesischen Seite sind, werden wir sie lieber dem anglisch-sächsischen Westdrange zuschreiben als dem Ostwege der ersten Runen.

Wir finden dann bei den Friesen seit etwa 500 auch Inschriften mit Zeichen des von den Angelsachsen ihrer Sprache gemäß erweiterten Futharks, wodurch wohl der Zusammenhang mit den Wanderern erhärtet ist: ein paar Münzen mit eingeprägten Eigennamen; ein sinnbildliches Holzschwertchen mit verkohlter Spitze, aus Arum, von dessen Inschrift wenigstens boda 'Bote' verständlich ist: es mag wie das Eibenstäbchen von Britsum (Inschrift: .. birid mi 'trägt mich'), vielleicht auch das von Westeremden (mit unerklärter Inschrift) etwa als Ausweis und Rechtzeichen des Thingansagers oder zu Aufgeboten herumgetragen sein; die Ankohlung des Holzes bei dem Arumer und Westeremdener Funde würde auf kriegerische Absicht deuten. Mit dieser Holzüberlieferung tritt Friesland kräftig hervor, auch vor Angeln: wie dort die Moore haben hier die in Jahrhunderten allmählich aufgeschütteten Wohnhügel, die vor den Fluten sichernden Terpen (holländisch für Wurten), diese urtümlichsten Reste bewahrt. Doch darf man sich schwerlich die taciteischen Lose in solcher Größe denken, da sie ja ihrerseits eine besondre Sendung hatten und nur mit Einzelrunen versehen wurden, vielleicht in der Art der Nydamer Pfeilschäfte.

Einzig an Stäbchen oder Schwertchen von der Art der friesischen scheint dann auch die deutsche Runenschrift zu Mitteilungen vorgeschritten zu sein, und hier kommt uns das erste brauchbare Außenzeugnis seit dem Losungsberichte des Tacitus zu Hilfe. Der römisch-fränkische Dichter Venantius Fortunatus, der in der zweiten Halfte des 6. Jahrhunderts fränkische Große bedichtete (S. 126), stellte seinem geliebten Flavus in Versen frei, wenn er nur

schreibe, jede Art von Schrift, hebräisch, persisch, griechisch, und jeden Stoff, Papier oder Rinde, zu benutzen; und 'du kannst auch barbarische Runen auf Eschentäfelchen malen, und was der Papyrus tut, tut auch ein geglättetes Stäbchen'. Briefe sind nicht damit bezeugt, nur ein Ersatz, mit dem sich schlimmenfalls der überschwangliche Poet zufrieden geben will. Neu aber wäre das 'Malen' von Runen, wenn man nicht die Schildzeichen der Notitia dignitatum als Anfänge gelten ließe (S. 106). Es gibt auch im Norden und an der Unterweser ein Ausschmieren und ein Färben der Runen, aber nur schon eingegrabener. Es ginge indes doch ein Weg von Gudruns Warnungsbotschaft (S. 104) zu den friesischen Stäbchen und denen des Venantius.

Zu jenen Inschriften auf Holz gehört noch die des Webeschwertchens von Westeremden, vielleicht erst 8. Jahrhunderts: Adugislu m(i)th Gisuhildu 'für A. und G.', eine Widmung also, dgl. uns bisher nicht vorgekommen ist. Es tritt aber eine andre hinzu, die des Kammgehäuses von Ferwerd: t(i)l Uræ 'für U.', und das ist rheinische Einfuhr des 6./7. Jahrhunderts.

4. Weserrunen. Eine letzte Station auf dem Wege nach Angeln würden die sog. Weserrunen bilden, wenn ihre Echtheit hinlänglich feststünde.

Es handelt sich um sechs beinerne Werkzeuggriffe (wie einer des 8. Jahrhunderts auch bei Westeremden gefunden ist), herausgebaggert aus dem Schlamm der Unterweser. Die Knochen würden nach der Pollenuntersuchung der mittleren Steinzeit angehören. Aber es fanden sich in derselben Tiefe auch Scherben von viel jüngeren Tongefäßen, bei denen man annehmen muß, daß sie durch Einsturz und Abrutschen der Unterwasserufer in die noch tiefere Tiefe der entstehenden künstlichen Fahrrinne geraten sind. Nimmt man dasselbe für die Knochen an und läßt sie dort ihre Höhlungen mit Pollenerde gefüllt haben, so ist man nicht gezwungen, sie für Jahrtausende älter zu halten als die darauf angebrachten Runen und Zeichnungen. Andrerseits ergibt die chemische Untersuchung der gelbrötlichen Masse, die in die Runenritzen eingeschmiert ist, wenigstens für den einen untersuchten Knochen, daß die Runen alt und insofern echt sind.

Die Fundstücke tragen an eingeritzten Bildern außer der kleinen Doppelaxt auf Nr. 6: Nr. 3 ein Segelschiff mit zwei Masten und hohem Heck; Nr. 1 und 3 einen Mann mit einer hohen Feder auf dem Kopfe, der seine steinzeitlich und somit gottesdienstlich anmutende Doppelaxt, im zweiten Falle seinen Speer gegen einen, wie es scheint, dreihörnigen Stier erhebt. Daß die Zeichnungen weder zeitlich noch räumlich zu unsrer Runenwelt passen, besagt nicht mehr gegen die Echtheit der Inschriften als bei den Hörnern von Gallehus. Zweimastige Schiffe haben die Römer nach Bildern schon im 2. Jahrhundert, bei uns kommen sie nicht vor dem 15. wieder auf. Die Gestalt mit der Feder wird als Mercurius (der ägyptische Thot) gedeutet, der als Erfinder der Schreibkunst (S. 106) in zahlreichen Bronzestatuetten, wie sie auch in Germanien gefunden sind, mit jenem Hauptschmuck dargestellt ist. Der dreihörnige Stier ist ein keltisches Unwesen, von dem man Bilder aus den Rheinlanden und dem

östlichen Gallien kennt. Wir denken bei diesem römisch-keltisch-germanischen Gemisch natürlich an unsern mittelrheinischen Ausgangspunkt und nehmen an, daß Bilder von dort mit nach Norden gewandert und auf unsern Knochenstücken nachgeahmt sind. Die Inschriften brauchen auch innerlich nicht mit ihnen zusammenzugehören: das erste Kampfbild und die einsame Axt haben keine Runen neben sich; über dem Schiffe stehen sie auf dem Kopfe; Nr. 2 und 5 sind ohne Bilder. Es gibt aber auch noch ornamentale Zeichnungen, vielleicht auch sie aus antiken hervorgegangen, auf Nr. 3—5, und nur sie sind sämtlich mit Inschriften vergesellschaftet.

Unter ihnen hängt die auf Nr. 3 durch zwei hineingeritzte ᚺ-Runen noch enger zusammen mit der Inschrift latam || hari
kunni || je (?)
hagal.

Es scheint gradezu, als würden uns die beiden Begriffsrunen nach Art der Losungen durch die beiden gleich anlautenden hari und hagal gedeutet. Sie hätten also zu staben, entweder, bei Lesung von oben nach unten,

latam kunni | hari je hagal

oder bei Lesung von links nach rechts in einem Langvers

latam hari kunni je hagal

mit falscher Endstellung des zweiten Stabes. Im ersten Falle gäbe die zweite Hälfte einen kriegerischen Kurzvers-Fluch ohne Bindung an die erste, im zweiten Falle hätten wir in latam hari einen Anklang an das heri lezidun 'machten des Heer laß' des ersten Merseburger Spruches (S. 47) und zwar in Gestalt einer Aufforderung. In beiden Fällen wäre aber die andre Hälfte nicht recht faßlich. Auf Nr. 4 lesen wir lokom her 'ich luge hier'; unverständlich. Oder sollen wir das auf die Gestalt beziehen, die am Heck thront? Auf Nr. 5 Ulu||hari dede 'Wilihari hat gemacht', nämlich das Werkzeug, zu dem dieser Griff einst gehörte.

An der Sprache ist nichts, was wie Fälscherfehler aussähe: die Formen dede statt deda oder je für 'und' fordern zu abseitige Kenntnis; nach landläufiger Meinung wäre kunni eine jugendliche Entartung von kuni, verdächtig ist daran aber nur, daß Doppelkonsonanz nicht wie sonst in Runenritzungen durch einfache wiedergegeben ist. Man erkennt auch nichts gewaltsam Altes in der Sprache: selbst die Umlautlosigkeit von hari brauchte nicht über das 8. Jahrhundert emporzuführen, möglich wären auch noch das 7. und 6. Jedenfalls ist nichts mehr von den urgermanischen Endungen zu spüren.

Es bleibt aber noch die Frage der Runenzeichen. Einzig- oder eigenartig sind außer jenem Doppel-n der zweifache senkrechte Strich als Trenner zweier Namenhälften in Ulu||hari (wenn so richtig verstanden ist); das gleichschenklige ᚢ für u das ᛉ, das wir als j genommen haben und das sonst nur noch in Alemannien und unter den Einzelrunen von Nr. 1 vorkommt; das zeilenhohe ᚲ; das ᚺ mit nur einem Querbalken. Das ist insgesamt sehr bedenklich, aber vielleicht doch auch aus der völligen Abgeschlossenheit der

Fundgruppe zu erklären: bezeichnend, daß ᚺ sonst nur in Friesland und im Norden begegnet — und auf dem Horn von Gallehus. Das spräche für die angenommenen Urzusammenhänge. Noch mehr vielleicht das hohe ᚲ, denn es kommt außer auf dem norwegischen Stein von Belland (um 500) schon in dem ahnenhaften Alphabet von Sondrio vor.

Daß es einmal an der benachbarten Unterelbe Runen gab, bezeugt uns im 17. Jahrhundert die 'Alleredelste Zeitverkürzung' des frommen Sängers Rist: er erwähnt einen Ring aus den 'Riesenbetten' des 'Riesenkamps' bei Wedel: der war 'an den Seiten eingekärbet, inwendig stunden etliche gar unbekante Zeichen oder Charakteren, worunter zwey wie kleine Schlängelein'.

5. Der Ostweg. Auch der Ostweg zu den Goten muß von den Runen schon früh beschritten sein, denn die beiden Lanzenspitzen von Kowel in Wolhynien und Dahmsdorf in der Mark zeigen mit ihrer gleichartigen Namengebung tilarids 'Zielreiter' und ranja 'Anrenner' und ihrer südrussischen Ausschmückung die Runenkunst bereits zu Anfang des 3. Jahrhunderts auf dem weiteren Wege nach Norden. Aber sie ist auf die Goten erst getroffen, als ihnen die urgermanischen Endungen bereits verloren waren: tilarids sieht darin nur im zweiten i anders aus, als wenn es mehr als hundert Jahre später Wulfila geschrieben hätte.

Also kann auch die Lanze von Övre Stabu in Südnorwegen, die vielleicht schon um 200 anzusetzen ist, mit ihrem -aʀ in der Endung des Namens — raunijaʀ 'der Prüfer' — keine gotische Einfuhr sein. Es stimmt vielmehr zu den -aʀ der ältesten Schleswiger Inschriften, die wir aus Deutschland hergeleitet haben. Die archäologische Untersuchung nennt den Speer markomannisch. Das würde eine böhmische Zwischenstufe bedeuten, von der sich die Runen auf dem Elbwege nach Norden, am Karpathenrande nach Osten abzweigten. Besonders stark zeigt sich der markomannische Kultureinfluß im Norden, schon während des 1. Jahrhunderts. Er entspricht der überragenden Bedeutung des großböhmischen Reiches unter Marbod, das nicht nur an die Ostseeküste, sondern auch über Burgunden und andre östliche Germanen reichte (S. 79).

Als Beleg für diese Zwischenstufe hätten wir zunächst den kleinen kugligen Stein von Prex bei Asch in Böhmen mit der Inschrift ᚷᚨ, ga, wobei aber der Stab des a nicht bis oben durchgeführt ist. Läßt man es trotzdem als a gelten, so ist die Verbindung mit dem Norden gegeben: auf dem schon erwähnten Speere von Kragehul stehen die beiden Zeichen, zusammengezogen zur Binderune ᚷ, dreimal hintereinander, und ein Brakteat enthält die Auflösung: gibu auja 'ich gebe Glück'. So bekäme auch der teutonische Stein (S. 107) noch einen Genossen auf dem südlichen Festland.

Wir rechnen hierher auch die beiden oberschlesisch-vandalischen Tongefäße mit Runenritzungen, das von Sedschütz, stark zertrümmert, mit einer Zeile unverknüpfter fast vokalloser Zeichen; das von Niesdrowitz mit einem Gemisch von leiterartigen Sinnbildern (die sich auch sonst finden) und zweifelhaften Runen. Beide sind dem 3. Jahrhundert zugeschrieben. Dazu würde

es stimmen, daß die einfache Lautrune noch nicht erreicht ist. Der Stein von Prex könnte nur mit Hilfe der Kragehuler und Miltenberger Verwandtschaft in diese Frühzeit gesetzt werden.

Eine rein gotische Silberschnalle aus Szabadbattyán in der Nähe des Plattensees trägt den deutschen Namen Mar(i)ng — zu māri 'berühmt' und mit der vokallosen ing-Rune (wie S. 109) —, der sprachlich klar von gotischem Merings geschieden ist; es folgt in deutlichem Abstand s d, unerklärt. Die Spange ist vor 450 in die Erde gekommen, als das Land unter hunnischer Herrschaft lag. Was für ein Deutscher so schrieb und wie er dorthin geriet — etwa von Attilas Hof —, das wissen wir nicht. Auch hier wäre böhmischer Ausgangspunkt möglich.

Weit nach Südosten stoßen die deutschen Fibeln von Pallersdorf vor, und man könnte an langobardische Einwanderung aus Böhmen denken, aber sie sind schon langobardische Einfuhr aus Italien (nach 568), und die Inschriften schließen sich den innerdeutschen an. Die südlichsten Runen finden wir auf jenem kirchlichen Halbsäulchen von Breza bei Serajewo (S. 98). Es ist ein um den Schluß verstümmeltes Futhark des 6. Jahrhunderts und ist nach den Formen deutsch, ohne daß sich über seine Herkunft Genaueres sagen ließe.

6. Innerdeutsche Inschriften. In dem pfälzischen Gebiete, von dem wir die Runenkunst nach Norden wandern ließen, wird es erst im 6. und 7. Jahrhundert, in der Zeit der deutschen Spangen, Waffen und Geräte mit Widmungsinschriften wieder lebendig, und es melden sich Freilaubersheim und Osthofen in Rheinhessen, Schretzheim, Wurmlingen, Balingen, Gammertingen, Heilfingen, Herbrechtingen in dem als kimbrisch besiedelt angesetzten und nun alemannischen Gebiete bis an die Alb, im Lechtal von Donauwörth aufwärts Nordendorf mit zwei Stücken, weiter südlich Steindorf; nördlich des Mains Friedberg und rheinabwärts auf unserm Runenwege Ems und Engers, an die sich dann in Friesland Ferwerd und Westeremden schließen (S. 113); abseits linksrheinisch Arlon, rechtsrheinisch Soest und Weimar. Auch die Spange von Charnay am Doubs, außer einer unverständlichen Inschrift mit einem Futhark versehen, gehört nach den Fundumständen herzu und ist der Form nach wohl fränkisch. Die Spange aus Bülach in der Schweiz stellt sich sprachlich zu den rheinhessischen, auch die von Soest dürfte trotz des Fundortes fränkisch sein.

Die Inschriften enthalten, soweit sie lesbar und gedeutet sind — die andern lassen wir tunlichst beiseite — meist Namen und ein Wunschwort.

Die beiden Fibeln von Weimar helfen sich gegenseitig dadurch, daß sie in demselben Grabe lagen und so derselben Frau gehörten: Haribrig (auf der Rückseite des Fibelfußes), Hiba Liubi leob (an drei Zierknöpfen des Oberteils) auf der ersten; und auf der zweiten Sig.. und Hiba Bubo. Der Name Hiba kehrt also wieder — wenn richtig gelesen ist; die Namen auf den Füßen bezeichnen wohl frühere Besitzerinnen; die auf den Knöpfen einen Wünschenden und eine Bewünschte (Hiba), ohne daß das Verhältnis sprachlich ausgedrückt wäre. Das Wunschwort leob 'Liebes' o. dgl. wäre auf der zweiten Fibel zu ergänzen.

Ähnlich ergänzen sich die Bernsteinperle und der Schnallenrahmen des zweiten Grabes in ihren Beschriftungen: Ida .. Hahwar thiuth auf der Perle wird aus dem Vorigen verständlich: thiuth ist 'Gutes'. Die beiden Namen kehren in einer der Rahmeninschriften wieder: Ida Bigina Hahwar, klar und deutlich, aber ohne kenntlichen Zusammenhang. Doch erscheint an andrer Stelle des Rahmens Idun, d. h. vielleicht Genitiv oder Dativ von Ida, dem Namen der Besitzerin. Eine dritte Inschrift lautet wahrscheinlich Awimund.. [isd? Name?]..leob.

Diese Weimarer Ritzungen sind die ältesten innerdeutschen, die uns geblieben sind: aus dem Anfang des 6. Jahrhunderts. Sie zeigen die Worte ohne die germanischen Endungen, die wir in Angeln fanden. Auch Sinnbilder und Begriffsrunen scheinen verschwunden und mit ihnen alles Magische, sofern nicht der Heilswunsch magisch sein soll und das Anbringen auf Rückseiten.

Die Inschriften der beiden Fibeln des Pallersdorfer Grabes besagen Godahi(l)d unja ('Wonne') und (i)k Arsiboda segun ('Segen'). Da die Namen nicht beide die letzte Besitzerin bezeichnen können, meinen sie wohl die Heilwünschenden, mindestens wenn k richtig zu ik ergänzt ist. Segun ist bereits, gegen 600, christlich. Unja mit scheinbarem Schwund des (wie im Englischen) selbst vokalisch anlautenden w ist eine im Gotischen und Langobardischen nicht ungewöhnliche Schreibung, wie schon Ulfila, Uldida, Unscila und andre Namen zeigen; zu vergleichen wäre auch das Uluhari der Weserrunen.

Andre Fibeln haben nur einen Namen, z. B. die Friedberger mit Thuruthhild, die von Engers nur das Wunschwort leub, das wir in sprachlich jüngerer Form unter den wohl hundert Jahr älteren Weimarer Ritzungen fanden. Daß die Namen aber auch einfach den Besitzer angeben können, zeigt die Speerspitze von Wurmlingen. Sie trägt ein gabelförmiges Sinnbild und danach den Namen, beides in silbertauschierten Runen wie die gotischen Speerspitzen, aber Idorih ist nicht mehr ein Waffen-, sondern ein Mannsname.

Ein Verbum scheinen die Widmungen endlich zu erhalten in den Runen des Schretzheimer Bronzebüchschens aus der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts. Die eine Inschrift lautet Alagu(n)th Leuba dedun, die andre Arogis d. Jenes dedun paßt sehr schön als Mehrzahl zu dem (Uluhari) dede des Weserknochens. Also müssen wir die beiden Namen als gleichgestellte Subjekte des Satzes ansehen? Aber was 'taten' sie? Die Inschrift? Das Büchschen? Einen Wunsch? Einen Wunsch tut man nicht in der graden Vergangenheitsform, und man kann hier nur deshalb so zu verstehen versuchen, weil wir solche auf zwei Namen folgende Wünsche anderweit haben. Hier folgt vielmehr ein Verb, und das hat in unserm Parallelfall von der Weser die Bedeutung 'herstellte'. (In Arogis d müßte also d etwas andres meinen.) Für 'Schreiben' steht vielmehr writan auf der Spange von Freilaubersheim (zwischen 550 und 600): Boso wraet runa 'Boso ritzte die Runen', th(i)k Dathena golida 'dich Dathena grüßte er (damit)'. Hier haben wir die beiden bisher auf den Fibeln gefundenen Gedanken einmal sozusagen ausgeschrieben beisammen, und wir bemerken

noch die Form wraet. Sie ist das letzte kenntliche Zeugnis der Gemeinsprache, die noch nicht in Hoch- und Niederdeutsch gespalten war. Im nächsten Jahrhundert trennt die zweite Lautverschiebung beide Teile, und die hochdeutsche Form heißt nun wraiz; im übernächsten, als die schriftliche Überlieferung einsetzt, schwankt auch das w, und im Althochdeutschen gilt weiterhin raiz und reiz: unser 'riß'.

7. Der römische Einfluß. Die große Spange von Nordendorf trägt erstens wieder ein Namendoppel Awa Leubwinie: Frau und Mann ohne ausgedrückte Beziehung und ohne ausgesprochenen Wunsch. Was aber diese Spange einzig macht, das ist die unabhängige weitere Ritzung: die Götterdreiheit Wigithonar ('Weihe-Donar'), Wodan, Logathore, die der nordischen von Vingthor, Odin und Lodur entsprechen wird; Lodur war dabei, als Odin die Menschen schuf (S. 30). Über Sinn und Beziehung auch dieser aus ungeheuren Vergessenheitstiefen einsam aufflammenden drei Namen ist wieder nichts gesagt. Aber wir denken an die so oft von den Gardereitern, den equites singulares, auf den rheinischen Weihesteinen zusammengestellten Götter Mars Hercules Mercurius, deutsch Tiu Donar Wodan (S. 89). Sie stehen im Dativ, und es folgen ohne Verbum die Namen der Widmenden im Nominativ, oft von unverständlichen Abkürzungen begleitet. Daß germanische Hauptleute und Soldaten dgl. sahen und nachahmten, lehren ja die germanischen Namen göttlicher Empfänger und menschlicher Geber auf vielen Steinen (S. 89). Grammatisch verstehen konnten sie die Worte nicht: im lebenden Latein fielen die Endungen bereits zusammen, aber auch zuvor wäre der Sinn erst durch die Verben verständlich gewesen, und die steckten in den auf die Namen folgenden Abkürzungen: d. für dedit 'gab' oder donavit 'schenkte', s. für sacrum 'geweiht' oder für solvit 'löste ein' (nämlich v. = votum 'Gelübde') usw.

Zusammen mit der Götterdreiheit und dem Fehlen des Verbs verrät das beugungslose Nebeneinander von Namen das Vorbild lateinischer Widmungsinschriften. Freilich wäre eine solche Übernahme von einem Steine religiöser Weihe auf den kleinen Gewandverschluß kaum ohne Vorbereitung möglich gewesen.

Aber in Weimar hat sich neben den Fibeln mit runischen Namen auch ein Löffel mit der Inschrift Basenae in lateinischen Buchstaben gefunden: doch wohl der Name einer Besitzerin im Genitiv. Da war also selbst im innersten Deutschland ein Vorbild an Ort und Stelle. Wir haben solche Löffel mit solcher Inschrift auch sonst, z. B. Andreas, am Kaiserstuhl aufgefunden, und der Friedberger Fibel mit runischem Thuruthhild ohne Zusatz entsprechen lateinische mit Aucissa, Secco, Ursinus, dazu Einzelnamen, z. T. mit Zunamen, auf Schöpflöffeln und Töpfen, auch auf Pfeilen und Speerspitzen im Nominativ oder Genitiv; die Schwertinschrift Sulla stellt sich unmittelbar neben Idorih in Wurmlingen, aber einem Genitiv wie Sabini können wir nichts entgegenstellen, es sei denn, wir faßten Idun der Schnalle wie 'Basenae' des Löffels von Weimar als Namen der Besitzerinnen. Regelrechte römische Widmungen

mit einem Nominativ und einem Dativ haben wir etwa in Audentia Nicetio auf einer Trierer Silberschüssel. Aber auch der Verlust der Beugung ist bereits vorgebildet: Aiax Optata (statt -ae). Mit hinzugefugtem Wunschworte Aquilo Martine coniugi salutem ('A. seiner Gattin M. Heil') auf einem Becher; Amator (oder Masator) felix (oder feliciter) Saturninae ('A. glücklich der S.'), ebenfalls auf einem Becher; Ausoni vivas auf einem Silberplättchen; dreifach Have Macena, Villis have, Lasciba va(le) auf einer Lampe in Köln; christlich Constantino fidem ('Glauben') auf einem Goldring in Trier, desgl. ein zweiter mit Prudentia Rodani vivas. Schließlich kommt das Wunschwort (wie bei uns leub) auch allein vor, etwa Pignus amore ('Pfand der Liebe', mit dem nicht mehr vom Genitiv unterschiedenen 'Ablativ') auf einer Fibel.

Damit haben wir aus römisch-rheinischen Inschriften beisammen, was bei uns an Besitzangaben und Widmungen runisch erhalten ist. Wir könnten noch die Aufschriften von Verfertigern anfügen, wie Ingeldus ficit ('I. hat es gemacht') auf einer rheinhessischen Gürtelschnalle, Leo excudi ('Ich L. habe es geschmiedet') auf einem Silberbarren aus der Nähe von Tongern und bereits als fester Stempel (auf Bleiröhren) Tutor Servatius plumbum fecit ('T. S. hat das Blei gemacht') und dgl., auch abgekürzt pl. f. Schenker, Beschenkte, Heilwunsch und Verfertiger schön ausgeschrieben beieinander auf einer Kölner Vase: Exsuperia donavit Iustine ('E. hat sie J. geschenkt'). Uti felix! ('Brauche sie glücklich!'). Salus ('Heil') tibi donavit. Vivat qui fecit! ('Es lebe der sie gemacht hat!') Wir gedenken der Freilaubersheimer Spange (S. 118). Außerdem findet das kreuzförmige Runenmonogramm der Soester Fibel seinesgleichen in lateinischen Buchstaben auf Fingerringen. Und schließlich die Eingrabungen ganzer Alphabete auf Ziegeln, Urnen, Krügen und Spielsteinen: wir dürfen die Futharke nicht mehr so wichtig nehmen, wie sie vielleicht gewesen waren und uns heute geworden sind. Das von Breza verliert jedenfalls dadurch an magischem Gewicht, daß ein lateinisches Alphabet daneben steht wie in den späteren grammatischen Handschriften.

Auf der Spange von Charnay ersetzt es vielleicht den Segenswunsch, den wir sonst an dieser Stelle erwarten. Sicherlich ist doch aber die Götterdreiheit von Nordendorf so zu deuten: sie wird die Trägerin der Fibel besser als irgendein Wunschwort schützen.

Damit sind wir wieder an die Weihesteine gewiesen: vielleicht könnten sie mit ihren zahlreichen Abkürzungsbuchstaben aufklären, was die verglichenen Geräteinschriften noch dunkel ließen: die Einzelrunen s und d auf den Fundstucken von Weimar (isd?) und Schretzheim (d), vielleicht auf dem gotischen von Szabadbattyán (sd), die doch nun nicht mehr als Begriffsrunen, d. h. als 'Sonne' und 'Tag', verstanden werden können. Sind einfach die fremden Buchstaben mit ihrem Sinn in runische übersetzt, so daß nun d 'schenkt' und s 'löst (das Gelobte) ein' oder 'geweiht' heißt? Darf man auch das alte s(alutem) d(icit) = 'sagt Heil' heranziehen?

Wie sinnlos solche Formeln innerhalb des Lateinischen weitergegeben werden, sehen wir an dem D(is) M(anibus), d. h. 'den Ahnen-Göttern', auf christlichen Särgen oder an der Urkundendatierung sub die consule ('an dem Tage dem Konsul', ohne daß Tag und Konsul genannt würden) noch im Jahre 759 bei Bischof Arbeo von Freising; und ins Deutsche hinüberwirkend b(revi) m(anu) noch in Akten des 20. Jahrhunderts, aber unverstanden für 'kurzer Hand'!

Lehrerinnen des Lesens und Schreibens waren uns also die zusammenhängenden Buchstabenreihen der römischen Inschriften: ihr Vorbild schuf die Lautrunen.

Nun sehen wir auch die Mercurius-Cimbri(an)us-Inschriften der Landschaft, die wir (S. 105 ff.) als Heimat der Lautrunenritzungen ausgegeben haben, noch einmal mit andern Augen an: wieder sind es die Kimbern mit ihrer alten und neuen Romverbundenheit, die zuerst ihrem Gotte zusammen mit dem Namen ihres Volkes ein Denkmal in Lauten setzen lassen, zugleich ein Denkmal ihres unverlorenen Selbstbewußtseins, ein Bild der Vorstufe ihrer eignen und der übrigen Runenschriften; und es erscheint nun nicht mehr so ausschweifend, die überdeckten Schriftzeichen des Teutonensteins für runisch zu halten, geschweige die Götternamen der Nordendorfer Spange aus den römischen Weihesteinen zu erklären.

Wie andrerseits das römische Inschriftenwesen von Germanischem durchtränkt wird, das zeigen besonders und schon früh wiederum die Weihesteine (S. 89); in den Jahrhunderten unsrer runischen Widmungsinschriften finden wir nicht nur Sonnenräder neben Kreuzen auf christlichen Grabmälern oder das Monogramm Christi in die Speichen eines Sonnenrades hineingebaut, sondern auch Inschriften mit lateinischen Buchstaben, die völlig runisch stilisiert sind, etwa mit Stab versehen, und umgekehrt, auf dem Sax von Heilfingen, runenartige Zeichen anscheinend ohne Verständnis gereiht. Das Ende dieses Weges ist dann im 10. Jahrhundert das wiederum rheinhessische Denkmal eines Diederih, das vor einem antikisch-christlichen Aufbau das Bild der Toten mit der ersten deutschen Unterschrift in lateinischen Buchstaben trägt: Gehugi Diederihes Gode.. inde Drulinda so(nes) 'Gedenke Dietrichs, Gode.. s und der Drulinda Sohnes'.

Bedeutsam ist nun, daß sich der Einfluß der römischen Geräteinschriften auch schon auf den alten anglischen und weiterhin auf nordischen Fundstücken zeigt, die weitab von den rheinischen Vorbildern entstanden sind. Die Torsberger Schwertzwinge (zugleich von Limesform!) trägt den Besitzernamen Wulthuthewaʀ. Entsprechendes findet sich in Fünen, Jütland, Seeland gleichaltrig oder wenig jünger auf einem Kamm, einem Golddiadem, einer Spange. Mit Heilwunsch, gleich dreifach, auf einem Brakteaten von Skodborg um 500: auja ('Heil') Alawin! auja Alawin! auja Alawin ja ('und') Alawid! Dazu so schöne Herstellerangaben wie die des Hornes von Gallehus und die ebenfalls schon erwähnte der Spange von Ethelhem m(i)k M(e)r(i)la w(u)rta und be-

sonders die des Tjurköer Brakteaten, der wohl schon dem 6. Jahrhundert entstammt: wurte runoʀ an walhakurne Helmaʀ Kunimu(n)diu 'Es wirkte die Runen auf dem Welschkorne (Golde?) Helm dem Kunimund'.

Über die erhaltenen innerdeutschen Inschriften hinaus reicht die Verwandtschaft der englisch-nordischen mit den römischen in dem Zusammenschreiben zweier, vielleicht auch mehrerer Zeichen, das ja dem Losfuthark von Haus aus fremd sein mußte. Wir lesen römische Æ, A͡R, N͡T und dgl. sehr häufig, und etwa in der Raumnot des Godesberger Weihesteins für die Matronae Andrusteihiae finden sich M͡A = MA, T͡R = TR, N͡D = ND, T͡E = TE und gar H = IHI beieinander in zwei Worten! Bei uns entsteht so die 'Binderune', z. B. ᛖ͡ᛗ = ᛖᛗ auf der Zwinge von Torsberg, ᛖ͡ᚱ = ᛖᚱ, ᚨ͡ᛦ = ᚨᛦ, ᛖ͡ᚢ = ᛖᚢ, ᚺ͡ᚨ = ᚺᚨ, ᚷ͡ᚨ = ᚷᚨ, ᚺ͡ᛖ = ᚺᛗ auf der Kragehuler Lanze, die wie Odins mit Runen bedeckt ist: man sieht, es ist (wie im Lateinischen) nicht einmal mehr der Stab in der Binderune erforderlich, und es verändern sich die Formen in der Bindung ᚷ͡ᚨ, ᛖ͡ᛗ).

Es haben ferner die Nydamer Pfeilschäfte Vorstufen an den Blitz- und Donnerkeilsinnbildern italischer Schleuderbleie. Aber diesen sind dann schon Worterklärungen beigegeben: Fir, Pir, Ful(men), z. T. noch linksläufig.

Der Grabstein von Kylver auf Gotland trägt (um 400) ein Futhark mit einem magischen Schlußzeichen und das Wort sueus, das sich von links und rechts gleich liest, in seiner Zauberkraft also nicht durch Rückwärtslesen zerstört werden kann. Setzt man es einem angenommenen gotischen eus 'Pferd', und zwar dem magischen Pferde Odins gleich, so wäre das Grab doppelt durch Zauberkraft geschützt, zumal die Inschriften in seinem Innern angebracht waren und nur nach innen wirken konnten. Aber die vor- und rückwärts gleich lesbaren Worte hatten auch im Altertum schon Zauberkraft, und in unserm Bereich lesen wir z. B. auf einem Kölner Glase FrontiitnorF als Besitzernamen. Und auch in christlichen am Wormser Dom gefundenen Steinsärgen fand man die Namen der Bestatteten innen angebracht: Wolflin, Fridekin(d), Ebbo, Wolfgang; wegen des unverschobenen k werden sie spätestens dem 7. Jahrhundert angehören. Diese Verschlingungen scheinen fast unentwirrbar.

Man könnte auch noch hervorheben, daß wiederum die Friesen auch in den Widmungsinschriften eine Vermittlerstellung haben mit dem Webeschwertchen von Westeremden und dem Kammgehäuse von Ferwerd (S. 114). Auf beiden ist aber die Richtung des Widmens schon ausgedrückt: dort durch den Dativ, hier durch die Präposition.

Der Weg vom Rheine nach dem Norden scheint also von neuem gesichert, und es muß auf sich beruhen, wie dieser das Empfangene weiter entwickelte. Es ergibt sich aber so, daß das Herüberwirken römischer Inschriften auf deutsche Geräte schon im 2. Jahrhundert begonnen hat, und wir müssen feststellen, daß die Annahme zu Recht besteht (S. 110), diese Schriftkunst sei mit dem Durchbruch des Limes verschüttet worden und die nachrückenden Franken und Alemannen hätten sie erst wieder lernen müssen.

Sie hat auch noch nicht zu einer Buchschrift und Buchbildung geführt. Die Abkunft von Inschriften, die nur einen beschränkten Sinnbereich hatten, verrät sich in der Gleichheit der Beschränkung unserer Lautrunen: der Inhalt der römischen Inschriften ist ja der Antrieb der Übernahme gewesen, er war fremd, ist der Deutschheit eingeglichen, aber fast unmittelbar dahinter ist ihre Stoßkraft zu Ende, wiewohl das Futhark ein vortreffliches Werkzeug und seiner Sprache besser auf den Leib gepaßt ist als etwa das lateinische Abc der lateinischen und unsrer heutigen Sprache. Nur an einem Punkte glaubten wir einen Übergang der Lautrunen von der Inschrift zu täglicher Anwendung erspähen zu können, an den friesischen Botenstäbchen. Aber bezeichnend: hier war der Brauch schon vorher vorhanden und wohl auch mit Ritzung von Sinnbildern oder Begriffsrunen verknüpft, indes die dichterische Überlieferung der Germanen für immer neue, lebendige Rede geschaffen ist und nach ihrer Herkunft und Ausbildung immer stärker den Gedanken an Runenschrift ausschließt. Er mußte von außen kommen und rückwärts gewandt sein, auf Vorbilder, nicht auf Eignes.

Es stehe dahin, wieweit die Goten über solche Zwischenstufen wie die Urne von Niesdrowitz zu Lautrunen gelangt seien, wieweit infolge der Berührung mit Römern und Griechen an Donau und Schwarzem Meere. Wenn sich indes wie die anglischen, nordischen, friesischen, so auch die ungarischen Widmungen in Form und Inhalt den innerdeutschen anschließen, so bestätigt sich der römisch-rheinische Ausgangspunkt auch für den Ostweg. Zu Anfang des 3. Jahrhunderts stellten die Goten schon die einzelnen Lautrunen von Tilarids (wie auf den Torsberger Fundstücken geschehen) neben Sinnbilder (S. 108f.), geschweige, daß die Zeichen des Wulfilanischen Alphabets mit Runennamen begabt wurden. Vielleicht müßte auch die Inschrift des Hornes von Gallehus bei südrussischer Herkunft nach griechischen Vorbildern erklärt werden. Es gibt im weitesten Griechenland fast zahllose Inschriften mit Künstlernamen und epoiei 'machte'.

Diese gotische Runenwelt scheint aber auch später noch in Verbindung mit der deutschen. Das lehren, abgesehen von dem Wurmlinger Speer (S. 118), vielleicht die Weimarer Funde.

Den Namen, den wir auf dem römisch geformten Silberlöffel lesen, Basena, trug auch die Gemahlin des Thüringerkönigs Bisin. Bisins Tochter Radegunde wird etwa 506 Gattin des Langobardenkönigs Wacho. Bisins Sohn Irminfrid, derselbe, der im Jahre 531 sein Reich an die Franken verlor, lebt verherrlicht im Heldenliede fort (Kap. IX. 9. 2.). Seine Nichte Radegunde wird von den siegreichen Franken mitgeführt, und der Dichter Venantius Fortunatus, der erste Römer, seit Tacitus, der uns von Runen spricht, ist auch der erste, der uns eine deutsche Frau über die Jahrhunderte hinweg ihr Unglück und ihre Liebe klagen läßt. Man fühlt sich auf diesem Weimarer Gräberfelde im Mittelpunkte des Weltgeschehens, und dem Bündnis des Thüringers mit dem Goten Theoderich gegen die Franken entspricht die Heirat mit dessen Nichte Amala-

berga, entspricht aber auch der starke gotische Anteil an kostbaren Grabbeigaben, darunter, fast sinnbildhaft, ein einzelnes Mosaiksteinchen, das fern an die Pracht von Theoderichs Ravenna erinnert. Runen finden sich nur in zwei Gräbern, von denen aber mindestens eins durch goldene Vogel- und Zikadenfibeln, auch durch einen inkrustierten goldnen Anhänger mit Adlerköpfen gotisch erscheint. Man könnte sogar Versuche an die Namensform Liubknüpfen: iu ist damals die gotische Form des germanischen Zwielauts eu.

8. Angelsächsische Runen. In England (später und anders auch im Norden) hat sich jener Übergang zum Schreiben in der Tat vollzogen.

Als die Runen im 7. Jahrhundert bei den Angelsachsen auftauchen, erinnert nichts mehr an ihre magische Herkunft: sie dienen dem neuen Glauben, oder man hält sie doch nicht mehr für schädlich-heidnisch wie im neuchristlichen Deutschland, und so werden sie mit eingeschlossen in den friedlichen Ausgleich antiker römisch-christlicher Überlieferungen, der die englische Kultur so früh auf einen Gipfel geführt hat. Es gibt Runen auf Waffen, Münzen, Ringen und sonst, auch auf christlichen Steinkreuzen und Reliquienschreinen. Die Texte aber sind z. T. aus Büchern genommen und weit ausgedehnt, als diene diese Schrift wirklich so gut wie irgendeine andre beliebigen bücherhaften Mitteilungen. Sie ist sogar auf Pergament übertragen und eben von dort auch für uns von Bedeutung geworden, aber sie ist dann doch noch denselben Tod gestorben wie die norditalischen Alphabete: lateinische Buchstaben dringen schon um 700 mitten zwischen die Runen, auch der Inschriften, nehmen überhand und verdrängen um 900 die letzten Futharkzeichen.

Von allen Denkmälern greifen wir drei heraus. Ein aus der Themse gehobenes Schwertchen des 9. Jahrhunderts mit jenem auch zu den Friesen hineinreichenden erweiterten und recht künstlich gewordenen angelsächsischen Futhark, eine zarte Einlegearbeit aus Gold- und Silberdraht, darin den alten gotischen Speerspitzen gleichend. Ein südenglisches Reliquienkästchen, aus Walroßzahn geschnitzt; die Inschrift unterm Boden scheint es dem Kloster Ely zuzuweisen, das 673 gestiftet und 866 von Dänen geplündert war. Es mag zur Zeit der englischen Verwandtschaft Kaiser Ottos I. in sein Kloster Gandersheim gekommen sein; nach der Ortsüberlieferung enthielt es Reliquien der Kleider Mariae. Uns soll es schon jetzt Verbindungen mit Deutschland knüpfen helfen.

Das dritte ist das kleine Wunderwerk des Walfischbeinkästchens von Auzon, jetzt größtenteils im Britischen Museum, wahrscheinlich eine anglische Arbeit des 8. Jahrhunderts. Es ist bedeckt mit geschnitzten Bildern: auf dem Deckel die Geschichte des Meisterschützen Egil, auf den Seiten Wieland in seiner Schmiede, die Weisen aus dem Morgenlande vor Maria und dem Jesuskinde, Romulus und Remus, die Eroberung Jerusalems und eine unergründete Sagenwiedergabe. Eine gemeingültige angelsachsische Runenaufschrift erklärt, daß dies Walfischbein ist von einem auf den Strand getriebenen Tiere. Die Beischriften zu den einzelnen Bildern sind teils runisch, teils lateinisch, und damit

vollendet sich die merkwürdige Mischung von Germanischem, Antikem und Christlichem und stellt uns ein greifbares Sinnbild dessen vor Augen, was uns ohne die christliche Unduldsamkeit auch daheim von Eignem hätte erhalten bleiben können. Runisch ist für uns der Ertrag fast gleich Null, aber als Dichtungszeugnisse sind die Bildnereien von Wieland und Egil einzig und unersetzlich.

Die Zusammenstellung von notae, also Begriffszeichen, für Losstäbchen nach dem Vorbilde eines norditalischen Alphabets, doch mit Zuwahl einiger alten Sinnbilder und neuen Zeichen, dann die Anwendung dieser Runen als Buchstaben nach dem Vorbilde antiker Inschriften: das ist zwar eine ablesbare, wahrscheinlich dreihundertjährige Entwicklung; aber sie bedeutet eine Großtat des germanischen, des kimbrischen Geistes, die im ganzen abendländischen Bereiche nicht ihresgleichen hat und wohl aus den furchtbar-großen Erlebnissen der Wanderungen in der sudlichen Welt erwächst. Sie kam, ganz wie der kriegerische Einbruch ins römische Reich selbst, zu früh und wurde, wie er, von der südlichen Übermacht erstickt, ehe sich ein Bedürfnis des Schreibens eigner Inhalte durchsetzen ließ. Das erscheint uns tragisch, aber es bewahrte in der Schriftlosigkeit eine Urbedingung unsrer ältesten Poesie, besonders des Heldenliedes, ohne die es weder geboren werden noch leben konnte.

IV. Merovingische Zeugnisse

1. Venantius Fortunatus

In den Bereich der Merovinger (S. 81) waren wir eigentlich schon mit dem Berichte des Apollinaris Sidonius von einem fränkischen Hochzeitsreigen zu Zeiten des Königs Chlodio eingebogen (S. 95), dann abermals mit der Runenkenntnis des Dichters Fortunat (S. 113).

Venantius Fortunatus, Oberitaliener von Geburt, in der Rednerschule von Ravenna gebildet, wandert im Jahre 565 über die östlichen Alpen, stößt zum Heere des austrasischen Königs Sigibert, wird der merovingische Dichter und hat weder das Frankenreich noch die mittelalterliche Stoffwelt wieder verlassen. Er weiß sich zuerst durch Gelegenheitsgedichte an höfische Freunde und Gönner, auch wohl durch rednerische und Diplomaten-Leistungen am Hofe unentbehrlich zu machen, schwingt sich als anschmiegsamer Diener jener Königstochter Radegunde (S. 123), die das große Erlebnis seines Daseins wird, in ekstatische Höhen der Phantasie, leiht schließlich Heiligenleben seine Verskunst und hinterläßt als Geistlicher kirchliche Hymnen wie das große Pange lingua gloriosi ('Künde, Zunge, des ruhmvollen..'), die neben den Ambrosianischen merkwürdig genug das Eigendichterische statt des Gemeindlichen hervorkehren, er, der sich nach Sigiberts Ermordung in lästerlichem Mißglauben an die göttliche Fuhrung und elendem Verrat dem Mörder Chilperich und seiner blutgierigen Gattin Fredegunde zuwendet: vieldeutig und unwahrhaftig wie ein Romane, der sich im Wohlklang seines Denkens verfängt.

Merkwürdig, wie an diesen einen Anempfinder fast alles anschießt, was wir im damaligen Frankenreiche an geistigem Leben erkennen: so stark ist noch immer der Eindruck, die Begehrtheit der römischen Gesittung, die ihren Sinn grade eben noch in Gestalt ihrer Formgewandtheit aussprechen kann, wenn es auch in den Versen schon stark nach Stab- und Endreim klingt: man gewahrt ein geistiges Streben des damals noch am wenigsten romanisierten austrasischen Adels einschließlich der Bischöfe in dem Brief- und Freundschaftskult, den diese Gedichte vor uns entfalten, und sieht, wie die politische Zusammenfügung Austrasiens mit der Provence deren Bildung nach Norden hin wirksam macht, so daß sich nun über aller wilden Triebhaftigkeit das erste höfische Ideal eines gegenseitigen Anerkennens und Verstehens mit all seinen Lügen und Eitelkeiten erhebt. Es ist natürlich und später noch oft

geschehen, daß der fremde Künstler in solchem Kreise neuer Persönlichkeitskultur unausgesprochene Ebenbürtigkeit gewinnt. Auch Radegunde ist trotz christlicher Erziehung von jenem Streben ergriffen, während sie gleichzeitig ihre Lebenskraft durch glühende Askese zerstört; sie vor allen andern zeigt Verständnis für das Seelische in Fortunats Dichtung, und es ist um so bezeichnender für deren Unwirklichkeit, wenn dann seine Lebensbeschreibung der inbrünstig verehrten Freundin von solchem Vertrauen nichts mehr weiß. Auch Gregor von Tours, der Gegenpol zu jener höfischen Geistigkeit, an der doch auch so viele Bischöfe zweideutig teilhatten, der einzige, der in ihrem sinkenden Kreise noch zu eigner literarischer Tat kommt, versteht den Dichter doch auf seine Weise, wird sein Freund, gibt ihm Aufträge und veranlaßt die Ausgabe seiner Gedichte. Chilperich, der griechische und runische Zeichen ins Alphabet mischt, eine neue verständlichere Dreieinigkeitslehre ausheckt und einen plumpen Hymnus zustande bringt, daß man schaudernd denkt, wieviel Scheusäligkeit sich hinter frommen lateinischen Versen verbergen kann, er mag sich auch als geistiger Herr seiner Zeit fühlen, wird auch ihres Dichters Herr und Gebieter. Und schließlich, das alles rahmenhaft zusammenfassend: der alternde Fortunat mit Chilperich und seinem Hofe auf Moselfahrt von Metz herab: jetzt winken von den römischen Prachtbauten Triers nur noch die Ruinen herüber, und selbst die Schilderung der Reise ist matt gegen die blühende Mosella des Ausonius, matt aber auch gegen die spaßhaften Verse Fortunats selber, die ein Reisemißgeschick, eine anschließende gewaltig gefährliche Moselfahrt und die Hilfe des Königs Sigibert besingen.

Sigiberts Gattin ist Brunhilde, die reiche spanisch-westgotische Königstochter, um derenwillen er als erster die wahllose Vielweiberei des Merovingergeschlechts aufzugeben gelobte, eine gewaltige Herrin, zumal nach dem Tode des Gemahls. Fortunat hat die Hochzeit pomphaft bedichtet, hier sogar einmal mit Hilfe der alten Mythologie — und wir sehen hinter all der Pracht das furchtbare Ende lauern, ein Ende ähnlich dem der ostgotischen Swanhild, die nach der Heldendichtung unter Rosseshufen starb (Kap. V. 4). Die Forschung aber hat in dem Ehepaare immer wieder die Vorbilder der Dichtung von Brunhilds Rache und Siegfrieds Tod gesehen.

Gogo wirbt als Sigiberts Gesandter für ihn um Brunhilde im fernen Toledo, und das erste Gedicht des siebenten Buches feiert Gogos große Schönheit wie Gefahr und Geschick seiner Werbung. Das war im Jahre 566, und erst 581 starb der Werber. Im folgenden Jahrhundert aber sagt die Fredegarische Chronik (S. 3) bereits, daß Gogo der erste Berater seines Herren gewesen sei, bis er Brunhilde aus Spanien brachte: 'Sie verleumdete ihn alsbald bei Sigibert, und er tötete ihn auf ihr Anstacheln' — während doch in Wahrheit Gogo seinen Herren lange überlebte. Hier hat also schon die Sage das Geschehene umgestaltet, und man mag verschmähte Liebe zu dem strahlend Schönen als Beweggrund der Königin dazudenken. Vielleicht spricht Ähnliches auch schon aus Fortunats verschleierten Worten: 'Je größer deine Gabe, desto größer deine

Liebe, Gogo, zu deinem Herrn: niemand vermochte mit dem Schwerte, was deine Zunge errang. Verschweige ich das Gute, so lobt dich mein Schweigen, und du brauchst meine Worte nicht anzusehen, der du mein Herze hast. Die Wahrheit liebe und singe ich, keine Hinterlist kann mich verurteilen. Das Volk ist mein Zeuge, und ich werde frei von Vorwurf sein. Dies Lob erhebe sich dir auf lange Jahre, bewahre dich dieses Leben lange und ehre dich jenes!'

Hat sich jene Anklage schon erhoben und ist es ein Wagnis, Gogo mit solchen Klängen zu preisen?

Wäre aber Gogo Siegfried, die ferne Königstochter der Brünhild auf dem nebelhaften Isensteine gleich und Sigibert der König Gunther, der den treuen Werber untreu glaubt und ihn auf Anstiften seines herrischen Weibes morden läßt, so könnte man auch noch andre verwandte Züge finden, und vielleicht spielt auch Chilperich unter der nordischen Form seines Namens Hjalprek (deutsch Helpferich) eine Ziehvaterrolle in der Siegfrieddichtung (Kap. VII. 2. 5. 7).

Dagegen tritt fast zurück, was Fortunat unmittelbar an Zeugnissen zur deutschen Dichtung liefert. Jenes kleine Briefgedicht, das die Runen erwähnt und (zusammen mit Chilperich; S. 127) die eben neu erblühten in den rechten merovingischen Zusammenhang setzt, ist ein kleines Gegenstück zu dem großen 'Untergang Thüringens' mit seiner Kraft wühlender Einfühlung in ein tragisches Frauenschicksal und den fiebrigen Traum- und Erinnerungsbildern zerreibender Liebessehnsucht. Trägt dort das Gefühl der Gemeinsamkeit jenes in gegenseitiger Anerkennung vorhandenen Bildungsadels, der von der literarischen Briefschreiberei und Rednerkunst her die letzte antike Kultur erhält und in aller Unzulänglichkeit weitergibt, so bricht es hier in der Berührung mit religiöser Innigkeit wie mittelalterliche Ekstase hervor und formt eine neue Lyrik der Ergriffenheit. Wer sonst aber konnte damals beide Melodien meistern, als ein so anpassungsfähiger Zögling der Alten, der gradezu gestellter Aufgaben bedurfte, um den höchsten Aufschwung zu gewinnen, und dann eine Radegunde fand?

Damit aber auch aus dem überschmückten Schwulst letzter römischer Prosa ein Licht auf uns falle: in der Vorrede an Papst Gregor, den er als einen Verächter dieser abstoßenden Kunstvöllerei kennen mußte, macht Fortunat seine Gedichte gebräuchlicherweise möglichst verächtlich, und da muß nun zum dritten Male (S. 93f.) der Gedanke herhalten, daß unter trunkenen Germanen die Muse schweigt, 'wo das Zischen der Gans und der Gesang des Schwans gleich gilt und oft nur die brummende Harfe die barbarischen Lieder begleitet, so daß ich zwischen ihnen nicht als musischer, sondern mausischer Dichter ein Gedicht, nachdem die Blüte des Liedes abgenagt war, nicht sang, sondern pfiff, indes die Hörer bei ihren Ahornbechern sich zutranken und selbst nach Urteil des Bacchus zu bacchisch Wahnsinn getrieben hätten'.

So muß der Dichter stilgemäß von den Freunden sprechen, die er einzeln hundertmal in den gleichen künstlerischen Wendungen, mit dem Zittern erreichter Ergriffenheit und aufgelöster Liebe preist. Der Unterschied von

Apollinaris ist, daß nun der Dichter nicht mehr die germanischen, sondern die eignen Gedichte verächtlich macht.

Wir aber erhaschen die 'brummende Harfenbegleitung' zu den germanischen leudi 'Liedern' (was später 'Strophe' bedeutet) und denken an die dreisaitige cithara bei Apollinaris Sidonius (S. 95). Es stimmt auch wörtlich zu der harpa, mit der ein Barbar hier den Herzog Lupus preist 'wie der Römer mit der Lyra, der Grieche mit der Achilliaca und der Brite mit der Crotta': eine Aufzählung gleich der der Schreibmöglichkeiten, die zur Nennung der Runen führte. Und in diesem Sinne heißt es weiter: 'Wir wollen dich in Versen loben, so mögen es barbarische Gedichte in leudi tun: die Art mag verschieden sein, das Lob für Lupus ist dasselbe'. Nur das Bedurfnis einer stilistisch-gelehrten Figur bringt diese Erwähnungen hervor.

2. Geschichtschreibung

Nun aber treten uns zum ersten Male Germanen, nämlich die Franken, ins Licht eigner Geschichtsschreibung, nicht zu ihrem Vorteil.

Die Frankengeschichte Gregors, Bischofs von Tours, ist seit etwa 575 geschrieben; im Anfang des folgenden Jahrhunderts der erste Text der sog. Fredegarischen Chronik, vielleicht von einem ehemaligen, westschweizerischen Notar König Theuderichs II. von Burgund; der Liber historiae Francorum, 'Buch der Frankengeschichte' eines Neustriers, ist im Jahre 727 bei oder in Rouen vollendet. Danach ist es wahrscheinlich, daß die mündlichen Überlieferungen, die in diesen Büchern verarbeitet sind, von Romanen stammen oder doch von solchen weitergebildet sein können, wenn sie auch ursprünglich fränkisch oder burgundisch waren, und es gölte, das Germanische abzuscheiden. Wenigstens sind es aber jetzt nicht mehr innerlich Fremde, wie auch noch Fortunat, sondern Zugehörige, die nun über ihr Königsgeschlecht und den gemeinsamen Staat berichten.

Freilich ist auch Gregor noch von vornehm-römischer Abkunft (aus Clermont-Ferrand) und sein halbbarbarisches Latein noch nicht ohne Ordnung und Gewandtheit, aber seine Bildung ist ganz kirchlich, und so tritt auch die Kirche mit ihren Gaben und ihrem Anspruch auf Führung gleich in der Gestalt eines selbstbewußten Mannes und Königsberaters in unsere Welt. Und wiewohl er dumpf und stumpf, nun auch absichtlich ohne die antiken Schwulst- und Schnörkelkünste, durch die Greuel der merovingischen Geschichte watet und Gott den Herrn nicht minder zum Schergen königlicher und kirchlicher Hab- und Machtgier erniedrigt wie Seinesgleichen ringsum: er erzählt gut, wenn auch obenhin, ohne Erkenntnis der Gründe und Zusammenhänge und oft mehr mit dem Willen als mit der Kraft zur Wahrheit. Immerhin: sein Werk ist einzig als Quelle, und wir wüßten ohne ihn von der Frühgeschichte der Franken so wenig wie etwa von der sächsischen. Er ist mit seinem geschichtlichen Sinn für uns zugleich ein Anfang neuer Geistigkeit, die dann freilich mitsamt dem Latein schon in seinen beiden Nachfolgern rasch wieder

absinkt: die sehen kaum mehr als die Gegenwart mit einiger Schärfe — das tat auch Gregor —, sie schreiben ihn und andre für das Vorausliegende weidlich aus, und namentlich 'Fredegar' pfercht sein Sammelsurium roh zusammen. Aber diese literarische Unbildung läßt ihnen ein um so besseres Ohr für den Volksmund, und so verdanken wir ihnen außer anfechtbaren Geschichtskenntnissen wundersame Fabeln über die ältesten Könige und andres, auch gelegentlich über Langobardisches, und da das 'Buch der Frankengeschichte' von Fredegar unabhängig ist, so hat die Übereinstimmung desto größere Gewähr.

Gregor erzählt leicht, auf wenigen Seiten, wie Chlodwig durch eine lange Reihe heuchlerischer Verrätereien und Mordtaten an den fränkischen Teilkönigen und Verwandten zur Alleinherrschaft kommt, und man könnte fragen, wer hier entsetzlicher sei, der König, ob groß oder nicht, in dessen teuflischen Anschlägen der Hohn zuweilen fast etwas Befreiendes hat, oder der Bischof, der Bibelsprüche zum Preise solcher Untaten ohne Hohn mißbraucht und schließlich doch noch taciteisch nach tiefer scheußlichen Beweggründen wuhlt: 'Weh mir', sagt der König eines Tages zu seinen Leuten, 'daß ich wie ein Fremdling unter Fremden übrig geblieben bin und keinen Verwandten habe, der mir im Unglück helfen könnte!' Aber das sagte er nicht, meint Gregor, aus Trauer über die Toten, sondern aus List: ob er vielleicht noch einen umzubringen fände.

Wir erkennen die Germanen der 'Germania' nicht wieder, haben auch hinter den verhüllenden Versen Fortunats so Böses nicht erwartet. Aber was die Ynglingasaga von dem alten schwedischen Königsgeschlechte ohne Erregung erzählt, kann sich an Zügellosigkeit jeder Art mit den merovingischen Untaten messen, ohne daß man dem Gift des verwesenden Römerreichs die Schuld daran beimessen dürfte, und wenn dort alle Fesseln der versinkenden heidnischen Hochreligion zerrissen zu sein scheinen, so dient hier ein verkommenes Christentum nur zur Beschönigung.

Die Lösung wird sein: der König und seine Großen sind nicht das Volk, und so wenig man die Franzosen der Zeit Ludwigs XIV. und seiner Nachfolger nach Versailles beurteilen kann, so wenig die fränkischen Bauern nach Gregor, wenn sie auch urwüchsig roh waren. Der Fund von Oseberg, die Schiffsbestattung der Ynglingen-Königin Aase, zeigt in der hohen handwerklichen und kunstgewerblichen Stufe der unendlichen Beigaben des täglichen Lebens, die sie ins Jenseits begleiten sollten, die ganze Tüchtigkeit des Germanenvolkes, das solche Herren ertrug. Das war um 800 am Oslofjord. Im fünften Jahrhundert aber stellt grade in Gallien der Marseiller Priester Salvian, wie einst Tacitus, Keuschheit und Frömmigkeit der jungen Barbarenvölker den ungeheuren Lastern der alten römischen, zumal gallischen Christenheit gegenüber in seinem Buche 'Von der Weltregierung Gottes', und es enthält genug Beweise dafür, daß es nicht in jenem alten Gleis des Lobs noch unverdorbner Urtugend fährt.

Hier ist ein Teil des Umschwungs in der Betrachtung der Germanen, den wir bereits (S. 95) bei Apollinaris angebahnt fanden, und Salvian ringt sich

in schwerem, seine Begrenztheit und die schmähliche Feindschaft der auseinandergepredigten Kirchen, noch mehr aber seinen Gerechtigkeitswillen kennzeichnenden Kampfe zur Anerkennung arianischer Frömmigkeit durch: sie ist so stark sie in ihrem Irren sein kann und hoch über der römischen erhaben, die ja noch nicht einmal das alte Heidentum abgestreift hat: 'Halten nicht die Konsuln Hühner wie im alten Götzendienst und schauen nach dem Vogelflug aus und tun alles, was schon unsre heidnischen Vorfahren für albern und lächerlich hielten?' Das ist noch im nächsten Jahrhundert das große Thema des Caesarius von Arles: er bekämpfte in stürmischen und weithin nachwirkenden Predigten den abergläubischen Wust, der aus aller Herren Ländern zusammengeströmt war.

Es handelt sich aber bei Salvian nicht nur um Keuschheit und Frömmigkeit seiner Germanen, sondern er preist auch ihre Menschlichkeit, zu der selbst Leute von Bildung und gutem Stande vor der unmenschlichen Roheit der Römer, d. h. ihren Steuerverfolgungen fliehen, 'obwohl sie von den Menschen, zu denen sie sich flüchten, in Brauch und Sprache abweichen und mit dem Geruch von Körpern und Kleidern der Barbaren — sagen wir: nicht einverstanden sind, so wollen sie doch lieber unter ihnen eine fremdartige Lebensweise ertragen als unter den Römern die rasende Rechtlosigkeit.' Wer so spricht, hat keine innerliche Zuneigung zu den Eroberern, er spricht die Wahrheit, wenn er sie auch in rednerischem Schwulst vergräbt.

Nur schade, daß Salvian überall die Westgoten Südgalliens, nicht die Franken im Auge hat. Die Franken nennt er treulos und lügenhaft, die Sachsen wild, die Gepiden unmenschlich, die Alemannen trunksüchtig mit bekannten langvererblichen Beiworten, freilich um beizufügen, daß die römischen Christen dieselben Laster haben und daß sie ihnen um so härter angerechnet werden mußten. Wir halten von den Beiworten schon wegen des rednerischen Gleichlaufes je eines Beiwortes nicht viel und unterscheiden, auf Salvian und den Osebergfund gestützt, auch die Franken von ihren Königen.

Wir mußten einen Blick in die Welt Gregors und der Geschichte tun, um gleich am Anfang einheimischer Berichterstattung zu erkennen, wie weit die staatlichen Wirklichkeiten vom Leben des hintergründigen Volkes und vor allem von den Edelträumen der Dichtung abstehen und warum etwa das Heldenlied von ihnen kaum mehr als ein paar Namen und allgemeine Verhältnisse entnimmt. Der geschichtliche Chlodwig Gregors ist ein andrer als der Chlodwig der Dichtung, und bei Chlotachar ist es ebenso. Vielleicht hebt sich uns dann auch weiterhin das nur stofflich Berichtete von dem schon vorher dichterisch gestaltet Gewesenen ab, das allein uns zu beschäftigen hat.

3. Merovech

Die Merovinger sollen von einem Meroveus (fränkisch Merovech, deutsch Merwig) abstammen. Er erscheint auch bei Gregor, aber erst als Sohn des

uns schon von Apollinaris Sidonius her bekannten Königs Chlodio (S. 95), und er wird als sagenhaft gekennzeichnet. Fredegar weiß dazu die Fabel, daß Chlodio einst sommers mit seiner Gattin am Meere gesessen habe und daß sie dann um Mittag zum Baden hinausgewatet sei: da kam ein Meertier ähnlich dem Minotaurus, d. h. ein Wesen halb Mensch, halb Stier, und sie empfing von ihm oder (dies wohl eine christlich-höfische Milderung:) ihrem Gatten den Meroveus, nach dem die Könige der Franken Merohingii heißen, merkwürdigerweise nicht Merove(h)ingii, da doch auch z. B. von Liudolf Liudolfinger, nicht Liudinger hergeleitet sind. Das ist eingehängt in den ersten Satz des in der Vorlage, nämlich bei Gregor, folgenden Kapitels, das die Heidnischkeit des Königsstammes beklagt und so diesen Bericht entschuldigt.

In eine zwischen 623 und 639 in Austrasien entstandene Stammtafel der Frankenkönige finden wir nun ebenfalls einen Mereveus eingebaut, aber nicht mehr allein. Es heißt da in bösem Latein:

Über die Könige der Franken.

Der erste König der Franken war Cloio,
Chloio zeugte [Glodobodus,
Ghlodobedus zeugte Mereveus,
Mereveus zeugte Hilbriccus,
Hildebricus zeugte Genniodus,
Genniodus zeugte] Hildericus,
Childericus zeugte Chlodoveus,
Chlodoveus zeugte ...

Wir sehen, wie sich das geschichtlich Unechte, nämlich die Reihe von Glodobodus bis vor Hildericus, der durch den Einschub einen zweiten Vater in Genniodus zuerteilt erhält, schon durch die Schreibung, das plötzliche G und Gh, von der Umgebung abhebt.

Aber selbst in dem eingeschobenen Stücke steht ja Mereveus nicht an der Spitze seines Geschlechts, und er stabt, obgleich er erdichtet ist, weder mit Vorfahren noch mit Nachkommen. Was von ihm gesagt wird, hat also mit Versen einer einheimischen Stammtafel (S. 63 und 85 f.) nichts zu tun.

An sich wäre ja ein Meroveus als mythischer Stammvater gut denkbar. Das Mero- kennen wir als fränkisch schon von einem Bruktererfürsten Merogaisus, der im Jahre 306 von Kaiser Konstantin gefangen und den Bestien des Zirkus vorgeworfen wurde, und ein Franke Merobaudes war 375, als Valentinian I. von Trier gegen die Quaden aufbrach, Führer einer Abteilung. Aber auch diese Namen erklären nicht, warum das Königsgeschlecht Merovinga, nicht Merovechinga oder Mer(o)baudinga o. ä. hieß. Es muß einen einstämmigen Namen Mer(o) gegeben haben, von dem alle diese übrigen abhingen, und wäre er auch nur erschlossen gewesen wie Inguʀ aus Ingvaeones. Seine Bedeutung wissen wir nicht. Wenn Merwe der Name eines Flußarmes in den Rheinmündungen ist, und zwar die alte Nordgrenze der salischen Franken, so

hätten sie danach Merovingi heißen können wie die (North-)Albingi nach der Elbe, Amsiani, Chasuarii, Nicriones nach Ems, Hase und Neckar oder auch die verwandten Ripuarier nach der ripa, dem Ufer des Rheins, und es wäre verständlich, daß sie schon des Volksnamens wegen ihren Urhelden von einem göttlichen Wasserwesen hätten abstammen lassen. Aber erstens scheint Merwe nur eine jüngere Verkürzung von Meriwidu 'Sumpfwald' oder 'Meerwald', und der erste Bestandteil hätte zu Fredegars Zeit mari, jedenfalls aber nicht mer oder mero geheißen. Zweitens paßt der Fluß auch weder zu Merobaudes noch zu Merogaisus. Und schließlich entsteigt jenes Ungeheuer nicht einem Flusse, sondern dem Meere.

Aber Meroveus ist ja weder in dem angeführten Stammbaum noch bei Fredegar ein mythischer Anfang: er ist ausgesprochenermaßen nur ein Mittelglied, dem die besondre Geburt ohne religiöse Ehrerbietung angedichtet sein könnte.

Der Name Minotaurus führt denn auch auf eine ganz andre Spur, ins griechisch-römische Altertum: Isidor (S. 17) könnte ihn eingeschleppt haben oder der schwindelhafte Weltreisende Aethicus, noch eher der sog. Mythographus Vaticanus, der aus den Vergilerklärungen des Servius (4. Jahrhunderts) das Mythologische zusammenstellte, und zwar er deshalb noch eher, weil wahrscheinlich auch der Dichter des Wielandliedes sein Buch in Gallien benutzt (Kap. VII. 3. 5). Dieser Minotaurus ist noch im 8. Jahrhundert dem fränkischen Verfasser des Buches 'Über die verschiedenen Arten von Ungeheuern' bekannt.

Da indes auch in der alten Welt der Minotaurus kein Meerdämon ist — er sitzt tief innen im Wunderbau des Labyrinths —, so handelt es sich um so mehr an unsrer Stelle um eine gelehrt-verkehrte Erinnerung.

Wäre an Stelle des Minotaurus von einem Stiere erzahlt, so gäbe es mancherlei Verwandtschaft, am bekanntesten die Geschichte von Zeus und Europa: er entsteigt als Stier dem Meere, blumenbekränzt, und trägt sie sanft über die Fluten davon; einer ihrer Söhne ist Minos. (Erst dessen Tochter gebiert dann von einem meerentstiegenen Stiere den Minotauros.) Stiergestaltige Flußgötter sind dem griechischen Altertum geläufig; aus der Vermischung mit Flußgöttern leiten sich Königsgeschlechter und Völkerschaften her; der oberste Meergott selbst, Poseidon, erscheint als Stier, und hier ergibt sich eine besondre Anknüpfung: im Altbachtale bei Trier, auf nachmals fränkischem Gebiete, ist ein stiergestaltiger Wassergott ausgegraben, noch in seiner 'Kapelle'; ein paar Fische, an der Vorderseite des Sockels angebracht, kennzeichnen das Wasser, aus dem das gewaltige Tier emporgestiegen ist; eine Frauengestalt steht neben ihm.

Man sieht, welche Vorstellungen den Angaben Fredegars zugrunde liegen und wie er sie durch gelehrte Kenntnis verschob. Es ist dieselbe gelehrte Kenntnis, die den Franken innerhalb derselben Chronik trojanische Herkunft verschaffte.

In unserm Falle wäre also vielleicht zu denken, daß man den fränkisch gewordenen und fälschlich mit dem Minotaurus verglichenen Stiergott zum Ahnen des heimischen Königsgeschlechts und zur mythischen Spitze einer Stammtafel gemacht hätte. Solche Spitzen haben wir schon bei Tacitus gefunden (S. 85) und werden sie noch bei Angelsachsen und Langobarden finden. Diese Stammtafel hätte man dann vergeblich in die geschichtliche einzuordnen versucht. Dabei ergab sich das Mero (mit dem Anklang an germanisch mari 'Meer') aus dem Stammnamen der Merovinger, das -vech aus dem Namen des großen Chlodovech in gleicher Weise, wie zu dem Hiltibrant unseres Heldenliedes nicht nur der Name des Sohnes Hadubrant, sondern auch der des Vaters Heribrant mit demselben -brant gebildet wurde. Wenn dann schon 584 ein Sohn Chilperichs Merovech heißt, ist der Mythos in der Zeit zwischen Chlodovech und ihm entstanden, und es erklärt sich, daß die Namen Merovech und Meroving in der deutschen wie in der französischen Überlieferung fehlen. Jener eingeschobene Stammbaum aus dem ersten Drittel des 7. Jahrhunderts setzt ihn schon voraus, auch das angelsächsische Beowulfepos aus dem 8., sofern es Theudebert I. einen Merevioinga, d. h. einen Merovechinger,[1] nicht Merovinger nennt. Jener Stammbaum ist auch die einzige Formbindung, in der dieser Mythos auf uns gekommen ist, und auch sie zergeht uns unter den Händen: es sind (S. 132) nicht Stabreimverse, wie wir sie sonst haben und in der übrigbleibenden Stammtafel der Frankenkönige annehmen können. Aber hier haben wir bereits Geschichte: die Reihe ist ohne mythische Spitze und beginnt mit dem ersten menschlichen Könige, von dem man wußte, freilich schon nicht mehr den würdigen Vollnamen, sondern eine Verkleinerungsform Chlod-io, die ein -rich oder -wech o. dgl. vermissen läßt. Im übrigen scheiden sich die späteren Königslisten von dieser Stammtafel meist dadurch, daß sie statt der Abkunft des einzelnen die Zahl seiner Regierungsjahre zu verzeichnen pflegen: es sind zwei verwandte, aber verschiedene Dinge, doch nur die Stammtafeln lassen sich in Versen, 'Merkversen', denken.

4. Childerich und Basina

Von Chlodios Sohne Childerich sehen wir eine Prosadichtung sich allmählich entfalten.

Bei Gregor ist die Erzählung so. Als Childerich König wird, führt er ein ausschweifendes Leben und vergreift sich an den Töchtern der Franken. Er wird vertrieben, flieht nach Thüringen zu König Bisinus und Königin Basina, läßt aber einen Getreuen zurück, der die Gemüter besänftigen soll. Sie teilen ein Goldstück, und wenn Childerich zu seiner Hälfte die passende andre erhält, darf ers wagen heimzukehren. Inzwischen machen die Franken den Egidius (in der Weltgeschichte der Römer Aëtius) zu ihrem König. Im achten Jahre läßt jener Getreue — er hat die Franken inzwischen beruhigt — Childerich mittels des Goldstücks zurückholen, und er wird wieder König. Basina aber

verläßt ihren Gatten und kommt zu Childerich, und als er fragt, warum sie ihm aus so großer Ferne nachgegangen sei: 'Ich habe deine Tüchtigkeit und Tapferkeit kennengelernt, darum bin ich gekommen, mit dir zu wohnen, und wisse, wenn ich jenseits des Meeres einen Mann tüchtiger als du gewußt hätte, so hätte ich unweigerlich ihn aufgesucht, mit ihm zu wohnen.' Er ist voll Freude, sie wird sein Weib und gebiert ihm den großen Chlodwig.

Diese Verbindung Childerichs mit der thüringischen Basina (S. 123) wird darauf beruhen, daß Chlodwigs Mutter wirklich Basina hieß. Beide Frauen wären dann gleichgesetzt, als man bei der Eroberung des Thüringer-Reiches von dessen Königin Basina vernahm und Chlothar I., der Enkel der fränkischen Basina, die Enkelin der thüringischen, nämlich Radegunde, zum Weibe nahm. Zur Erklärung hätte man dann die ganz ungeschichtliche Vertreibung Childerichs mit den Motiven der Zuchtlosigkeit des Königs, des geteilten Goldstückes und der romantischen Liebe der Königin gebraucht, Wandererzählungen, die man bis ins Morgenland nachweisen kann, die aber schwerlich von Haus aus deutsch sind.

Bei Fredegar wird der getreue Gefolgsmann Childerichs mit Namen genannt: Viomadus, dem er selbst schon einmal seine Treue erwiesen, als er ihn und seine Mutter aus der Gefangenschaft der Hunnen befreite. Viomadus wird ein Unterkönig jenes Egidius und weiß die Franken gegen ihn aufzubringen, indem er ihm immer höhere Steuern anrät und hundert angebliche Rebellen töten läßt. Er veranlaßt ihn, unverschämte Forderungen an den byzantinischen Kaiser zu stellen, bei dem sich nun Childerich aufhält, und der wird ausgesandt, den Kaiser an Egidius zu rächen. Abermals König, kämpft er dann oft mit Egidius und bringt den Römern viele Niederlagen bei.

Das ist mit mancherlei spielmännisch-epischen Einzelheiten erzählt, und man sieht, wie die Rollen des getreuen und des ungetreuen Dienstmannes aus dem merovingischen Boden und aus dem Hochamte des Maiordomus, des 'Hausmeiers', gewaltig emporwachsen, auch daß es zu einem wirklichen Racheschluß mit Egidius nicht langt: die geschichtliche Wirklichkeit war noch zu gut im Gedächtnis.

Auch die Geschichte der Basina erfährt bei Fredegar einen Einschub, an einem Traumorakel, das an den alttestamentlichen Daniel gemahnt. Schon in der ersten Nacht heißt Basina den König sich erheben, in den Hof des Palastes gehn und ihr dann sagen, was er dort gesehen habe. Er sieht Gestalten wie Löwen, Einhörner und Elefanten wandeln. Abermals heißt sie ihn gehen, und er sieht Wölfe und Bären. Zum dritten Male: er sieht Hunde und kleines Getier, das sich beraubt und rauft. Ohne die Ehe vollzogen zu haben, erheben sie sich am andern Morgen, und Basina erklärt: 'Unser Sohn wird die Stärke von einem Löwen haben, unsere Enkel die von Leoparden und Einhörnern, unsere Urenkel die von Bären und Wölfen; unsere Ururenkel werden die letzten im Reiche sein, und sie werden herrschen wie die Hunde und kleinen Tiere, und

von der Art wird auch ihre Tapferkeit sein. Die Menge der kleinen Tiere aber sind die Völker, die ohne Furcht vor den Fürsten gegeneinander heeren'. Und Basina empfing und gebar den Chlodovech, der ein großer herrlicher Held war und wie ein Löwe vor allen Königen.

Die Deutung des Orakels stimmt nicht: aus der ersten Geschlechterfolge sind zwei gemacht und aus dem Bruderkampf der dritten ein Völkerhader, den die Könige nicht verhindern können. Solche Weiterbildung ist ja das Schicksal von Weissagungen, die nicht rechtzeitig eingetroffen sind. Nun ist aber der Stammbaum so:

Childerich, † 481
Chlodwig, † 511
Chlotachar I., † 561, und Brüder

Sigebert † 575, ~ Brunhilde
Chilperich † 584, und Brüder ~ Fredegunde
Chlotachar II., † 628.

Das Orakel wäre also zur Zeit der Kämpfe des dritten Geschlechts nach Childerich, d. h. der Kämpfe zwischen Sigebert und Chilperich, Brunhilde und Fredegunde entstanden und nach der Ermordung Chilperichs umgestaltet, als nach all den entsetzlichen Bluttaten nur der halbjährige Chlotachar II. noch übrig war und nun der Adel unter Gundoald sich erhob und alle gegen alle standen, bis dann Chlotachar noch einmal (613) Alleinherrscher wurde — schon mit verräterischer Hilfe Pippins des Älteren, nachmaligen Hausmeiers und Ahnen Karls des Großen. Vermutlich hat Fredegar das Orakel schon weitergebildet vorgefunden.

Im 'Buch der Frankengeschichte' ist die Erzählung von Viomadus sehr viel kürzer als bei Fredegar, aber der Erzähler rundet dadurch ab, daß Childerich bereits in Thüringen ein ehebrecherisches Verhältnis zu Basina gehabt und daß er den Egidius vertrieben habe: die Abrundung ist nicht am Anfang, sondern am Schlusse der Entwicklung anzusetzen.

Wie merkwürdig, daß von dem so phantastisch verknüpften Paare Childerich und Basina, und nur von ihnen allein unter all diesen Königen die Gräber bekannt sind, einzigartig kenntlich daran, daß ihre Namen in beigegebenes Metallgerät geschnitten sind: aus Childerichs Grabe in Doornik hob man schon 1653 neben Schmuck und Waffen einen Siegelring mit dem Bildnis des Königs und der Umschrift Childerici regis, Nachbildung römischer Arbeit und lateinische Buchstaben, nicht Runen; aus Basinas Grabe in Weimar (das freilich anderweit nicht bezeichnet ist) jenen Löffel spätrömischer Arbeit mit der Inschrift Basenae in Niello (S. 119).

5. Chlodwig

Der Bericht Gregors über Chlodwigs Werbung um Chrotechilde von Burgund ist noch ganz schlicht und ohne sagenhafte Züge: die Schönheit und Verständigkeit der Prinzessin ist ihm gepriesen; er sendet nach ihr; König Gundobad, der sie vom Hofe verbannt hat, nimmt die Werbung aus Furcht an; die Boten führen die Braut heim.

Die Geschichtschreibung der beiden nächsten Jahrhunderte schmückt diesen Bericht stufenweise aus: daß niemand die Prinzessin sehen durfte, daß doch ein Mann Chlodwigs als Bettler zu ihr dringt und in einer erlisteten Unterredung mit dem Ringe des Königs um sie wirbt. Weiterhin, daß der verkleidete Werber die Schar seiner Genossen im Walde zurückläßt; daß Chrotechilde den Ring heimlich in Gundobads Horte niederlegt, um ihre Verlobung damit erweisen zu können; daß sie mit der Schar flieht und mit Heeresmacht verfolgt wird. Sogar etwas Schwankhaftes flicht sich ein: der Werber erhält von Chrotechilde hundert Gulden Botenbrot; auf dem Rückwege stiehlt sie ihm ein Bettler, wird aber ergriffen und gezüchtigt. (Und im 11. Jahrhundert weiß der Geschichtschreiber noch mehr.)

All das sind Züge unsrer Brautfahrtepen noch im 12. Jahrhundert, hier angezogen durch die Werbung um eine Königstochter und ihre Verbanntheit. Dort sucht ein junger König eine Königstochter als Frau. Die Seinen wissen ihm keine ebenbürtige zu nennen, bis ein besondrer Ratgeber die einzige vorschlägt. Aber er warnt zugleich: sie ist nie zu erringen, ihr gewaltiger Vater bringt alle Freier um. Der junge König will keine andre als sie. So bleibt nur List, und in der Abwandlung dieser Listen beruht nun das jeweils Neue dieser Dichtungen: der Freier kommt verkleidet selbst oder er schickt verkleidete Werber, z. B. in Gestalt von Kaufleuten oder Bettlern, oder er hat dämonische Helfer wie den beliebig unsichtbaren Zwerg Alberich oder den halbchristlichen sprechenden Raben. So wird die Königin geraubt. Der betrogene Vater setzt mit gewaltigem Heere nach, wird geschlagen und fällt. Zu dieser sehr alten und verbreiteten Erzählungsform ist also die Wirklichkeit der Werbung Chlodwigs hinübergebogen, und die tatsächlichen Machtverhältnisse seiner Zeit, die noch von Gregor festgehalten waren, scheinen völlig durch die Dichtung ausgelöscht (S. 131). Aber ist das noch germanisch?

Daß Chlodwig wirklich in volksläufigen Dichtungen (vulgaria carmina) auftrat, ergibt vielleicht schon das Wort des sog. Poeta Saxo (sächsischen Dichters oder des Dichters Saxo): er nennt, gegen Schluß des neunten Jahrhunderts, unter den so besungenen Vorgängern Karls des Großen auch Chlodwig, Chlotachar und Theuderich. Ein zweites Zeugnis ist der Sondername Huga (hochdeutsch Hugo), den ihm im folgenden Jahrhundert Widukind von Corvey, der Geschichtschreiber der Sachsen, beilegt: die schwache Deklination kennzeichnet den Einzelnen aus der Menge der Huge oder, wie schon das englische Beowulfepos um 730 die Franken schlechthin nennt, der Hugas. In den ur-

sprünglich bis 1030 reichenden Quedlinburger Annalen ist das Verhältnis umgekehrt. Unter ihren für die frühen Zeiten benutzten Quellen ist auch eine schon ihrerseits mit englischen Zusätzen versehene Handschrift der Weltchronik des Verehrungswürdigen Beda († 735) gewesen: ihr verdankt der Verfasser merkwürdige und sagenhafte Nachrichten über König Ermanrichs Untaten, über Odoaker und Theoderich, d. i. Dietrich von Berne, der nach seinem Vater Amul, dem mächtigsten der Goten, Amulung Theodric geheißen habe. Und auf derselben Seite wird dann noch einmal zur Frankengeschichte und dem Chlodwigsohne Theuderich übergegangen, und da steht dann mit deutlicher Beziehung auf das Vorige und im Gegensatze zu Amulung Theodric: Hugo Theodric heißt er, d. i. der Franke, weil einst alle Franken Hugonen hießen nach einem einstmaligen Herzog Hugo. Denselben Bedatext benutzte übrigens ein halbes Jahrhundert später auch der Würzburger Annalist, und bei ihm sind die Worte zwar schlechter, die Namen aber noch besser überliefert.

Der Name Hugo hat sich bis in die Wolfdietrichdichtung des 13. Jahrhunderts erhalten: dort heißt der Vater des Helden, nämlich des fränkischen Theuderich, zum Unterschiede von ihm Hugedietrich. Sie schlösse sich hier an, wenn wir brauchbare merovingische Quellen hätten.

Und dann schlösse sich der Bericht Fredegars über Sigebert, Brünhild und Gogo an, wenn er richtig auf die deutsche Heldendichtung bezogen wäre (S. 127).

6. Chlotachar II.

Der letzte in dieser uns fast fremdartigen Reihe ist Chlotachar II., der beim Tode seines schriftkundigen Vaters Chilperich (S. 127), 584, halbjährig war und aus fast völliger Vernichtung des Geschlechtes wieder emporstieg (S. 136), derselbe, der Brunhilde hinrichten ließ (S. 127).

Von ihm berichtet das 'Buch der Frankengeschichte': Er schickte seinen jungen Sohn Dagobert mit Herzog Pippin nach Austrasien, die Herrschaft zu übernehmen. Dagobert zieht gegen die Sachsen. In der Schlacht wird ihm der Helm zerschmettert und eine Locke abgehauen. Sie wird als Botschafterin der Not an den Vater gesandt — und wir denken an das sinnbildliche Wolfshaar, das Gudrun ihren Brüdern sandte (S. 104). Chlotachar, mit seinem Heere bereits im Ardennerwald, bricht noch bei Nacht zur Hilfe auf und trifft Dagobert an der Weser. Der Sachsenherzog Bertoald, auf der andern Seite des Flusses, zu Kampf wie zu Vertrag bereit, fragt hinüber, was sie lärmten. 'König Chlotachar ist gekommen, darüber freuen sich die Franken!' 'Ihr lügt und seid von Sinnen in Eurer Angst: Chlotachar ist tot!' Der König aber steht dort, mit der Brunne angetan, den Helm auf dem Haupte, das weißgemischte Haar verhüllt. Er nimmt ihn ab, sein Haupt erscheint. Da sieht Bertoald, daß es der König ist, und ruft: 'Du warst hier, du Blässe?' Von solchem Schimpf gewaltig ergrimmt, springt der König auf seinem schnellen Rosse in die Weser und

schwimmt hinüber. In wildem Zorn verfolgt er den Bertoald. Das Frankenheer mit Dagobert kann nur mit Mühe den starken Strom überwinden und folgt ihm nach. Die beiden kämpfen erbittert, und Bertoald ruft: 'Laß ab, König, daß ich dir nicht den Tod bringe! Denn wenn ich das tue, wird ein großes Geschrei durch alle Völker gehen, daß der tapfere Frankenkönig von einem Knechte erlegt ist. Wenn aber du mich überwindest, werden alle sagen, daß du deinen Knecht, den Heiden Bertoald, überwunden hast!' Der König aber achtet seiner Reden nicht, sondern erhebt sich gewaltiger gegen ihn. Und ein Reiter des Königs, der ihm noch fern folgte, ruft: 'Halte aus, mein Herr und König!' Denn seine Hände sind schwer und er trägt eine Brünne (die voll Wasser ist wie sein Gewand, fügt das 'Leben Dagoberts' hinzu). Da macht sich der König über seinen Feind und erlegt ihn, steckt sein Haupt auf den Speer und kehrt zu den Franken zurück. Die trauern schon um ihn: sie wissen nicht, was ihm geschehn sein möchte. Aber als sie ihn sehen, ist große Freude. Das Land wird dann verheert und alles Volk niedergemacht, das die Länge eines Schwertes überragt.

Man hat längst erkannt, daß hier die Sachsen, die sozusagen regelmäßigen und Erb-Gegner, und ihr Herzog Bertoald für die Burgunden und ihren Hausmeier eingetreten sind, der auch Bertoald hieß, und daß es sich um die inneren Kämpfe des Jahres 604 handelt, bei denen ebenfalls der Herausforderer Bertoald über den Fluß ruft, dann aber von den hervorbrechenden Franken getötet wird. Daß der sächsische Bertoald sich als Knecht des Frankenkönigs bezeichnet, also das Vorhandensein seiner Rede überhaupt, beruht darauf, daß Chlotachar von 613—22 wieder das Gesamtreich vereinigte und daß der ihm somit in der Tat untergebene Burgunde Bertoald aus dem Sachsen spricht

In Wahrheit ist ja aber der Krieg nur Hintergrund: der Einleitung mit der Bedrängnis der Franken, die durch die sinnbildliche Sendung der Locke ausgedrückt wird, entspricht am Schlusse kein Sieg über die Sachsen, sondern die Erlegung Bertoalds, sie aber jetzt durch den König allein, und das Schwertmotiv schließt nicht an. Vielmehr ist das Ganze ein Preis des Königs, und ein Preis von größter bildhafter Kraft: die Locke; der nächtliche Aufbruch; die beiden Helden auf beiden Seiten uber dem Flusse; das Lupfen des Helmes und das Herabrollen des langen Haars, des königlichen Wahrzeichens, das den Totgesagten, wiederum ohne Worte, mächtig am Leben zeigt und das Schmähwort Blässe hervorruft; ferner das Durchschwimmen des Stroms; die panische Flucht; der Alte, den schon die Kräfte verlassen und der auf den ermutigenden Anruf eines endlich näherkommenden Gefolgsmanns den Feind niederstreckt; das Haupt auf der Stange. Das alles ist folgerichtig, gradlinig, schon für sich ein prächtiges Heldenlied. Aber es umschließt doch zugleich eine Seltsamkeit des Aufbaus, und seltsam ist nicht, daß hier das Spiel von Rede und Gegenrede fehlt, das uns von den Heldenliedern der Edda geläufig ist, sondern daß nur Bertoald spricht und der König stumm bleibt: nur sein rasches Handeln redet von der Bewegung seines Herzens, dem Schmerz um die Niederlage

des Sohnes und der Wut über die Schmähung des Feindes. Dagegen auf Bertoalds Seite der tragische Hohn auf den Jubel der Franken, das Schimpfwort, das würdelose Reden des Todumschatteten — des 'feigen' würde es mittelhochdeutsch heißen —, der dem müden Alten unterliegen muß.

Es ist, als werde durch solchen Aufbau eine altertümliche Sonderart von Heldenlied begründet, wiewohl sich mancherlei von sonsther Vertrautes findet: außer der Locke insbesondre die Schimpfrede, der sog. gelp, hochdeutsch gelph, die nach Heldenweise Kämpfe einleitet. Wir haben in der Edda ganze Szenen, aber zweiseitige, solcher Beschimpfungen, z. t. von gewaltiger Unanständigkeit, zumal wenn Umgang mit Tieren vorgeworfen wird:

Die Braut Granis (Sigurds Roß) zu Brawoll warst du,
Mit goldnem Gebiß, gegürtet zum Lauf;
Ich ritt dich müde auf mancher Strecke,
Du schlichst zu Tal beschwert vom Sattel.

Bei Paulus Diaconus, dem Geschichtschreiber der Langobarden, hören wir, daß sie (in einem Heldenliede) von einem Gepiden als weißfüßige Stuten beschimpft werden. Hier reiht sich die 'Blässe', die Stute mit dem weißen Flecke auf der Stirne, ein, und man versteht von ferne, wie diese Beschimpfung das ganze Lied so stürmisch aufgipfeln konnte.

Jedenfalls haben wir auch hier nicht die ehrlose Wirklichkeit merovingischer Geschichte, wie wir sie bei Gregor lesen, sondern eine gehobene Welt dichterisch verdichteter Worte und Taten, Größe und Gerechtigkeit. Die Heere sind auf beiden Seiten ganz zurückgetreten, nur das fränkische wird überhaupt in Bewegung sichtbar; nur zwei Handelnde sind schließlich da, die den Streit für alle ausfechten; Frevel und Strafe, kein tragischer Widerstreit wird uns vorgeführt. Es ist auch kein Preis des Königs zu seinen lebenden Ohren hin. Die zugrunde liegenden Ereignisse spielten sich 604 ab, die Knechtrede Bertoalds setzt die Vereinigung der Reiche in Chlotachars Hand voraus: das war 613. Da er aber 584 geboren war, konnte er Grauhaar und zumal eine altersschwere Hand erst viel später haben, auch im Jahre 628 nicht, als er starb. Wir denken uns das Lied am Hofe seines Sohnes Dagobert vorgetragen, des letzten starken Merovingers: dort wurde die fränkische Niederlage verschwiegen und an ihre Stelle die sinnbildliche Locke eingeführt, es waren auch nicht mehr die Gegner im eignen Lande, sondern die immer feindlichen Sachsen, die sie verursacht hatten. Dort sollten nicht mehr die Mannen, dort sollte der König allein gesiegt haben. Dort mußte das Allzumenschliche Chlotachars von selbst abfallen, und es trat die königliche Majestät mit ihrem natürlichen Wahrzeichen um so erhabener hervor: sie, die Ehrfurchtheischende, war furchtbarer beleidigt als der Mensch, und sie rächte sich ohne menschliche Worte auch durch die schwachen Hände des Alten. Oder sollte, wenn die Dichtung nach Chlotachars Tode entstand, eben darum Bertoald von diesem Tode so fest überzeugt sein? Ist Chlotachar einer der Kaiser und Könige, die im Berge schlafen und

ihren Völkern zu Hilfe wiederkehren? Ist er als Toter stumm? Wir haben keinen weiteren Anhalt dafür.

Dies Lied mag noch lange weitergegeben sein. Wir wissen auch von einer französischen Dichtung über Chlotachars II. Sachsenkrieg. Im Jahre 869 berichtet das vom Bischof Hildegar von Meaux verfaßte Leben des Heiligen (Burgundo-)Faro, daß der Sachsenkönig Bertoald eine anmaßliche Botschaft an Chlotachar geschickt habe. Der verurteilt trotz des Widerredens seiner Berater die Gesandten zum Tode. Bischof Faro geht nächtlich in den Kerker und bekehrt sie. Am Morgen preist er das Wunder, das an ihnen geschehen, und sie werden reich beschenkt entlassen.

Dies Wunder aber erweist sich sogleich als zusätzlich, denn es folgt nun doch Krieg und Sieg, und den Schluß macht das Schwertmotiv, das in unser Heldenlied nicht paßte.

'Aus diesem Siege erwuchs', heißt es dann wörtlich, 'ein französisches Volkslied, das von Mund zu Mund ging und zu dem die Frauen mit Händeklatschen tanzten'. Es ist aber nur in lateinischer Übersetzung gegeben. Deutsch:

> Wir wollen über Chlotar singen, den König von Frankenland,
> Der zum Kampfe ging gegen das Sachsenland.
> Wie schlimm wäre es ergangen den Gesandten von Sachsenland,
> Wenn nicht gewesen wäre der berühmte Faro aus Burgundenland

Und am Schlusse dieses Liedes

> Als die Gesandten der Sachsen kommen ins Sachsenland,
> Wo Faro Fürst war . .
> Kommen sie auf Gottes Eingebung durch die Stadt im Melderland,
> Um nicht getötet zu werden vom König in Frankenland

'Mit diesem Volksliede (rustico carmine) sollte gezeigt werden, wie sehr Faro allgemein verehrt wurde.'

Man sieht, daß der zum Sachsenkriege gemachte Burgunderkrieg unseres Liedes hier Voraussetzung ist, neben und zu dem fränkischen epischen Einzelliede ist eine französische chanson de geste lyrischer Haltung erwachsen. Von beiden lassen sich noch in der späteren französischen Heldendichtung die Spuren verfolgen.

Was ist mit so viel Worten hinzugewonnen? Die Berichte von Merovech lassen noch weniger als die ausgeschmückten von Childerich und Basina etwas an nichtprosaischer Formung entdecken. Fortunat erwähnt (außer den Runen) zum ersten Male das Preislied und reiht mit leudi ein erstes deutsches Fachwort neben den taciteischen barditus. Zu bewillkommnen aber ist die geschenkte Möglichkeit, die Gedichte von Chlodwigs Brautfahrt und Chlotachars Sieg über Bertoald nach Entstehung, Inhalt und Aufbau zugleich zu betrachten,

für uns die ersten Vertreter der heitern und einer erhabnen Art des epischen Liedes. Und das zweite wirft auch einen Schein auf die fernen Worte über Arminius: 'Er wird noch jetzt bei den Germanenstämmen besungen': wir können uns nun ausmalen, daß bei Arminius wie bei Chlotachar aus den Feldzügen, aus einer Schlacht ein sie krönender, schwer mit Sinn beladener Einzelkampf und -sieg herausgeläutert werden konnte, ohne des tragischen Seelenkampfes zu bedürfen, der in gotischen, burgundischen, langobardischen, deutschen und nordischen Heldenliedern immer unabdinglicher wird, daß also ein Weg vom Preis- zum Heldenliede führte (S. 87).

—

V. Angelsächsische Zeugnisse

1. Angelsächsische Kultur

Die ersten germanisch geschriebenen Zeugnisse germanisch-deutscher Dichtung haben wir (seit den Runenversen von Gallehus, und auch die sind anglisch) in England, und zwar rühren sie wiederum von den Angeln her. Und doch sind diese Zeugnisse, entsprechend der raschen Entwicklung des Volkes zum Christentum und im Christentum, trotz ihres frühen Auftretens schon fast greisenhaft, blicken weich und wehmutselig auf eine herrliche Heldenzeit zurück, sind bereit und bemüht, sie halb gelehrt, halb dichterisch zusammenzufassen oder als stimmunggebenden Hintergrund und leicht ansprechenden Lyrismus zu benutzen. Das aber hängt innig damit zusammen, daß die Stoffe fast durchweg nicht eigen, sondern aus der Ferne, wenngleich der germanischen, namentlich Götlands, Jütlands und der dänischen Inseln übernommen sind; daß man nicht schafft, sondern nachschafft und umschafft; daß man sich einfühlt und anempfindet, statt aus der eignen Seele hervorzubrechen.

Daß so das Abgetane damals erhalten und namentlich, daß es auch noch uns überkommen ist, verdanken wir der besonderen Art der englischen Bekehrung und der englischen Kirchenzustände. Duldsamkeit schärfte schon Papst Gregor der Große seinen ersten Glaubensboten ein, weitherziger und weitschauender als sein Nachfolger Zacharias zur Zeit der Deutschenbekehrung, und wir sehen etwa, daß die heidnischen Tempel nur ihre Besitzer, die religiösen Festschmäuse nur ihre heiligen Mitgenießer zu wechseln brauchten, daß die Götterbilder auch in christlichen Staaten noch lange stehen blieben, kurz daß sich ein geistiges Ringen wie unter Gleichberechtigten erhob.

Seit diesem ersten Vorstoß des Jahres 597 hielt Rom die kleine kentische Festung im Südosten der Insel mit Canterbury als geistlichem Hauptort. Davor wogten Heidentum und Christentum, das altkeltische, von den Iren herübergetragene, und das römische in wechselvollen Kämpfen bis zu den Zeiten König Oswalds von Northumberland. Er war während seiner Jugendverbannung in Iona, der Stiftung des Hl. Columba, von irischen Mönchen erzogen und brachte, im Jahre 634 siegreich heimgekehrt, ihre alte, in langer Weltentlegenheit gediehene Sonderart des Christentums zu segensvoller Wirkung: das ausschlaggebende Klosterwesen, das so gut zur germanischen Gefolgschaft paßte, mit seiner Erziehung zu Strenge und Einfachheit, die Kenntnis der antiken Dichtung und sonstige Gelehrsamkeit, und daraus erhob sich ein sanfter Hauch

geistiger Selbstbestimmung, unter dem die alte volkstümliche Eigenüberlieferung noch gedeihen konnte. Aber auch als nach dreißigjähriger Vorherrschaft dies keltische Christentum vor dem römischen infolge beweisender Wunder erlag, die uns ernüchternd an die Handfestigkeit des Glaubens dieser Männer erinnern, wirkte es doch weiter, indes die strenge irische Klosterregel langsam der weicheren benediktinischen wich und so auch das Tor für den südlichen Wissenschaftsbetrieb der Folgezeit öffnete. Immer hat aber die englische Kirche auch in der Folgezeit eine Art Selbständigkeit gewahrt. Es geschah auf besondres Bitten des northumbrischen und des kentischen Königs, daß Papst Vitalian im Jahre 669 einen Erzbischof als geistlichen Hirten des ganzen Landes entsandte. Das war der griechische Mönch Theodor von Tarsus, der Stadt des Paulus, und sein Begleiter war der Abt Hadrian von Nisidanum. Diese beiden gelehrten Männer haben der vorhandenen Bildung auch die Ausläufer der griechischen zu neuen Anfängen hinzugeführt, und es erwächst nun, indem unablässig von leidenschaftlichen Bücher- und Kunstliebhabern die Schätze des Südens herbeigebracht werden, eine Blüte der Bildung, die damals Ihresgleichen nicht hatte.

Als lebendes Beispiel der Mischung jener drei geistigen Reiche, des germanischen, keltischen und antiken, kann Aldhelm gelten, aus königlichem Blut entsprossen, in einem irischen Kloster erzogen, aber auch in Canterbury unterrichtet und mit der lateinischen Dichtung einschließlich des heidnischen Vergil vertraut geworden, Verfasser lateinischer Werke in kunstvollen Versen und geschwollener Prosa, Schreiber vorbildlich gewordener Briefe, deren Wirkung tief in die deutsche Lyrik reicht (Kap. IX. 2. 1), aber auch Angelsächsisches dichtend und singend, was noch zur Zeit König Alfreds von Westsachsen (849—901) im Volksmunde war — freilich ging er beim Vortrag ins Geistliche über —, und dieser Mann zugleich Bischof und Hofmann als Lehrer-Freund der Könige von Mercia und Northumberland. Er starb im Jahre 709, und in seine Welt gehört so recht das (S. 124f.) besprochene Schnitzkästchen mit dem Nebeneinander von römischen, christlichen und germanischen Darstellungen und der darauf vor Augen geführten Zulässigkeit der heidnischen Runenschrift.

Daß wir aber diese Welt so überblicken können, das danken wir vor allem der 'Kirchengeschichte der Angeln' (d. h. Angelsachsen) von Beda dem Ehrwürdigen, wie er seit dem 9. Jahrhundert hieß und wie wir ihn auch nennen müssen: den Frommen, Bescheidenen, immer Mönch Gebliebenen, der fast in einer und derselben Zelle, in dem northumbrischen Yarrow-Wearmouth sein Leben verbringend, das gelehrte Schreiben und Lehren als Wonne seines Daseins bis an sein wahrhaft seliges Ende auszukosten begnadet war. Er schrieb Bücher über alle damals erdenklichen Wissenschaften zusammen; Kosmographie und Chronologie wie biblische Textkritik und Auslegung, Orthographie, Metrik und Stilistik sind vertreten, dazu Heiligenleben und Geschichtswerke (wobei er unsre christliche Zeitrechnung einführte), und er stieg zur höchsten Stufe aller frühmittelalterlichen Gelehrsamkeit empor. Dabei ist er zwar

wundergläubig und ketzerfeindlich, aber nicht unkritisch, orthodox (auch in Sachen der römischen gegen die irische Osterberechnung), aber gerecht und sachlich, und in seiner Kirchengeschichte, je mehr er sich der eignen Zeit nähert, selbständiger und selbständiger und ganz unschätzbar für die Erkenntnis des englischen Lebens seit der Ankunft Theodors und Hadrians. 'Niemals, seit die Angeln nach Britannien kamen, hat es glücklichere Zeiten gegeben; da sie tapfere und christliche Könige hatten, die allen Barbarenvölkern ein Schrecken waren und aller Gebete nur auf die neu verkündeten Freuden des himmlischen Reiches gerichtet waren und jeder, der in den heiligen Wissenschaften unterrichtet werden wollte, gleich Lehrer fand'. So schreibt Beda, freilich ohne von seiner Klosterzelle die Bluttaten der Politik zu sehen. Aber wir können doch hinzufügen: wie glücklich die Welt, in der das neue Christentum sich ein neues Haus bauen konnte, wenn wir zurückblicken auf die gallische, wo die Franken sich in einer verschmutzten Kirche einrichten mußten. Und entsprechend erklingt in England, als Abbild einer rasch erreichten Höhe, die schlichte, an den alten Mustern, den heidnischen und besonders den christlichen, geschulte Sprache, bei Gregor von Tours aber die haltlose Verbrauchtheit eines Lateins, das sich doch nicht zur Bejahung der Volkssprache aufraffen kann. So hat sich der englische, wir müssen schon sagen der anglische Geist an die Spitze der abendländischen Kirchenwelt geschwungen, und es ist eine segensreiche Fugung, daß er es war, der durch Bonifaz Deutschland bekehrte und das merovingische Christentum dort überwand. Bedas sozusagen geistiger Enkel Alkuin — er war der Schüler seines Schülers Ecgberht von York — wurde dann von Karl dem Großen berufen und hat unter seinen Augen das fränkische Unterrichtswesen umgestaltet und unabsehlichen Einfluß auf das deutsche Schrifttum gewonnen, er, der in allem Latein sein germanisch-angelsächsisches Formgefuhl immer wieder durchblicken läßt. Das Mittelalter hat diese Zusammenhänge lange gewußt und sie wie in jenen Königslisten festgehalten, wenn auch nicht durchaus richtig: der Mönch Theodor und der Abt Hadrian lehrten die Grammatik den Aldhelm, Aldhelm den Beda, Beda den Hraban, Hraban den Alkuin usw. Von dieser geistigen Einstellung der Angelsachsen aus erklärt sich die Art sowohl ihrer Zeugnisse zur germanischen Dichtung wie (in unserem zweiten Bande) die ihres Einflusses auf das christlich-deutsche Schrifttum.

Aber seit dem Jahre 867 wurden die mittel- und nordenglischen Kleinkönigreiche, d. h. das Gebiet der Angeln und damit der eigentlichen Träger der Dichtung von Festlandzeiten her, erobert, ausgeraubt und verwüstet von den heidnischen Dänen, bis die selbst zu Siedlern und Herren und dann auch zu kraftvollen Vermittlern zwischen englischer und nordischer Welt wurden. Damals hatte man wohl auch den Rest geistigen Besitzes in den Lichtkreis König Alfreds (871—901) geflüchtet, der wenigstens den Südwesten des sächsischen Gebiets hielt und von da das Land zurückeroberte; der auch der Erzieher seines Volkes wurde und mit zahlreichen eignen Arbeiten einen neuen einheitlich sächsischen Sprachstil und in ihm ein neues, uns freilich kaum

noch berührendes Schrifttum schuf. In seiner Sprachform sind dann auch die Denkmäler der alten Dichtung zumeist erhalten. Und so erklären sich zugleich Zusammensetzung und Ton mancher alter Gedichte (S. 148ff.).

2. Quellen

1. Caedmon. Beda 'war auch in angelsächsischer Dichtung bewandert', und er 'sang' auf seinem letzten Lager (735) Verse vom Klugwerden des Sterbenden. Dies buchmäßige Bewahren, wenn auch noch halb zufällig, ist etwas Neues gegenüber dem volksmäßigen Vortrage volksmäßiger Verse durch Aldhelm, auch gegenüber dem Einritzen von Runen. Beda erzählt es, etwa fur die Zeit der Landung Theodors und Hadrians, in einer außerordentlich wahren und schönen Legende von Caedmon, dem Hirten des Klosters Whitby in Northumberland, der das, was ihm aus der Heiligen Schrift vorgetragen war, nach kurzem in schönsten Versen seiner anglischen Sprache wiedergab und so, daß es ihm niemand in heiligen Gedichten gleichtun konnte. Die Gabe kam von Gott, und nur Göttliches konnte er singen, hatte auch die Kunst in seinem weltlichen Stande niemals gelernt. Darum verließ er auch bisweilen, wenn man an der Tafel zum Vergnügen der Reihe nach singen sollte und er die Harfe an sich kommen sah, die fröhliche Gesellschaft und ging heim. Aber einmal hatte er dann in seinem Stalle einen Traum, und eine Stimme gebot: 'Singe!', und auf Einwand und Frage: 'Von der Schöpfung!' Und er sang den Hymnus, der bis heute unter seinem Namen geht. (Beda sagt auch von sich, daß er als Übersetzer im Lateinischen nur den Sinn wiedergeben könne, nicht den Gang der Worte: es sei unmöglich, Gedichte, noch so schöne, von einer Sprache in die andre hinüberzusetzen ohne Schaden an Schönheit und Wert.) Caedmon aber wußte, als er erwachte, noch alles, was er im Schlafe gesungen hatte, und machte ebenso noch viele andre Gedichte Gott zu Ehren.

So entstehen dann auch nach Vorübersetzung Caedmons biblische Epen, die ein Hauptstück des erhaltenen angelsächsischen Schrifttums ausmachen und die Ahnen unsres deutschen Heliand werden sollten (Bd. II).

2. Beowulf. Sie sind aber zugleich die letzten Vorstufen, die nun auch den weltlichen Stoff aus der Kürze des freien mündlichen Vortrages zu den Möglichkeiten des breiten Buchepos führen, und bis ins 12. Jahrhundert hinein ist einzig von den Engländern dieser Schritt getan: im Beowulf, der vielleicht zu Aldhelms Lebzeiten wahrscheinlich im anglischen Nordengland entstanden ist und seinen Vorbedingungen gemäß durchaus geistlich-weltliche Art hat, indem er Demokratisch-Christliches und Aristokratisch-Germanisches sich in höfischer Luft durchdringen läßt. Es ist zugleich das einzige auf uns gekommene Werk seiner Gattung; wir haben daneben nur Bruchstücke.

Es läßt sich denken, daß der Durchgang durch christlich-antike Bildung dem heidnisch-heroischen Stoffe vieles gegeben und genommen hat. Gegeben trotz tiefer Andersartigkeit vor allem jene epische Form und Breite Vergils

und dahinter Homers, die ja erst der Schreib- und Lesekunst möglich wird und aus zwei kurzen Liedern mit Hilfe schon seiner allgegenwärtigen Kunst wiederholender Satz- und Wortvariation (s. z. B. S. 156), mit Hilfe verweilender Überleitungen und Schilderungen höfischen Lebens oder düsterer Landschaft, mit Rück- und Vorblicken, Weisheiten, Reden und sachlichen Einlagen, auch vergilisch-homerischen Aufbaukünsten ein Gedicht von fast 3200 Langversen erdehnt; gegeben auch bei aller verschwenderischen Kenntnis der alten angelsächsischen Heldenüberlieferung und aller Liebe zu ihr einen frommen christlichen Sinn und damit eine gerührte Weiche und Ergebenheit, die seine ganze höfisch-heldische Welt hinfällig erscheinen läßt. Genommen ist die Einheit der Fabel zugunsten einer Art zweigipfliger Lebensgeschichte und der freie, in Eins faßliche Vortrag zur Harfe, in freierem Verse, ohne Überstilisierung des Geschehenden; das gleichebnige Miterleben ohne die Seelenkünste der Umstellung, des Rückblicks und archäologischer Aufbauten; genommen die Größe seelischer Kämpfe, die Aufgipflung in kurzen Wechselgesprächen, die männliche Härte, die der eignen Ehre, nicht höfischen Edelmuts und nicht, wie Beowulf, des Nutzens für ein Vaterland gedenkt, sogar für ein eingefühltes, fremdes, das dänische.

Die märchenhafte Grundfabel des Epos, die Kämpfe seines gautischen (götländischen) Helden mit dem Wassertroll Grendel und dessen Mutter, der in Leire auf Seeland die dänische Königshalle Heorot heimsucht, und dann nach fünfzig Jahren den Drachenkampf in der gautischen Heimat, beides so gut wie ganz ohne kenntliche Verwandtschaft mit der sonstigen germanischen Heldendichtung, können wir als dänisch und gautisch beiseite lassen. Wohl aber gehen uns die aus den überall ausgestreuten Namenbeziehungen hervortauchenden Einlagen an, da sie fränkische, friesische, festland-anglische, langobardische Helden behandeln, wenn auch nur berichtend und in einem ihrer Hintergründigkeit und der Flimmertechnik der Variationen entsprechenden Halbdunkel.

3. Waldere. Was wir sonst von angelsächsischem Epos haben, sind zwei Bruchstücke 10./11. Jahrhunderts, Szenen breiter episodischer Reden aus dem 'Waldere' enthaltend, der wohl erst dem 10. Jahrhundert angehört, ebenfalls christlich gestimmt ist und außer der Kunst der geistlichen Epen auch die der Elegien voraussetzt. Es ist der Stoff des Walther vom Wasgenstein, aus Deutschland herübergetragen, und wir haben längst noch nicht alles Erforderliche beisammen, um ihn beurteilen zu können (Kap. IX. 9. 4).

4. Finnsburg. Ein Teilchen der weltlichen Wurzel des angelsächsischen Epos, nämlich des Heldenliedes, haben wir einzig an den Bruchstücken des Liedes von Hengests Rache, und das läßt dann außerdem auch der Beowulfdichter von einem Sänger zur Harfe vortragen. Aber so breit ist in den Bruchstücken schon die Anlage, daß es besondrer Überlegung und Stilvergleichung bedurft hat, um über den Liedcharakter klarzuwerden; und es ist, wie der Beowulf selbst, so ohne kenntliche Stoffverwandtschaften und sogar in den

englischen Überlieferungsverhältnissen so schwer zu verankern, daß schließlich fast mehr Fragen als Antworten übrigbleiben.

5. Weitfahrt und die Königslisten. Wie ein geistlicher Verfasser im Beowulf den Sänger auftreten läßt, so geschieht es auch in dem Gedicht vom Sänger Widsith, 'Weitfahrt', der freilich keine Spur einer Szene erhält und nur mit ein paar Versen vorgestellt wird: 'Weitfahrt sprach, entschloß den Schatz seiner Worte, er, der am meisten von allen Männern die Lande durchreiste. Er empfing in den Hallen manches herrliche Kleinod. Er stammte von den Myrgingen (an der Eider). Er war es, der zuerst mit Ealhhild, der lieben Friedeweberin, das Heim des bösen Eormanric von Osten, von Angeln her aufsuchte. Er begann zu sprechen' — und er spricht nun alles Übrige, 125 Verse, bis auf die Schlußbetrachtung des Dichters, die den Wert des Sängers preist und dann wehmütig ausklingt.

Was aber Weitfahrt spricht, sind (im Gegensatze zu dem Sänger im Beowulf) drei, man muß sagen wissenschaftliche Listen von Herrschern, von Völkern, von Helden, jede in sich formelhaft immer wieder gleichlautend, kaum einmal von einer Zutat durchbrochen:

> Ätla waltete der Hunnen, Eormanric der Goten,
> Becca der Baningen, der Burgunden Gifica usw.;
>
> Ich war bei den Hunnen und bei den Hreidgoten,
> Mit Schweden und Gauten und mit Süd-Dänen usw.;
>
> Hedca besuchte ich und Beadeca und die Harlungen usw.

Aber umrahmt ist das und von einander getrennt durch ausmalende, Persönliches sagende Stücke.

Die Heldenliste reicht mit den Ostgotenkönigen Eastgota und Unwen ins 3. Jahrhundert zurück, der Jüngste in der Herrscherliste ist der 534 gestorbene Merovinger Theuderich (Wolfdietrich): das ist unsere älteste germanische Germanenkunde, feierlich ehrwürdig in ihrer Kindlichkeit, die gleich den alten Stammbäumen Ort und Jahr nicht zu kennen scheint, eben zeitgebundene 'Wissenschaftsverse', unserm Geistlichen noch in mündlicher Überlieferung zugekommen, entsprechend wohl auch gewandelt und vielleicht im einzelnen ergänzt.

Die Völker- zeigt im Gegensatz zur Herrscherliste bereits Buchwissen: die auf den Angaben des Tacitus beruhende sog. 'Fränkische Völkertafel' von etwa 520, dazu auch die erdkundliche Einleitung, die Alfred von Westsachsen (S. 145) seiner Übersetzung der christlichen Weltgeschichte des Orosius voranstellte, ist hier phantastisch mitbenutzt, und so wird diese Liste, aber auch die Zusammensetzung all dieser Listen und sonstigen Bestandteile zu einem Gedichte kaum vor 900 gemacht sein. Dabei zeigt die Art der Bearbeitung, daß wir eine natürliche Reihenfolge der Namen nicht erwarten dürfen.

Nimmt man an, daß Alexander der Große, der als zweiter Herrscher, noch vor Beginn der eigentlichen Herrscherliste neben all den Germanen genannt

ist, auch aus Alfreds Orosius stammt, so wird man folgern, daß es der Verfasser der Völkerliste war, der diese Verse schrieb, und da sie zu der Einleitungsrede Weitfahrts gehören, auch das ganze Gedicht verfaßte, und zwar ebenfalls kaum vor 900 und in Westsachsen: weil noch vor Alexander als erster und bester aller Herrscher ein alter König Hwala genannt ist, und der erscheint zuerst zu König Alfreds Zeit in einer den angelsächsischen Annalen zum Jahre 855 eingefügten Liste der westsächsischen Könige als Enkel Noahs und überbietet alles, auch Alexander, an ehrwürdigem Alter.

Alle diese Listenverse vermitteln in echt angelsächsischer Weise fast nur Namen, aber schon durch sie ergeben sich, wenn auch viele unbekannte darunter sind, an allen Ecken und Enden der germanischen Heldendichtung Möglichkeiten örtlichen und zeitlichen Einreihens, die Weitfahrt hoch über seinen englischen Wert erheben.

Aber auch diese Verse haben bei den Angelsachsen noch Vorstufen der Einfachheit in den Stammtafeln ihrer Könige. Da steht z. B. in der ostanglischen jenes (S. 62f.)

Tyttla Wuffing (T. Sohn des Wuffa)
Wuffa Wehing,
Wehha Wilhelming usw.

Hier fanden wir den Zweitakter durch den Inhalt gegeben, und den Stabreim, wenn er schon da ist, durch die Namen, und man könnte fragen, ob das überhaupt Vers oder Prosa sei, so sehr wächst der germanische Vers aus der Natur. Vor der Verchristlichung hatten diese Tafeln Woden als ältestes Glied, und sie führen bei den ostanglischen Merciern bis ins 3./4. Jahrhundert empor, sind also in ihren Anfängen Zeitgenossen der ältesten anglischen Runen und sind weit einfacher und urtümlicher noch als die Tuistotafel (S. 85). Aber auch die angelsächsischen Königslisten sind dann fortgebildet, z. B. hat man aus der ältesten Überlieferung der westsächsischen in den Annalen zum Jahre 552 Langzeilen herausgelesen:

Giwis Wiging, Wig Freawining,
(Giwis Sohn des Wig, Wig Sohn des Freawine)
Freawine Fridhugaring, Fridhugar Bronding,
Brond Bældæging, Bældæg Wodening,

und über allen steht dann Woden. Hier ist das Gesetz der Stablosigkeit vierter Hebungen bereits ganz durchgeführt.

Anders als mit den Herrscher-, Völker- und Heldenlisten des Weitfahrt ist es mit ihren schon durch Versbau und Stil abgesetzten Schlußausweitungen. Zwischen der zweiten und dritten erzählt Weitfahrt, wie er von Eormanric (für die Geleitung der Ealhhild) einen herrlichen Ring erhielt und an Eadgils den Myrgingenkonig gegen 'Landrecht' weitergab, und wie ihm Ealhhild, Eadwin-Audoins Tochter (ebenfalls an Eormanrics Hofe) als Dank für die Geleitung einen zweiten gab. Daran schließt sich: wie ihr Lob durch die Lande ging

und wie kluge Männer den Gesang belobten, wenn er und Schilling ihn erhoben. 'Von da an zog ich durch das ganze Gotenland, suchte immer die besten Gefährten: das war das Ingesinde Eormanrics', und dann folgt die große Heldenliste. Durch den Namen Eormanric aber ist dies ganze Zwischenstück zusammengehalten.

Entsprechend wird es auch mit den Versen zwischen den beiden ersten Listen sein, d. h. die verweilenden Berichte von Offa und Ingeld gehören ebenfalls nicht zu den Listen, sondern sind Eigentum des letzten Dichters, der dem Sänger auch den sprechenden Namen gab, und lassen uns etwas tiefer in die Dichtungskenntnisse seiner eignen Zeit schauen.

6. Sängers Trost. Nur einmal wird die schönste und eigenste angelsächsische Dichtgattung, die Elegie, zur Quelle für uns, in 'Sängers Trost'. Freilich ist es da noch nicht wie sonst der ungemischt süße Hauch der gekelterten Seele, besonders der fraulichen, der uns hinnimmt, sondern der Sänger spricht von den Leiden alter Dichtungshelden, Wielands und der Tochter Nidhads, Dietrichs und der Helden Ermanrichs, und tröstet sich strophenweis jedesmal mit dem Kehrverse 'Das ging vorüber, dies wird auch vorübergehn'. Erst am Schlusse ladet es weiter aus und löst sich: Ich weiß, daß Gott der Herr das Geschick in Händen hält. Das will ich für mich sagen, daß ich einst lange der Sänger der Heodeninge war, ich, Deor, bis Heorrenda der Liedkundige, das Amt empfing. — Das ist zugleich die kostbarste Bezeugung der wenig bezeugten Hildedichtung innerhalb unseres Kudrunepos, denn Hilde wird die Gattin des Hedin (= Hetel), und sein Sänger ist Heorrenda (= Horand). Aber der Kehrvers paßt nun nicht mehr und gibt zusammen mit der Aufschwellung der letzten Strophe dem Ganzen etwas Frostig-Verstandesmäßiges: es ist die englische Sagenkenntnis, die wir auch in Beowulf und Weitfahrt angetroffen haben, der die alten Namen schon wieder Stoff geworden sind für gelehrte Arbeit, für kennerisches Genießen, für Wonne der Wehmut; eine Entwicklung, wie wir sie auch auf dem christlich gewordenen Island, wiewohl in andern Bahnen, erkennen können.

3. Hygelac

Gehen wir nun auf die durch diese Quellen bezeugten Dichtungen ein, soweit sie zu unserm deutschen Bereich Beziehung haben, so finden wir als erste die von Hygelac im Beowulf: sie läßt sich mit den Merovingern verknüpfen.

Gregor von Tours erzählt: die Dänen unter ihrem König Chochilaicus (angelsächsisch Hygelac, deutsch Hugileich) fielen in einen fränkischen Gau ein, heerten und raubten. (Nach dem 'Buch der Frankengeschichte' war es der Hattuariergau, in der Umgegend von Xanten.) Schon hatten sie ihre Schiffe mit Gefangenen und sonstiger Beute gefüllt, nur der König war noch am Strande, bis sie die See gewonnen hätten. Da kam, von seinem Vater

Theuderich geschickt, der Merovinger Theudebert mit einem Heere, erlegte den König, schlug die Dänen in einer Seeschlacht und gewann alles Geraubte zurück. Das war vor 525, und es ist reine geschichtliche Erzählung ohne Dichtansatz.

Das schon (S. 133) benutzte 'Buch über verschiedene Arten von Ungeheuern' weiß zu Anfang des 8. Jahrhunderts, der Getenkönig Hugilaicus sei so gewaltig gewesen, daß ihn schon mit zwölf Jahren kein Pferd mehr habe tragen können; sein riesenmaßiges Grab konnte man auf einer Insel bei der Rheinmündung sehen.

In diesem Falle nun erblicken wir das Ereignis auch einmal von der andern Seite her, und zwar dichterisch:

Nach dem Beowulf wäre Hygelac Gautenkönig gewesen und sein Raubzug in friesisches Land ergangen. Friesen und hattuarische Franken sind seine Gegner. Hygelac fällt bei Verteidigung der Beute, sein Leib bleibt in der Gewalt der Franken, mit ihm seine Waffen und besonders der kostbare, von Erinnerung geweihte Halsring; denn die Seinen sind gefallen. Da tut sich der junge Gaute Beowulf hervor, indem der den fränkischen Kämpen, der doch wohl den König erlegt hatte — da er nun jenen Ring trägt — in seinen furchtbaren Fäusten erdrückt und seines Schwertes beraubt. Dann erreicht er, über das Nordmeer schwimmend, mit dreißig eroberten Brünnen beladen, das rettende Land.

Es ist schön und bezeichnend, daß, wie im Nibelungenliede, gerade die Niederlage in ihrer Verkehrung das verklärende tragische Gedicht aufblühen läßt, das nun die Heerfahrt, den Tod des Königs, die Seeschlacht liedhaft in eins zusammenfaßt, so daß nur noch die epischen Wechselnamen Friesen, Franken, Hattuarier, dazu der Meroving die einzelnen geschichtlichen Teilnehmer der verschiedenen Kämpfe erkennen lassen. Der König, der allein den Rückzug der Seinen deckt; der Tote schmachvoll geraubt, aber von dem jugendlichen Helden alsbald gerächt, in eben dem Handkampfe, in dem ihm das Ungeheuer Grendel unterliegen mußte; das Kleinod zurückgewonnen; am Schlusse der sieghafte Hohn des Entkommens mit den Brunnen und dies übermenschliche Schwimmen, abermals bezeichnend, da der Held es auch in seinem Hauptkampfe mit Grendels Mutter bewährt hatte. Alles vielleicht überhöht zu denken durch machtvolle Trutzworte, die rings die Herzen der trauernden Hörer schwellen lassen: des Königs gegen die einbrechende Übermacht; Beowulfs, als er grade in den Brünnen und dem Schwerte des besiegten fränkischen Vorkämpfers die Zeichen des doch und doch errungenen Sieges davonführt. Dazu verknüpfend der Ring: Beowulf hat ihn von der Dänenkönigin zum Lohn für die Erlegung Grendels erhalten, er schenkt ihn seiner Herrin, sie gibt ihn an ihren Gatten Hygelac, Hygelac verliert ihn an seinen fränkischen Besieger, der aber kann ihn nicht seinem Könige bringen: Beowulf gewinnt ihn wieder und gibt ihn an Hygelacs Witwe zurück: es wird eine besondere Bewandtnis mit ihm haben, wie mit dem Brisingenhalsschmuck (Kap. IX. 9. 5),

dem das Epos ihn vergleicht, oder dem Ringe der Ealhhild bei Widsith oder, was uns näher liegt, dem Nibelungenringe, der jedem Besitzer Fluch bringt. Doch solche verknüpfenden Züge führen schon über das Einzellied hinaus ins Epische. Wir wollen aber auch nicht vergessen, daß die Verdopplung der Ansicht des Stoffes, den wir nicht nur mit den Augen des Dichters, sondern auch mit denen der Sprecher von uns hinzugedachter Worte haben sehen lassen, daß diese Zweiseitigkeit, die beim germanischen Heldenliede die Regel wird, eben nur vermutet ist in einem vermuteten Liede.

Im übrigen gehört es uns nicht: friesisch-fränkisch ist hier nur der Feind, der seinerseits diese Ereignisse nicht dichterisch gefaßt hat, vielmehr seinen König im Helden der Wolfdietrichdichtung (Kap. IX. 9. 3) aufgehen ließ. So mag es wegen der Erkenntnismöglichkeiten, die es enthält, hier eingefügt bleiben.

4. Offa

Die älteste unter den festländischen Dichtungen, die Weitfahrt und Beowulf aufzubauen gestatten, ist die von einem Angelnkönige Offa des 4. Jahrhunderts, der also noch die Sprache des Horns von Gallehus sprach und vielleicht der älteste deutsche Liedheld ist, von dem wir wissen. Noch ein halber Knabe, mit seinem einzigen Schwerte, also wohl im Zweikampf, gewann er das größte Königreich. Er setzte die Grenze gegen die Myrgingen und Swaefen (Schwaben) an der Eider fest, und beide Völker hielten sie inne. So berichtet Weitfahrt sozusagen geschichtlich. Der Beowulfdichter nennt Offa Sohn des Garmund, den besten der Männer zwischen beiden Meeren.

Er kennt auch noch einen zweiten Stoff: Offa bändigt ein brünhildenhaft sprödes und grausames Weib zu einer königlich milden Gattin.

Vielleicht, daß er ein nachgeborenes Kind war (wie in der späteren dänischen Überlieferung), auf dem alle Hoffnungen der Seinen ruhten: die jüngere Dichtung läßt ja den Vater greis und blind sein und angstvoll auf den Klang des Schwertes lauschen, bereit, sich in die Fluten zu stürzen. Denn nun geht der Zweikampf auf einer Insel des Stromes vor sich, ist ein 'Holmgang'. Auch sonst ist umgestaltet, z. B. aus dem Kinde ein 'Aschenlieger' geworden, stumm und einfältig, der erst im entscheidenden Augenblicke zum Helden erwacht, ohne Zusammenklang mit jenem Gewaltweibe, das doch wohl dem jungen Helden gegeben war. Dazu kommen andre reiche Ausschmückungen, auch schwachmütige Erweichungen. Doch das ist späteres englisches und dänisches Um- und Weiterdichten, und besonders ist bei den Dänen alles auf den neuen nationalen Gegensatz zu den Sachsen (Deutschen) abgestellt. Eingedeutscht ist die Dichtung erst wieder in Uhlands 'Blindem König', und ihre ursprüngliche Gestalt können wir einstweilen nur etwa im Lichte des Chlotachar-Liedes sehen: ein eben erst aus der Geschichte erwachsender Einzelkampf, der in der Szenerie am Flusse Ähnlichkeit hat und auch schon erste Sonderzüge aufweist. Von Wechselworten hören wir nichts.

5. Ingeld

Weitfahrt und Beowulf berichten auch gemeinsam über Kämpfe zwischen Dänen und Heathobearden, deutsch Hadubarden. Das ist ein epischer 'Prunkname' für die Langobarden (in dem bei der Zusammensetzung das Mittelglied ausgefallen ist) und bedeutet Kampfbarden. Der Kurzname Barden findet sich schon am Wege des Stammes durch Jütland in Barderup und Bardesholm, aber auch in England (Beardingaleah, Beardeneu), und er galt insbesondere für die um Bardanwich-Bardowiek an der Elbe Zurückgebliebenen weiter, als die Hauptmasse, in der Geschichte schon seit der Zeitwende als Langobarden bekannt, nach dem Süden zog (S. 79). Für Weitfahrt haben beide Völker nichts mehr miteinander zu tun, und der Beowulf kennt nur Hadubarden.

Von ihnen also singt ein Lied, das wir an Inhalt und Aufbau nach den beiden Berichten — im Beowulf hat er die Gestalt eines Zukunftsblicks — zusammensetzen können.

Die Hadubarden sind von den Dänen geschlagen, und deren alter König Hrodgar vermählt seine Tochter Freawaru mit dem Hadubardenkönig Ingeld, um so die alten Fehden beizulegen. Aber die dänischen Mannen, die der jungen Königin in die neue Heimat folgen, tragen prahlerisch die Waffen, die ihre Väter den Hadubarden abgewonnen haben. Immer wieder reizt ein alter Kämpe aus jener Zeit zur Rache, bis ein junger den Mörder seines Vaters in der fremden Schar erschlägt. Dafür fällt dann wieder ein Hadubarde, und nun wallt auch Ingeld auf, die Liebe zu seinem Weibe muß der Rachepflicht weichen. Der zu genügen, zieht er mit den Seinen gegen die Dänen, und ihre Königshalle Heorot (S. 147) geht in Flammen auf, aber er erliegt.

In der Weiterdichtung der Dänen ist der alte Krieger der Nationalheld Starkad. Nur einmal braucht er seine wilde Schmäh- und Hetzrede zu halten, und Ingeld selbst ist es, der alsbald zur Rache greift. Vielleicht steckt darin das Ursprünglichere. Dann wäre zwar das Rachethema, das wir hier zuerst im Heldenliede den Kern bilden sehen, und der tragische Schluß, der der Gattung mehr und mehr erforderlich wird, bereits vorhanden gewesen, der Pflichtenkampf in der Seele des Helden aber, der Mittelpunkt und Wende zugleich ist und den Schluß als Vergeltung erscheinen läßt, er wäre erst ausmalend hinzugefügt: solche tragischen Seelenkämpfe wurden das Hochziel des Heldenliedes.

Die Ereignisse würden, wenn wir nach dem Beowulf datieren, in die Zeit um 500 fallen. Daß die Barden, wenn sie auch an der sudlichen Ostseeküste saßen, von dort aus Seeland bekämpfen konnten, ist gut denkbar. Von solchen Kämpfen konnten auch die langobardischen Einwanderer Kunde nach England tragen, die jene Ortsnamen gaben.

6. Ealhhild und die Langobarden

Eine üppige Erfindung des letzten Dichters scheint die Rahmenerzählung Weitfahrts zu sein, die oben (S. 149f.) mitgeteilt ist. Daß der Sänger eines

Königs, der eigentlich ein sagenhafter alter Schwede ist, wie ein Vorfahr von Werbel und Swemmel im Nibelungenliede, dem furchtbaren Tyrannen des fernen Ostens eine Königstochter zuführt, noch dazu eine Schwester des gepriesenen Langobarden Älfwine-Alboin, und daß er von beiden mit Ringen beschenkt wird, von Eormanric mit einem von 600 'Schätzen' Goldes, das übersteigert nicht nur die Gaben Gunthers und Alboins, von denen vorher die Rede war, es häuft vielmehr die höchsten spielmännischen Herrlichkeiten der fernsten erreichbaren Zeiten und Länder unverschämt und wunderbar auf dem eignen abenteuerumwitterten Haupte. Aber die großartige Tat des Zusammenführens der beiden höchsten Könige, die doch durch Jahrhunderte getrennt waren, hindert den Helden nicht, dem kleinen Könige daheim seine Treue darzutun und ihm die 600 'Schätze' Gold gegen nichts als die Zusicherung seines Vatererbes zu überreichen. Ein solcher Mann kann solche ungeheuren Kenntnisse ausbreiten und sie nebst sich selbst in den Schlußworten würdevoll empfehlen.

Nach Weitfahrts Meinung wären auch noch andre Langobarden mit Eormanric verbunden gewesen: Ägelmund, der ihnen als ihr erster König galt und dem Goten vielleicht als Bulgaren-(Hunnen-?)Bekämpfer zugesellt wurde. Paulus Diaconus, sein Geschichtschreiber, erzählt, daß er erlag und fiel, indes seine einzige Tochter in Gefangenschaft geschleppt wurde.

In demselben Verse ist Eadwin-Audoin genannt, der Vater Älfwines und Ealhhilds, die der Dichter über die Jahrhunderte hinweg so abenteuerlich mit Eormanric verknüpfte. Und der Völkerkatalog bringt auch ohne inneren Zusammenhang den Namen der Langobarden.

7. Finnsburg

Der Friesenkönig Finn ist mit Hildeburh, der Schwester Hnäfs des Hokings verheiratet, und sie haben einen erwachsenen Sohn. In Finns Halle ist mit Hnäf eine ausgewählte, fast königliche Reckenschar aus dem Dänenlande eingeschlossen. Schon die Fülle ihrer Namen scheint den Rahmen eines Liedes zu sprengen, dem Epos zuzustreben, zumal sie außer ihrem etwa anderweitigen Ruhm nichts mitbringen. Wir wissen nicht, um was sich der Streit gedreht hat. Das Bruchstück, einsam überliefert wie unser Hildebrandlied, beginnt ohne Zusammenhang mit dem Rest einer Frage und der Antwort des 'kampfjungen Königs': 'Weder tagt es im Osten, noch fliegt ein Drache, noch brennen die Hörner dieser Halle'. (Es ist Waffenglanz aus dem Dunkel:) 'Sie bringen Überfall, die Vögel krächzen, es heulen die Wölfe, die Grauwämser, es lärmen die Kampfstangen, Schild antwortet dem Schaft. Nun scheint des Mondes Glanz unter den Wolken, nun erheben sich Wehetaten..'. Und er ruft die Seinen auf. Sie wappnen sich. Ein jugendlicher Held Garulf, vielleicht Finns Sohn, findet im Angriff auf ein Tor der Halle unter Sigeferds Hand den Tod, aber fünf Tage wird gekämpft, ehe einer der Eingeschlossenen fällt. Dann

hakt in die Verse des Bruchstücks der Bericht des Beowulf ein: Finns Gemahlin Hildeburh hatte nach diesem Kampfe Sohn und Bruder, Garulf und Hnäf, zugleich zu bejammern. Hnäfs Nachfolger als Führer, Hengest, kann mit Finn einen Sühnevertrag schließen: Friesen und Dänen sollen die Halle und die Gaben des Königs teilen, niemand darf mit einem Worte an das Geschehene erinnern. Das erträgt Hengest den Winter über. Aber als der Frühling kommt, denkt er weniger der Heimat und der Seereise als der Rache, und sie findet in gewichtigem Gegensatze zu den meisten andern Liedern, in denen ja mächtige Worte den Gipfel auszumachen pflegen, ohne sie den Weg: Hun legt ihm schweigend das Schwert Hnäfs in den Schoß, das die Feinde schon kennen. Finn muß samt den Seinen mit dem Leben bezahlen, und die Königin wird mit all ihren Schätzen davongeführt.

Vieles an der Dichtung und ihrer Herkunft bleibt schon wegen der Art ihres Erzählens zweifelhaft — die einzige klare Verwandtschaft scheint die des Ingeldliedes —, aber der innerste Lebenspunkt, das stumm sprechende Schwert auf den Knien des brütenden Helden, ist in all seiner sinnbildlichen Gewalt gerettet, und das Epos hat nach seiner Weise prächtig geschmückt: die Bestattung der beiden Helden, die ergossene Klage der Hildeburh, die winterliche und die Frühlingssee, die Entführung, die das Ganze gefühlvoll schließt, wie es begonnen hatte.

Und dann wie eintönige Wogen, die sich über versunkenen Kämpfern geschlossen haben, die Worte Weitfahrts:

> Finn, Folkwalds Sohn, waltete über der Friesen Geschlecht . .
> Hnäf über die Hokingen ...
> Säferd über die Sycgen ...
> Hun über die Hätware (Hattuarier) .

und dazwischen immer unbekannte Namen. Sind hier und in den angelsächsischen Stammtafeln die Quellgebiete der scheingroßen Namenhäufung unseres Dichters zu suchen?

Aber auch in Alemannien kannte man im 8. Jahrhundert Huohhing und Nabi, d. i. Hoking und Hnäf, aber nicht als eine Person mit beigegebenem Herkunftsnamen, sondern als zwei, als Vater und Sohn, wie wenn Huohhing für sich ein Eigenname wäre. Man kannte also die Dichtung, und wir nahmen daraus das Recht, sie in aller Kürze mit zu betrachten, obgleich sie nur durch die friesischen Gegenspieler in unsern Kreis gehört.

8. Siegmund

Der letzte unsrer angelsächsischen Berichte, der des Beowulf über Siegmund, führt uns dann zu den nordisch deutschen Zeugnissen, zu unserm Nibelungenstoffe hinüber.

Als die Fürsten und Mannen, froh über Beowulfs Sieg, vom Grendelmoore heimreiten, stimmt ein Hofsänger aus dem Stegreif ein Preislied auf den Be-

freier an, das von ihm auf den hellen Vorzeithelden Siegmund und dann gegensätzlich auf den düsteren Tyrannen Heremod abschweifend und wieder zu Beowulf zurücklenkend einen doppelten Hintergrund für seine Verherrlichung gewinnt.

Danach hätte Siegmund der Wälsing, allein mit seinem Neffen Fitela als Notgestallen, viele unbekannte Heldentaten in fernen Landen vollbracht und viele vom Riesengeschlechte niedergeschlagen. Großen Nachruhm aber gewann er dadurch, daß er den Wurm getötet hatte, den Horthüter. 'Unter grauem Steine wagte das Edelingskind allein die kühne Tat, Fitela war nicht bei ihm. Doch ihm glückte es, daß das Schwert durchwatete den fürchterlichen Wurm, so daß es in der Felswand stehen blieb, das herrliche Eisen. Der Drache starb des Mordes. Der furchtbare Held gewann, daß er des Ringschatzes gebrauchen konnte nach seinem Willen. Er belud das Seeboot, trug in den Schoß des Schiffes den glänzenden, Wälses Nachkomme. Der Wurm zerschmolz heiß. Er war der Recken berühmtester über alles Männervolk, der Kämpfenden Trost durch seine Heldentaten: davon hatte er Ruhm gewonnen, seitdem Heremods Kampfkraft hingeschwunden war'.

Aber der Drachenkampf gehörte doch vielmehr Siegfried an?

VI. Zeugnisse gotischer Dichtung in Deutschland

1. Die Goten

Die Angelsachsen halfen uns, manches, was wir aus den Trümmern der römischen und romanischen Welten des Südens und Westens hervorgesucht und erst einmal gröblich geordnet hatten, schon mit germanischem, wenn auch nicht eignem Stoffe zusammenmörteln. Sie hielten sich vielmehr ihrerseits an die Angeln des Festlandes, deren Schrifttum und Dichtkunst uns nun bereits als ein uralter fester Eckturm erscheint. An dieser Nordwestgrenze tritt auch endlich unser Deutschland in der Rolle des das Seine Dahinschenkenden auf, die es dann gegenüber dem Norden überschwänglich bewährt hat. Der Osten und Südosten bleibt noch offen wie die Grenze des alten Reiches.

Denn die gotische Schriftkultur ist nicht deutsch und nicht eine Vorstufe der deutschen. Das ergibt sich schon daraus, daß jene an die griechische, diese an die lateinische anschließt und des zum Zeichen jene das griechische Alphabet nachbildet, diese das lateinische übernimmt, also der englischen und nordischen weit näher verwandt ist; das westgotische Recht braucht den Übergang in lateinische Sprache und Schrift, um den Weg nach Deutschland zu finden. So kann uns auch die gotische Überlieferung mit Ausnahme der Runen keine deutsche bezeugen. Wohl aber dringt umgekehrt gotische Dichtung nach Deutschland, wird angeeignet und zum höchsten Eignen weitergebildet, erscheint dann also auch in unserm Buche.

Die Goten werden um die Zeit der Geburt Christi aus dem jetzt schwedischen Götaland, der Heimat Beowulfs, aufgebrochen und nach Gothiskanza, d. i. gutisc andja 'gotische Küste' gekommen sein, das wir uns im Weichselmündungsgebiet zu denken haben. Die Wanderung führt sie südöstlich über den ganzen Erdteil hinweg ans Schwarze Meer, wo wir sie dann als West- und Ostgoten finden. Ihre Reiche greifen nun bis zur Ostsee und den Karpathen aus. Um die Mitte des 3. Jahrhunderts waren die griechischen Küstenstädte, besonders Olbia (S. 112) und Tyras, bereits erobert, und nun konnte nach und neben den Raubzügen in die Mittelmeerwelt auch ein friedliches Einströmen südöstlicher griechischer, skythischer, sarmatischer, iranischer und andrer asiatischer Kulturgüter beginnen, das der gotischen Entwicklung einen raschen Auftrieb brachte. Einen Zeugen davon glaubten wir schon an dem Hörnerpaar von Gallehus zu erkennen (S. 112).

Die Bodenfunde, namentlich die der Feinschmiedekunst, haben mit überraschender Deutlichkeit gezeigt, welches die Wege dieser so befruchteten Gesittung gewesen sind, und wenn auch die wachsende Fülle und Buntheit der Funde, die rasch verfeinerte Untersuchung und Unterscheidung zu mancherlei Hilfsannahmen zwingt, so kann das doch die Erkenntnis nicht rauben, daß dies Gotenvolk, wie es das erste in der Schule des Altertums war, so auch das mächtigste in der Aneignung, Angleichung und Ausbreitung ihrer Güter wurde, vermutlich auch infolge seines eigenen Hochstandes, der sich namentlich in den Metallkünsten erkennen läßt. Und zwar lassen sich zwei zeitbestimmte Richtungen dieses Kulturstromes erkennen, eine nordwestliche durch Mitteldeutschland nach Skandinavien, eine westliche über Thüringen und südlicher nach Gallien und Spanien zu, die Ablenkung hervorgerufen durch den Einbruch der Hunnen im Jahre 375, der ja auch die Völker selbst auf den Westweg trieb. Gerade die Franken, die noch Nutznießer der versinkenden provinzialrömischen Gesittung gewesen waren, werden nun, nach dem Einfall der Westgoten, die Hauptträger der gotischen, und so stehen sich in merovingischer Zeit eine südwestliche und eine nordöstliche Kultur Europas, wenn auch vielfältig verwandt, doch gegenüber, und die südwestliche dringt von Süden und Westen über Donau und Rhein in das innere Deutschland vor. Von den märchenhaften, uns zugleich fremdartig und verwandt anblickenden Goldfunden an Geräten und Waffen, die auf diesen Wegen am hellsten in die Augen fallen mit ihren Feldern bunter Gesteine oder Gläser in kleinen Zellen aus Goldblechstreifen, mit Niello, Tauschierung, Filigran oder Flechtwerk verschlungener Tierleiber hat in unser Blickfeld bisher nur wenig hineingereicht: wir denken der goldnen Vogel- und Zikadenfibeln aus den Weimarer Gräbern, die uns gotisch schienen (S. 123f.), und der Kleinodien des Childerichgrabes von 481 mit dem fränkischen Kurzschwert, das doch gotisch mit Almandinen in Zellenfassung besetzt ist. In die lateinische Schriftwelt aber mündet diese Kunst oder mindestens ihr Einfluß auf den Buchdeckeln des Evangelienbuches, das die Langobardenkönigin Theudelinde der Kathedrale Johannes des Täufers in Monza widmete. Ist es denkbar, daß die Bringer dieser und vieler andrer greifbarer Dinge nicht auch von ihrem geistigen Besitze vermittelt haben sollten?

Es muß auf dem Gotenwege auch manche religiöse Vorstellung vorgerückt sein, manche Züge des Gottes Balder, auch Lokis, der wie Prometheus an den Kaukasus, so an den nordischen Weltabgrund gefesselt ist und mit seinem Zucken die Erdbeben hervorruft; so schließlich des Weltuntergangs durch Feuer statt durch die heimatechtere Kälte, wie ein altes Eddalied denkt. Auf diesem Wege kam auch, was für die erhaltene wie für die herstellbare deutsche Dichtung weit wichtiger ist, das arianische Christentum, das zur Zeit des Eintritts der Goten in die römische Welt die Staatsreligion war, dessen Märtyrer dann zur Zeit der kaiserlichen Unterdrückung Wulfila wurde. Und Wulfila, der kirchliche Führer seines Volkes wie nur einer der alten germa-

nischen Staatspriester bei Tacitus, gab mit der Bibel (und dem Gottesdienste) in gotischer Sprache seiner ganzen Völkerfamilie ein gemeinsames geistiges Band. Denn das Bibelwerk, unter den 'Kleingoten' des Balkans entstanden, ist uns im ostgotischen Italien erhalten worden, das Hauptstück, der 'Codex Argenteus', der Silberband, mit Silber und Gold auf dem kaiserlichen Purpur Pergament geschrieben, vielleicht in Ravenna selbst und auf Befehl Theoderichs des Großen, d. h. Dietrichs von Berne; und das Gotische, nach Jordanes mindestens auch die Sprache der Gepiden, nach Prokop, dem besonders zuverlässigen Geschichtschreiber der Kriege Kaiser Justinians im 6. Jahrhundert, die der Ostgermanen, reicht von Rußland über Italien, Gallien und Spanien bis zum vandalischen Afrika, ohne daß wirs in der Überlieferung irgend hinlänglich nach Ort und Zeit unterteilen könnten. Welch eine Kraft des Zusammenschweißens das für Christentum, Volk und Staat bedeutet, ermißt man leicht aus der Folgezeit. Aber wie bitter, wenn man dagegen gedenkt, daß das Deutsche sich niemals in der alten Kirche gegen das nun allgültig gewordene Latein hat durchsetzen können; daß es noch unter Karl dem Großen, mehr als 400 Jahre später, am Rande des Gottesdienstes steht; daß Übersetzungen der Bibel sich nur immer einzeln und in verschiedenen Mundarten an einzelne Bücher wagen, daß aber selbst in dieser katholischen Welt eine Reihe gotisch-arianischer Kirchenworte hat haften können.

Durch den Arianismus zuerst sind germanische Völker zu einem Christentum zusammengeschlossen, und es wird immer bewußter völkisch, je mehr die Kaiser und der alte Staat es verfolgen, sich auf den Katholizismus stellen und mit den alteingesessenen Katholiken der neuen germanischen Staaten Verbindungen suchen, die den vorhandenen Zwiespalt zwischen arianischen Germanen und katholischen Römern zerstörerisch aufreißen. Der Arianismus wird ein germanisches Christentum, schon indem er mit Ausnahme der Franken alle christlichen Germanenreiche der Völkerwanderungszeit ergreift; indem er sich, statt in die eine durch das alte Weltreich gegebne Allgemeinordnung vielmehr unter den Stammeskönigen in das Leben der einzelnen Staaten einfügt, indem er schließlich und hauptsächlich den natürlichen Verstand unserer Vorfahren nicht mit den hoffnungslosen Rechnungen der Dreieinigkeitslehre des Athanasius heimsucht, die 'in dem vollkommenen Widerspruch das heilige Privileg der Offenbarung' verlangt und so das Volk von dem kirchlichen Mittelpunkte ausschließt. Wulfila selbst bekennt mit eignen Worten als seinen Glauben, daß es nur einen Gott gibt, der allein ungezeugt und auch Gott unseres Gottes (Christi) ist; daß der Sohn ihm, seinem Gott und Vater, ähnlich ist nach den Aussagen der Schriften, aber in allem untertan und gehorsam, daß der Heilige Geist weder Gott noch Herr, sondern der treue Diener Christi, ihm nicht gleich, sondern in allem dem Sohne untertan und gehorsam ist. Man kehrt damit zu dem einfachen Schriftglauben zurück, und man spricht der Kirche das Recht ab, Fachbezeichnungen einzuführen, die der Bibel noch fremd sind.

Es liegt auf der Hand, daß so die Bedeutung der Übersetzung Wulfilas noch gesteigert wird: auf ihr ruht nun aller Glaube, sie gilt es zu erforschen und zu erfassen, auch im einzelnen; es braucht keine theologischen, es braucht nur Bibelkenntnisse, die jedem Leser oder Hörer offenstehen sollen, und wir sehen die Früchte davon in den Disputationen, von denen berichtet wird.

Wenn wir Salvian glauben dürfen (S. 130f.), stand das sittliche Leben der gotischen Arianer hoch über dem seiner gallischen Katholiken. Weltflucht und Wunder fanden, noch zum Ärger Gregors von Tours, keinen Anklang bei ihnen: der westgotische König Theodegisel z. B. erklärte ein Wasserwunder aus katholischer Schlauheit statt aus göttlicher Kraft, mußte freilich bald sterben, weil er das göttliche Geheimnis zu untersuchen gewagt. Und so konnte man den Arianern das Fehlen eigner Wundergabe vorhalten, mußte aber auch erkennen, daß ein Teil ihrer Anziehungskraft auf ihrer reineren Religiosität beruhe. Mannigfach sind die Zeugnisse religiöser Duldsamkeit, die so ganz im Gegensatz zu der römischen Bekehrungswut steht und ihre Grenze erst im Politischen findet: 'Lästere meinen Glauben nicht, wie ich deinen nicht lästere! Und zweierlei Glaube wird bei uns nicht als Verbrechen angesehen. Denn so heißt es bei uns im Sprichworte: Es schadet nicht, wenn man zwischen einem heidnischen Altar und einer Kirche hindurchgehend beiden seine Verehrung bezeugt'. So sagte der westgotische König Leuvigild zu Gregor von Tours. Dazu das für damals kaum faßliche Wort des großen Theoderich (mit Beziehung auf die Juden): 'Die Religion können wir ihnen nicht befehlen, weil niemand gezwungen werden kann, wider seinen Willen zu glauben'.

Indessen handelt es sich für uns um etwas andres als um einen Preis des arianischen Christentums, das, theologisch beurteilt, so tief unter dem katholischen stehe, das, ausgeschlossen von der weiteren gelehrten Verarbeitung, geistig verarmt und ohne rechte Wirkung auf den Geist seiner Bekenner geblieben sei, sondern es handelt sich darum, seine Bedeutung für die gotische und so dann für die germanische und deutsche Dichtung von unten auf zu erklären. Da gewann es bessere Reichtümer.

Erst jene Lösung Christi von Gott macht ihn zum Täter seiner Taten, zum Leider seiner Leiden; zu einem übermenschlich-menschlichen Helden, der kämpft, im Kampfe sich selbst überwindet und vollendet, wie nur ein Held unserer epischen Lieder. Er wird den germanischen Bibellesern und -hörern nach ihren Vergleichsmöglichkeiten ein Königssohn, der mit dem Vater die ehrfurchtheischende geheimnisvolle Weihe göttlichen Blutes teilt, wie es auch auf den menschlichen Herrscher von dem göttlichen Urahn durch alle Glieder der Stammtafel herabrollt, und er gehorcht dem Vater bis zu eigner Aufopferung, aber er ist auch seinerseits Herr eines ergebnen Waffenmeisters und Gefolgsmanns. Er läßt, alles in allem, dem Heldenliede wie dem Christentum selbst seinen Platz im Diesseits und gibt ihm ein neues Vorbild, indes die katholische Dreieinigkeitslehre des Athanasius den geschichtlichen Christus überhaupt einbüßt. Das ist zugleich jene Duldsamkeit, die nicht minder gegen-

über dem Heiden und der eignen heidnischen Vergangenheit gilt, wie denn auch die Priester, als wären es Götzendiener, Halsschmuck und Armring, aber nicht das geistliche Gewand tragen und weder Mönchtum noch Ehelosigkeit kennen. Dies alles bewirkt zusammen mit dem einen, ganz heimatlichen Staatskirchentum, daß die neuen christlich-religiösen und sittlichen Anschauungen in lebendiger Frömmigkeit unmittelbar auf denen der heidnischen Vorfahren weiterwachsen können und den Übergang von den vielen Göttern zu dem einen finden, so wie wirs im gotischen, dann auch im langobardischen und deutschen Heldenliede sehen: der Irmingott, den der alte Hildebrand so mit halb heidnischem, halb christlichem Namen anruft, ist ein kurzes, klares Zeugnis für dieses Zusammenwachsen, und es wäre vielleicht ohne den gotischen Einfluß nicht dahin gekommen, daß die heidnischen Götter in den erhaltenen germanischen Heldenliedern keine Rolle mehr spielen.

Der Siegeszug des Arianismus wurde, anders als der des gotischen Kunsthandwerks, in Frankreich zurückgeworfen durch die unendlich schicksalschwere, vom Deutschtum gesehen unselige katholische Taufe Chlodwigs, die das Vorzeichen wurde für den Übertritt auch der Langobarden und Westgoten. Beide haben den Verlust ihres Arianismus mit dem Verlust ihres Volkstums bezahlt: der religiöse Ausgleich mit den umwohnenden Romanen gab sie der Aufsaugung durch deren gewaltige Überzahl preis. 'An Rom sterben die Völker' sagt das Sprichwort. Davor waren die Franken, wo sie dicht siedelten und die Rückendeckung an Deutschland hatten, weit besser geschützt, aber sie hatten in der römischen Kirche ein schweres Erbe anzutreten (S. 130) und über den Rhein weiterzugeben: außer der sittlichen Minderwertigkeit der kirchlichen Spitzen und ihren ungeheuerlichen Ansprüchen an die menschliche Seele auch jenes 'Christentum zweiter Ordnung', das sich unterhalb der theologischen Lehre im Volke gebildet oder erhalten hatte, und namentlich jene verderbliche, nie überwundene Trennung der Deutschen in Lateiner und Nichtlateiner, Gebildete und Ungebildete, die auch sowohl Dichter wie Hörer in zwei Teile schied.

Von den politischen Geschicken der Goten spielen in ihre Heldenlieddichtung hinein (soweit sie uns noch erkennbar ist): zuerst, schon um 330, Kämpfe mit den Sarmaten, den iranischen, also indogermanischen Vorbesitzern der Ebnen des Ostens bis ans Schwarze Meer; dann mit den Hunnen; die Niederlage des Ostgotenkönigs Ermanarich vom Jahre 375, mit der die Unterwerfung seines Volkes unter hunnische Herrschaft besiegelt ist (indes die Westgoten, unter ihnen die Christen, im oströmischen Reiche Aufnahme finden und nach vielen Kämpfen in Griechenland und Italien zu Anfang des 5. Jahrhunderts ihr Königreich in Südgallien und Spanien errichten: S. 77, S. 130); das Zusammenleben unter dem furchtbaren Großherrn Attila, das die Dichtung mit eben diesem Namen 'Väterchen' kennzeichnet; der Sieg der Westgoten, Franken und 'Römer' über beide Völker in der katalaunischen Schlacht (bei Châlons) im Jahre 451; der Freiheitskampf der Germanen nach Attilas Tode

im Jahre 454, bei dem wieder die Ostgoten noch an der Seite der Hunnen stehen und der Attila-Sohn Ellac den Tod findet; die Eroberung Italiens durch Theoderich in den Jahren 489—93 und der Fall Odoakers, der 476 den letzten römischen Kaiser abgesetzt und mit seinen buntgemischten germanischen Scharen das Land beherrscht hatte.

Diese gotische Heldendichtung spiegelt sich in der deutschen wieder. Aber über das Heldenlied geht der erkennbare Einfluß gotischer Dichtung auf deutsche nicht hinaus. Das liegt gewiß großenteils daran, daß die meisten andern Dichtgattungen bei uns nicht mehr greifbar, nur nach andeutenden Zeugnissen zu erdenken sind: da können und sollen dann allerdings Berichte über gotische Entsprechungen als Beispiele, als Wegweiser für unsre Einbildungskraft dienen, besonders bei Preisliedern und Totenfeiern (S. 87, Kap. IX. 4), von denen wir seit Tacitus im Deutschen zunächst kaum mehr als Namen erhalten haben, aber auch für ein Maskenspiel wie das Gotikon = 'Gotische' (S. 23), für Wissensverse u. a.

2. Quellen

1. Römische. Der älteste unter unsern Gewährsmännern ist der syrische 'Grieche und ehemalige Soldat', hauptsächlich aber Staatsrömer Ammianus Marcellinus, der gegen Ende des 4. Jahrhunderts das Geschichtswerk des Tacitus fortsetzt, noch einmal im großen Stil und trotz oft gewaltsamer Sprachkünstelei bemüht, ehrlich der Wahrheit zu dienen. Seine Darstellung umfaßt gerade noch den Untergang des alten Gotenreiches im Jahre 375, seine eigne Gegenwart, und ist so besonders wertvoll.

Magnus Aurelius Cassiodorius Senator war um 480 in Bruttium geboren und starb erst im Jahre 575. Er war Kanzler Theoderichs und Träger seiner Politik der Vermittlung zwischen Germanen und Römern, die das Ostgotenreich so vor den Anfängen des langobardischen auszeichnet. Wir kennen diese Tätigkeit und die gotischen Verhältnisse gut und oft bis ins Einzelnste aus den zwölf Büchern seiner gesammelten Schreiben und Erlasse, der 'Variae'. Sein kostbarstes Werk aus dieser Zeit würde für uns die Gotengeschichte in 12 Büchern sein, die ihm Theoderich aufgegeben hatte, wenn sie uns erhalten wäre.

Um 540 oder wenig später zog er sich von Hof und Welt zurück: der Abend seines Lebens sollte den Wissenschaften und der Rettung ihrer Reste gewidmet sein. (Denn in der Tat scheint es nach dem Tode Theoderichs mit der senatorisch-heidnischen Literatur der Römer, und nach dem Gotenkriege, den Belagerungen und Drangsalierungen Roms mit selbständigem Hervorbringen überhaupt vorbei.) Kassiodors Plan einer 'Universität' mit Bibliothek in Rom, dem alten Mittelpunkt auch der Bücherwelt, hatte sich als unausführbar erwiesen, so machte er sich an einen Ersatz aus eigner Kraft. Er gründete im südlichsten Zipfel Italiens auf seinen heimatlichen Gütern ein Kloster, nach

den zugehörigen Fischteichen Vivarium, d. i. Weiher, genannt, ließ planmäßig von den Mönchen eine Bibliothek zusammenschreiben und gab dazu in einem besonderen Doppelwerke, dem 'Unterricht über geistliche und weltliche Bücher', gewissermaßen einen Studienplan. Natürlich ist Theologie die Hauptsache, das Wesentliche für uns aber ist, daß das weltliche Studium hier als Unterbau zugelassen und vollberechtigt ist: es folgen in der zweiten Abteilung sieben Kapitel über die sieben 'freien Künste', unter denen Grammatica und Rhetorica den Löwenanteil fordern. Bedeutsam ist für uns auch der bibliothekarische und philologische Geist, der aus dem Werke spricht. Denn es werden jeweils die im Kloster vorhandenen, z. T. mit großen Kosten beschafften und kostbar gebundenen Schriften in guter Ordnung aufgezählt und gekennzeichnet, so daß sich etwas wie eine Vorstufe zu literaturgeschichtlicher Darstellung und Anleitung zu Bibliotheksanlagen ergibt, wie sie auch der Wirklichkeit der dortigen Bibliothek entsprochen haben mag; dazu kommen dann Bemerkungen über das Studium. Ein Kapitel handelt gradezu von der Textkritik und gipfelt in dem denkwürdigen Satze, daß man durch Korrektur zu dem ursprünglichen Wortlaute suchen müsse zurückzufinden. Das gilt freilich zunächst nur für die Bibel: die Regeln sind nach dem Range der zu bearbeitenden Schriften verschieden, doch soll man annehmen, daß die Verfasser grammatische Fehler nicht gemacht haben. Wir hören ferner von Krankenpflege (wiederum mit Angabe der dazugehörigen Bücher) und körperlicher Arbeit. Die edelste körperliche Arbeit aber ist das Abschreiben der biblischen Bücher, und für sie werden besonders sorgfältige Anordnungen erlassen, auch Vorlagen für Rechtschreiben und Zeichensetzen hergestellt.

Es ist kaum auszudenken, welche Bedeutung dieses Einordnen und Heiligen des Schreibens in der Mönchsarbeit für die Welt gewonnen hat; das ist der Geist, der von den Schriften des Altertums das erhalten hat, was erhalten ist: erst von hier ist er in die Regel und die Klöster des Hl. Benedikt übergeflossen, hat sie erwärmt und zu Stätten der Humanität gemacht. Und noch heute geht ein vergilisch-theokritischer Idyllenhauch von der Schilderung Vivariums aus: von den Gärten am Fluß, von Fischbehältern und Badern und den holden Abgeschiedenheiten des Berges, wo man glücklich wie ein Einsiedler leben kann; anders als dann nach der harten Regel Kolumbans, des Iren.

In Kassiodor sehen wir den Anschluß des gotischen Geistes an den angelsächsischen vorbereitet: sein 'Unterricht' ist bestimmend geworden für die Auswahl der Bücher, die nach England und weiterhin nach Deutschland wanderten und somit für den Geist der Mission; sie bestimmte, wenn auch nicht Kassiodors Bibliothek selbst nach Bobbio kam, von dort aus den neuen Katholizismus der Langobarden und wirkte auf ihre deutschen Schuler; die Mailänder Bruchstücke der gotischen Bibel denken wir zuversichtlich auf diesem Wege nach Bobbio: daß Kassiodor in Vivarium auch diesen Text betreuen ließ, ist fast selbstverständlich. Auf der andern Seite aber vermittelt seine Schule die Überlieferungen des Altertums: er nennt in der Vorrede selbst als Vorbilder

seiner Schule die von Nisibis und Alexandrien. Bei alledem handelt es sich freilich nicht um germanische Dichtung, sondern um fremde Gelehrsamkeit, aber die war ja ausersehen, jene zu überwinden und unser geistiges Leben auf lange zu bestimmen. Dabei wollen wir nicht vergessen, daß unter der Wärme ihrer Humanität jenes Ineins von Antikem, Christlichem und Einheimischem, wie es die Angelsachsen drei Jahrhunderte zuvor als Höhe ihres Daseins erlebt hatten, bei uns noch um die Jahrtausendwende zustande kam, kurz vor der Sündflut von Cluny. So früh sind diese Entwicklungen schon angelegt, durch Theoderich den Goten und Kassiodor, den 'Gotenrömer'.

Die Berechtigung dieses Beinamens bestätigt ihm selbst der kurze Auszug aus seiner Gotengeschichte, den uns Jordanes hinterlassen hat. Jordanes war einer von den am Balkan unter byzantinischer Herrschaft zurückgebliebenen Ostgoten, nun — im Jahre 551 — bereits zu den Schriftstellern gehörig, deren heruntergekommenes Latein die Abschreiber zu verbessern versuchen. Schon der Titel 'Über Herkunft und Taten der Geten' verriete, wenn es der Verfasser nicht selbst bekennte, daß sein Heft von Kassiodors Werk abhängt, denn der hatte, um die gotische Geschichte in das höchste Altertum zurückführen, ihre Würde der der alten römischen gleichsetzen und so nach Theoderichs Wunsche dem Ausgleiche zwischen Römern und Goten dienen zu können, diese mit den skythischen Geten zusammengeworfen; übrigens auch mit den Amazonen. Er hatte ferner zu mehrerem Ruhme des königlichen Geschlechts der Amaler dieses durch sechzehn regierende und mit Taten versorgte Ahnen aus der Urzeit auf Athalarich, Theoderichs Schwiegersohn, herabsteigen lassen, und wenn auch die Namen größtenteils insofern echt sein werden als sie einer gotischen Stammtafel, gotischen Wissensversen entnommen sind, so sind sie doch auch ergänzt und mit Fabelwerk umgeben. In den Variae war die Königsliste schon einmal mit antik-rednerischen Ausschmückungen erschienen. Für die gotische Geschichte ist ja aber wichtiger, daß nach Abzug des aus schriftlichen griechisch-lateinischen Quellen Entnommenen ein deutlicher Rest volkstümlicher Überlieferung übrigbleibt, wie das Jordanes auch gelegentlich ausspricht. Wieweit das in seiner flüchtigen und ungleichmäßigen Auswahl Erhaltene und Zurechtgemachte ihm selbst, wieweit Kassiodor und seinen Vorlagen gehört, läßt sich keineswegs immer sagen; jedenfalls rühren nicht alle Ungleichmäßigkeiten und Widersprüche erst von ihm her.

Als zeitgenössisches Bild Theoderichs kommt die Lobrede des Bischofs Ennodius von 507 stark in Betracht, gehalten, nachdem sich der König grade dem Papst Symmachus und der römischen Kirche gnädig erwiesen hatte — wenn es nämlich gelingt, ihre künstlich dunklen Worte überhaupt zu verstehen und dann ihrem schon nicht mehr menschlichen Schmeichelschwulst etwas Förderliches für die Erkenntnis des Königs abzugewinnen.

Aus dieser beklemmend süßen Hofluft treten wir heraus in die gleichmütige Kritik eines Byzantiners, des sog. Johannes Antiochenus, in dessen zusammen-

gerafftem Geschichtswerk sich ein durch so viel scharfe Einzelheiten bewahrheiteter Bericht von der Ermordung Odoakers durch Theoderich findet, daß man ihm wohl oder übel den Vorzug geben wird vor den schonsamen Darstellungen der gotischen Geschichtschreiber. Ja, man könnte sagen, auf zwei handschriftlichen Bruchstücken beruhe die Möglichkeit, Dietrich von Berne mit einer leidlichen Gewähr aus dem Ostgotenkönige Theoderich herzuleiten: auf den Bruchstücken der Geschichte des besagten Johannes und denen des sog. Zweiten Anonymus Valesii, eines wenig freundlichen katholischen Geistlichen, der das uns Erhaltene kurz vor dem Tode des Königs (526) schrieb: ihm verdanken wir Nachricht über den Abfall des Feldherrn Tufa, der damit den Siegeslauf Theoderichs eine Weile schmerzlich hemmte. Übrigens meint auch dieser Anonymus, daß Theoderich dem Odoaker mit dem Mordstahl habe zuvorkommen müssen. Eine einzelne Nachricht ist es auch, die angeblich Dietrichs Bruder Diether in die Geschichte einreihen läßt: bei Kaiser Justinians Kanzler, dem trefflichen Chronisten Marcellinus comes.

2. Germanische Quellen, 1) Edda. Die ältesten germanisch-geschriebenen Nachrichten über Gotisches finden wir wiederum bei den Angelsachsen. Es sind aber mit Ausnahme der künstlichen Einreihung des schon zu einem mordbereiten Tyrannen gewordenen Ermanrich bei Weitfahrt, z. T. auch bei Deor (S. 148ff.) kaum mehr als zerstreute Nennungen, die freilich öfters eine frühe Kenntnis voraussetzen. Wir ziehen solche Einzelheiten nach Bedürfnis heran.

Ein volles gotisches Lied gewinnen wir dann, freilich in nordischer, aber als erstes in einer germanischen Sprache, an 'Ermanrichs Tod'. Um es recht einzuschätzen, muß man aber mancherlei Voraussetzungen wissen.

Das Lied steht als Hamdismal, Gedicht von Hamdir, in der Edda Sämunds. Das ist unsre ehrwürdigste und reichste Sammlung germanischer und damit auch ursprünglich deutscher Gedichte. Als Edda Sämunds bezeichnet sich der um 1260 entstandene Codex Regius, die wahrhaft 'Königliche Handschrift' in Kopenhagen, und sie setzt ihren Inhalt dadurch mit dem gelehrten Isländer in Verbindung, der seit dem letzten Viertel des 11. Jahrhunderts als erster südliche Gelehrsamkeit nach Island verpflanzte, indem er auf seinem Hofe Oddi eine hohe Schule errichtete. Indessen handelt es sich doch wohl nur um eine literarische Fabel: man hat dem berühmten Manne auch noch andre Werke zugeschrieben. Der Name Edda wird vielmehr der 'Jüngeren Edda' (S. 10) Snorri Sturlusons entlehnt sein, die, ein Lehrbuch der isländischen Dichtkunst, ihren Stoff und ihre Beispiele großenteils aus der älteren bezog, und zu seinen Lebzeiten, um 1230, wird die ältere Edda in ihre Anordnung gebracht sein: sie zerfällt in Götterlieder, darunter lehrhafte mit epischer Einkleidung, und Heldenlieder, die nach ihrem Inhalt möglichst zeitlich aneinander- oder bei parallelen Fassungen desselben Stoffes nebeneinandergereiht, z. T. mit prosaischen Gelenken verknupft sind und insbesondere die Geschichte der Nibelungen in wechselnden 'Romanzen', wie Anastasius Grün gesagt hätte, als Ganzes

überblicken lassen. Denn hier ist Gotisches, Burgundisch-Fränkisches, Isländisches, Norwegisches, Dänisches, Grönländisches aus den Zeiten der Völkerwanderung bis in die Gegenwart des Sammlers zusammengebracht, roh gerechnet 35 Nummern, denen England und Deutschland zusammen nur zwei (darunter kein Götterlied) entgegensetzen können: ein gewaltiger Reichtum, der allein es uns möglich macht, von germanischen Liedern in geschichtlichem Zusammenhange zu reden, geschenkt von den Nachkommen jener freiheitsstolzen Adelsbauern vom Ende des 9. Jahrhunderts, die es vorzogen, die norwegische Heimat zu verlassen und die entlegene Insel zu versuchen, statt sich unter das Joch des neuen Königtums zu beugen. Und wir bestaunen beglückt und dankbar die seelische Freiheit dieser Männer, denen die neue sowenig wie die alte Religion einen Fanatismus abgewinnen konnte: noch im 3. Jahrhundert nach Einführung des Christentums leben hier die Heidengötter unbesudelt im Spiele der Dichtung, aber Seelenfesseln legen auch sie niemand an, und den Heldenliedern liegt eine religiöse Bindung, es sei denn die an die strenge heldische Ehrenforderung, kaum minder fern.

Uns gehen hier die vier 'alten' Lieder an, die aus dem deutschen Süden übernommen sind: das Wielandlied, das alte Sigurdlied, das aber nur ein Bruchstück ist, das alte Lied von Atli, d. h. Attila oder Etzel, und das von Ermanrichs Tod. Nur dieses eine muß ursprünglich gotisch gewesen sein. Es setzt eine deutsche Zwischenstufe voraus, die wir aus dem Nebeneinander der deutschen und angelsächsischen Zeugnisse für ihr Vorhandensein erschließen.

Aber wie sollten wir dieser für unsern Zweck maßgeblichen Zwischenstufe je habhaft werden? Die vier 'alten Lieder' haben gewisse feine Eigentümlichkeiten des Versbaus, der Wortstellung und -betonung, die den nordischen Erzählliedern mit heimischen Stoffen abgehen und nur in Deutschland Entsprechungen finden. Dann hätten sich also die nordischen Übersetzungen eng und sogar sprachwidrig an ihre Vorlagen gebunden. Das wird bestätigt durch eine Reihe von fehlerhaften Wiedergaben, die nicht vom Sinne des wiederzugebenden Wortes, sondern von seinem Gleichklange mit einem nordischen geleitet sind. So nehmen wir z. B. im eddischen Wielandliede das nordische vísi álfa, das 'König der Alben' heißt, vielmehr als niederdeutsches 'weiser Albe', denn das war Wieland nach der Dichtung, das andre nicht; wohl aber schließen wir, wenn er dann trotzdem 'Albenfürst' wird, daß sich an das Übersetzen ein Weiterdichten oder doch Bearbeiten fügt. Man verlegt diese Übertragungen eben auf Grund jenes Vergleichs der altdeutschen Wortbetonungs- und -stellungsverhältnisse ins 9. Jahrhundert, somit in die letzte wikingische Gemeinsamkeit der Nordseevölker, zumal der Sachsen und Dänen. Wenn das richtig ist, können wir uns auch vom Pergament her ein gutes Bild von der Art solcher Übertragungen machen: wir haben um 800 Übersetzungen vom Angelsächsischen ins Hochdeutsche, bei denen wir lange nicht wußten, welche Sprache der Ausgang und welche das Ziel war (Baseler Rezepte), und zwischen Gotisch und Deutsch gibt es ähnlich Klägliches; unser Hildebrandlied zeigt

in der Handschrift den gotischen Stoff in hochdeutscher Sprachform, die sich aber, besonders mit Hilfe der Lautverschiebungsverhältnisse, einen niederdeutschen Anstrich gegeben hat, doch wohl für einen niederdeutschen Hörer. Es ist genau der Weg, den das Ermanrichlied nach Norden zu vollendet hat, und wir gewinnen nach allem aus seiner nordischen Fassung keine gotische, sondern eine deutsche. Wir haben also in unserm Falle wenig Grund, das Sklavische solcher 'Übersetzungen' zu beklagen, brauchen es aber auch grade auf dem Gebiet der einheimischen Dichtkunst nicht beängstigend zu finden Ihre Freizügigkeit durch das ganze germanische Gebiet beruht ja darauf, daß eine solche rasch erraffte Verständigung möglich ist, und sie ist besonders leicht möglich innerhalb eines Berufsstandes mit einer Kunst festbegrenzter Techniken in Versbau, Wortwahl und Wortbildung, mit dem festen Geruste der Stäbe, die bis zur hochdeutschen Lautverschiebung überall so gut wie gleich galten und alles Hauptsächliche beizubehalten erlaubten. Wir könnten uns eine Kunstsprache denken, die sich durch die allgemeine Verehrung ihrer Inhalte Verständnis erzwang, wie einst über die ganze Griechenwelt hin die Mischsprache Homers oder wie heute in der Lutherbibel sonst ausgestorbene Worte und Wendungen durch den geheiligten Ort einen halbdunklen gefuhlsschweren Sinn erhalten. Das ist Vorrecht und sogar Erfordernis heroischer Dichtung, und deren tiefe Vielschichtigkeit steigert noch das Ehrwürdige solcher Altertümer.

Auf einer höheren Ebene liegt die Dauerbarkeit, die diese vier Lieder durch ihren Aufbau haben. Sie sind 'doppelseitig' in dem schon bei den Angelsachsen (S. 152) erörterten Sinne. Die Fabel wird von zwei Standpunkten, dem des Vortragenden und dem der Handelnden aus gesehen und abgewickelt, jenes in erzählenden, dieses in Redeversen; beide Arten des Vorwärtstreibens halten sich etwa die Waage, doch so daß in der scharfen Zwiesprache der Handelnden grade die Gipfelpunkte der Fabel aus hell-bildhaften Situationen emporgetrieben werden und möglichst in harten, gemeißelten Formen die Prägungen erhalten, die das Ganze über die Jahrhunderte tragen, indem sie auch das unter ihnen im Schatten Liegende immer wieder ins Gedächtnis ziehen. Es ist die Form, die wir anderweit für die verlorenen südlicher germanischen erschließen und von den erhaltenen ablesen können, wogegen der Norden sich den 'einseitigen' Redeliedern zuwendet, die alles Geschehen nur in Zwie- oder Selbstgesprächen spiegeln bis auf geringe unlösliche Reste, die dann in Prosazwischensätzen, sozusagen Buhnenanweisungen, in den dramatisch-szenenhaften Ablauf eingeschoben sind.

In all dieser Kraft des Bewahrens spricht sich mehr noch als ein unentartetes, unendlich tragfähiges Gedächtnis das Bewußtsein der erhebenden Heiligkeit dieses Erbes aus, das, wie es namenlos ist, so der noch nicht durch fremde Bildung geteilten Gesamtheit gehort.

Wenn aber jenes anlehnende Übersetzen für die vier alten Lieder anzunehmen ist, so erschüttert das zugleich jeden Glauben an das Nebeneinander

vieler Fassungen desselben Liedstoffes: was durch den Engpaß der Übersetzung gegangen ist, war jedesmal ein einziges deutsches und ist nun wieder ein einziges nordisches Lied, von dem es Abweichungen, aber nicht verschiedene Fassungen geben kann, es sei denn sie entstehen im Norden neu.

Andrerseits erinnern die häufigen Umgestaltungen von Namen — deutsch Welant, nordisch Völundr, deutsch Ambricho, englisch Emerca usw. —, daran, daß das mündliche Übertragen in die neue Sprache der natürliche Weg geblieben ist. Und überhaupt ist mit alle dem nicht gesagt, daß nicht im Laufe der Jahrhunderte manches zerstört wäre: man findet barocke Schwülste, auch andre Ungleichheiten, die eine junge Bearbeitung verraten und vielleicht Unverstandenes ersetzen, man findet Unordnungen der Reihenfolge und Lücken, dies wohl auch infolge der wachsenden Neigung, das Erzählen zugunsten der Rede auf das geringste Maß zu beschränken. Das alles läßt sich gut am alten Atliliede erkennen, da wir ein jüngeres daneben haben und ein deutsches wiederherstellen können (Kap. VII. 2. 5).

Damit müssen wir denn versuchen, dem einmaligen nordischen Ermanrichliede beizukommen: was ist erst im Norden, auf Island, noch im 9. Jahrhundert und vielleicht später bis ins 13. daran geschehen? Aber auch das läßt sich erst durchführen, wenn wir die deutsche Vorstufe von der andern Seite, von den deutschen und gotischen Überlieferungen her betrachten können.

2. Germanische Quellen, 2) Drapa. Daß 'Ermanrichs Tod' dem Norden schon um die Wende des 8. und 9. Jahrhunderts bekannt war, (ob aus der eddischen Übersetzung?) bestätigt der Alte Bragi in den Bruchstücken des ältesten uns erhaltenen nordischen Preisliedes, der Ragnarsdrapa. Preislieder, die dem König ins Angesicht gesungen werden, sind uns schon bei Priskos (S. 87) und im Beowulf (S. 155f.) begegnet, im Munde des norwegischen Hofdichters aber, des 'Skalden', ist bei rascher Minderung des Inhalts etwas Ungeheuerliches und auf germanischem Boden Einzigartiges an Prunk, Schwulst und Dunkelheit daraus geworden, die Drapa. Es ist das sonderbare Paradies, in dem man 'Schrecken des Birkengebüsches' gleichnismäßig als 'Kenning' für Feuer sagt und 'Galgen des Goldes' für Arm, daneben aber durch Bindung in gleichzeitige Stab- und mehrere Arten von Silbenreimen und obendrein die fremdartige feste Silbenzahl Wort- und Gedankenleiber zu den Durchschlingungen zwingt, die wir von den Tierleibern nordischer Schnitzwerke kennen und vielleicht von dorther genießen können: auch da finden sich Kopf, Beine und Schwanz allemal schließlich zusammen, die Fläche ist reich gefüllt, der Sinn gering. Ein Loblied braucht wenig Inhalt, es begnügt sich gern mit neuer Färbung alter Gemeinplätze, etwas Vorrückendes vermag es kaum auszusagen, und so beschränkt sich seine Brauchbarkeit als Zeugnis des Heldenliedes meist auf Anspielungen, die obendrein in Kenninge eingebettet zu sein pflegen. Daran gemessen ist Bragis Drapa noch altertümlich-inhaltreich. Sie schildert zum Danke den Überfall auf Ermanrich und seinen Tod, wie er auf dem ihm von

dem dänischen Seekönige Ragnar Lodbrok geschenkten Schilde dargestellt sei. Für uns hat sie nur inhaltlichen Wert, der Stil ist nordisch.

2. Germanische Quellen, 3) Saga. Nur in Ablegern ist die dritte große Gattung des altnordischen Schrifttums als Zeugnis gotisch-deutscher Dichtung heranzuziehen: die prosaische Saga (S. 3). Wie sie die Weltgeschichte in ihren Kreis gezogen hatte (S. 5), so schließlich auch die Taten der Vorzeithelden: die alten Heldenlieder, aber auch deutsche Ritterdichtungen werden in die Prosa der Fornaldarsaga, des 'Vorzeitromans' aufgelöst.

Hier stoßen wir im 12. Jahrhundert auf die schon recht entartete, aber reiche und bunte Hervararsaga, in der die Geschichte von sechs einander folgenden Geschlechtern um ein fluchbeladenes Erbschwert gruppiert ist, doch so, daß man an vielen Stellen die Unursprünglichkeit dieser Achse erkennt. Unter den vielen Liedern und Abenteuern, die herbeigezogen sind, um die Lücken der Überlieferung und Erfindung auszufullen und die Geschichte prächtig weiterzuführen, gehört auch das altertümliche 'Hunnenschlachtlied', vielleicht das älteste Heldenlied, das uns so, wenn auch trümmerhaft, erhalten ist. Es sagt uns nachdrücklich, daß die Edda nicht alle damals noch erhaltenen Stücke der Gattungen umfaßt hat, die wir nun eddisch nennen. Es war ein gotisches Lied, daß es aber auch ein deutsches war, ehe es nach dem Norden gelangte, entnehmen wir aus mancherlei Anzeichen. Erstens daraus, daß es auch in England, und zwar durch Weitfahrt, bezeugt ist. Zweitens gehört es nach seinem Satzbau zu den vier 'alten Liedern' der Edda (S. 166) und hat auch in Wortschatz und Vers altdeutsche Spuren. Und drittens hat mindestens eine Prachtstrophe daraus (S. 175) Eckehard, der Walthariusdichter (Kap. IX. 9. 4. 1), in sein Werk eingehen lassen.

Das Hunnenschlachtlied ist nicht glatt in den Sagatext eingefügt: große Stücke sind in Prosa umgesetzt, freilich z. T. so mangelhaft, daß die Verse darunter noch zu erfuhlen sind; und in der übrigen Prosa sind Beziehungen eingeflochten, die das Lied einbauen sollen und zum Verständnis helfen konnten. Das Lied selbst aber schließlich ist in sich ungleich, hat Schichten verschiedenen Alters und verschiedener Kunst. Spätere nordische Bearbeitungen sind spärlich und können nichts neues Echtes liefern.

In der Thidrekssaga, dem Lebensromane Dietrichs von Berne, ist der isländische, sogar der nordische Boden ganz verlassen: sie ist eine Übersetzung in Sagaform und ein Ergebnis der Bemuhungen des norwegischen Königs Hakon Hakonsohn, einen Abglanz des ritterlichen Lebens, das im Suden die große Welt umgestaltet hatte, auch an seinem Hofe in Bergen leuchten zu lassen. Sie ist in seiner nächsten Nähe bald nach 1250 in ihre nordische Form gegossen.

Dietrich war schon in Deutschland die Krone ritterlichen Heldentums, auf ihn spitzte sich die gesamte Heldendichtung in immer engeren Kreisen zu, hier aber sind ihre Gestalten nach einem großen Plane auch mit seinen Geschicken verknüpft, mehr oder minder gewagt. Denn auch weit Abstehendes ist herbeigezogen.

Wir haben den ersten Teil in der Abschrift einer Bearbeitung, die dann aufgegeben ist; der zweite entstammt der noch nicht recht ausgereiften und geordneten Kladde des Verfassers, die wir außerdem aus ein paar jungen isländischen Handschriften erschließen, und ist auch stilistisch mangelhafter. Zu ihr gehört der gesetzte und weise Prolog, der gleich zu Anfang den Übergang von der alten Art der Sagamänner zum Niederschreiben des Gehörten begründet, besonders einer so gewaltigen, sich durch ganz Europa erstreckenden Geschichte wie die nun vorzutragende. Dann wird von den Quellen wörtlich gesagt: 'Diese Geschichte ist zusammengestellt nach den Erzählungen deutscher Männer, teils aber nach ihren Dichtungen, die mächtige Männer unterhalten sollen und in der Vorzeit gedichtet waren unmittelbar nach den Ereignissen, die in dieser Geschichte erzählt werden. Und wenn du auch durch ganz Sachsen aus jeder Stadt einen Mann nimmst, so werden die diese Geschichten gleichmäßig erzählen, so stark ist der Einfluß der alten Gedichte. Ihre Gedichte sind aber, soweit wir uns da auskennen, in der Dichtart gesetzt, die in unsrer Sprache gilt'.

Im zweiten Teile, am Schlusse der eingelegten Erzählung vom Untergange der Burgunden, klingt es wie eine Quellenangabe zu einer geschichtlichen Untersuchung aus unsern Tagen und wie ein Sonderabschluß: 'Hier kann man nun hören die Erzählungen deutscher Männer, wie es mit diesen Ereignissen gekommen ist, Männer, von denen einige in Soest geboren waren, wo diese Dinge geschehen sind, und die manchen Tag die Stätten unverändert gesehen haben, wo einige der Ereignisse sich zutrugen: wo Hagen fiel und Iring erschlagen wurde... Aber auch die Männer haben uns davon gesagt, die in Bremen oder Münsterburg geboren waren, und keiner hatte mit dem andern zu tun und erzählten alle in derselben Weise, und das ist meist nach dem, was die Vorzeitgedichte in deutscher Sprache sagen, die große Männer über die großen Ereignisse gedichtet haben, die in ihrem Lande geschehen sind.'

Das ist wie eine Wiederholung der Prologworte und hätte vielleicht mit der endgültigen Bearbeitung fallen müssen. Nichtsdestoweniger bezeugt es als Quellen für den Nibelungenstoff aufs neue und besonders einmalige alte deutsche Gedichte, die entweder (nach dem Prolog) unmittelbar oder in deutschen Nacherzählungen benutzt wurden, und die wären wegen der Gemeinsamkeit der Gedichtquellen einheitlich gewesen. Der Übersetzer und Bearbeiter reiht sich also nach dieser einläßlichsten unsrer alten Quellenangaben in seinem Verfahren den Sagamännern an, die Werke wie die Hervararsaga zusammenbrachten. In der Tat finden wir z. B. erhaltene oder erschließbare mittelhochdeutsche Gedichte von Ecke, der Rabenschlacht, dem Burgundenuntergang in der Saga verarbeitet, und sie bestimmen weithin ihren Stil als 'Rittergeschichte': auch diesen Gedichten ist ja das Ritterliche nur ein Überwurf ihrer volkstümlich heldischen Gestalt. Das aber kann man aus den Erklärungen des Bearbeiters nicht heraushören, daß sich unter seinen Erzählquellen auch wenigstens eine gelehrte befand, eine Soestische, die Attila

und was sich an ihn knüpft in die Heimatstadt verlegt und der mancherlei Lateinisches zuzuschreiben ist, besonders auch die Ausgestaltung der freilich längst nicht mehr in unsern Kreis gehörigen Kämpfe Dietrichs gegen die Wilzen, d. h. die Unterwerfung der ostelbischen Völkerschaften durch die niederdeutsche Kolonisation. Wir mögen denken, daß diese ganze Übersetzungs-, Erzählungs- und Aufbautätigkeit in Bergen vor sich ging, das den norwegisch-deutschen Handel der Hanse beherrschte und leicht so verschiedenerlei Sachsen, Kaufleute, beherbergen konnte. Dabei würde der Verkehr auch manche Randbelehrung abgeworfen haben. Den ausländischen Hansekontoren entstammt das meiste, was uns das 15. Jahrhundert an weltlicher niederdeutscher Dichtung hinterlassen hat: es ruhte dort in Sammelhandschriften zu Unterhaltung und Tröstung der Heimatfernen. Wahrscheinlich ist aber wohl, daß der Sagamann auch selber auf Fahrt nach Soest kam

So entsteht ein trotz aller Risse und Verkleisterungen großartiges Sammelwerk, die weitaus reichste Schatzkammer altdeutscher Heldendichtung, und grade für die verlorene von unschätzbarem Werte. Mindestens für das Stoffliche. Denn wie in gewissen spät-mittelhochdeutschen Epen, die alle früheren in eins zusammenballen wollen, das Seelische davonfliegt, weil mindestens immer das Sachliche beibehalten werden soll, so daß sich nun in unendlichem Geklapper und Geplapper vergeblich gesteigerte Kämpfe von gar zu sicherem Ausgang aneinanderreihen, so ist es auch hier. Und wennschon die Geschicke hier größer und verschiedener sein mögen als dort, so raubt doch der Umbau in Prosa jegliche Zierlichkeit, die spießige Klugheit dieses Geschichtsforschers setzt sich durch, die selten einmal das zugespitzt Gedankliche wiederzugeben vermag, und selbst das neue Ritterliche ist roh und zurückgeblieben: der Norden hinkt in dieser höfischen Welt nach. Das alte Heldentum ist dahin oder überschroben, das neue Rittertum nicht mehr erreichbar.

2 Germanische Quellen, 4) Deutsche Gedichte. In Deutschland müssen uns, wenn wir von dem Hildebrandliede und der Hunnenschlachtstrophe im Waltharius (S. 169) absehen, auf lange ein paar Bemerkungen bei Geschichtschreibern dichterische Zeugnisse gotischen Erbes ersetzen: da kommen die Quedlinburger und Würzburger Annalen (S. 138) noch einmal zu Ehren.

Aber die großen Zusammenhänge gewinnen wir doch erst durch unsre niederdeutsch-nordische Thidrekssaga.

Die erhaltene mittelhochdeutsche Dichtung läßt Dietrich erst im Nibelungenliede und der dazugehörigen 'Klage' auftreten, aber in jener Rolle, die dem nachträglichen Verknüpfen von Goten und Nibelungen und der Überordnung oder auch nur Bewährung Dietrichs dient, von dem alten germanischen Bestande aber nur eben seinen Aufenthalt bei einem gütigen Etzel bewahrt. Denselben Zweck der Überordnung über Siegfried und die Seinen erfüllen in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die 'Rosengärten' und der 'Biterolf', jene in zwölf Einzelkämpfen, dieser in ritterlichen 'Buhurden' von ganzen Ritter-

scharen. Dgl. sind besonders sinnlos, aber Gelegenheit, eine gewaltige Kenntnis von Heldennamen auszubreiten, und ersetzen manches Verlorene wenigstens in Schatten. Die Handlungen, auch die Riesen-, Zwergen- und Drachenkämpfe der jungen Epen, müssen sich folgerichtig in die Jugendzeit Dietrichs, vor den einmal gegebenen Aufenthalt bei Etzel verziehen.

So bleiben als Epen aus altgotischem Heldenliedstoffe nur zwei. Das erste, in einem künstlichen, Nibelungen- und Kudrunstrophe schon voraussetzenden Sechszeiler stehend, ist die 'Rabenschlacht', d. h. die Schlacht von Ravenna (deutsch: Raben), die zum Hintergrunde gemacht wird für den Tod der beiden noch knabenhaft dargestellten Söhne Etzels und Helches. Das ist einer unsrer edelsten Liedinhalte. Aber er wird durch ein Unmaß hilfloser Füllverse und obendrein dadurch auseinandergetrieben, daß Diethers, des jungen Dietrichbruders, Geschick mit dem ihrigen verknüpft wird. Das Ganze wimmelt denn auch von Widersprüchen. Aber eben die erlauben uns in die Tiefen der Vorvergangenheit zu dringen.

Dazu, in breiten über zahllose sinnverlassene Füllsel gewälzten Reimpaaren, das 'Buch von Berne', wie es in der handschriftlichen Überlieferung heißt, nach unrechter Umtaufe 'Dietrichs Flucht', will sagen Dietrichs 'Ellende' oder 'Exil'. Denn es behandelt nach einer zusammengestoppelten und leeren Ahnengeschichte nicht nur die Vertreibung durch König Ermanrich, sondern auch die siegreiche Heimkehr. Aber der Sieg wird vergeblich gemacht, um auch die Schlacht des Schwesterepos, also eine dritte, anfügen zu können. So entsteht ein Gedicht, das vom Anfang des erfundenen Stammbaums an der Geschichte zu folgen scheint wie eine Reimchronik, aber keine ist. Nur das Mittelstück dieses Epos enthält die gotische Dichtung von Dietrichs Ellende im Zusammenhange deutscher Verse.

Beide Dichter dürften Südtiroler gewesen sein, der zweite, der sich Heinrich der Vogler nennt, vielleicht ein kriegerischer Dienstmann der Landesgrafen: seine Kenntnis von Istrien könnte darauf beruhen, daß die Grafschaft Görz seit 1253 von demselben Geschlechte beherrscht war. Die Dichtungen gehören wohl ins letzte Drittel des 13. Jahrhunderts.

Eine jämmerliche, in ihrem Nachbilden des Übertreibens französischer Heldendichtung uns oft abstoßende oder gar lachhafte Kunst, die gerade für Dietrich übrigbleibt; jämmerlich aber nicht nur in dem Sinne, daß gedankenlos in Blut gerast und noch mehr gewehklagt wird, Dietrich als Bittflehender und Zagender, der von nun an den heißspornigen Wolfhart als Stachel braucht, eine ganz elende Rolle spielt, sondern auch in dem andern Sinne der Unfähigkeit, Verse sinnhaft zu füllen, zusammengeraffte Namen zu Helden zu gestalten — einige Leute müssen sogar zweimal sterben —, zu den riesenhaften Zahlen sichtbare Taten zu erfinden, die Grundbestandteile einander anzugleichen, all die Einzelzüge zu einem anschaubaren Bilde zusammenschießen zu lassen.

Einen Sproß treibt die Fabel vom Ellende in dem kleinen von der Überlieferung arg geschundenen Epos 'Alpharts Tod', den die 'Rabenschlacht' gleich eingangs von Dietrich beklagen läßt; und das bezieht sich auf unser Epos. Da ist erzählt, wie der jugendliche Held, ein Jünger und Neffe Hildebrands, trotz alles Mahnens aus Berne hinaus auf 'Warte' reitet. Da besiegt er erst den nachgerittenen Hildebrand, erschlägt dann einen Herzog Ermanrichs mitsamt achtzig Mannen und trifft schließlich auch auf Witege. Er wirft ihm seine Untreue gegen Dietrich vor und streckt ihn nieder. Da stellt sich auch Heime ein und greift, von Witege ihrer alten Kampfgenossenschaft gemahnt, Jung-Alphart an, Witege erholt sich und beide erlegen ihn in einem ehrlosen, aberwitzig blutigen Kampfe, in dem Witege den letzten Schlag von hinten tut. Edelmut und Überkraft des Helden wie Niedertracht der vereinten Gegner sind peinvoll auf die Spitze getrieben. Das Gedicht wird trotz seiner Überschrobenheit schon wegen seiner nibelungischen, freilich oft entarteten Strophe älter sein als die erhaltene 'Rabenschlacht' — man setzt es um 1250 an —, und es hat zur Ausgestaltung des Kampfes Diethers und der Etzelsöhne mit Witege gedient.

Über Kämpfe Dietrichs mit mythischen Wesen haben wir aus früherer Zeit nur jene Anspielung des englischen Waldere auf eine Befreiung Dietrichs aus Trollengefangenschaft (S. 44, S. 147). Die vielen deutschen Gedichte der Art haben nichts hinzuzufügen, was so weit zurückreichte, wohl aber gibt das Epos von Virginal eine gute Ergänzung zu den Worten des Waldere. Hier ist der jugendliche Dietrich zum Helden einer höfischen und höfisch erzählten Abenteuerfahrt zur Zwergenkönigin Virginal gemacht. Diese Fahrt lenkt nach Kämpfen gegen Heiden, Riesen und Drachen, nach Festen, Jagden und Turnieren zierlich zur Hochzeit mit der Königin, was die echte Dietrichdichtung ja keineswegs brauchen konnte: es ist ein alemannisches Gedicht von etwa 1280, und indem Dietrich dies Neuland betritt, scheint er bis auf seinen Namen Stoff und Geist der Heldendichtung aufzugeben. Es fesselt uns denn auch erst der gröbere rheinische Fortsetzer, der die Hochzeit damit verhindert, daß er Dietrich durch Boten mit Belagerung von Berne und Verlust seines Landes bedrohen läßt. In diese Fortsetzung ist auch jene Gefangenschaft (bei Riesen) nebst Befreiung eingefügt.

Daß bei dieser Zersplitterung doch viel Mittelhochdeutsches verloren ist, namentlich Vorstufen der erhaltenen jungen Texte, ersehen wir am deutlichsten aus der Thidrekssaga, wenn sie auch voller Entstellungen ist, wir ersehen es aber auch aus dem sog. 'Anhang zum Heldenbuch'. Dies Heldenbuch, im Druck erschienen um 1477, beruht auf einer wenig älteren Handschrift und stellt eine der rohen, barbarisch verkurzenden Sammlungen der alten Heldenepen dar, die den Stoff, wie auch immer, der deutschen Nachwelt noch mehr als ein Jahrhundert lang wieder und wieder dargeboten haben. Wichtiger als diese Texte ist aber für uns der Anhang, der kurze prosaische Inhaltsangaben von Heldendichtungen und Erklärungen zu ihren Namen nach andren, ver-

schiedenwertigen, z. T. verlorenen Quellenschriften gibt. Neben abenteuerlichen, unverständigen und sicher falschen Nachrichten hören wir grade zur Ermanrich- und Dietrichdichtung manches Ergänzende.

Der Platz unsres jüngsten Zeugnisses, zugleich der jüngsten Form unsres Ermanrichliedes schließlich, 'Ermenrikes Dot', ist erstens dadurch bezeichnet, daß eben dieser Tod das 'Ellende' Dietrichs voraussetzt und die Zwölfzahl der Mannen schon ausgebildet ist, während doch dieser Rachezug von Berne ausgeht, als handle es sich um eins der Jugendabenteuer. Für die Auswahl der Namen wird das 'Buch von Berne' bestimmend gewesen sein, besonders für Namen und Rolle Reinholts von Meilan, der auch dort auf Ermanrichs Seite kämpft. Aus demselben Buche stammt der Name Ermenriche, der das unsinnige Koning von Armentrike(n) des Liedes erklärt. Aus ihm also auch Brisach (entstellt zu Frisach, niederdeutsch Friesack) als Sitz Ermanrichs nach dem Morde an den Harlungen: der Anfang des Epos erzählt, daß ihr Vater Diether, Ermanrichs Bruder, bei der Erbteilung dies Land erhalten habe. Aus der zweiten Virginal andrerseits und somit frühstens dem beginnenden 14. Jahrhundert entstammt der besonders herbeigeholte Blödeling: er hat dort, ohne daß noch an Etzels Bruder gedacht würde, als 'der starke Blödelin' die Rolle eines Eisenbeißers, und wenn er 'aus jenem Frankreich' kommt, so besagt das in diesem Falle: aus dem französischen Heldenliede, dem die Rolle des edel-wüsten Kraftjünglings entnommen ist:

Da sprach der starke Blödelein:
Kann ich des Kampfes sicher sein,
So will ich mit Euch reiten:
Es ist für mich also bewandt,
Daß, wenn ich komme in das Land,
Ich muß mit Riesen streiten
Oder sonst mit Wurmen stark,
Ob jungen oder greisen.
Den Mannsmut ich noch nie verbarg,
Will nur sie einer weisen:
Es sei ein Riese oder Wurm,
Kommt er mir nur vor Augen,
So kämpf ich mit ihm einen Sturm.

Und als dann selbst der hitzige Wolfhart vor einem Ungeheuer von Riesen als vor dem Teufel zagt und sich höhnen lassen muß, da greift der starke Blödelin an usw.

Andrerseits ist der einzige und nur in einem Stücke erhaltene Druck um 1560 in Lübeck entstanden, aber das Lied war nach gewissen Lesarten schon hundert Jahre früher in Dänemark bekannt. Zwischen rund 1300 und 1450, zwischen Alemannien (wegen Breisachs) und Lübeck liegt die Umsetzung ins Niederdeutsche, Brisachs in das märkische Friesack und sicher auch ein großes

Stück der erbärmlichen Verstümmelung des Wortlauts. Die Vermischung von Ermanrich- und Dietrichstoffen wird aber diesem Gedichte von Anfang an mitgegeben sein. Immerhin bleibt sein Zeugniswert noch hoch über seinem dichterischen.

3. Die Hunnenschlacht

Das ist wohl das älteste unter den gotischen Heldenliedern, die auch in Deutschland gelebt haben.

In der Hervararsaga, die allein es uns bewahrt (S. 169), hat es diesen Zusammenhang. Der Gotenkönig Heidrek hat einen echten Sohn Angantyr von Helga, der Tochter des Hreidgotenkönigs, und einen unechten, Hlöd, von Sifka, Tochter des Hunnenkönigs Humli. Heidrek hatte eine Heerfahrt ins Land der Hunnen gemacht, Humli in die Flucht geschlagen und Sifka geraubt, sie aber vor der Geburt ihres Sohnes heimgeschickt. Der König wird an den Harvadabergen (den Karpathen) von Sklaven erschlagen. Hlöd, der bei seinem hunnischen Großvater aufgewachsen ist, kommt zum Erbmahl 'von Osten' geritten und verlangt in malerisch-breiter Aufzählung von allem Hinterlassenen, auch von Land und Leuten die Hälfte:

Den mächtigen Wald, den sie Myrkvid heißen,
Das heilige Grabmal, das an der Heerstraße liegt,
Den strahlenden Stein am Gestade des Danp,
Die Hälfte der Heerburgen, die Heidrek besaß,
Land und Leute und lichte Ringe.

Das verweigert Angantyr und erzählt nun ebenso prächtig auf, was er als Ersatz geben will, in der letzten Gipfelstrophe:

Will dich im Sitzen mit Silber bedecken,
Will dich im Gehen mit Gold überschütten,
Daß Ringe rollen rings um dich her.

Die Antwort Hlöds wird abgeschnitten durch die Reizrede des alten Waffenmeisters Gizur, mit der er den 'Sohn der Magd' beschimpft und den echten tragischen Liedausgang herbeiführt. Denn schon reitet Hlöd davon, erzählt daheim, und es wird ein ungeheures Heer gerüstet. In der bewohnten Ebene vor dem 'Dunkelwalde', der Hunnen- und Gotenland scheidet, haust auf einer Grenzschutzburg die Schwester Hervör als 'Schildmaid' mit ihrem Ziehvater Ormar und einer starken Heeresmacht. Sie sieht die Hunnen heranziehen und sendet Ormar aus, sie zu einer Schlacht am Südtor zu entbieten. Die Goten erliegen der Übermacht der 33 Heerhaufen, Hervör fällt, Ormar entrinnt mit den Überlebenden und berichtet, 'von Süden kommend', dem Angantyr. Eine kurze Klage des Bruders, dann reizt er die Seinen zu dem gefahrvollen Amt, 'den Heerstab' (mit den Runen) der Kampfansage zu den

Feinden zu tragen. Gizur übernimmt es und entbietet sie zur Dylgia auf die Dunheide unter den Jassarbergen, wo die Goten schon oft Sieg erstritten haben. Und er verflucht sie dem Odin, indem er seinen Speer über sie wirft. Hlöd heißt ihn greifen, den 'Grytingen-Gefolgsherrn', der aus Arheim gekommen ist. Aber der entrinnt. Um ihn die nieerhörte Macht der Feinde recht aussagen zu lassen, sind augenscheinlich die Zahlenmaße der Wirklichkeit noch zu klein: sechs Heerhaufen, in jedem fünf Tausendschaften, jedoch die Tausender zu dreizehn Hundertern und jeder Hunderter vierfach. Am neunten Tage der ungeheuren Massenschlacht (in der die Goten nach der Prosa immer neuen Zuzug von allen Seiten erhalten und 'für Freiheit und Vaterland' kämpfen) trifft Anganty auf den Bruder und tötet ihn mit Tyrfing, dem Erbschwert. Auch Humli fällt, und die Hunnen fliehen. Die Flüsse treten über, von Leichen verstopft, und die Toten türmen sich in den Tälern. Den Schluß hat Angantyr:

Ich bot dir, Bruder, bruchlose Ringe,
An Geld und Gut soviel dein Begehr:
Erlangt hast du nun als Lohn des Kampfes
Nicht Land noch Leute noch lichte Ringe.

Ein Fluch traf uns, Bruder: dein Blut hab ich vergossen!
Nie wird das ausgelöscht — Unheil schuf die Norne.

Trotz der Trümmerhaftigkeit des Erhaltenen erkennt man hier, auch wenn man von der umhüllenden Prosa absieht, doch verschiedene Schichten nicht nur der stilistischen Fülle: daß Hervör den Ormar, der doch ihr Ziehvater sein soll, aussendet, und zwar nun nach Süden, nicht nach Osten, daß er die Hunnen, deren Zahl hier eine ganz andre ist, zu einer Schlacht und an einen Ort entbietet, wiewohl er keine Wahl mehr hat, das verrät die Verdopplung der Rolle Gizurs: nur die ist durch eine (hier geplünderte) Reizrede, durch Namen und andre Einzelheiten reich und bedeutend gemacht. Darum hat auch der Schluß kein Wort für Hervör. Noch mehr: ihr Name fehlt überhaupt in den Versen, wird eine Zutat des Sagaschreibers sein. Sie ist zwar angeblich Heidreks Tochter von einer dritten Frau, in Wahrheit Wiedergängerin von Heidreks Mutter, die auch Hervör hieß und in der Saga eine sehr ähnliche Rolle hatte, sofern sie als 'Schildmaid' in Männerkleidern auf Wikingfahrt gegangen war.

Wir betrachten also die Geschichte von Ormar und Hervör als jüngeres Zwischenspiel und wenden uns der zweiten Überlieferung der 'Hunnenschlacht' zu. Sie besteht aus den vier Namen eines Weitfahrtverses:

Heathorik (suchte ich auf) und Sifeca, Hlithe und Incgentheow.

Sie stimmen außer Sifeca nicht buchstäblich zu denen des Liedes, aber das Zusammentreten der übrigen drei Ähnlichkeiten läßt natürlich keinen Zweifel an der Ähnlichkeit des Inhalts, den sie vertreten. Mehr dürfen wir ja auch nicht erwarten: die angelsächsische und nordische Überlieferung sind doch vielleicht nur durch ihre gemeinsame Vorstufe, die verlorene deutsche, mit

einander verwandt. Die Zusammensetzung des Namens Angantyr mit Tyr, der nordischen Form des Götternamens, ist natürlich weder gotisch noch deutsch möglich, wir setzen also nach dem Angelsächsischen -theow ein gotisches -thius, deutsches -theo an, verbessern das unverständliche Incgen- nach nordischem und deutschem Angan und gewinnen so ein auch anderweit im Deutschen bezeugtes Angantheo. Hlöd — in einer Handschrift der Saga auch Hlodver — ist, wie Hlod(ver) für Chlod(wig) im Wielandliede zeigt, eine Übertragung des Kurznamens altfränkisch Chlodio, altbairisch Hludio. Jenen kennen wir bereits als ältesten Merovinger, dieser findet sich 802 in Freising. Hlithe (statt Hlythe) wäre dann eine entstellte angelsächsische Umlautform von Hluthio. Bei dem Namen des alten Königs kann man schwanken, ob man aus der nordischen Form ein deutsches Haithrik (Heidrich) oder aus der angelsächsischen ein deutsches Hathurik folgern soll. Wir entscheiden uns für das zweite, denn 'Heidrek' dient wie 'Hervör' der Eingliederung in die Saga: 'Heidrek' gehört der schon zuvor in sie aufgenommenen Rätseldichtung an, über die wir auch noch zu reden haben werden (Kap. IX. 7).

Das Land Angantyrs liegt (nach S. 175) am Dniepr. Die Dunheide könnte dann also nicht eine Donauheide sein, wenn nicht Angantyr die Feinde gradezu in sein Land geladen haben soll: man müßte sie vielmehr am Don suchen, der nach Ammian Asien und Europa trennt. Ihn umgingen die Hunnen bei ihrem ersten Angriff, indem sie (einer flüchtigen Hirschkuh folgend) den seichten 'Mäotischen Sumpf' (das Asowsche Meer) auf einer Furt überschritten. Noch Attila erinnert in seiner Ermunterungsrede während der katalaunischen Schlacht nach dem Berichte des Jordanes die Seinen an die Gabe des Glücks, das den so viele Jahrhunderte verschlossenen Weg durch dies Meer geöffnet habe. Gemeint ist wohl der Nordostwinkel, der Liman des Don, einer der südrussischen 'Strandseen, vom Meere durch eine Nehrung getrennt, in die der Fluß mündet. Ist er wasserreich, so wird der Damm an mehreren Stellen durchbrochen. Reicht die Kraft des Flusses für diese Arbeit nicht hin, so ist die Nehrung geschlossen, und es entsteht ein stark salzhaltiges Schlammbassin... Bei diesen gegen das Meer abgeschlossenen Limanen zehrt die Verdunstung das zufließende Wasser völlig auf'. Die Dylgja des Liedes wäre dann die heutige Kossa (Nehrung) Dolgjana, gegenüber Mariupol, und so hätte man die Jassarberge in den südlichsten Erhebungen des mittelrussischen Höhenzuges in dem spitzen Winkel zwischen Donez und Don zu suchen; es sind die höchsten im europäischen Rußland. Die Gegner der Goten sind dort die Alanen. Von ihnen sagt Iosephus, der Schilderer der Eroberung Jerusalems im Jahre 70, daß sie Skythen sind, die um den Don und den Mäotischen Liman (griechisch limne) wohnen. Die altrussische Übersetzung gibt den Namen mit jasi = Jassen wieder. Entsprechend nennt der griechische Geograph Ptolemäus einen Teil der Alanen am Don Asaioi, andere auch Assaioi, Assen, Asen (im Norden dann mit dem Namen der eingewanderten Götter gleichgesetzt), und man sieht darin die späteren Osseten, nach denen auch das rumänische Jassy

'Ossetenmarkt' heiße. Andrerseits sitzen die Alanen nach Ptolemäus auch am oberen Dniepr an den 'alanischen Bergen': das wäre dann das Nordstück der 'Jassarberge'. Und vielleicht erklärt sich so, was Ammian hinzufügt, nachdem er über den Don als Grenzfluß gesprochen hat: jenseits wohnen in den unendlichen Einsamkeiten Skythiens die Halanen, die nach dem Namen der Berge genannt sind. Welcher Berge? Der Alanenberge des Ptolemäus? Der Jassarberge unseres Liedes? Eine solche Ableitung eines Namens aus seiner Ableitung scheint in der Tat weitergegeben zu sein in der Erklärung, die der byzantinische Gelehrte Eustathios der Nennung der Alanen in der Versgeographie des griechischen 'Fremdenführers' Dionysios (2. Jahrhunderts n. Chr.) beigibt: die Alanen scheinen ihren Namen von dem Berge Alanos in Sarmatien zu haben. Wir begnügen uns mit den zuvor angeführten Anklängen und Wahrscheinlichkeiten.

Dann wäre der Kampfplatz doch schon sehr eindeutig bestimmt, und man verstünde, daß die Goten dort an der Grenze, wie das Lied sagt, 'schon manchen sieghaften Strauß ausgefochten' haben. Aber die Schlacht unseres Liedes wäre dann wahrscheinlich die erste gegen die einbrechenden Hunnen, und das Lied setzt doch eine viele Jahre zurückliegende Versippung voraus? Die entstammt erst dem Dichter des Liedes, der aus dem Völkerkampfe einen Familienzwist machte. Und Humli, der Name des hunnischen Muttervaters (nur außerhalb der Verse), ist wohl erst aus Humlung, der Anrede Angantyrs an Hlöd gefolgert, die ja vielmehr den gemeinsamen Vaterahnen Humli voraussetzt, und der würde in der Tat einen der königlichen Vorfahren in der Liste des Jordanes bezeichnen: Hulmul oder Humal; oder vielleicht Amal: die Überlieferung der Thidrekssaga z. B. kennt neben Amlunga- und Ömlunga- auch ein Humlungaland als Namen für das gotische Italien.

Aber in der Schlacht siegten doch die Hunnen, nicht die Goten? Wie aus einer gegebenen Niederlage in unsrer Heldendichtung ein Sieg werden kann, haben wir an der zweiseitigen Überlieferung von Hygelac und Beowulf gesehen (Kap. V. 3): auch hier ist der Einzelheld nach dem Fall der Seinen der eigentliche Sieger; von der Niederlage der Hetelinge auf dem Wülpensande (in der Kudrun) bleiben nur die furchtbaren Taten Wates übrig, vor denen das Heer der Sieger entflieht; ebenso hat Etzel im Nibelungenliede sein Heer durch die Burgunden verloren, als die beiden letzten durch Dietrich überwältigt werden, und Hildebrand ist der letzte Überlebende der Dietrichsmannen. Niemand weiß, wie der Sieg der Goten in der ersten Fassung des Liedes ausgesehen hat, und ein Geschichtschreiber meldet, daß zuerst nur wenige Hunnen eingedrungen seien.

Aber die Namen der Mithandelnden lassen sich weder aus Geschichte noch Sage noch Dichtung der Goten erklären? Antwort: sie können einer späteren, fremden Schicht entstammen, zumal sie mangelhaft staben und auch Humli Erfindung sein kann. Nur würde man diese Antwort für unsern Fall glaublich machen müssen.

Verlegen wir aber die Schlacht auf eine Donau- statt Donheide, so bleibt außer dem Jassargebirge auch die Dylgja unerklärt, und das einmalig-unerfindbare 'heilige Grabmal an der Heerstraße' mit dem 'strahlenden Stein am Gestade des Danp' (S. 175) ist verschleudert und vertan. Die Heide läge dann zwischen Donau und Dniestr, der ersten Rückzuglinie in diesen ältesten Hunnenkämpfen, zugleich der damaligen Grenze zwischen West- und Ostgoten, Terwingen und Grutingen, Wald- und Steppengoten, womit Gizurs Beiname Grytingen-Gefolgsherr seinen eigentlichen Sinn verliert. Nach abermaligem Rückzug liegen die Goten hinter dem Sereth. Dann wäre die Donau-Heide südwestlich davon, man könnte oder müßte die Jassarberge den Karpathen gleichsetzen, aber es fehlten wiederum die Dylgja und die Kleinode des Danp, und die Namen der Handelnden könnten wir wie den Sieg der Goten auch jetzt nicht erklären.

Um so mehr halten wir an der alten Ortsbestimmung fest, die so weder im Norden noch im inneren Germanien erfunden und ausgemalt, wohl aber von den zurückflutenden Goten oder ihren Nachfahren festgehalten und übertragen sein kann: es ist das zwar einzige, aber es ist auch ein sicheres Zeugnis germanischer Dichtung am Schwarzen Meere, und so auch durch den dem Wodan weihenden Speer heidnischer als sonst ein gotisches Lied. Das Beibehalten solcher Örtlichkeiten in den Abwandlungen eines und desselben Liedes sehen wir in aller Klarheit am Untergange der Nibelungen: er bleibt an die Halle Etzels gebunden, obgleich alle Voraussetzungen verschoben sind; und Dietrich kämpft bei Ravenna-Raben gegen Ermanrich, weil er dort gegen Odoaker-Otacher gekämpft hat (Kap. VII. 2. 5, VI. 6). Im übrigen sind alle Möglichkeiten offen.

Vielleicht kommen wir durch Betrachtung jenes Ormar-Zwischenspiels weiter.

Große Ähnlichkeit mit ihm hat das, was Paulus Diaconus von dem Langobardenkönig Agelmund und dem von ihm auferzogenen Amazonenkämpfer Lamicho, seinem Thronfolger, erzählt. Agelmund wird nachts mit den Seinen von den Vulgaren, d. h. hier wie sonst Hunnen, überfallen und findet den Tod, indes seine Tochter in Gefangenschaft geschleppt wird. Lamicho rächt den König, indem er den Hunnen in hartem Kampfe eine schwere Niederlage beibringt und große Beute gewinnt. Abweichungen des Ormar-Zwischenspiels sind: erstens, daß der alte König nicht im Kampf erschlagen wird: sein Tod war schon vorher erzählt und ist die Voraussetzung des Erbstreites; zweitens, daß die Königstochter nicht Zieh-, sondern Stiefschwester des rächenden jungen Königs ist: auch das wird man nicht schwer nehmen; drittens, daß sie im Kampfe fällt, nicht geraubt wird. Aber auch dieser Zug ist der Hunnenschlacht-Überlieferung nicht ganz verloren gegangen: König Heidrek besiegt Humli in einer Schlacht und raubt Sifka. Und die Amazone des Lamicho erweist, daß die Vorstellung kämpfender Jungfrauen bei den Langobarden nicht minder wirksam ist als im Norden.

Auch für diesen gemeinsamen Zusammenhang — die Hunnen überfallen ein Volk, töten oder rauben die Königstochter und werden von dem jungen Könige besiegt — hat Weitfahrt einen Rat; indem er schreibt

Wulfhere suchte ich auf und Wyrmhere. Sehr oft legte sich der Kampf nicht,
Wenn der Hräden Heer mit harten Schwertern
Am Weichsler- (Weichselanwohner-) Wald wehren mußten
Den alten Erbsitz Ätlas (Attilas) Leuten.

Dem englischen Wyrmhere entspricht lautlich genau das nordische Ormar. Auch Ormar hat eine Burg vor dem Walde gegen die Hunnen zu verteidigen. Und die Verknüpfung mit den Langobarden scheint dadurch sichergestellt daß unsern Versen zwei andre mit langobardischen und unbekannten Namen vorangehen:

Eadwine suchte ich auf und Elsa, Ägelmund und Hungar
Und die stattliche Gefolgschaft der Withmyrgingen (Langobarden).

Daß in der Tat Wyrmhere-Ormar zu den Langobarden gehört, ergibt sich auch noch anderweit. Sie waren zu Anfang des 5. Jahrhunderts (eben unter Agelmund) an die Karpathen gelangt, an den Wald der obersten Weichsel, und man kann glauben, daß sie Grenzkämpfe mit den nunmehr in Ungarn hausenden Hunnen hatten und eine Grenzburg gegen sie errichteten. Man versteht dann, daß diese im Liede von Süden kommen, und ist auch nicht mehr gezwungen, die 'Leute Attilas' als eine zeitlose Benennung aller Hunnen anzusehen.

Daß Wulfhere und Wyrmhere ausdrücklich als Hräden (Goten) bezeichnet sind, ist nicht nur das Überwuchern des in der eddischen Dichtung allgeläufig werdenden Gotennamens, vielmehr sind ja die Langobarden hier ausdrucklich in die Liste der Helden um Ermanrich hineingezogen.

Eben dadurch ist die Aufnahme des Ormar-Zwischenspiels in die gotische 'Hunnenschlacht' vorbereitet. Es fehlt ihr in der nichtnordischen Überlieferung nur noch die Amazonenrolle. Von Weitfahrt konnte Hervör nicht unter den Helden genannt werden, wenn er wußte, daß es eine Frau war. Aber man kann vielleicht noch die Stelle ihres Einsatzes erkennen. Der Weitfahrer berichtet von Wulfhere und Wyrmhere Zuständliches, aus dem die nordische und langobardische Überlieferung erst den Sonderfall Ormars und der Königstochter erhebt. Diese zerstört den Parallelismus der beiden Helden, indem sie Ziehtochter des einen ist, und verdrängt so den Wulfhere. Daß sie aber ein Eindringling sei, konnten wir schon vermuten, als wir die von der langobardischen Königstochter berichtete Gefangenschaft in der Saga anderswo untergebracht und an ihrer Stelle durch den Kampftod ersetzt fanden. Und wenn sie ein Eindringling ist, so konnte die Amazonenrolle auch von der benachbarten Gegnerin Lamichos genommen werden. Das sind unsichere Vermutungen, den

rechten Weg könnte da erst der Norden weisen. Aber da fehlt in den beiden halben, schwer verderbten Strophen, die allein in Betracht kommen, der Name Hervör, und daß sie gefallen ist, läßt sich nur vermuten. Die amazonenhafte Ausstattung in der Prosa der Saga hat sie wohl von ihrer gleichnamigen Mutter erhalten (S. 176). Die aber entstammt einer andern, einer romantisch-wikingischen Dichtung des 12. Jahrhunderts, in der sie nächtlich ihren in seinem Inselgrabe ruhenden Vater beschwört und durch alle Schrecken des Todes hindurch jenes Schwert Tyrfing von ihm ertrotzt. Wenn also Tyrfing der Saga nur einen nachträglichen Mittelpunkt bringt, so ist es erst recht in der 'Hunnenschlacht' unecht: der Sagaschreiber hat es wenigstens in einer durchsichtigen Schlimmbesserung des Namens Terwingen oder Tirwingen zu Tyrfing anzubringen versucht.

Durch die Einreihung des langobardischen Ormar-Zwischenspiels in das gotische Hunnenschlachtlied bekommt nun auch die Besiegung der Hunnen, nicht nur des einen Hlöd, eine Grundlage, die am Don und bei den Goten unmöglich war. Sieger ist der einstige Lamicho, und Hadurik (S. 177) ist nun durch die 'Hadu-Barden', den epischen Namen der Langobarden, gut gesichert. Das alte Lied ist also, indem es die alten Ortsbezeichnungen episch beibehielt, weit nach Westen, an den nördlichen Karpathenhang vorgerückt. Es ist langobardisch geworden, d. h. es hat ein langobardisch-deutsches Sprachgewand erhalten und kann so auf langobardische und deutsche Dichtung wirken. Seine neuen Grundlagen müssen wegen seiner örtlichen und geschichtlichen Verhältnisse nach Attilas Herrschaftsantritt im Jahre 445 und vor dem Einrücken in Niederösterreich um 488 gelegt sein. Schon ins Jahr 505 fällt dann die Herulerschlacht, deren Besingung Kenntnis des Hunnenschlachtlieds voraussetzt.

Unerklärt aber bleiben auch so die Heldennamen. Sie weisen noch weiter nach Westen, zu dem größten dieser Abwehrkämpfe gegen die Hunnen, der Schlacht auf den katalaunischen Feldern im Jahre 451. Sie böte außer der ungeheuren Masse der Kämpfer und der hunnischen Niederlage das Besondre, daß Goten gegen Goten, West- gegen Ostgoten stehen, die mit Attila im Bunde sind, eben das, was durch den Bruderzwist, das Fordern Hlöds, das Verweigern und den Zweikampfsieg Angantyrs dargestellt sein soll. Und von den Namen fanden wir wenigstens den Hlöds fränkisch gleich Chlodio. Chlodios Herrschaft ist ursprünglich rechtsrheinisch, aber er schiebt sie bis zur Somme vor, und dort in Gallien haben wir ihn schon (S. 95) als Kriegsgegner des Aëtius kennengelernt. Attila führte in seinem Heere auch (rheinische) Thüringer, Brukterer und Franken mit, und Chlodio wird es gewesen sein, der jene Thüringer seinem Reiche einverleibte. Dann hätte also in der Tat ein Hlöd auf Seite der Hunnen gestanden. Aber auch Aëtius hatte Frankenscharen in seinem Heer, Ripuarier, sie bildeten sogar seine Hauptstärke, und es gab einen Bruderkampf zwischen Franken nicht minder als zwischen Goten, und zwar einen, der noch besser zu unserm Liede stimmt, so sehr, daß die geschicht-

liche Nachricht, es habe bei den Franken — ohne Kennzeichnung des Teilreiches! — von zwei Bewerbern um die väterliche Krone einer von Attila, der andere von Aëtius Hilfe erbeten, schon als Ausfluß der Dichtung erscheinen könnte. Doch spricht dagegen, daß dieser auch nach Gregors Bericht seinem fränkischen Bundesgenossen heimzukehren rät, damit ihm der Bruder nicht inzwischen die Herrschaft raube.

Wenn man Aëtius in der Schreibung Agetius (mit dem scheinbaren Gleitlaut g) als germanischen Vollnamen doppelt betont, so gibt das Ágetìus. Es kommt aber auch die Schreibung Ágatìus vor, die durch das zweite a gradezu auf die germanische Aussprache des Namens hinlenkt, und dessen ae ist uns noch heute nur mit Anlauf zweisilbig sprechbar. Das t ist wie in Chlodwigs Salischem Gesetz vom Anfang des 6. Jahrhunderts der westfränkische Ausdruck für th. Dann haben wir neben Aga-bert, Aga-frid einen gotischen Aga-thius, fränkisch Aga-thio, der uns gegen 930 durch Hagathie, den Namen von Hagens Vater, in unsrer lateinischen Walthariusdichtung erhalten und erklärt ist. Der Dichter, der ja auch jene Goldüberschüttung Strophe des Hunnenschlachtliedes weitergab (S. 169 und 175), er leitet ihn, wie er Hagano als 'stechenden Hagedorn' anreden und Walthern sich selbst als 'Wald-Faun', sozusagen Waldherrn, bezeichnen läßt, gleichermaßen verkehrt von agis, agi 'Furcht' und theo 'Knecht' ab: als er nicht in den Kampf eingreifen will, ruft ihm Guntharius zu: 'Du tust wie dein Vater, der ein feiges Herz in kalter Brust trug und mit vielen Wort die Schlacht verschmähte'. Das nämlich tat Agatius-Aëtius in Gregors Bericht nach der katalaunischen Schlacht: er beredete den Franken- wie den Westgotenkönig einzeln, sie anderntags nicht fortzusetzen, als Attila schon alles verloren gab, und vereitelte so den vollen Sieg der beiden, der ihm politisch unerwünscht war. Im übrigen wird die Gleichsetzung der Namen durch den Quedlinburger Annalisten bestätigt: 'Attila.. wurde durch den patricius Egidius' (nunmehr umgelautet).. 'in die Flucht geschlagen', und wenige Zeilen weiter: 'Der patricius Aetius, der starke Trost des Westreiches und der Schrecken König Attilas, wird von dem jüngeren Valentinian ermordet'. In dem 'Schrecken' klingt der tätige Sinn des Aga- noch nach. Agateus heißt im 7./8. Jahrhundert ein Bischof von Chartres, und derselbe Name findet sich im 784 begonnenen Salzburger Verbrüderungsbuche, ohne daß man darauf verfiele, ihn anders als germanisch zu betonen. Agatheus, der Name eines Grafen des Burgundengesetzes (gegen 500) geht in der handschriftlichen Überlieferung mehrfach in das Angantheo unseres Liedes über, das ja lautlich nahe liegt, während der Sinn (angan 'Wonne' gegen agi(s) 'Schrecken, Furcht') doch ganz verschieden ist.

Daß Aëtius einen germanischen Namen führt, ist nicht wunderbarer, als es bei 'Attila' ist. Er hatte damals kaum römische Truppen und war nicht nur der oberste Führer — wenigstens hören wir, daß der Westgotenkönig ihn in der Schlacht um Rat angeht —, sondern grade auch der seiner Franken. So kommt es, daß Angantyr und Hlöd einander als fränkische Bruder und doch ohne

Stabung gegenüberstehen. Sie erzwingen gradezu als geschichtliche Grundlage der 'Hunnenschlacht' neuer fränkischer Auffassung die katalaunische.

Dies fränkische Lied, durch die Schlacht von 451 zeitlich bestimmt, war also auf dem langobardischen aufgebaut, das ihm ja (vor der Lautverschiebung!) sprachlich nahe stand, und übernahm in ihm auch die gotische Grundlage. Das sind Verhältnisse, die uns aus der Geschichte der Nibelungen geläufig sind: der Kampfplatz bleibt, die Menschen wandeln ihre Einstellung und ihre Namen in drei und vier übereinander liegenden Fassungen; aus den Burgunden werden Nibelungen und sogar Goten: 'Goten' ist dann ebenso entleert wie jenes 'Hräden' bei Weitfahrt (S. 180, Kap. VII). Daß dgl. auch hier gilt, ergibt sich nicht nur aus der Buntheit der Namen, sondern auch aus der nordischen Liedniederschrift, denn die nichtnordischen, deutschen Eigentümlichkeiten an Wortwahl, Satz- und Versbau erstrecken sich über das Ganze, auch über das Ormar-Zwischenspiel. Der fränkische Dichter wird aber nicht nur die Namen geändert haben. In der Schilderung der Schlacht z. B. stimmen zu viel Einzelzüge mit den Berichten der Geschichtschreiber zusammen, als daß sie nicht in Franken eingefügt sein sollten: die Riesenzahlen der Kampfer, die hunnische Übermacht, die mehrtägige Dauer, das Zuströmen immer neuer Mannschaft zu Aëtius, das Übertreten des Flusses, die Verteidigung von 'Freiheit und Vaterland'. Das steht zwar alles nur in Prosa, aber wenigstens einiges davon ist doch durch erhaltene Stabungen für das darunter liegende fränkische Lied gesichert: daß Angantyr (durch den Zuzug) nicht weniger Männer hatte als zuerst, daß sie Freiheit und Vaterland verteidigten, daß die Täler sich mit Toten füllten (und die Flüsse standen). Aber auch noch weitre Stabungen sichern die alte Liedform: die Besendung zur Schlacht, gegenseitige Aufmunterung und vielleicht noch andres.

Dies Lied kam nach England, noch mündlich, wie die abweichenden Namenformen Hlithe und Incgentheow zeigen. Daß aber Weitfahrt am Ende des 9. Jahrhunderts den Inhalt nicht gegenwärtig hatte, verrät er dadurch, daß er den Zeugnisvers in die Heldenliste einreiht, d. h. nicht weiß, daß Sifeca kein Mann ist wie der Verräter Sifeca in der Ermanrichdichtung, sondern eine Frau, die Mutter Hlithes: er benutzte wie in seinem Völkerkataloge schriftliche Aufzeichnungen. In Heathorik hat er noch den vornordischen Namen des Königsvaters (S. 181). Alle vier schließen als Helden eines fränkischen Liedes an die fränkischen Helden Seafola und Theodrik des vorhergehenden Verses an. Dahinter beginnen mit Eadwine-Audoin (der im 6. Jahrhundert König war) die Langobarden, darunter unser Ägelmund und anschließend der ausführlichere Bericht über Wulfhere und Wyrmhere, den also Weitfahrt auch außerhalb der 'Hunnenschlacht' kannte.

Um 800 durfte die fränkische 'Hunnenschlacht' ins Nordische übersetzt sein, und so hat sie auf nordische Dichtung weitergewirkt. Es ist freilich an den Strophen noch geflickt und gebastelt, und vielleicht sind einige neu. Im 13. Jahrhundert paßte sie der Bearbeiter der Hervararsaga seinem Werke ein,

u. a. dadurch, daß er Hadurik den Namen seines Heidrek, der langobardischen Königstochter Nam' und Art der Hervör gab, das verschollene Land Terwingen als das Schwert Tyrfing mißverstand.

Wir setzen also (um zusammenzufassen) als erste Stufe einen siegreichen Einzelkampf, der in der ersten Hunnenschlacht von etwa 375 spielt und ihr durch Verwandtschaftsangaben eingebaut ist: eine erste Umstellung von Völker- zu Familiengeschicken. Auf der zweiten Stufe wären infolge des Zwischenspiels aus den Goten Langobarden, aus dem zweifelhaften ein voller Sieg über die Hunnen geworden, Held der Langobarde Lamicho, Schauplatz die Nordkarpathen nach 445, Sprache das langobardische Deutsch. Dritte Stufe: fränkische Anwendung auf die katalaunische Schlacht durch neue Namen und Vergroßerung, doch ohne Zerstören der sonstigen Verhältnisse. Vierte Stufe: Übersetzung ins Nordische, die dann der Hervararsaga einverleibt und von ihr angeähnlicht wird.

Wir sehen diese vier Stufen nur noch in eins, durchwachsen und überwachsen, und das schon ergreift und erschüttert den Urenkel, als stelle es die Quintessenz des Lebenswechsels im Bilde dar, des menschlichen, des volklichen, des eignen. Aber nun treten auch die tiefen, felsischen Quadern des Grundbaus hervor: keins unsrer Lieder ist mächtiger in den Maßen, einfacher in den Linien seiner Begründungen und Taten. Es ist neben dem von Offa (S. 152) unser ältestes Lied und zugleich eins, das noch die Volksgeschichte gibt, aber es läßt sie bereits überwinden, vereinfacht, deutet und erhöht sie in den Geschicken seiner Einzelhelden, wie es dann das Wesen aller unsrer Heldenlieder geworden ist. Da konnten die Späteren nur an- und überbauen. Und die letzten Arbeiten daran sehen aus wie die falschen und manchmal schönen Türme und Dachreiter auf unsern romanischen Domen.

4. Ermanrich

Bei dem Ostgotenkönige Ermanrich sind wir zum ersten und einzigen Male imstande, die Heldendichtung aus der Geschichte hervorwachsen zu sehen, und der Keimpunkt liegt wieder an der Weltenwende des Jahres 375, des Hunneneinfalls, von dem man die germanische Völkerwanderung zu rechnen pflegt. Ammian erzählt als Zeitgenosse, daß der König zwar lange versucht habe, standhaft zu bleiben, aber doch im Entsetzen über den plötzlichen Sturm und aus Furcht vor dem drohenden Schrecklichen, das von dem Gerücht noch vergrößert wurde, seinem Leben ein freiwilliges Ende machte. Aus dem Zwar—Aber meint man schon einen versuchten Ausgleich zu hören: der Verfasser glaubte wohl, diese unerhörte Flucht aus der Pflicht leise entschuldigen zu sollen, und bei einem germanischen Könige ist eine solche Preisgabe des eigenen Volkes in der Tat ungeheuerlich.

Hundertundsechzig Jahre später etwa schreibt Jordanes über Ermanrichs Ende: 'Als er die Ankunft der Hunnen bedenkt, ergreift das treulose Geschlecht

der Rosomonen, das ihm unter andern damals diente, die Gelegenheit ihn zu verraten (decipere). Da nämlich der König eine Frau aus ihrem Geschlechte, namens Sunilda, wegen des verräterischen Abfalls ihres Gatten in Wut an wilde Rosse hatte binden und im Anlauf zerreißen lassen, griffen ihre Brüder Sarus und Ammius zur Rache für ihre Schwester den König mit dem Schwerte an. So verwundet schleppte er nur noch ein kurzes elendes Leben dahin. Diese Schwäche benutzte der Hunnenkönig Balamber und rückte kampfbereit gegen das Land der Ostgoten, von denen damals schon die Westgoten durch einen inneren Streit geschieden waren. Da starb Ermanrich, der die schmerzende Wunde ebensowenig wie die Einfälle der Hunnen noch ertragen konnte, uralt und hochbetagt im 110. Jahre seines Lebens. Dieser Todesfall gab den Hunnen das Übergewicht über die Ostgoten'.

Vor allen Dingen: Ermanrich stirbt nicht mehr durch Selbstmord (wenn auch nicht in der Schlacht), und die Angabe seines Lebensalters klingt wie Einspruch und Entschuldigung. Er ist für Jordanes 'der edelste der Amaler', der Männer aus dem Königsgeschlechte. Aus dem leisen Ausgleich bei Ammian ist eine unmögliche Doppelbegründung geworden, die noch stilistisch hervorgehoben ist: an dem Hunneneinfall ebenso wie an der Rache der Rosomonen soll Ermanrich zugrunde gegangen sein. Der Hunneneinfall ist hier durch Ammian gesichert, also die Rosomonenrache eine Dichtung, die Jordanes schon kannte und um derentwillen er die Erzählung des Hunneneinfalls einstweilen unterbricht: während der König ihn 'bedenkt', tritt sie ein.

Diese Dichtung hätte enthalten den Verrat der Rosomonen, die furchtbare Rache an der Gattin eines der Ihren, Ermanrichs Tod durch ihre Brüder, der aber vernebelt wurde, weil ein andrer Tod durch die Quellen gegeben und wohl auch noch bekannt war.

Eigens um den geschichtlichen Tod durch einen würdigeren zu ersetzen, scheint auch die Dichtung geschaffen, denn alle ihre Namen sind künstlich, sofern sie richtig gedeutet sind, und sprechen die jedem zugeordnete Rolle aus: die Rosomonen, als Volksstamm unbekannt, hieße die Roten, die Falschen, Sunilda die Sühn-Hilde, Sarus und Ammius die Kämpfer in sarwa und hama: Ausdrücke für Kampfgewänder, die etwa bei der Rache eine besondre Bedeutung haben.

Diese Ehrenrettung für den König muß noch gotisch gewesen sein, ein gotisches Lied. Aber sie wanderte auch nach Deutschland: die Quedlinburger Annalen um 1000 und die Würzburger ein halbes Jahrhundert später wissen, daß Ermanrich von Hemidus und Serila dadurch getötet wurde, daß sie ihm Arme und Beine abschlugen. Dabei half ihnen ein dritter Bruder Adaccarus. Es war die Rache für ihren Vater, den der König hatte umbringen lassen. Das sind gleich drei für uns neue Züge.

Aber diese Chronisten wissen noch mehr: Ermanrich herrschte über alle Goten; er war tückischer und freigebiger als alle; er hatte nach dem Tode seines einzigen Sohnes Friedrich seinen Willen durchgesetzt und seine Neffen

Embrica und Fritla an den Galgen gebracht. Indessen stammen diese Kenntnisse aus der Weltchronik des Angelsachsen Beda, schon die Namensformen verraten angelsächsische Herkunft.

In England ist Ermanrich nach Deors Klage (S. 150) schlechthin der furchtbare Tyrann, dessen Herrschaft auf den Seinen wie ein Alb lastet und als Beispiel für Furchtbares dienen kann:

Wir hörten auch von Ermanrichs
Wölfischem Planen, er hatte weithin das Volk
Des Gotenreiches. Das war ein grimmer König,
Es saß manch Recke von Sorgen gebunden
In Harm und Hoffnung, heiß ersehnend,
Daß der Königschaft käme ein Ende:
Ging das vorüber, so dies wohl auch!

Ein Mittelpunkt aber ist Ermanrich im Weitfahrtgedichte. Der Sänger hat Ealhhild zu Ermanrich geleitet, dem 'treulosen Wüterich', dem Herrscher über die Goten, und der gab ihm einen gewaltig kostbaren Ring. Von dort durchzog er alles Land der Goten, suchte immer die besten Genossen, das war das Gefolge Ermanrichs.. die Herelingas Emerca und Fridla.., Freotheric, Wudga und Hama (d. h. deutsch: die Harlungen Embricho und Fritilo, Friedrich, Witege und Heime) und viele andre (S. 148ff.).

Das ist wieder das zweideutige Bild des Jordanes: der gewaltige König, der zugleich der freigebigste und heimtückischste ist.

Wir erkennen außer Freotheric Embrica und Fritila wieder, als Herelingas bezeichnet, aber ohne den Rächer, und alle ohne die Rollen, die wir aus der Zeichnung Ermanrichs ergänzen müssen.

Aber wir werden nicht glauben, daß diese Dichtungen um den Gotenkönig von Haus aus englisch sind: der Weg von seinem südöstlichen Reiche mußte ja über Deutschland führen, und wenn auch die Angaben jener beiden Chronisten aus England stammen, so können wir nun doch auch deutschen Einzelzeugnissen, besonders Namen, einen Zusammenhang geben und den Weg über Deutschland sicherstellen.

Die Eckehard von Aura zugeschriebene Weltchronik vermutet gegen 1125, daß die beiden Brüder Sarus und Ammius (so bei Jordanes) dieselben seien, die vulgariter (im Volke oder in deutscher Sprache) Sarelo und Hamidiecus hießen: das wären die latinisierten altdeutschen Namensformen zu den halb englischen des Quedlinburger Annalisten (Hemidus und Serila), und sie sind mannigfach in Urkunden bezeugt. Flodoard (894—966) schreibt eine Geschichte der Kirche von Reims, und er weiß von einem Mahnschreiben des Erzbischofs Fulko an König Arnulf, den damals Letzten des karolingischen Stammes zu schonen: er verweist dabei nach 'deutschen Büchern' auf einen König Hermanricus, der seine ganze Nachkommenschaft auf Treiben eines Ratgebers dem Tode überantwortet habe.

Also auch Friedrichs Tod — der Quedlinburger spricht das nicht aus — war ein Gebot des Vaters. Aber der wird doch durch einen bösen Ratgeber entlastet.

Diese ganze deutsche Entwicklung müßte sich früh an das gotische Lied angeschlossen haben, wenn sie von den Angelsachsen bei der Einwanderung mit auf ihre Insel hinübergenommen sein soll. Und dafür sprechen manche Zeichen.

Fleisch und Blut erhält sie aber für uns erst dadurch, daß das Lied, das sie trug, zu Anfang des 9. Jahrhunderts ins Nordische umgesetzt und so in der Edda erhalten ist. Es ist das Hamdirlied, genannt nach Hamdir, dem deutschen Hamadeo, dem (H)ammius des Jordanes, das in dieser Kürzung zu vergleichen ist dem Aëtius aus Agatius. Hamdir und Sörli, der deutsche Sarulo oder Sarilo, sind nun zu Gudruns Söhnen dritter Ehe (mit König Jonak), und die Schwester Swanhild, Sunilda bei Jordanes, zur Gattin Jörmunreks, deutsch Ermanrichs geworden. So ist ein doppelter Anschluß an die Nibelungendichtung gewonnen, denn Gudrun ist die nordische Entsprechung unsrer Kriemhild, und Swanhild im Norden die Tochter Sigurds. Neu ist ein Stiefbruder 'von andrer Mutter', der dunkle Erp. Der Text ist mehrfach lückenhaft und sonst gestört: da greifen wir zu andern nordischen Überlieferungen, besonders zu dem jungen 'Sterbeliede Gudruns', das unser Hamdirlied für die Aufreizung der Söhne zur Rache stark benutzt hat.

Eure Schwester war   Swanhild geheißen,
Die Jörmunreks   Rosse zerstampften,
Helle und dunkle   auf dem Heerwege,
Graue, gangschnelle   gotische Hengste.

Bin einsam worden   wie die Espe im Wald,
Der Brüder beraubt   wie die Birke der Zweige,
Bar der Freude   wie ein Baum des Laubes,
Wenn der Waldverwüster (das Feuer) kommt   an warmem Tage.

Ihr nur blieb übrig   von unserm Geschlecht,
Verkümmerte Sprossen   nach des Königs Tode.

Sie rühmt die Taten ihrer Vergangenheit; Hamdir hält ihr vor, wie schwer sie sich selbst damit getroffen hat; Sörli aber weiß, daß weiteres Reden nichts ändert: Gudrun wird, wie einst Brüder und Söhne, so nun auch sie beide beweinen. Hamdir verlangt (nach 'Gudruns Sterbelied') das 'Heergewand der Hunnenfürsten', und die Mutter bringt es. Es ist nach der Völsungasaga, dem Prosaroman von Sigurd-Siegfrieds Vorfahren (Kap. VII. 1. 1), gegen alles Eisen fest. Sie wappnen sich. Gudrun ruft ihnen vom Söller nach: 'Wie können zwei Männer tausend Goten in hoher Burg binden oder erschlagen? Nehmt den dritten mit!' Aber sie reiten schnaubend vor Zorn vom Hofe und über das bereifte Gebirge, und sie finden den schlauen Stiefbruder am Wege. 'Wie kann der braune Knirps uns nützen?' fragt Hamdir. 'Wie ein Fuß dem andern.'

(D. h. rätselweis: ohne den zweiten ist ein Fuß wertlos.) 'Was kann ein Fuß dem andern helfen, eine Hand der andern helfen?' (Hamdir versteht nicht.) 'Böse ists, Feiglingen den Weg zu weisen.' Da folgt dann der Bastardvorwurf, die Schwerter fliegen heraus, und Erp fällt von der Hand der Brüder: sie schwächen sich um ein Drittel, heißt es abermals rätselhaft bedeutend. Auf dem weiteren Wege finden sie 'der Schwester Stiefsohn' schwankend am Galgen. Im Getöse des Gelages hört man das Nahen der Reiter nicht, bis sie der Wächter dem Könige ankündigt und ihn warnt.

Da lachte der Gotenfürst, griff in den Bart,
Faßte die Kanne, kühn war er vom Weine,
Schaute auf den Schild, schüttelte das Braunhaar,
Schwenkte in der Hand die Schale von Golde.

'Glücklich däucht ich mich, wenn ich grüßen dürfte
Hamdir und Sörli in der Halle mein!
Binden wollt ich beide mit Bogensehnen,
Gudruns Heldensöhne, an den Galgen sie knüpfen.'

Aber die dringen gewaltig in die Halle, metzeln unter den Goten, schlagen dem Könige Hände und Füße ab. Doch kann er noch das Gebot hinausschreien, zu Steinen zu greifen, 'wenn Gere nicht beißen, noch Erz noch Eisen die Erben Jonaks'. Wäre Erp, der Kluge, mit ihnen gewesen, er hätte zuerst das Haupt abgeschlagen, den Mund geschlossen, der das verderbliche Gebot gab. 'Kühn bist du, Hamdir, doch Klugheit fehlt dir', klagt Sörli: wie sie ihm bei der Antwort Erps fehlte. Der Schluß:

Wir stritten tapfer: wir stehn auf Gotenleichen,
Aufrecht auf schwertmuden, wie Aare im Gezweig;
Heldenruhm bleibt uns, ob auch heute wir sterben:
Niemand sieht den Abend, wenn die Norne sprach.

Da sank Sörli am Saalende,
Und Hamdir fiel am Hausgiebel.

Die Hauptzüge dieser Erzählung kennt auch Bragi schon (S. 168). Er berichtet in jenem Lobpreis des norwegischen Königs Ragnar Lodbrok von den Darstellungen eines Schildes — und wir erinnern uns an entsprechende Beschreibungen, die Homer und Hesiod zugeteilt werden. Löst man die 'Kenninge' auf — womit freilich die Art des Gedichtes gefälscht wird —, so lautet die Stelle übersetzt: 'Weiter (kann man auf dem Schilde sehen) erwacht Jörmunrek mit seinen blutbesprengten Scharen wie von einem schlimmen Traume mitten im Klirren der Schwerter. Es entbrannte der Kampf im Hause der Ahnen Randves, als die rabenschwarzen Brüder des Erp ihren Schmerz rächten. Das Blut ergoß sich über die Bänke im Saal, wo die Arme wie die Beine Jörmunreks wurden abgehauen im Blute gesehen. Er stürzte kopfüber in den blutgemischten Strom der Metschalen. Es ist auf dem Schilde gemalt.

Dort stehen die Krieger so, daß sie das Bett des Fursten umschließen. Hamdir und Sörli werden alsbald nach gemeinsamem Entschlusse mit Steinen geschlagen, die den Geliebten der Swanhild töten wollten, und alle wollten den Söhnen Jonaks die schönen runden Stirnbiebe und Wunden bezahlen... Diesen Untergang der Recken sehe ich auf dem schönen Schilde. Ragnar gab mir den Schild (eigentlich: den Mond des Wagens der Ran, d. h. den Mond des Schiffes) und viele Darstellungen darauf'.

Also ein nächtlicher Überfall mit manchem Einzelzug, ohne daß wir zunächst sagen könnten, das sei nicht das Ursprünglichere. Der 'Strom der Metschalen' paßt freilich eher zu dem Bilde des Liedes. Neu auch der Name des Sohnes, Randve. In der Prosa-Einleitung zu 'Gudruns Sterbelied' hören wir noch, daß Jörmunrek auf Einflüsterungen des bösen Bikki den Sohn hängen ließ. Die Völsungasaga, die auch sonst manches ausschmückt und bereichert, weiß ferner, daß Bikki bei der Werbungsfahrt um Swanhild den Randve zu ihr verführt. Wenn Bikki dem Becca des Weitfahrers entspräche, hätten wir schon für die gemeinsame deutsche Vorstufe einen Namen für den bösen Ratgeber.

Man kann nun gewiß nicht das ganze Hamdirlied einfach als eine Übersetzung aus dem Deutschen nehmen: die ausgehobene Strophe z. B., in der Gudrun ihre Einsamkeit klagt und die nicht nur von dem kahlen Island hinweg in den norwegischen Wald, sondern auch in die gefühlvollen Elegien späterer Zeit führt, sie stimmt wenig zu der furchtbaren Härte des Liedes und besonders des knechtenden Rachegebotes. Es finden sich aber auch, außer der jungen Verknüpfung mit den Nibelungen, unsern alten Zeugnissen unbekannte Züge, bei denen wir uns fragen müssen, ob sie erst in dem Eddaliede hinzugekommen sind oder schon deutsch waren.

Daß die Schwester, nicht der Vater gerächt wird (wie bei dem Quedlinburger Annalisten gesagt ist), dürfte ja nun entschieden sein. Die Hinrichtung Swanhilds wird dadurch verständlich gemacht, daß sie zu Ermanrichs Gattin erhoben und ein unerlaubtes Verhältnis zwischen ihr und dem Stiefsohne, ja sogar der Stiefsohn selbst erst erfunden wird. Diese Don-Karlos-Liebe ist ein bekanntes Wandermotiv, und daß es nachträglich angefügt ist, ergibt sich nicht nur aus Jordanes (S. 187), sondern auch daraus, daß die beiden nicht den gleichen Tod sterben. Der Tod von Gattin und Sohn muß dann die Voraussetzung dafür gewesen sein, daß Ermanrich zu dem Wüterich gegen alle gemacht wurde, den zuerst die angelsächsischen Dichtungen zeigen. Der Verrat der Rosomonen war schon in den deutschen Quellen verschwunden. In allen drei Sprachen, also schon auf der deutschen Vorstufe, ist der eigentlich Schuldige aber der böse Ratgeber.

Ein dritter Bruder mit ganz unzugehörigem Namen (Adaccarus, doch wohl Odoaker) trat schon bei dem Quedlinburger auf. Ebenso unzugehörig 'Erp' im Hamdirliede: beide lassen die Beziehung auf die wunderbaren Waffen vermissen, deren Bedeutung nun durch das Lied festgestellt ist. Aber während Odoaker der Geschichte und durch sie hindurch der Dietrichdichtung an-

gehört, steht Erp, 'der Dunkle', allein, auch ohne Beziehung zu den beiden andern. Er wird weder zur Rache an Jörmunrek gereizt, noch tritt er in Wirksamkeit. Er vollendet nur in Märchenrichtung die Dreizahl, er gibt dem tragischen Verlaufe noch eine spannende Möglichkeit des Gelingens und einen sittlichen Zug: der Mord an ihm rächt sich im Fall der beiden Brüder. Aber wenn das auch (nach Jordanes) noch im gotischen Liede fehlte, so konnte es im deutschen doch schon vorhanden sein. Daß Sarus und Ammius fallen, mußten wir zwar vermuten, aus dem Hamdirliede aber wissen wirs nun mit Sicherheit.

Eine letzte Möglichkeit, das deutsche Lied herzustellen, gibt sein letzter entarteter Nachkomme, 'Ermenrikes Dot'.

Hier ist an Stelle der rächenden Brüder Dietrich von Berne mit der jungen Zwölfzahl seiner Helden getreten, der nichts zu rächen hat, der Ermanrich 'umme siner wredicheit (Grausamkeit wegen) verdriven' will, und damit ist die Seele des alten Liedes dahin, der Grund und die Reizung zur Rache, die jenseitumwitterte Rachetat selbst, das schicksalhafte Ende vertauscht mit einem rohen fleischermäßigen Maskenspiel. Aber das alte Lied ist doch noch zu erkennen. Gleich anfangs ist der Zug bewahrt, daß die Frau (hier des alten Hildebrand) den Davonreitenden 'von der Zinne' nachruft:

> To dem Frisack schaltu en finden, den Köning von Armentrik.
> He heft aver (über) siner Tafeln wol verdehalf hundert Man.
> Ik rades di Dirick van dem Berne, dat du em nicht to na engast.
> Sünder (sondern) so verne in jenen Frankrike, dar want (wohnt) ein [Wedewe stolt,
> Und de heft einen Sone, de is men twölf jar old.
> De is twischen sinen Winbranen (Wimpern) siner drier spenne wid;
> Ik rades di Dirick van dem Berne, nim en mit di in dinen Strid.

Hier wird also der dritte Bruder für die deutsche Vorstufe des eddischen Liedes bestätigt. Daß er erst zwölf Jahr alt ist, entspricht dem 'braunen Knirps' dort, wenn es auch französisch schmeckt. Gemeinsam sind ferner der Galgen am Wege der Reitenden, der Wächter, der sie dem Könige meldet, und des Königs leichtsinniger Übermut, auch die Drohung mit dem Hängen.

Die Ermordung Ermentrikes spielt sich auch hier am Tage, und zwar so ab, daß Dietrich mit den Seinen, bekränzt und in Festkleidern wie zum Tanze, unverdächtig eindringt und Ermentrike den Kopf herunterschlägt, ehe er auf Dietrichs Frage antworten kann, warum er ihnen den neuen Galgen gebaut habe: so ist der Galgen Friedrichs umgedeutet und der eingangs angegebne Grund für die Fahrt Dietrichs wieder beseitigt. Blödeling, der dritte Bruder, ist auch hier nicht zugegen, auch nicht bei dem anschließenden Morden. Dietrich vermißt ihn, glaubt ihn tot und erhebt laute Wehklage. Da meldet er sich grotesk aus dem Keller: dort hat er auf eigne Hand viertehalbhundert erledigt.

Dies Fehlen am Schlusse entspricht dem plötzlichen Auftreten am Anfang, um so mehr die ganze Rolle der des dritten Bruders in der Edda. Freilich

dritter Bruder konnte Blödeling neben dem Berner und seinen Begleitern nicht mehr sein; er konnte auch nicht mehr aus dem 'Buch von Berne' genommen werden, wenn er keiner von Dietrichs Mannen oder Feinden sein sollte. So griff der Dichter zu dem andern Epos, der Virginal B (S. 174), und flickte den Blödeling in sein Lied, aber so, daß die Nähte schon bei näherem Ansehn platzen.

Dann hätten wir als Inhalt des zwischen dem gotischen und eddischen stehenden deutschen Liedes mindestens dies erstritten: die Witwe stolz oder wer sonst die Mutter war reizt ihre beiden Söhne Hamadeo und Sarulo, die Schwester Swanhild an dem Ostgotenkönige Ermanrich zu rächen, der sie auf seines bösen Ratgebers Verleumdung von Rossen hat zerreißen und den eignen Sohn Friedrich hängen lassen. Sie bringt die alten gefeiten Rüstungen herbei, die Eisen nicht beißt. (Sie weiß, daß es fast aussichtslos ist, den König inmitten der Seinen zu erreichen.) Sie ruft den davonreitenden vom Söller den Rat nach, sich der Hilfe des unechten Bruders zu versichern. Die beiden treffen ihn, reden verächtlich und erschlagen ihn. Sie sehen unterwegs Friedrichs Leiche am Galgen hangen. Sie dringen am hellichten Tage, von ihren wunderbaren Brünnen geschützt, in die Gotenhalle und metzelnd durch die Mannen zum Könige, aber statt ihm das Haupt herunterzuschlagen, wie der kluge Bastard getan hätte, verstümmeln sie ihn um Hände und Füße und lassen ihm so Zeit, den verderblichen Befehl zu geben 'Steinigt sie!' Und so fallen beide.

Könnten wir über diese knochige Starrheit etwas von dem zusammengedrängten Leben des Eddaliedes breiten! Jene Ausmalung von Gudruns elender Einsamkeit haben wir ja schon aufgegeben, aber: der heftige Hamdir, 'dem Klugheit fehlt', und der gesetztere Sörli, ihr Zögern und ihr Zorn, der schlaue Erp — der mitten im Wortstreit sein Roß tänzeln läßt —: es wird nun aus den Charakteren erklärt, was im Deutschen gewiß noch mehr zauberhafte Bestimmung war; auch der Zauber auf den Brünnen ist in dem heroischen Lichte des Eddaliedes nur noch zu erraten. Der Ritt mit dem andeutenden Galgen, das Gelage, die Prachtgestalt des Ermanrich, die uns manches mächtige Bild des 19. Jahrhunderts, etwa Schnorrs von Carolsfeld, neu im Glanze der Echtheit leuchten läßt; der Kampf und die endliche Zerstörung des Brünnengeheimnisses; die Schlußworte mit dem Aufblick zu Nachruhm und die Ergebung in das Schicksal; die Stimmung, die von da auf die kurzen, den ganzen Ablauf bedeutenden Szenen zurückstrahlt. Alle diese rasche Eindruckskunst an Menschen, Bildern und Worten gehört uns nicht mehr; wir wissen ja nicht einmal, ob das Eddalied nicht mehrere Altersschichten hatte, wir wissen kaum mehr, als daß auch in unserm verlorenen deutschen Liede die mühsam und ohne ganze Sicherheit herauspräparierten Handlungen durch bluhende Reden getragen und gesteigert waren, aber können wir auch nur die nordischen ins deutsche zurückübersetzen? Sicher ist, daß die Fabel nun, wenn sie auch Märchenhaftes noch besser bewahrte, doch schon in den der Heldendichtung

erst recht gemäßen Bereich der Familienfehde hineingezogen war: Swanhild ist Gattin Ermanrichs geworden, Friedrich ihr Liebhaber. Es hat sich aber auch schon eine Milderung eingeschlichen, die den neu entwickelten Charakter des Königs abschwächt: die Einführung des Bösewichts, der ihn entlastet.

5. Vidigoja-Witege und Heime

Nach Jordanes war der Westgote Vidigoja der tapferste des Stammes, er fiel, wohl um 330, durch die Tücke der Sarmaten; aber er gehört zu den 'Helden, wie sie kaum das wundervolle Altertum aus seiner Vergangenheit rühmt: Eterpamara, Hanala, Fridigern, die zu Saitenklang vor den Königen besungen wurden und im Volke großen Ruhm haben.' Die entsprechende althochdeutsche Form Witigouwo kommt zusammen mit Welant, dem Namen seines späteren Vaters, in einer St. Galler Urkunde von 864 vor. Im 'Buche von Berne' sind Heime und Witegouwe zusammen bei der alles herbeiholenden Aufzählung von Ermanrichs Helden genannt, und im Anhang zum Heldenbuche taucht noch einmal Wittich Owe als Bruder Witeges auf: sonst haben wir nur diese Form Witege, angelsächsisch Wudga, nordisch Vidga, und sie ist als Kurzform von Witigouwe anzusehen. Es ist also auch Witege, der im Mittelhochdeutschen mit Heime, Wudga, der bei Weitfahrt mit Hama zusammensteht. Hier sind beide genannt im Anschlusse an die Leute um Eormanric, und sie geben der ganzen Liste einen mächtigen Ausklang:

(Und ich suchte heim) Wudga und Hama.
Das waren nicht die schlechtesten Gefährten,
Wenngleich ich sie zuletzt zu nennen hatte.
Gar oft aus dem Haufen zischend flog
Gellend der Ger, ins feindliche Volk.
Die Recken herrschten da mit gewundenem Golde
Über Männer und Frauen, Wudga und Hama.

Zwei 'Recken' (heimatlose Helden) also, gewaltige Kämpen, Outlaws, zusammengeschlossene Gefährten (aus Eormanrics Gefolgschaft), Führer eines Haufens, aber doch auch sonst mit dem heroischen Golde irgendwie Herren von Mann und Frau. Ein solches Leben könnte einer geschichtlichen Sonderstellung Vidigojas entsprochen haben.

Wie Hama hinzugekommen ist, weiß niemand zu sagen, aber er befestigt uns die Beziehung zu Ermanrich dadurch, daß er ihm nach dem Beowulf das Brosingenbalsband oder wie man gegen die Handschrift lieber möchte: das Brisingenhalsband (S. 51) raubte und 'zu der leuchtenden Stadt entführte', das in den Mythen der Göttin Frija eine Rolle spielt, und dazu noch großen Schatz. Er 'floh den Nachstellungen des Königs' und 'wählte das ewige Heil' heißt es zum Schluß.

Eine Begründung der Flucht scheint die Thidrekssaga erzählen zu können. Als Ermanrich auf Sifkas Einflüstern beschlossen hat, nach Swanhild, Fried-

rich und den Harlungen nun auch Dietrich den Garaus zu machen, reitet Vidga und dann auch Heimir aus, ihn zu warnen. Danach wirft Heimir dem Könige all die Schandtaten vor und schlägt Sifka als den Anstifter zu Boden. Ermanrich heißt ihn greifen und hängen. Heimir enteilt, wappnet sich und sprengt durchs Tor. Die Sechzig, die ihm nachsetzen sollen, weichen vor Vidga zurück, der dort mit dem Schwert Miming in der Hand erscheint. Heimir führt ein Waldleben mit Mord und Brand gegen Ermanrichs und Sifkas Eigen. Auf dieses Waldleben wird ganz am Schlusse der Saga zurückgegriffen und erzählt, daß Heimir endlich bereut und mit seinem Schatz ins Kloster geht. Daß dann noch ein weiterer Schluß mit Riesenkämpfen und Tod von der Hand eines Riesen folgt, geht uns nicht mehr an.

Hier fehlt also von dem (wie bei Ormar) mehr zuständlichen Berichte Weitfahrts, daß auch Vidga an dem Reckenleben im Walde teilhat: er fehlt, weil die Saga ihn anderweit braucht. Sie sagt auch nichts von dem Raub des Schatzes, den der Beowulf gradezu nennt und Weitfahrt mit seinem 'gewundenen Golde' voraussetzt. 'Die leuchtende Stadt' und das 'Wählen des ewigen Heils' in dem christlichen Epos ist in der Saga, d. h. in ihrer deutschen Vorstufe, als Eintritt ins Kloster gedeutet.

Und noch einmal hilft uns ein englisches Fetzchen weiter. Im Waldere (S. 147) ist von einem herrlichen Schwerte die Rede: 'Ich weiß, daß es dachte Deodric dem Widia selbst zu senden und auch großen Schatz von Kleinodien mit dem Schwerte und manch Andres mit ihm, es mit Golde zu schmücken (?): da empfing Lohn für einst, dafür, daß er ihn aus Nöten herausließ, Nidhads Verwandter, Welands Sohn Widia: mühsam entrann Deodric aus der Gewalt des Riesen'.

Widia ist hier also bereits an die Wielanddichtung und ihre Helden geknüpft. Die Thidrekssaga führt das Geschlecht nach deutscher Quelle noch auf Wielands Vater Wate zurück, den wir schon als Meerriesen kennengelernt haben und der namentlich in der englischen Dichtung diese Art noch erkennen läßt. In einem Bruchstück, das bereits zwischen Stab- und Endreim schwankt, sagt er: 'Einige sind Elfen und einige Nattern, einige sind Nicker, die beim Wasser wohnen. Es ist kein Mensch darunter außer Ildebrand allein'. Der Zusammenhang ist unbekannt. Aber wenn wir (H)ildebrand als Dietrichs Waffenmeister nehmen, so verstehen wir, daß er wie sein Herr bei den Unholden gefangen war, die wie im Beowulf englisch-wässerig sind. Dann würde sich Witeges Befreiungstat zugleich mit seiner Verwandtschaft erklären: er hatte Kenntnis von dem Reiche seines Großvaters und Zutritt. Freilich ist das ein recht luftiges Gebäude.

Die 'Rabenschlacht' weiß auch den Namen der Ahnfrau: Waghild (S. 46). Er wird nur insofern alt sein, als er die Wasser-Herkunft festhält, die ja aber selber dem geschichtlichen Helden erst nachträglich zugekommen sein kann.

Die mittelhochdeutsche Dichtung kennt auch noch Dietrichs Entkommen aus der Gewalt der Unholde, die nun gut festländisch zu Riesen geworden

sind. 'Alphart' und 'Virginal', 'Sigenot' und 'Laurin' erzählen mit verschiedenem Klange davon, der 'Sigenot' recht humoristisch. Im Alphart gemahnt Witege in höchster Not den Gesellen Heime, wie er ihn mitsamt dem Berner zu Mutaren dem Tode entrissen habe. Mitsamt dem Berner: das bedeutet eine Mehrheit von Gefangenen, und so mag auch der Hildebrand des Watebruchstücks dabei gewesen sein. Mutaren ist wohl nach der Donau-Burg und Station der Brautfahrt Kriemhilds neu angesetzt. Umständlicher ist die Virginal B (S. 173f.). Dietrich eilt, noch im Festgewand, den Genossen voraus, um als erster zu Virginal zu kommen, verirrt sich aber und gerät vor Herzog Nitgers Burg Mutaren. Der Wächter und Riese Wikram schlägt ihn tückisch nieder, Nitger schließt ihn in einen Eisenring und läßt ihn in der Gewalt seiner Riesen, die noch zu rächen haben, daß er, Dietrich, einst das Land Britannien verwüstet und viele der Ihren erschlagen hat. Nur Nitgers Schwester Ibelin nimmt sich seiner an. Inzwischen kommt der Zug der Gäste unter Hildebrands Führung zu Virginal, und man vermißt den Berner. Helpferich vermutet ihn bei den Riesen, die unter der Burg Mutaren in einer Höhle hausen. Ibelin schreibt an Dietrichs Freunde. Die besenden sich. Auch Witege und Heime kommen. Sie werden besonders freudig empfangen, aber auch von Seiten der Riesen besonders sorgenvoll betrachtet:

> Dô sprach ein rise, hiez Wolferât:
> 'ir wizzent niht, daz einer hât
> der risen so vil erslagen.
> er ist mir lange wol erkant. (Lücke)
> nu lânt iu (laßt Euch) vürbaz sagen:
> 'Hât er die zwêne mit im brâht,
> Witegen unde Heimen,
> die hânt sich strîtes wol verdâht (Kampf vorgenommen):
> unsanfte muoz uns tröumen.'

Die beiden bekommen dann aber doch nur ihre sieghaften Riesen-Einzelkämpfe wie alle übrigen Helden.

Man sieht leicht, wie Nitger und Ibelin und ihre ritterliche Welt neben der riesischen überflüssig sind, und hat, wenn man sie heraustut, das alte Riesenabenteuer, das nun seinerseits auf frühere Riesenkämpfe Dietrichs in Britannien, im Lande unseres Walderezeugnisses, hinweist. Denn ein Riese sagt, daß Dietrich außer Hildebrand dort noch drei Helden bei sich hatte: die haben sein ganzes Geschlecht und noch 200 'Freunde' erschlagen. Witeges Gegner ist der Riese mit dem Heldennamen Wolfrat, in der Tat nach Biterolf und Rabenschlacht an Stelle Nitgers Herr zu Mutaren (mit seinem Bruder Astolt). Damals aber war, wie noch im Alphart, Witege allein der Befreier Dietrichs, indes Heimes Rolle zweifelhaft bleibt: er fehlt im Waldere, er wird befreit im Alphart, er hilft befreien in der Virginal: er ist eben der Hinzugekommene, die geschichtliche Anknüpfung gehört allein Witege. Heime tritt denn auch

in der Virginal nach den Riesenkämpfen nicht mehr einzeln und nur noch einmal mit Witege zusammen auf. Zuweilen scheint die herkömmliche Zusammengehörigkeit der beiden den Dichtern sogar lästig zu sein.

Insgesamt wäre diese (nach dem Schatzraub) zweite Dichtung ein Kampf mit mythischen Unholden wie der Beowulfs und Siegfrieds gewesen, ein germanisches Heldenlied, freilich mit der beängstigenden Gefangenschaft vor dem guten Ausgang, aber ohne tragische Verwicklung, soweit wir erkennen können. Denn weder die Anknupfung Witeges an den geschichtlichen Vidigoja, noch die an die Gefolgschaft Ermanrichs bei Weitfahrt erklärt die Heldentat. Heimes Flucht mit dem Schatze gabe vielmehr einen Anschluß an die Harlungengeschichte (S. 51), und erst das folgende Reckenleben fuhrte dann gut zu einem Kampfe mit den Unholden der Wildnis, wie bei Siegmund. Aber die Rettung Dietrichs wäre ja vielmehr eine Anknupfung nach andrer Seite: Dietrich war ein geschichtlicher Konig, der im Jahre 526 starb: mythische Taten konnten ihm erst zugeschrieben werden, wenn er fur den Dichter bereits geschichtlich vorhanden war. Die untere Zeitgrenze gibt der Waldere des 10. Jahrhunderts. Wir haben hier das erstbezeugte und das einzige vormittelhochdeutsche dieser Abenteuer Dietrichs, die dann in seine Jugend abgeschoben wurden (S. 173).

Es ist etwas wie ein gewaltiger, wachsender Artushof, was Weitfahrt um Ermanrich versammelt und schließlich seines eigenen Besuches würdigt. In der Dichtung vermehrt dieser Hof sich augenscheinlich durch Untaten des Königs: nach den Harlungen zieht er auch Heime und durch ihn den geschichtlichen und älteren Witege an, später auch Dietrich.

Aus dem Reckenleben Witeges und Heimes konnte sich die Rettung Dietrichs ergeben, wenn sie nicht durch Witeges albische Verwandtschaft begründet war. Zugleich die Doppelstellung zwischen den beiden Königen, die ihn in der weiteren Entwicklung zu dem 'Ungetreuen' macht.

6. Dietrich von Berne

1. Dietrichs Ellende. Was den geschichtlichen Theoderich dem Vidigoja-Witege entgegenwachsen ließ, ist das Lied von seiner Vertreibung aus dem heimatlichen Italien, seinem 'Ellende' am Hofe König Attila-Etzels und der schließlichen rettenden Heimkehr. Dabei ist die geschichtliche Grundlage dieses 'geschichtlichen' Liedes höchst fragwürdiger Art: Theoderich aus Italien vertrieben, das er doch vielmehr erst durch Kampf mit Odoaker und Eroberung zu dem seinen machte? Und im Ellende am Hofe Attilas, bei dessen Tod er noch nicht geboren war?

Aber schon unser ältestes Zeugnis, unser Hildebrandlied, dessen erste deutsche Niederschrift, uns verloren, noch ins 8. Jahrhundert gehört haben muß, es sagt von seinem Helden:

'Einst wich er nach Osten, floh vor Otachers Haß
Dahin mit Dietrich und seiner Degen vielen (zu dem Könige der Hunnen)...
Er war dem Otacher unermeßlich feind.'

Und Theoderich hatte doch, nachdem er endlich auf die Zusage, mit Odoaker gemeinsam zu regieren, in dem lange vergeblich belagerten Ravenna eingezogen war, eben diesen Odoaker hinterlistig mit eigner Hand ermordet! So hatte er auch dem Sohne des byzantinischen Feldherrn Theoderich Strabo getan: das war Blutrache für seinen Oheim gewesen. Und Blutrache ist es nach des Königs eignen Worten, wenn er nun den Odoaker niedersticht: 'So hast auch du den Meinen getan!' ruft er (nach dem sog. Johannes Antiochenus) aus. Blutrache für wen, wissen wir nicht. Daß sie für den Rugierkönig Fewa genommen sei, den Odoaker nach gewonnenem Kriege hatte hinrichten lassen und dessen Sohn von Theoderich aufgenommen war, das ist nur aus diesem Berichte erschlossen: von einer Verwandtschaft wissen wir nichts. Im übrigen spricht Theoderich vieldeutig von 'den Meinen', und zwar mehreren, die nicht hingerichtet, sondern von Odoaker ermordet seien. Nur Ennodius scheint an einer überschrobenen Stelle seiner Lobrede Verwandte zu meinen: 'Es entstand eine Zwietracht glücklicher Art zwischen Euch (Theoderich und Odoaker), als der römische Stern seinen (Odoakers) kriegerischen Sinn einlud, deine Verwandten zu töten.' Nämlich: das wurde der Grund für die Mordtat Theoderichs, die die bisherige Tyrannei beseitigte.

Hier tritt der Grundgedanke dieser Rede mit Deutlichkeit hervor: daß Theoderich von Gott besonders ausgestattet und gesandt ist, Italien, d. h. das päpstliche Rom, an Odoaker zu rächen und das alte geschichtliche Vorrecht vor dem Osten zurückzugewinnen. 'Von deinen Waffen', heißt es gleich zu Anfang, 'kam die Freiheit, und sie lehrte, was sie allein kann, Freude'.

Aber die Übersetzung 'Verwandte' ist einsinniger als das 'propinqui' des Urtextes, das auch 'Nahestehende' bedeutet, wie im Altdeutschen vriunt den Verwandten und den Freund, getelinc (wie angelsächsisches gædeling und mǽg) den Verwandten und den Genossen.

Eher würde passen, was Marcellinus comes zum Jahre 479 berichtet: Theoderichs Bruder Theodemund führte die gotische Nachhut und den Troß durch die illyrischen Berge, wurde von dem kaiserlichen Feldherrn Sabinianus überrascht und verlor 5000 Gefangene und 2000 Wagen. Die damals Gefallenen oder in der Gefangenschaft Umgekommenen hätte dann Theoderich zum Vorwande seines Mordes an Odoaker genommen.

Jedenfalls kann sich an eine solche Rachetat unmittelbar die Umstilisierung von politischer Geschichte in germanisches Heldenlied angeschlossen haben, zumal die gotische Geschichtschreibung sich beeilte, die niedrigen Einzelheiten dieses Anschlages und die blutige Grausamkeit gegen die Verwandten und Anhänger Odoakers zu vergessen, diesem vielmehr einen eignen Anschlag zuzuschreiben, dem Theoderich hätte zuvorkommen müssen (S. 165).

Dann aber wirkte wohl auch das große Bild, das der König durch eine mächtige, ausgleichsuchende, friedeschaffende Regierung in den Herzen der Seinen entstehen und nach dem Tode ins übermenschlich Schöne und Große emporwachsen lassen mochte. Es ist dasselbe Bild, das hinter den mannigfaltigen Erlassen in Kassiodors 'Variae' und den unvernünftigen Übersteigerungen des Ennodius steht und schon damals grade in den Kreisen des Hofes Geltung gehabt haben muß, denen man germanische Heldenlieder vortragen konnte. Man dürfte sogar fragen, ob nicht dies Bild erst vom Hofe in die Welt getragen sei. Es zeigt grade auch Züge, die unsere Dichtung später besonders ausgebildet hat: 'Nie überhob sich dein Herz, wenn das Glück anschwoll, oder ergab sich, wenn es schlecht stand.' 'Deine Ungnade begrenzt sich auf den einen Mann, indes deine Güte für eine Belohnung schon den nächsten sucht.' 'Der Herr Italiens eint zwei äußerste Gegensätze zu einem Freundesbunde: daß er im Zorn ohne Gleichen und wie der Blitz ist, in der Freude wolkenlos schön.' Und daß dies Bild auch sonst bereits weitergegeben ist, ersehen wir aus einem Briefe des Ennodius, wahrscheinlich an den Papst Symmachus: 'Würdig der Herrscher, würdig die, in deren Zeit sich die höchsten Wünsche erfüllt haben. Denn wenn auch das Glück auf die Nachwelt dauert, so muß ihm besondres Lob von denen geopfert werden, bei denen es seinen Anfang genommen hat.' Hier scheint das Weitergeben des Lobes gradezu als Politik empfohlen. 'Erfolgreich habt Ihr zu Gott gefleht, daß die Kraft dessen Euch herausreiße, dessen Gnade Euch erhalten kann. Ihr habt die glücklichen Erfolge dessen erfahren, dem sich, wie Ihr seht, der Sieg an die Fahne geknüpft hat, während er den Krieg erst befiehlt. Fast habt Ihr eine Herzensmilde an ihm gefunden, so tief, als kenne sie das Waffenhandwerk nicht. Durch Gottes Gabe kann sein Friede nicht von Trübsal gestört, noch seine Tapferkeit gebrochen werden, was sich ihr auch entgegenstelle. Nichts ist bei ihm gesicherter, als wer sich unterwirft: dem Sturm der Schlacht ist nur entgangen, wer gebeten hat; aber den Angriff der Waffen hat besiegt, wer seine Huldigung dargebracht hat.' U. s. w. Den Schluß macht, wie in der Lobrede, der Wunsch, dies 'goldene Zeitalter' möge unter seinem Sohne fortdauern.

Das liest sich wie ein Nachklang der Lobrede, aber es ist vielmehr wie ein Vorspiel, und das ist bei allem Überschwang vielleicht eine leise inhaltliche Bestätigung.

Jene Rache an Odoaker hätte aber doch wohl am Schlusse des Ellendes die Heimat wieder geöffnet. Die Heimat etwa deshalb, weil schon der Gote Alarich einst (seit 401) einmal Italien erobert hatte, so daß es als alter gotischer Sitz angesehen werden konnte. Diese Vorstellung findet sich schon bei Fredegar im siebten Jahrhundert und dann in der 'Deutschen Kaiserchronik' um die Mitte des zwölften dort, wo Wolfdietrich, der Herr der Lombardei, zu Dietrichs Großvater gemacht ist. Auch die Rede des Ennodius konnte dahin zu zielen scheinen, sofern sie Odoaker zu einem Usurpator, Theoderich zu einem rechtmäßigen Befreier Italiens machte.

Als Ellende könnte hiernach mit allem Rechte das Wanderleben Theoderichs von seiner Vergeiselung an Byzanz im Jahre 462 bis zur Eroberung Italiens von 489—93 gelten, meistens in Diensten des Kaisers oder Abhängigkeit von ihm hingebracht.

Das älteste Zeugnis für das Ellende ist neben dem Hildebrandliede die Klage Deors (S. 150):

Deodric hatte dreißig Winter
Maeringaburg, das war manchem kund:
Das ging vorüber, dieses wohl auch!

Märingen (zu gotisch mers, althochdeutsch mâri 'berühmt') ist eine Bezeichnung, die auch sonst an Stelle des (in deutscher Dichtung verlornen) Gotennamens auftritt. Alle Quellenschriften, die anderweit etwas über Dietrichs Ellende aussagen, stimmen darin überein, daß er es bei Attila hinbrachte, und man müßte schon so deuten, daß er die Burg von diesem als Sitz angewiesen erhalten habe. Aber daß Dietrich dreißig Jahre die Gotenburg 'hat', läßt nichts davon durchblicken, daß damals von kriegerischen Taten der Dietrichdichtung, vielleicht auch von Italienzügen oder dem Kampf und Tod der Etzelsohne schon etwas in diese Zeitspanne geschoben war.

Die zeitliche Unmöglichkeit der Verbindung mit Attila überwindet man dadurch, daß man Theoderich mit seinem Vater Theodemer zusammengewachsen sein läßt, der wirklich ein Gotenkönig unter des Hunnen Oberherrschaft war und auch im Unglück die Treue hielt, als nach Attilas Tode das Reich am Flusse Nedao, 454, unter den Schlägen der aufgestandenen Gepiden und andern Germanen in Trümmer ging. Denn so scheint der Rest des kassiodorischen Berichts bei Jordanes zu verstehen — und nicht das Geschehene, sondern die gotische Auffassung davon kommt für uns in Betracht. Es sind dort die Völkerschaften aufgezählt, die, jede mit ihrer Sonderwaffe, in dem Kampfe wüten, darunter Goten und Hunnen. Die Gepiden unter ihrem Könige Ardarich siegen, welches aber die besiegten Völker waren, das ist in jener rednerischen Aufzählung vernebelt. Also waren wie die Hunnen auch die Goten dabei: ihre Niederlage konnte die Parteilichkeit nicht offen bekennen, die auch den Sieg der Gepiden 'unerwartet' nennt. Und diese Parteilichkeit bricht noch wärmer hervor, wenn es dann heißt: 'In dieser Schlacht fiel Attilas ältester Sohn Ellak, den der Vater, wie gesagt wurde, so vor den übrigen geliebt hatte, daß er ihn all seinen verschiedenen Kindern als Thronfolger vorzog. Aber das Schicksal stimmte dem Wunsche des Vaters nicht zu. Denn jener fand, nachdem er viele Feinde erschlagen, jedenfalls so mannhaft den Tod, daß ihm sein Vater, wenn er noch am Leben gewesen wäre, einen so ruhmvollen Untergang gewünscht hätte.'

Dieses Verhältnis Theodemers zu Attila wäre also auf Theoderich übertragen?

Tatsache ist, daß in der mittelhochdeutschen Dichtung Theodemer-Dietmar zwar öfters als Dietrichs Vater und Herr von Berne genannt, daß er

aber jeder Tat beraubt ist, die seine Nennung sonst berechtigt hätte, während sein größerer Bruder Walamer überhaupt fehlt. Dabei ist vielleicht anzunehmen, daß in der Dichtung das freundschaftliche Verhältnis zwischen den beiden Völkern schon seit Attilas Zeiten feststand. Jedenfalls stammt aus dieser tiefbegründeten Anschauung erstens das Ellende (hart geschichtlich gesagt: die Untertänigkeit) Dietrichs bei Etzel und zweitens die Fürsorge und Hilfe, die er darin von Etzel erfährt, die es in eine immer bereite Rückzugsmöglichkeit umgestalten und Dietrich immer mehr zum Vertriebenen machen. Und schließlich ist auch der Übergang des Ellendes von Dietmar auf Dietrich gewissermaßen geschichtlich bezeugt: bei dem neuen Vertrage mit dem Kaiser Leo, dem nun die Goten als 'Verbundete' untergeordnet sind, gibt Theodemer auf Drängen seines Bruders sein 'Kindchen' Theoderich als Geisel: es wird nach Byzanz gefuhrt und gewinnt als feines Knablein die Gunst Leos (S. 198).

Die Voraussetzung zu dem allem ist aber, daß Theoderichs wirkliches Ellende, das doch der Dichtung vielleicht genug Stoff geboten hätte, zuruckgetreten war. Und hier bewährt sich die Meinung, daß Theoderichs Bild vom Hofe stammt. Für die Auffassung, daß Gott selbst ihn bestimmt und geschickt habe, Italien zu befreien, waren seine byzantinischen Jahre, die Streitigkeiten mit dem Kaiser und zwischen den Gotenkönigen, das ganze Wirrsal von Kriegen, Raubfahrten und Hofkabalen nicht zu brauchen, und eben dies alles übergeht Ennodius seinem Ziel zuliebe: es bleibt da im Grunde nur die Erziehung des jungen Theoderich, seine Wiedereinsetzung des Kaisers Zeno, sein Sieg uber den bulgarischen Außenfeind, und deutlichere, auch für die große Geschichte verwendbare Nachrichten beginnen bei ihm erst mit dem Marsch auf Italien, eben da, wo auch das Heldenlied den Tod Odoakers ansetzt. Dem Heldenbilde Dietrichs fehlt die Jugend, weil der Hof sie der leuchtenden Gegenwart geopfert hatte, und sein Einfluß, seine Hörerschaft maßgeblich wurde. Es bleibt nur die Erinnerung an ein Ellende, und das hatte, an den Hunnenhof verlegt, schon von Dietmars Zeiten her eine edle Füllung.

Ein letztes Zeugnis für die alte germanische Dichtung von Dietrich, das, wie wir sahen, eigentlich englische des Quedlinburger Annalisten ums Jahr 1000 (S. 185f.), fugt dem englischen Entwicklungszuge gemaß nun auch Dietrichs Vertreibung in den Kreis der Schandtaten Ermanrichs ein: 'Ebenso zwang er auf Antreiben seines Oheims Odoaker seinen Neffen Theodericus, aus Verona vertrieben, bei Attila im Ellende zu leben.' Odoaker mußte entsprechend zurücktreten und ging ein in den bösen Ratgeber Sibeche. Neu ist uns nur Verona = Berne und die Vertreibung daraus. Ermanrich ist hier noch nicht ausdrücklich Herr von Italien genannt, und in der Tat ist es wenige Zeilen später Odoaker: 'Theoderich wurde mit Attilas Hilfe in das gotische Reich (Italien) zurückgeführt, er nahm seinen Oheim Odoaker in dem eroberten Ravenna gefangen, durfte ihn aber auf Attilas Einspruch nicht töten und verbannte ihn an die Saalemündung'. (Denn dort gab es ein Dorf Otachreslef, das heutige Etgersleben.) Geschichtlich ist die Eroberung Ravennas und Italiens

durch Theoderich, Dichtung die Zurückführung durch Attila, noch jüngere, örtlich gebundene Sage die Verbannung Odoakers.

Das ist alles, was wir von dem alten Liede bis zum 13. Jahrhundert erfahren: es wird uns recht fühlbar gemacht, daß Dietrich der Edda erst aus mittelhochdeutschen Quellen des 12. Jahrhunderts und kaum mehr als dem Namen nach bekannt ist. Die mittelhochdeutsche Heldendichtung aber, die neben der Thidrekssaga allein uns Klärung und Ergänzung bringen könnte, gibt nur späte, unter wuchernden Trieben fast erstickte Kunde von dem alten Liede.

Die Vertreibung Dietrichs berichtet zunächst das 'Buch von Berne' (S. 172). Danach ist nun hier wie überall seit den Quedlinburger Annalen der Oheim Ermanrich der Feind. Auf beiden Seiten stehen unendliche Helden, soweit sie der mittelhochdeutsche Vorrat irgend zu benennen gestattet, mit fabelhaften Heeresmassen. Dietrich ist in einer ersten Schlacht siegreich. Er nimmt Ermanrichs Sohn Friedrich gefangen, muß aber nach vergeblichen Klagen und Bitten ihn und alles Land herausgeben, weil acht seiner besten Helden, die Gold aus Istrien herbeizuschaffen ausgesandt waren, in eine von Witege (und Heime) gelegte Falle geraten und sonst des Todes sind.

> Dô sprach der hêrre Dietrîch:
> und waeren mîn elliu rîch (mein alle Reiche),
> diu wolde ich elliu lân (lassen),
> ê mîne getriuwe liebe man (eher als meine getreuen lieben Mannen).

Er liefert also sein Land aus und zieht in die Fremde. Zuerst betreut ihn dort ein guter Kaufmann. Auf Rudigers, des Herren von Bechelaren, und Helches Fürbitte nimmt sich dann ihr königlicher Eheherr Etzel-Attila der Vertriebenen an. Ermanrich wird in einer zweiten Schlacht besiegt. Er flüchtet nach Raben (Ravenna). Die Stadt wird belagert und ergibt sich, aber Ermanrich ist entronnen.

Hier beginnt es neu, und zwar ist die 'Rabenschlacht' Vorlage (S. 172).

Dietrich nimmt den gefangenen Witege in seine Dienste. Aber der fällt ab, und so gibt es eine dritte Schlacht, einen dritten Sieg mit erfolgloser Rückkehr zu Etzel.

Der Anhang zum deutschen Heldenbuche (S. 173) weiß denn auch nichts von der dritten Schlacht und läßt die zweite wie das 'Buch von Berne' von Dietrich und Eckehard, dem Vormund der Harlungen, zusammen gewinnen. Dann der Verzicht auf die Folgen wegen der gefangenen Mannen und das Ellende. Auch hier in dem späten Prosaauszuge sind die entscheidenden Heldenworte Dietrichs in direkter Rede erhalten: auf den Rat, die Gefangenen aufzugeben, sprach der Berner: 'Das wolle Gott nicht, denn unter den Achten ist keiner, daß ich nicht, wenn er auch allein gefangen läge, eher aus all meinem Lande ginge, als daß ich ihn töten ließe.' Rüdiger geleitet ihn zu Etzel, und der stellt ihm ein Heer zur Verfügung. Auch der Alphart kennt nur den zweiten

Sieg. In der Thidrekssaga räumt Dietrich das Land ohne Kampf, verwüstet nur im Durchziehen Ermanrichs Gebiet und wird von Rüdiger Etzeln zugeführt. Erst bei der Erzählung von den Etzelsöhnen, in einem späteren Abschnitt, ist von einer weiteren Schlacht die Rede: ihre Abscheidung aus dem Buch von Berne ist gerechtfertigt.

Hier bewährt sich, wie es scheint, die Heranziehung des Marcellinus, und seine Aussage wird entscheidend für die zweite Schlacht: wie Sabinianus die Goten und ihren Troß in Illyrien abfängt (S. 196), so Witege in Istrien.

In der Geschichte rächt Theoderich die Seinen an Odoaker, das Neue des Liedes wäre, daß er sein Land gibt, um sie aus den Kerkern zu erretten. So entspricht er dem neuen Bilde seiner Größe.

Dann hätte die Lied-Vorstufe des 'Buches von Berne' als Inhalt dies gehabt: Dietrichs ersten Sieg, Witeges Falle und erpresserische Bedingung für die Freigabe seiner Gefangenen, Dietrichs Verzicht auf Sieg und Land um ihretwillen — in allem Wust doppelt erhalten —, Ellende und Heimkehr mit Attilas Hilfe nach einem zweiten Siege. Otacher entrinnt: die Rache an ihm war schon ersetzt, durch den Verzicht.

Dies Lied von Dietrichs Ellende scheint mit den beiden Schlachten (die wohl nur andeutend dargestellt zu denken sind) vielleicht recht politisch und mit der Preisgabe von Land und Leuten um acht edler Gefangener willen recht weich, ja verstiegen. Aber was das erste betrifft, so war ja das Hunnenschlachtlied vorangegangen und das Herulerschlachtlied (Kap. VIII. 2. 5) folgte, und jene Weichheit schwindet, wenn man den acht Gefangenen (nach der Geschichte) ihr Heer hinzudenkt, oder (nach den Maßen des Heldenliedes) die unsinnigen Zahlen unsrer Epen herabmindert: jetzt steht die alte kleine neben den neuen großen, aber sie eben enthält die Gewähr des Altertums ganz wie beim Zuge der Burgundenkönige, der dann später mit dem einen Schiffchen nicht mehr auskommen konnte (Kap. VII. 2. 5). So bedeutet auch das abgefangene Gold in dem alten Liede unepisch gesprochen den großen Troß der Quelle, der erst den Krieg ermöglicht und dessen Verlust nun in die Landflucht treibt. Jene Weichheit aber hat sich ja dann sogar zwischen den bösen Merovingern und ihren Hausmeiern ausgebildet (S. 135). Und außerdem gab es schon um 430 einen Goten Gesimund, der, von einem Amalerkönige durch Waffenleihe adoptiert, die Rechte der noch unmündigen Thronerben wahrnahm und sogar um der gelobten Treue willen die angetragne Königswürde ablehnte. So wird er 'in der ganzen Welt besungen' und 'lebt im Gedächtnis der Unsern'; 'er lebt in den Berichten, der immer das Vergängliche verachtete, und so wird, solange es noch den Gotennamen gibt, sein Lob vom Zeugnisse aller getragen sein.' Das schreibt Kassiodor mahnend an den jungen Theoderich. Und wenn wir das Verhältnis des alten Waffenmeisters Hildebrand zu Dietrich vergleichen, so finden wir, daß in dieser Wunschwelt solche Verzichte wie die des Berners erwachsen können. Zugrunde aber liegt dieser Art von Heldentum, dieser Selbstüberwindung eine christliche Einstellung, nämlich jene arianische (S. 160f.),

nach der ein heroisierter Christus ja unmittelbar zum Vorbilde eines menschlichen Königshelden werden kann, zumal Theoderichs, der niemals ein Heide war. Und außerdem bestätigt sich hier wiederum jenes Bild des gottgesandten Übermenschen, das wir bei Ennodius fanden (S. 197).

Theoderich ist der arianische Held eines, wie wir von vornherein annehmen, gotischen Liedes. Die obere Zeitgrenze für dessen Entstehung ist die geschichtliche Schlacht bei Ravenna im Jahre 493, die beibehalten ist, wiewohl sie nach dem ersten Schlusse (dem edlen Verzicht) in der Dichtung einen überflüssigen und durch Ausschaltung der geschichtlichen Rache noch entwerteten zweiten bringt. Wie langes Vergessen des wirklichen Geschehens vorausgesetzt werden muß, von wann ab das von Ennodius bewahrte Theoderichbild gestaltend wirken konnte, beides wissen wir nicht.

Und hierzu rufen wir noch einmal Ennodius an. Er rühmt von dem Feldherrn Pitzia, daß er, damit man nicht glaube, er habe weniger um Ruhm als um Beute Krieg geführt, die Toten des Schlachtfelds den wilden Vierfüßern und Vögeln überließ und den hungrigen Soldaten befahl, den reichen Toten nichts zu rauben. Solche Manneszucht ist das Werk des Königs: 'Du hast längst gesiegt in allen Schlachten, nun beginnst du auch die Sieger zu unterwerfen.' Noch mehr: 'Welche Zunge sollte preisen, daß du die Werkzeuge gotischer Kraft, indes du vorsorgst, daß unser Friede nicht gestört werde, bewahrst und die wilde Jugend vor deinen Augen unter den Gaben des Friedens den Krieg vorausspielen läßt. Noch haben wir in gestählter Kraft die alte Mannschaft, und schon ist eine andre herangewachsen. Es härten sich die Arme im Speerwurf und erfüllen im Scherz die Tat des Tapfern. Es geschieht als Spiel, was einer spätern Zeit als männliche Tugend genügen kann. Während mit kindlichen Wurfriemen leichte Lanzen geschleudert werden, während täglich Bogen weithin Tod über Zielpuppen senden, wird der ganze Spielplatz von dem Schein eines Kampfes niedergetreten. Er läßt Bilder von Schlachten aufführen, damit sie nicht mit der Gefahr wirklich entstehen. Wer könnte glauben, daß dazu eine einzige Brust genüge: schon durch Bereitschaft die im Kampfe nicht Gebändigten zu besiegen und zugleich durch Überlegung dafür zu sorgen, daß kein Grund zu kämpfen eintritt'.

Jeder Deutsche hört heute hinter dem Wortschwall, was er täglich sieht, und er erlebt an diesem einzigartigen Zeugnis die beglückende Kraft jugendlicher Begeisterung für ihren Führer und Helden, der hier nun auch in seiner männlich kriegerischen Gewalt noch einmal hervortritt. Unter diesen Knaben möchte man den dereinstigen Sänger seiner Herrlichkeit denken.

Deutsche Bekanntschaft mit 'Dietrichs Ellende' verrät zuerst die angeführte Stelle des Hildebrandliedes für das 8. Jahrhundert. Da ist Dietrichs eigentlicher Sitz schon wie in aller deutschen Überlieferung Verona = Berne. Warum nicht Ravenna = Raben, die Stadt seines Königspalastes, seiner Kirchen und seines Grabmals, der Mittelpunkt seiner Welt? Schwerlich entschied doch für Verona, daß es der Ort seines ersten, noch nicht entscheidenden Sieges

über Odoaker war und auch einen Königspalast enthielt. Wir folgern vielmehr, daß es Langobarden waren, die als erste Deutsche das Lied übernahmen: sie saßen in Norditalien über und neben den Resten der Goten, auch den in Tirol als Grenzschutz angesiedelten oder nach dem Sturz ihres Reiches dorthin geflüchteten, und die gotische Sprache ging, nach den Resten in italienischen Ortsnamen und Lehnworten zu urteilen, in der langobardischen auf. Sie saßen in Verona, aber niemals in Ravenna, das ihr gefährlichster Feind war. Darum Berne und Südtirol Schauplatz der deutschen Dietrichdichtung bis in ihre Spätzeit. Aber schon im 6. Jahrhundert erkennen wir die Wirkungen nicht nur der Hunnenschlacht, sondern auch unsres Dietrichliedes auf die langobardische Heldendichtung: es bestätigt sich, daß wir es nicht über den Untergang des Reiches im Jahre 555 herabrücken dürfen. Was aber außer dem Namen der Stadt sonst noch in dem deutsch-langobardischen Gedichte verändert sein mag, das wissen wir wiederum nicht.

In der Folgezeit ist dann die Anziehung des Liedstoffes durch den Ermanrichkreis eingetreten, die um 1000 bezeugt wird, und nun stehen die beiden Ostgotenkönige einander als Feinde gegenüber. Nicht so sehr, weil Ermanrich Hunnengegner und Theoderich = Theodemer Hunnenfreund gewesen war oder beide nun um das eine angeblich von den Vätern überkommene Italien streiten, als weil Ermanrich als seelenlos gewordenes Scheusal auch das Böse an Dietrich getan haben mußte. Der Meteor kann nicht aufhören zu stürzen, ehe er als mißfarbener Stein am Boden angelangt ist.

2. Der Tod der Helchensöhne und Diether. Die 'Rabenschlacht' berichtet (in Einklang mit den übrigen deutschen Quellen), daß der Berner mit Herrad, der Nichte der Hunnenkönigin Helche, vermählt wird. Dann hören wir von den Rüstungen zu einem Heereszug Dietrichs gegen Ermanrich. Trotz Helches ängstlicher Träume sollen ihre und Etzels Söhne Scharpfe und Orte mitziehen dürfen, nachdem Dietrich für ihr Leben gebürgt hat. Sie werden gewaltig ausgestattet. Erst in Berne wird durch eine besondere Beratung festgesetzt, daß sie in der Stadt bleiben sollen unter dem besonderen Schutze des alten Elsan. Ihm legt sie Dietrich auf die Seele; sie sind ihm lieber als irgendwer von seinem eignen Geschlechte. Also auch als sein jüngerer Bruder Diether, der erst hier in Berne plötzlich auftritt, nach einer Ermahnung von sieben Strophen ebenfalls dem Alten empfohlen wird und nun ein schlimmes Durcheinander des Aufbaus heraufführt (S. 172). Denn Dietrich empfiehlt auch dem Bruder die beiden: 'Du bist an Jahren ein wenig älter als sie', und verbietet auch ihm, aus der Stadt zu reiten, dem Heere nach. Aber sie entweichen dem Elsan doch, in 'Sommerkleidern', und verirren sich im Nebel. Als es licht wird, erblicken die beiden Helchensöhne Witege. Orte fragt nach dem Fremden. Da erst sieht ihn auch Diether, und die Augen werden ihm trübe, indem er der Untreue Witeges gedenkt. Kampf zwischen Witege und Scharpfe, Scharpfe fällt, Kampf mit Orte. 'Unterdessen ist Diether auf das Roß gekommen', der doch zuerst zu rächen und zu schützen hatte! Nun erst Kampf

zu dritt. Orte fällt, und wie abschließend sagt der Dichter: 'Nun sind sie tot, Frau Helches Söhne beide'. In zwei besonderen Strophen wird es mit Diethers 'snelheit' begründet, daß er dem furchtbaren Witege noch so lange allein widerstehen konnte. Im Fallen ruft er: 'Weh, Bruder Dietrich, ich sehe dich niemals wieder!' und nimmt ein gottseliges Ende. Nur diesem letzten Kämpfer gilt Witeges Schmerz: er weint, er schlägt die Hände vor die Augen, er küßt die Wunden des Toten, er möchte sein Leben für ihn geben, er weiß, daß er nun vor Dietrich fliehen, daß Dietrich ihn verkennen muß: 'Wehe dieser leiden Mär, die nun der Berner von mir hört!' Nur gereizt und gezwungen hat er gekämpft.

Dann ein besonderer Abschluß und Hinwendung zu der inzwischen tobenden Rabenschlacht. Erst als sie ausgekämpft ist, kehrt es sich wieder den Helchensöhnen zu. Nur nach ihnen fragt Dietrich den Hüter. Er schlägt ihm den Kopf ab. (Das hören wir nachträglich in dem Bericht an Etzel.) Erst Helpferich bringt die Nachricht von dem Tode aller drei, auch weiterhin gilt die Klage nur Scharpfe und Orte, erst nach zwanzig Strophen Diethern, nirgends allen dreien.

Da sieht man Witege reiten, in der Eile der Flucht, die ihn nach Diethers Tode unabwendlich schien: daß die Schlacht viele Tage gedauert hat, gilt plötzlich nicht.

Und nun die Verfolgungsszene, noch in ihrem verschlissenen Gewande eine der königlichsten unsrer gesamten alten Epik: beide Helden auf ihren gepriesenen Rossen dahinjagend über die Heide, Witege, einst der stärkste nach Dietrich, in immer sinnloserer Angst; Dietrich ohne Speer, Helm und Schild, die er seiner selbst nicht mächtig bei den Toten zurückgelassen, drohend, bittend, gelobend, beschwörend, flehend bei allem, was Ehre und heilig ist, um ein Halten, um die Rache, wenigstens um letzte Kunde von einem tapferen Tode der 'Kinder'; indes der Verfolgte mit Grauen sieht, wie der Berner glüht und dampft in seiner Wut. Und zu diesem Schreien während des rasenden Ritts Witeges flüsternde Versprechungen an das Roß, das allein ihn retten kann, und die Worte an den plötzlich aufgetauchten Genossen der Flucht, der, diese Schmach nicht länger duldend, sich dem Verfolger entgegenwerfen will und entgegenwirft, so erst recht die innerlichste Verlorenheit des Mörders dartuend. Endlich die ungeheure unirdische Lösung der ins Furchtbare gesteigerten Spannung, der durch einen Kampftod auf der Heide nicht mehr Genüge geschähe: das Meer tut sich auf, unsinnig stürmt Witege hinein, die 'Meerminne' Waghild, seine Ahnfrau, empfängt ihn und führt ihn auf den Grund. Dietrich muß abstehn.

Abermals ein Absatz: 'Hiermit hebe ich wieder an und sage von dem Berner': nach neuer ausgiebiger und unvernünftiger Klage stürmt Dietrich die Stadt Raben, aber wieder: Ermanrich entflieht nächtlicherweile. Die Bürger geben sich in die Gewalt des Siegers.

Der Schluß der Kämpfe und die Wiedergewinnung der Heimat haben offenbar gar nicht die Teilnahme unseres Dichters. Er vergißt auch die Verfolgung

Witeges. Er will vielmehr den Einschub zu Ende bringen und läßt Dietrich auf das Hilfsangebot, das ihm Rüdiger angesichts der Leichen schon hundert Strophen zuvor gemacht hatte, endlich in der Sorge vor Etzels Zorn bitten, ihm zuerst der verwaisten Mutter Gnade zu erringen — hier das echte alte Bild, wie sie an den beiden reiterlosen Rossen sogleich den Tod ihrer Kinder erahnt —, und dann wird auch Etzel gewonnen. Der Tod auch des jungen Diether dient zum Erweise, daß Dietrich keinen 'Verrat' geübt hat. Von Raben und Italien ist nicht mehr die Rede.

Die Uneinheitlichkeit des Gedichtes springt in die Augen. Die Schlacht, durch Witeges Verrat mit Dietrich verknüpft (S. 200), muß den Hintergrund abgeben sowohl für den Tod der Helchensöhne, wie für den des jungen Diether: auch die Helchensöhne sollen nun von Witege gefällt, auch um ihretwillen soll Witege von Dietrich verfolgt sein. Was Diether voraus hat scheint nur noch die Rache an dem Verräter zu sein, der er dann selbst erliegt.

Die Thidrekssaga verbindet die Schlacht und den Tod der Jünglinge schon enger, indem sie die drei an ihr teilnehmen läßt. Doch ist die Scheidung zwischen ihnen deutlich geblieben: Diether ist ausgesprochenermaßen Führer der Brüder und Elsan in Erkenntnis der Rollenverdopplung ganz weggelassen. Auch hier fallen zuerst die Brüder von Widgas Hand. Als aber nun Diether auf ihn eindringt, ruft er: 'Ich kenne dich! Reite anders wohin! Dietrichs-wegen will ich dir nichts Böses antun! Kämpfe gegen andre!' In der Not dann beteuert er, daß er nicht anders kann, und schlägt ihm das Schwert in den Rücken, daß er in zwei Stücken herniedersinkt: eine Verstärkung der Neidingsrolle. Quellenmäßig begründet aber ist vielleicht die Abweichung, daß Widga einfach ins Meer sprengt und versinkt: Dietrichs Lanze trifft ihn nicht mehr und steckt dort noch heute auf dem Meeresgrunde. Die Ahnfrau Waghild, deren Namen sonst niemand kennt, brauchte also erst von dem letzten Rabenschlachtdichter hinzugebracht zu sein. Die Beziehung zu ihr durch den Großvater Wate und den Vater Wieland, die unsre Thidrekssaga bei der Wielanderzählung herstellt und die schwedische Übersetzung im 15. Jahrhundert an unsrer Stelle wiederholt, ist erst ein Werk verbindender Ependichtung des 13. (S. 193).

Jedenfalls also war schon auf der Vorstufe der beiden Berichte, der Tod Diethers und der Helchensöhne mit einer Dietrichschlacht verknüpft, es ist also nicht Lied-, sondern Epenform für sie anzunehmen, und daß dies Epos schon im ersten Viertel des Jahrhunderts vorhanden war, ergibt sich aus den Erinnerungen der Nibelungenklage (S. 171) an Dietrichs Rückkehr zu Etzel nach dem Tode der Helchensöhne.

Am Schlusse dieses älteren Epos erfolgte auch noch eine Heimfahrt Dietrichs, die wir aus der 'Klage' im Vergleich mit der Thidrekssaga leidlich herstellen können: Dietrich verabschiedet sich von dem in Trauer versinkenden Etzel. Er zieht mit Herrad, Hildebrand und einem schatzbe-ladenen Saumtier davon, und die Station Bechelaren des guten Rüdiger darf

auch hier nicht fehlen. Ermanrich stirbt, Sibeche ist König. Aber Berne unter Hadubrand, Hildebrands Sohn, fällt den Heimkehrenden zu. Sibeche wird besiegt und fällt. Dietrich ist Herr von Italien.

Dieser erbärmliche und mangelhaft ausgestopfte Schluß — der ja schon mehrere Male zu haben war — ist dadurch erzwungen, daß das Ellende nach der ältesten Überlieferung einmal ein Ende hatte: war es zuerst hinausgeschoben, weil man die siegreiche Rache an Odoaker-Ermanrich wegen des Hamdirliedes streichen mußte, und dann, weil der Einschub des Todes der Helchensöhne eine Rückkehr zu den Hunnen erforderte, und schließlich noch, weil der Untergang der Nibelungen den Berner an Etzels-Hofe brauchte — die dreißig Jahre des Ellendes sind dazu säuberlich aufgeteilt —, so war dies nun die letzte und kläglichste Möglichkeit der Heimkehr: weniger als die drei konnten das Reich nicht zurückgewinnen, das sich den gewaltigsten Heeren verschlossen hatte, und obendrein mußte der Feind tot sein, ehe der größte Held seiner Herr wurde. Ein Glück nur, daß Hadubrand dem Hildebrandliede zufolge in Berne sein mußte: sonst wäre auch dieser Schluß vielleicht entfallen.

Dieses ältere Epos muß es auch gewesen sein, das die französischen Eigentümlichkeiten (S. 172f.) eingeführt hat. Dahin gehört außer jenen verschiedenartigen Übertreibungen die Kindlichkeit der Helchensöhne, die dem Hüter entkommen, deren Sommerkleider dann doch dem durchgeführten Schwertkampfe mit Witege widersprechen; der Kaufmann, der sich zuerst des vertriebenen Dietrich in der Fremde annimmt; das vertraute Roß, dem der fliehende Held das beste Futter verspricht.

Aber das Wegdenken alle dieser Entlehnungen läßt doch den Kampf und Tod der Jünglinge, Witeges Flucht und Dietrichs Rückkehr zu den Hunnen bestehen: welche Form sollen wir dem zusprechen?

Wer war Diether? Wir wissen von keinem Theodheri, der Theoderichs Bruder gewesen wäre, und damit, daß im 6. Jahrhundert ein königlich northumbrisches Brüderpaar Theodric—Theodhere vorkommt, scheint unser Diether noch nicht gesichert: daß auch -here unter den Abwandlungen zweiter Namensbestandteile auftritt, wenn der erste festliegt, ist nicht zu verwundern, und so kann auch zu Theod- wie -rich, -mar, -had u. a. gelegentlich -heri treten. Wir kennen nur einen Bruder Theodemund: der im Jahre 479 das Unglück in den illyrischen Bergen hatte (S. 196). Aber in der Dichtung war kein Bruder daran beteiligt (das 'Buch von Berne' nennt die acht ausziehenden Helden einzeln): wie hätte es den Entschluß Dietrichs erleichtert, wenn Diether dabei und statt Hildebrands Führer gewesen wäre! Diethers eigne Worte über das, was er an Witege zu rächen hat, sind nicht eindeutig: 'Er gedachte an den Schmerz und an die große Untreue, die er an ihm begangen hatte' — das klingt nach einer eignen bösen Erfahrung —, und dann: 'Wohin tatet Ihr Euren Verstand, als Ihr unser Land verkauftet?', was doch nur auf die Preisgabe Rabens und die Veranlassung des neuen Feldzuges gehen kann, also genau der Absicht mindestens des letzten Epikers entspricht, gleichviel ob er zu diesen Versen

'Alpharts Tod' benutzt oder nicht. Beide Aussagen aber klingen zusammen in einem geschichtlichen Vorbilde. Denn so berichtet der sog. Anonymus Valesianus (S. 165): Nachdem Odoaker vor Verona besiegt war, stellte sich auch sein Feldherr Tufa dem Eroberer zur Verfügung. Er wird mit seinen durch Goten verstärkten Truppen gegen das eingeschlossene Ravenna geschickt, aber er liefert die Goten samt ihren Führern in Eisen aus. Odoaker gewinnt wieder die Oberhand, Theoderich muß sich in Pavia belagern lassen, bis ein westgotisches Hilfsheer Entsatz bringt. Hier scheint das persönliche Leid Diethers durch die Gefangennahme gegeben, der Landverkauf durch die Übergabe Ravennas; Witege bekäme ganz natürlicherweise nach der Rolle des Sabinianus (S. 196) auch die Tufas: er wäre fertig bereitstehender Verräter.

Aber wenn hier die Quelle gefunden wäre, dann müßten wir mit einem Liede des 6. Jahrhunderts rechnen, und langte dazu der Inhalt? Die nächste Verwandtschaft scheint vielmehr Alphart, der auch auf der Warte bei währender Schlacht dem bösen Witege (und Heime) erliegt. Von dort hat denn auch der Rabenschlachtdichter noch entlehnt, z. B. den bis dahin ungenannten Kampf- und Fluchtgenossen Witeges, und da er Diether ohne jede Vorbereitung verspätet auftreten läßt, so mag in dem Verlornen mitgeteilt gewesen sein, worin die Sonderkränkung Diethers durch Witege bestand. Und schließlich gehört ja auch der Feueratem des Berners und der sagenhafte Schluß nicht in die Zeit des Heldenliedes, sondern in die der kleinen halbmythischen Dietrichepen.

So bleibt 'der Tod der Helchensöhne'. Und zwar in einer Handlung, bei der Etzel nichts zu tun hat, in die er erst nachträglich und sehr mangelhaft eingeflickt ist.

Die beiden Jünglinge bitten Helche, nicht Etzel, mitziehen zu dürfen. Sie berufen sich auf Dietrichs Schutz, und darauf bezieht sich zehn Strophen später, über alle Zwischenworte Etzels hinweg, Dietrichs Bitte, sie mitziehen zu lassen. Helche befiehlt sie ihm an, sie rüstet ihnen ein Heer, von ihr verabschieden sie sich. Etzel ist bei alledem nur Statist, und selbst im Einzelverse gibt sich seine Zusätzlichkeit kund: als Frau Helche dem Berner nochmals ihre Söhne anbefiehlt, da heißt es in einem Überverse

> des bit ich dich | und Etzel | mîn herre,
> ich (ohne Etzel) bevilhe dir mîn liebiu kint so verre.

Nach dem Kampfe, dessen Vermengung mit dem Diethers wir schon erkannt haben, und der Verfolgung Witeges setzt das Echte und Alte erst jenseits der Vermittlung Rüdigers wieder ein: mit dem großen jammervoll-stummen Sinnbild der beiden blutigen herren- und führerlosen Rosse, die triebhaft unmittelbar vom Schlachtfeld — es liegt wohl noch in der Nähe — in den Hof sprengen: alles scheint Gerede und leeres Aufblähen, was zwischen dem letzten Hauch des letzten Sohnes und dem einen Augenblicke liegt, da Helche sie sieht und weiß

mîne liebe sune hêre
die gesihe ich waerlich nimmer mêre.

Kaum irgendwo erhebt sich die alte Kunst gewaltiger uber Hütten der Unkunst, die unten darangeklebt sind.

Wieder ist Etzel nicht da, und nun werden wir ja aus Helches Klage Alrêst verliuse ich vreude und al mîn êre ('Nun verliere ich erst recht alle Freude und Ehre!'), Nu lebet nieman, der mich getroesten künne! die Witwe heraushören, die das Letzte hat hingeben müssen. Natürlich gibt der Epiker auch seinem Etzel einen gleichlaufenden Auftritt. Den alten Schluß aber machte wohl die Begnadigung Dietmar-Dietrichs (auch sie doppelt: durch Helche, durch Etzel). Und hierfür ist als Begründung der Tod Diethers hinzugefügt (S. 205): darum das Vermischen der beiden Dichtungen: Dietrich ist gleiches Leid geschehen, und Helche nimmt ihren Fluch zurück. Aber auch in die letzte Strophe Helches hat sich noch der leidige Zwiespalt eingeschoben: Dietrich neigt sein Haupt auf Etzels Fuß, Helchen erbarmt es und sie weint, Etzel hebt ihn auf, ohne auf sie Bezug zu nehmen. Das alles gehört wohl einst Helche zu, auch die Begnadigung.

Warum ist Etzel eingeflickt? Weil er zu Dietrich gehörte, eine Dietrichschlacht, die dritte, geschlagen werden und Dietrich von ihm ausgezogen sein sollte. In Wahrheit war Etzel schon tot, als seine Söhne fielen. Es handelt sich also um die Nedaoschlacht, und den Anstoß zu diesem Liede gab Ellaks verhängnisschwerer Tod (S. 198)

Der Inhalt wäre ganz gröblich dieser gewesen: die nunmehr zwei Söhne Helches, die Erben des Reichs, ziehen auf ihre Erlaubnis mit in den Krieg unter des getreuen Gotenkönigs Schutze (natürlich, denn der gewaltige Etzel ist nicht mehr). Sie fallen während einer (unglücklichen) Schlacht im Kampfe mit einem unedelmütigen Gegner. Traurige Heimkehr und Klage Helches: nach dem Gatten sind nun auch Reich und Söhne dahin.

Das aber heißt wahrlich den tragischsten Augenblick der hunnischen Geschichte packen und ins Ungeheure steigern dadurch, daß er in der Mutter-Witwe-Königin erlebt werden muß, der noch das Sohnesopfer verdoppelt wird.

Und dazu schon damals der gotische Schluß der Selbstverleugnung und mütterlichen Verzeihens?

Von den Etzelsöhnen feiert Kassiodor-Jordanes nur den ältesten, den gefallenen Ellak, der dem Vater von allen der liebste gewesen war, aber wir hören noch in demselben Kapitel, daß sein jüngerer Bruder Ernak mit den Seinen nach Skythien gezogen sei. Das gibt keine Zweiheit innerhalb der vielen Söhne des Königs. Aber eine solche haben wir in dem trümmerhaften Geschichtswerke des Byzantiners Priskos, der im Jahre 446 als kaiserlicher Gesandter an Attilas Hof kam und über seine Erlebnisse dort schlicht und eingängig berichtet, u. a. von Art und Ablauf der königlichen Abendtafel, bei der zwei 'Barbaren' dem Großherrn ein kunstvolles Preislied darbrachten (S. 87). Hier hören wir

nämlich: zwei Söhne sitzen auf einem Sessel in der Nähe des Vaters. Aber ein dritter, der älteste, hat seinen Platz mit auf dessen Sofa, wenn auch nur auf der Ecke, und ein vierter, der jüngste, tritt erst später herein; er stellt sich neben den Vater, der blickt liebevoll auf ihn und tätschelt ihm die Wange. es ist Ernak. Dürften wir die beiden Zeugnisse aufeinander legen, so wäre der älteste Sohn Ellak, der jüngste Ernak, und grade die Zweiheit (der beiden Söhne auf dem Sessel) unbenannt. Es ist ja auch nur der eine Name Ernak, der allenfalls an einen unserer Dichtung, nämlich Erpfe, anklänge, wenn das anlautende lange e des griechischen Textes nicht wie i gesprochen werden müßte. Sonst bliebe nur jene namenlose Zweiheit des Priskos als etwaige Grundlage für die unsres Liedes, dazu die Zweiheit der Namen bei Kassiodor-Jordanes: Ellaks, der im Kampfe fällt, und Ernaks, der der Jüngste ist, und beide hätten an beidem Anteil erhalten, an Kampf-Tod und Jugendlichkeit. Aber die Namen wären in unsrer Dichtung erneuert: Erpfe 'der Dunkle', 'Fremdstämmige' und Orte = 'Spitze', ein ungotisches Wort. Erpfe ist im Biterolf erhalten, der Rabenschlachtdichter hat Scharpfe daraus gemacht.

Wie der Gegenspieler hieß, wissen wir nicht. Witege ist ausdrücklich der Diethers, und sein Verrat ist dasjenige Motiv des Epikers, das der Verknüpfung der beiden Dietrichlieder dient. Wenn er nun auch die Helchensöhne umbringen muß, so beweist das nur, daß er bereits als fertiger Bösewicht galt. Das gehört wieder zu dem französischen Einfluß, der Zusammenhang mit dem großen Vidigoja (S. 192) ist vergessen. Der geschichtliche Gegenspieler am Nedao war vielmehr der Gepidenkönig Ardarich, der nach Jordanes wegen seiner Treue hochberühmte Ratgeber Attilas, der nun aber mit seinem 'Schwert und Verschwörung' 30000 fällte. Also doch auch ein 'Verräter'. In der Tat wird nach der ungarischen Sage des 12. Jahrhunderts der reinhunnische Attilasohn Csaba (Scharpfe?) von dem halbgermanischen Aladar = Aldarich, Ardarich gefällt. Das wäre dann also der fremdstämmige Erpfe?

Wir werden annehmen, daß dies Lied etwa in dem Menschenalter nach der Schlacht am Nedao und dem Jahre 454 verfaßt ist. Daß es Kassiodor bekannt war, als er, zwischen 526 und 533, seine Gotengeschichte schrieb, können wir aus dem gehobnen Tone seines Berichtes und dem Preise Ellaks folgern.

Daran hätte sich das Lied von Dietrichs Ellende um so leichter geschlossen, als die Goten nach der Schlacht in ihren ungarischen Sitzen 'Bundesgenossen' des Kaisers wurden und Theodemer selbst seinen jungen Sohn als Geisel dahingab, das Ellende erneuernd (S. 198f.). Das ältere Lied denken wir dann unter denselben Verhältnissen verdeutscht; vielleicht geschah das schon gemeinsam.

Unsere Überlieferung aber zeigt sie in umgekehrter Reihenfolge durch ein jüngeres Zwischenglied zusammengebunden, und wenn man das eingesehen hat, so erklären sich alsbald manche von jenen zeitlichen Unmöglichkeiten. Wir stellen dazu, soweit sie in den Bereich unsrer beiden Lieder fallen, die Hauptstücke unseres 'älteren Epos' nach Schlagworten zusammen und kenn-

zeichnen die Herkunft aus den Vorlagen durch Drüber- oder Drunterschreiben der Entsprechungen:

↓ 1)	Ellende:		Dietrich,	1 Schlacht und Verzicht		2. Schlacht
	Epos:		Dietrich,	1 Schlacht und Verzicht	Ellende bei Etzel	2. Schlacht
↑	Helchensöhne:	Dietmar			Ellende bei Etzel	

↓ 2)	Diether:	3 Schlacht		Diether †	Witeges Verfolgung	
	Epos	3 Schlacht	Helchensöhne †	Diether †	Witeges Verfolgung	Verzeihung Helches
↑	Helchensöhne: Nedao		Helchensöhne †			Verzeihung Helches.

D. h. Dietmar wird zu Dietrich (schon zu Liedzeiten: S. 198f.), Dietrich erhält das Ellende seines Vaters (desgl.) und den Schutz der Helchensöhne, wird überhaupt Herr beider Lieder und so des Epos, Etzel aber überlebt Sohne und Reich: Dietrich erhält die Lebenszeit des vorausgehenden, Etzel die des folgenden Geschlechtes zugezählt.

Der Vergleich mit dem Nibelungenliede liegt nahe: auch dort ist durch Aneinanderreihen von zwei Liedern, 'Siegfrieds Tod' und 'Burgundenuntergang', die Grundlage eines Epos gelegt, und die Arbeit daran ist vielleicht für unsern 'ältern Epiker' vorbildlich gewesen. Aber der mußte durch die Vermischung der Zeiten und Menschen zu viel schwereren Widersprüchen und Wirnissen, zu viel roherem Bastelwerk kommen, und er gab dem Ganzen unter jenem französischen Einflusse in Stimmung und Krafttaten das Übertriebene und in der Rollenausbildung Fremdartige, das uns abkühlt und dann in den erhaltenen beiden Gedichten obendrein zu aller Mittelmäßigkeit absinkt. Ohnehin mußte ja das Zusammenschieben dieser Lieder in das eine 'Ellende' die unleidlich endlose Reihe der Scheinsiege herbeiführen und den ersehnten Schluß immer jämmerlicher gestalten, der sich im Nibelungenliede erst zu ungeheuerster tragischer Steigerung des Ganzen erhob.

Und doch ist Dietrich der Hauptheld des deutschen Mittelalters geworden und geblieben: er ist eben nicht aus diesen 'geschichtlichen' Epen entstanden. Er ist der letzte und schönste Beweis von der Wirkung gotischer Vorbilder auf den Gebieten geistigen Lebens (S. 158ff.). Bei uns aber ist er dann durch alle Wandlungen unsrer Geschichte mit ihren wechselnden sittlichen Ansprüchen hindurchgewachsen, mit ihren höchsten Gaben geadelt und so zugleich immer durchdringender vermenschlicht, so daß eine wahrhaft heldische Dichte und Größe entstanden ist, indes die kirchliche Giftlegende, der Ketzer sei vom Teufel auf feurigem Rosse entführt, machtlos zu Boden sank.

Von dem in byzantinischer Hofluft geschulten unbedenklichen Politiker und zielsicheren Eroberer, der auch den üblichen feigen Königsmord nicht scheut und sich noch viel später mit der Hinrichtung des gefeierten Boethius belastet, ist schon in der gotischen Dichtung nichts geblieben, und aus dem klugen, milden, gerechten und starken Landesvater ist der in selbstgewähltem Entsagen bis zum Letzten getreue Gefolgsherr geworden, der nach langem Dulden siegreiche Heimkehrer. Erst das Erbe Dietmars, das Ellende, hat ihm

diese gedrängte Doppellebigkeit verliehen, zugleich aber das hintergründige Ruhen seines Tatheldentums.

Die leere Zeit des Ellendes ladet ein, sie mit andern Taten zu füllen, für die das Schwermütige dann schon die Grundstimmung ist, zumal der sieghafte Schluß der geschichtlichen Wirklichkeit mehr und mehr hinausgeschoben und und fast vergessen wird.

Der Dulder in ihm wird, nach Vorbildern der französischen Heldendichtung, zu einem zaghaften Zauderer, der freilich furchtbar und unwiderstehlich in seinem Zorn wird. Im Nibelungenepos dann, dem er im Siege über die Unbesiegten die letzte Krönung gibt, hat er von der höfischen Kunst her noch alle Züge edler Ritterlichkeit erhalten, so daß nun an der stillen, stolzen Gestalt die unüberwindliche Kraft wie etwas kaum Erwähnenswertes erscheint. Erst in der Verfolgung Witeges erleben wir einen Ausbruch, und die unfaßliche Leib- und Seelengewalt auch des halb Entwaffneten erscheint grauenhaft in der würdelosen Angst des Verfolgten. Hier ist dann auch der Feueratem heldisch geworden, der zu den Abenteuern hinüberleitet.

Das ist die Welt der heitern, manchmal humoristischen Riesen-, Zwerge- und Drachenkämpfe, der Gewinnung und Betätigung der zwölf Helden, des Triumphs über Siegfried und die Seinen. All dies ist nun durch das Ellende in die Jugend des Helden gedrängt und bildet ein freies Heldenleben, ist auch jugendlich-mittelhochdeutsch in seiner Kunst mit Ausnahme jener einen Rettung aus Trollengewalt.

Schließlich kommt es dann noch einmal zu 'geschichtlichen' Kämpfen und Siegen, z. B. über die slavischen Wilzen: Dietrich von Berne wird in immer neuen Schichten der Lieblingsheld und paßt sich ihren Größenträumen an, noch bis in 16. Jahrhundert.

Inzwischen aber ist draußen in Norwegen ein neues literarisches Hochziel erreicht: die Zusammenfassung aller erreichbaren Geschichten in einem großen waffenklappernden Lebensroman, der Thidrekssaga.

VII. Zeugnisse burgundisch-deutscher Dichtung

1. Quellen

1. **Nordische Quellen.** Die nordischen Zeugnisse für deutsche Dichtung beschränken sich auf Bearbeitungen deutscher Heldenlieder, die wir in Deutschland selbst nur in später, meist epischer Umgestaltung haben. Sie umfassen die Dichtungen von Wieland dem Schmiede und von den Nibelungen, wobei wir Nibelungen nicht mehr allein von den beiden albischen Brüdern mit dem märchenhaften Schatze verstehen (S. 40), von denen die Benennung ausgeht, sondern auch von Siegfried, der ihn erobert, von seinen Vorfahren und Verwandten, den Burgundenkönigen, und ihrem furchtbaren Untergange an Etzels Hofe.

Von den vier 'alten' aus dem Süden übernommenen Liedern der Edda (S. 166) gehören hierher das Wielandlied, das Bruchstück des alten Brünhild-Sigurdliedes — der größere Teil fällt in eine verderbliche Lücke der Handschrift — und das alte Lied von Atli, d. h. Attila = Etzel, das sich an den Untergang der Burgunden durch die Hunnen (im Jahre 436) knüpft. Wie alt die beiden andern sind, läßt sich von der Edda aus nicht entscheiden; sicher ist zunächst nur, daß die Sigurdgestalt noch der Völkerwanderungszeit angehört.

Neben diesen alten Eddaliedern haben wir jüngere, die zwar deutsche, nibelungische Stoffe enthalten, von denen aber keinerlei Vorstufen in der Art der älteren Lieder auf uns gekommen sind, die also für uns kaum minderen Quellenwert haben, wenngleich sie den aus Deutschland übernommenen Stoff nach neuen nordischen Kunsterfordernissen — insbesondre des 'einseitigen' Liedes (S. 167) — behandeln. Es sind die von Sigurds drei Jugendtaten.

Das Drachenkampflied, vorn um die Vorgeschichte des Hortes, hinten um die 'Weissagung der Vögel' erweitert, steht in einer besondern Strophe, der Spruchstrophe, nicht in Erzählversen. Diese Umsetzung, die Vermischung des Drachenkampfes mit dem Horterwerb und das Durchführen der Zwiegesprächsform mit eingestreuten Prosastücken bedeuten schon eine dreifache Bearbeitung der zu erschließenden deutschen Vorstufe, ganz zu schweigen von den späteren An- und Einfügungen, und hier ist also die englische Hilfe (Kap. V. 8) besonders willkommen.

Die 'Erweckung der Walküre' ist nur ein Trümmerhaufe aus Sagaprosa mit Einzelstrophen, aus einem Walkürenliede (Str. 2—4 und 20f.) und den spät, wie zum Ersatz des Verlorenen eingefügten Weisheitsstrophen; die beiden letzten Bestandteile in Spruchmaß.

Die neben den ältern Liedern stehenden, den gleichen Stoff behandelnden jüngern werden wir nur zur Ergänzung heranziehen. Es sind das (bei 71 Strophen!) 'kurze' Sigurdlied, das nun Brünhild, die unselig Liebende, zur Heldin macht, und das jüngere Atlilied, das nun das alte fast zum Epos verbreitert und es trotz aller Bemühung, in dem alten Versgewand zu schreiten, verkleinlicht und verbauert.

Schließlich die jüngsten, die sog. 'Situationslieder', die bis an die Zeit unsrer Edda-Handschrift heranreichen: es wird in einem Punkt der als bekannt vorausgesetzten Handlung ein Überblick eingeschaltet, den eine ihrer Personen oder eine neuerfundene nach vor- oder rückwärts richtet. So gibt Gripir, ein sonst unbekannter Oheim Sigurds, indem er aus fünf vorhandenen Sigurdliedern eins macht, im Zwiegespräch mit ihrem Helden eine weissagerische Zusammenfassung seiner Taten, die ihnen nun in der Handschrift dichterisch kümmerlich wie ein Inhaltsverzeichnis voransteht. Als Brünhild, auf dem Holzstoß verbrannt, zur Unterwelt fährt, muß sie einer Riesin Rechenschaft von ihren Taten geben. In drei Liedern blickt Gudrun auf ihre Taten zurück: das Zusammenwachsen der Sigurd-, Atli- und Jörmunrek-Ermanrichdichtungen hat zu immer neuen übermenschlichen Taten übermenschliches Leid auf sie gehäuft, und so wird sie zur Trägerin der erschütternden eddischen Frauen-Elegie und der höchsten lyrischen Kraft und Kunst des alten Nordens. Diese Elegien könnten uns zusammen mit den englischen eine schmerzliche Vorstellung von den unverwirklichten deutschen Möglichkeiten geben; als Zeugnisse für die altgermanische Heldendichtung müssen sie fast versagen, wiewohl auch sie in ihrem Satz- und Versbau immer noch auf Deutsches zurückweisen, soweit sie nicht im Spruchmaß gedichtet sind.

Anzuschließen ist auch eins der sog. eddischen Preislieder, d. h. der im Gegensatz zu den skaldischen namenlosen, aus Rede- und Spruchstrophen gemischten und nach westgermanischer Art auch sonst freier stilisierten. Es sind die Eiriksmal, das Preislied eines Unbekannten auf den um 950 in Northumberland gefallenen norwegischen Königssohn Erich Blutaxt: es gibt uns, bruchstückhaft wie es ist, die älteste Kunde vom Tode Siegmunds und Sinfjötlis, des Vaters und Bruders Sigurd-Siegfrieds.

Außerhalb der Liederedda erzählt uns den gesamten nordischen Nibelungenstoff der 'Vorzeitroman' (S. 169) der Völsungasaga, die um 1260, und zwar wohl in engem Verhältnis zum norwegischen Hofe entstanden ist, da sie die Geschichte von Sigurds Ahnen und in der angehängten Ragnarssaga durch seine Tochter auch die der norwegischen Könige an Odin knüpft: ein junges Stammbaumgedicht in Prosa. Hauptquelle sind die Eddalieder von Sigurd und den Gjukungen, deutsch Gibichungen, d. h. Nachkommen des Burgundenkönigs Gibicho. Diese Lieder sind nun vollends durch verbindenden Text an einen lebensgeschichtlichen Faden gereiht und, wenn mehrere über denselben Gegenstand vorhanden waren, ineinander verflochten. Die Saga hätte also wenig Wert für uns, wenn uns nicht jene Lücke der Eddahandschrift nibe-

lungische Lieder vorenthielte und die Vorgeschichte anderweit so gut wie ganz fehlte. Da ist der Nacherzähler des Verlornen unschätzbar, zumal die Prüfung des Geleisteten an den erhaltenen Liedern zeigt, daß er ein nüchtern getreuer Verstandesmensch ist, ähnlich dem Verfasser der (von ihm gelegentlich benutzten) Thidrekssaga, und das Seelische der Liedhelden zwar nicht mehr versteht, es auch leicht einmal herabzieht, aber nichts hinzutut. Aus der Sprache der ersten Abschnitte, der Vorgeschichte bis in die Jugend Sigurds hinein, ergibt sich, daß dort keine (uns etwa verlorene) Gedichte eddischer Art Vorlage gewesen sind. Da werden zuerst für die ältesten Geschlechter nur mühselig einige Geschehnisse zusammengestoppelt. Aber auch in den Folgezeiten ist die Erzählung voll von Märchenzügen, möglichst grausigen, und von Taten wilder Barbarei, die nach romantischem Sagageschmack die Helden der Vorwelt als gewaltig besessene, durch keine Schrecken zu schreckende Kraftmenschen vorführen sollen, voll aber auch von Widersprüchen und Ungereimtheiten. Das gilt besonders für die offenbar mit Völsung, dem Urenkel Odins, einsetzende Wiedergabe älterer Dichtung. Zugrunde liegt insgesamt eine Sigurdarsaga von etwa 1200, die uns verloren ist, die aber auch die Prosastücke der zugehörigen Eddalieder geliefert haben wird.

Daß die Thidrekssaga auch den Nibelungenstoff einverleibt hat, und zwar nach deutschen Quellen, sahen wir schon im vorigen Kapitel (S. 170). Wir finden zuerst eine fremdartige Geschichte der Geburt Sigurds (doch nichts von den Völsungischen Ahnen) und seine Jugendtaten bis zur Gewinnung Brünhilds für Gunnar-Gunther einschließlich des viel jüngeren Kampfes mit Thidrek-Dietrich in einem leidlichen Zusammenhang. Erst in weitem Abstande folgt Sigurds Tod und nach abermaliger Unterbrechung der Burgunden Untergang, alles in die übergeordnete Thidrek-Erzählung eingebettet.

Eine letzte Gruppe nordischer Quellen bilden die Balladen, gesungene Tanzlieder in Endreimversen aus allen nordischen Ländern, besonders auch den Färöern, der Form nach romanisches Gewächs, dem Hochmittelalter entstammend, aber meist erst im 19. Jahrhundert aus dem Volksmunde aufgezeichnet und somit stark zerrüttet. Der heldische Inhalt fließt vermutlich aus Edda und Saga und kommt in seiner entstellenden Weiterbildung kaum einmal in Betracht.

2. Deutsche Quellen. In Deutschland haben wir Lieder nibelungischen Stoffes zunächst überhaupt nicht, und wir müssen uns lange damit begnügen, aus Personen- und Ortsnamen in Urkunden wenigstens auf das Vorhandensein zu schließen, unsicher genug, wo es sich nicht um das Zusammentreffen mehrerer oder um besonders eigentümliche, etwa lautlich einzigartige Namen handelt. Die ersten zusammenhangenden Texte haben bereits die Epenform: die des Liedes war längst überschritten.

Das älteste und dabei mächtigste Epos, das alle vorausgehenden erdrückt und auch nie wieder Seinesgleichen an Wucht und Ansehn gefunden hat, ist das Nibelungenlied. Es ist, fast ein halb Jahrtausend nach dem Beowulf,

gegen 1205, wie man annimmt, in dem Passau des dichtungsfrohen und machtvollen Bischofs Wolfger von Ellenbrechtskirchen entstanden und in zwei Fassungen durch viele Handschriften auf uns gebracht. Die jüngere durch allerhand Zutaten vermehrte und durch Umzeichnungen entstellte geht uns hier nicht an, nur entnehmen wir ihr den heute allgemein gebräuchlichen Namen Nibelungenlied. Die ältere sagt dafür 'Der Nibelunge Not' und verrät so, daß das Ganze aus zwei Teilen besteht oder, sagen wir gleich, auf zwei germanischen, uns aus der Edda bereits bekannten Liedinhalten beruht, 'Siegfrieds Tod' und 'Der Untergang der Burgunden', die im zweiten Teile auch Nibelungen genannt werden: der Titel paßt also nur für den zweiten Teil, und er ist von einer Vorstufe übernommen, auf der er noch ein Ganzes ohne 'Siegfrieds Tod' bezeichnete. Durch die Bezeichnung 'Nibelungenlied' entgehen wir also einer Verwechslung des Ganzen mit seinem zweiten Teile. Es gehört durch seinen heimischen Stoff zu den 'Helden'- im Gegensatz zu den 'höfischen' oder 'Ritterepen', die fremden, besonders französisch-keltischen Stoff aus dem Kreise des Königs Artus behandeln und den Heldenepen in allem Ritterlichen Vorbild sind.

Ritterlicher Geist ist seit den Anfängen der Hohenstaufen in immer mächtigeren Wogen aus Frankreich zu uns herubergeschlagen und mit ihm eine Bildung, die zum ersten Male nicht mehr kirchlich bestimmt bleibt, und eine Dichtkunst, die in leicht fließenden Versen die weltfreudigen Wunschträume einer geschlossenen vornehmen Gesellschaft zu verwirklichen scheint: glanzvolle Empfänge, Feste und Turniere, Abenteuer, deren guten Ausgang nichts hindern kann, schöne Frauen in schönen Gewändern, sichere Hüterinnen eines gefeilten Sitten- und Ehrengesetzes, Herrinnen insbesondre der 'Minne', d. h. des liebenden Gedenkens, das den Ritter in schweren Kampfen über sich hinaushebt; nichts Lautes, nichts Rohes, viel Zierlich-Fremdes in Worten und Namen, Feinheit und Glätte in Vers und Reim und so auch bis in die Gedanken hinein, die zart auseinandergelegt werden und plötzlich in einst fremde Seelentiefen hinabschauen lassen. Hier konnte der deutsche Ritter seine eignen Gefühle gedeutet, seine schwere Zunge von süßen und galanten Worten entbunden und alle Sehnsüchte in einer schöneren Welt am Ziele sehen. Er stammelte nach, er lernte rasch und sah bald mehr menschlich Schönes und Edles in die glatten Helden hinein, als sie von Haus aus hatten. Bis nach Thüringen, Franken und Schwaben reichte die Macht dieser Phantasiegestalten und ihrer 'Aventiuren'.

Aber im Südosten, in Baiern-Österreich, hielt man, selbst in den höchsten gesellschaftlichen Kreisen, an den heimischen Stoffen fest, die ja an Größe ihrer Menschen und Leidenschaften, ihrer Aufgaben und Taten der Flachheit der Ritter von der Tafelrunde des Artus so gewaltig überlegen waren und dem höfischen Gesetze des Maßhaltens in allen Dingen die eignen gradlinig-unerbittlichen Forderungen der Sippenpflicht und Heldenehre entgegensetzen konnten. Nur in den Formen gewann die glänzende Neuerung den Sieg, um so leichter, als sie darauf ihre ganze Kraft legte, da sie Übersetzen oder Umsetzen, nicht

Erfinden für ihre Aufgabe hielt. Aber es war kein voller Sieg: die spielmännische Strophe, die das Ganze in rundgeschlossene Stückchen zerlegt, ließ sich nicht von dem grenzenlos fließenden kurzen Reimpaare verdrängen, und es war zu viel Altertümliches, ja Wildes und Unbegreifliches in Tat und Wort, und zu tief war es in geprägte Formeln und Verse verwachsen, als daß sich das alles in einem Gusse zu der neuen Form hätte fügen sollen, und noch schwieriger mußte es sein, die gegebnen, in wenigen schwer wandelbaren Worten gezeichneten Gestalten nun bunt und beredt zu Kündern ihres Innern zu machen. Und doch hat unser Dichter vieles in diesen Richtungen getan, hat namentlich ganze Szenen höfischer Pracht- und Machtentfaltung hinzugefügt, nicht alle breit und öde, sondern einige auch von tiefer Leuchtkraft und Seele, in denen sich seine eigentliche Kunst ausspricht.

So tief aber auch der Zwiespalt zwischen heldischem Inhalt und ritterlicher Form sein mag und so schwer das alte Heldische, das wir hier suchen wollen, durch diese Form überdeckt und geschädigt ist, wir danken es einzig der Teilnahme dieser ritterlich geformten Gesellschaft in Baiern-Österreich, daß die alten Inhalte noch zu den Würden des Pergaments erhoben und so überhaupt bewahrt sind, wenn auch aus germanischen Liedern zu mittelhochdeutschen Epen umgestaltet, verrittert und an einigen wenigen Stellen verchristlicht. Der letzte Dichter selbst hat diese Vermählung in sich erlebt: er ist 'Spielmann', d. h. zunächst: schriftloser Dichter oder nur Sänger, den wir uns in germanischer Zeit als 'Skop' von einem Fürsten- oder Bauernhofe zum andern wandernd denken, von dessen reicher Vortragsauswahl aber auch Zeugnisse des 13. Jahrhunderts Kunde geben. Wir sehen bei den Spielleuten seit dem Zusammenschwinden der vielen Kleinkönige und dem Heraufkommen der Schrift ein tiefes Absinken zu Possenhaftigkeit und Elend, um so wunderbarer aber, wie sich seit der Völkerwanderungszeit die alte Heldendichtung durch Haß und Verachtung der Kirche und der von ihr erzogenen Geisteswelt hindurch so groß und würdig, so treu in Seele und Wort hat retten und sogar erneuern können.

Freilich ist das in Stufen geschehen. Aber das hat nur die Aufgabe dieses Dichters erschwert, aus dem Erhaltenen das Ursprüngliche und das Passende herauszulesen, ein einheitlich-neues Werk herzustellen. Und zwar sind es Stufen verschiedener Stile und Anschauungen, auch verschiedener Selbständigkeit, die es damals zusammenzuformen galt und nun zu scheiden gilt, und die Verschiedenheiten verdoppeln sich dadurch, daß das neue Epos aus zwei bis dahin für sich bestehenden Teilen zusammengeklammert werden soll: in dem dazu erforderlichen Abmildern, Abstimmen, Beseitigen von Widersprüchlichem liegt eine Hauptleistung des letzten Dichters, und grade aus diesem Zwange ist auch seine größte hervorgewachsen: daß er nämlich seine Menschen entwickelt, wo das alte kurze Lied sie kaum anders als im Durchschnitt eines Augenblicks geben konnte. Jetzt stehen die Witwe Siegfrieds und die Heldin des Burgundenuntergangs nicht mehr in zwei selbständigen Gedichten: jene

muß zu dieser entfaltet werden, und das geschieht in dem lang ausgesponnenen Mittelstücke, das nun als ein dumpfes, fast von ihr selbst gefürchtetes Hinanreifen zur Rache, ein verhohlenes Panzern der Seele und des Leibes erscheint, bis die Handlung langsam ihren neuen und bald immer reißenderen Sturz gewinnt. Und der Weg ist zu Anfang noch um ein Stückchen verlängert, das in allen Frühlingsfarben des neuen Minnesangs erglänzt: wer hätte zuvor so von der aufblühenden Liebe einer germanischen Königstochter sagen können! Kind und Mädchen, von fern sittsam liebend und geliebt, allmählich und dann rasch auf den höchsten Gipfel des Glücks erhoben — das ist ja schon innerhalb der Zutat des letzten Dichters ein Entwickeln: um so ungeheuerlicher die Ermordung des Geliebten und der Abgrund des Schmerzes mit dem entsetzlichen Blutweinen: das erst sind die Höllentiefen, aus denen die Teufelin des Schlusses erwächst, die wir verstehen sollen und müssen. Aber auch da noch in mächtigem Bogen ein Zurückgreifen des Dichters auf jenen selbstgeschaffenen Anfang: als sie das blutrote Schwert in der Hand hält, das endlich, endlich doch den Mörder traf — fast ein Zusammenbrechen unter der eignen Raserei —, jenes letzte, leise klagende Heraufklingen süßer Menschlichkeit:

Das trug mein holder Liebling, da ich zum letztenmal ihn sah.

Da blickt der Dichter noch einmal auf jenen goldenen Jugendglanz zurück: das Ganze ist ihm doch ein Werk und sein Werk.

Freilich ist die Einheit des Ganzen nicht so erreicht, daß nun kein Widerspruch, kein Anstoß übrig geblieben wäre oder nur alles auf der einen ritterlichen Ebene läge — dazu kannte der Spielmann das Rittertum doch zu sehr nur von unten und außen, und umgekehrt war ihm an den alten Gestalten und Taten manches unverständlich, ohne daß er das Herz gehabt hätte, es zu beseitigen —, vielmehr hört man wohl zuerst einen starken Chor mit grollenden Disharmonien, aber wenn man stiller horcht, löst es sich, und es klingen aus der Tiefe die Stimmen der in- und übereinander ruhenden Kunstwerke, als würden durch dunkle Gefühlszusammenhänge uralte Vererbungen, heidnisches Unterbewußtsein aus der Vorzeit lebendig, und die Gestalten muten an wie aus völkischer Urkraft erzeugt, wenn sie auch mit ihren Häuptern in unserm Lichte wandeln. Das ist eine Verdichtung und eine Einheit, die fast unnachahmlich, aber auch schwer faßlich ist und zu rechtem Verstehen und Genießen langes Ringen erfordert. Doch empfängt man vom Neuhochdeutschen kommend am ehesten aus Simrocks Übersetzung einen Nachhall, sofern da der Vers- und Reimzwang zur Beibehaltung vieler altdeutscher Worte und Wendungen geführt hat, und das gibt einen altertümlichen Klang, der dem in etwa entsprechen mag, den die Dichtung selber für ihre Zeit hatte. Denn Versbau, Wort und Reim waren auch damals so unmodern wie der Inhalt. Die Längen und Untiefen aber gilt es auch jetzt noch in Kauf zu nehmen, wenn man nicht eine Ausgabe zur Hand hat, die sie nach Art der alten Lachmannschen als Zusätze kennzeichnet: diese Verurteilung gibt sich zwar als philologisch, ist aber weit mehr ästhetisch und trifft wirklich zumeist das Schwache.

Auf das Nibelungenlied folgt in den Handschriften unmittelbar das öde tränenselige Reimpaargedicht der 'Klage', die überall angestimmt wird, wohin die Kunde vom Untergang der Burgunden getragen wird, erst an Etzels Hof selbst, dann in Bechelaren, Passau und Worms. Der Inhalt ihrer Rückblicke entstammt bis auf verschwindend wenige Züge dem Nibelungenliede.

Einige gewinnen wir auch aus den Rosengärten (S. 171) und dem 'Anhang zum Heldenbuche' (S. 173).

Das Ritterepos, dessen Geiste wir doch erst die Hebung des Heldenliedstoffes an unser Tageslicht verdanken, spricht in unserm germanischen Bereiche selber erst mit, als es bereits greisenhaft entstellt ist: von seiner leuchtenden ritterlichen Seele nur noch die Hülsen der Scheinabenteuer und -siege, die sich in einer Welt gleichmäßig unabdingbar vollkommener Helden nur noch häufen, nicht mehr steigern lassen; kein Erschaffen mehr, nur Neuordnen überlieferter Einzelzüge, Zusammenballen alter und neuer Stoffe; rohe Verse, in denen die alten Kunstmittel hoffnungslos mit den neuen Sprachlauten ringen oder sich lächerlicher Geblümtheit befleißigen; schließlich das Spiel alter donquixotisch-rührender Liebhaber und Sammler an ein paar Fürstenhöfen: ein Bild des vergehenden, noch einmal aufflackernden und vergehenden herrlichen Standes: es ist schon die Zeit, in der die Kunstprosa und ihre neue Beseelung, der Volksliedsstil und der dramatische Dialog emporsteigen.

Die alte Heldendichtung aber hat dort in zwei Epen einer besonderen Untergruppe, der märchenhaften, eine versteckte Zuflucht gefunden: das Heranziehen der Märchenwelt, vielmehr das Untertauchen in ihr, schien wohl dem ritterlichen Epenhelden noch einmal Teilnahme zu sichern, indem es den schwachen Dichtern willkürlich zu schweifen, zu steigern und wieder auf ein Weilchen zu spannen erlaubte. So sind uns Siegfried und Wieland zwar abenteuerlich verkleidet, aber doch noch kenntlich auch in diesen halbschlächtigen Epen erhalten.

Den Ritterroman 'Seifrid de Ardemont' von Albrecht von Scharfenberg (ins Ende des 13. Jahrhunderts zu setzen) haben wir nur als Glied des unförmlichen 'Buches der Abenteuer' erhalten, das der fürstliche Wappenmaler Ulrich Füetrer für seinen Herzog, Albrecht IV. von Baiern, um 1475 aus aneinander gereihten Gral- und Artusromanen zusammenfügte. Wie das Seifriedgedicht aussah, ehe es in den furchtbaren Schmelztiegel der Füetrerschen Titurelstrophe gerissen wurde, das wissen wir nicht. Es muß uns am roh Stofflichen genügen, und darin scheint der unfruchtbare Sammler getreu gewesen zu sein. Aber auch das Stoffliche zeigt mit der Fülle rings entlehnter und aufeinandergepfropfter Abenteuer, seinen oft verdoppelten und verdreifachten Märchenzügen, daß der ritterliche Geist dahin war. Indessen erkennen wir doch in der Reihung dieser Märchenzüge den Gang der Siegfrieddichtung, erkennen ihn z.T. doppelt, und Seifrid de Ardemont ist da niemand anders als der Jung-Siegfried der Drachen- und Erlösungsfabel (S. 220ff., S. 225ff): eine höchst wirksame Ergänzung der nordischen und der fast erloschenen deutschen Überlieferung.

Mit dem Ritterroman 'Friedrich von Schwaben', der zum Preise der schwäbischen Herzöge gedichtet ist, steigen wir schon ins 14. Jahrhundert hinab: er ist einer der letzten seiner Art. Wir haben nur die ersten drei Viertel in der ursprünglichen Form, außerdem das Ganze in einer Bearbeitung, die vieles, sogar eine vollständige Sondergeschichte hinzugetan und ganze Versreihen aus allerhand ritterlichen Dichtungen besserer Zeiten geraubt hat, aber auch in die einzige Handschrift der ursprünglichen Fassung hinübergreift. Wir dürfen wieder von der Elendigkeit der Verse absehen, die sich mühselig an erstarrten Reimworten fortschleppen, soweit ihnen nicht der geraubte Wortlaut zu Hilfe kommt, wir tauchen vielmehr in das bunte Stoffgemisch märchenhafter Ver- und Entzauberungen und finden als Grundstock die alte neugestaltete Fabel von Amor und Psyche und, ihr aufgesetzt, die von Wieland und den Schwanfrauen. Sogar der Name Wieland ist (wie Seifried) erhalten und steht in der ersten Fassung an Stelle von Friedrich; bis der Held auf der Suche nach der Verzauberten zu dem 'Lichtesten Brunnen' gewiesen wird, an dem die Jungfrauen ihre Gewänder ablegen. So klingt auch in deutscher Dichtung endlich das eddisch erhaltene Lied nach.

Inzwischen haben, uns unhörbar, alte Lieder neben dem Epos weitergelebt. Erst um 1530 kommt ein Lied von Siegfried zum Druck:

Hierinn findt jr ein schönes Lied
Von dem Hürnen Sewfrid
Vnd ist in des Hiltebrandes thon
Deßgleychen ich nie gehort han
Vnd wenn jr das leßt recht vnd eben
So werdt jr mir gewunnen geben.

In Wahrheit sind es drei Lieder, von denen das erste (von Seifrieds Drachenkampf, Str. 1—15) und das dritte (Seifrieds Tod, Str. 173—79) als Einleitung und Schluß zu dem zweiten (Erlösung der Jungfrau, Str. 16—172) erbärmlich zusammengestrichen sind: auch nach dem Nibelungenliede also bleibt das Bedürfnis, die Geschicke seines Helden oder Teile davon zusammenzusehen. Der Bearbeiter hat dann auch noch Zusätze angebracht, so daß das Ganze nun von Widersprüchen und Doppelerzählungen wimmelt. Die einfältige Roheit der Form ist kaum zu überbieten, und die wundersamen Holzschnitte zeigen deutlich, wohin die Vorstellung von den alten Helden abgeglitten war. Doch sind dies unvergleichliche Kostbarkeiten, nicht nur, weil das dritte Lied mit seinen Namen und Angaben ursprünglicher ist als das Nibelungenlied, sondern vielmehr weil das erste und zweite einzige Wiedergaben von 'Siegfrieds Drachenkampf' und der 'Erlösung der Jungfrau' auf deutschem Boden sind: auch der Seifrid de Ardemont gibt nur eine Hohlspiegelung des ursprünglichen zweiten.

Die gewaltige Lebenskraft dieser Stoffe reicht in dem prosaischen Volksbuche 'Von dem gehörnten Siegfried', das zuerst 1726 erschien, bis auf die Jahr-

märkte des 19. Jahrhunderts, bis in die Zeiten romantischer und wissenschaftlicher Erneuerung, anderthalb Jahrtausende.

2. Nibelungen

1. Siegfrieds Drachenkampf. Und nun tritt der Held in unsern Gesichtskreis, von dem der Norden durch die Völsungasaga weissagt: 'Sein Name wird genannt werden, so lange die Welt steht', und den der Süden zur Sonne seines Nibelungenliedes gemacht hat, die uns mit ihrer lichten Schöne all unser altes Heldentum überstrahlt und ach so bald blutrot hat versinken müssen. Im Norden entspricht Sigurd, auch die Thidrekssaga schreibt so, gelegentlich läßt sie aber in 'Sig(is)frod' das Deutsche durchblicken. Der Name des Drachenkämpfers im Beowulf, Siegmund (S. 156), meint wohl eigentlich eine andre Person.

Eine zusammenhängende Erzählung von seiner frühesten Jugendtat, dem Drachenkampf, haben wir stark verkürzt im ersten Seifriedsliede, und sie wird durch einige Rückverweisungen des zweiten ergänzt. Vergleicht man den breiteren, mit Zügen der nordischen Dichtung versetzten Bericht der Thidrekssaga um 1250, so ergibt sich als Vorausliegend-Gemeinsames mindestens etwa dies

Der junge Siegfried kommt zu einem Schmiede im Walde (der nach der Saga Mime heißt). Er ist überstark, er zerschlägt das Eisen, treibt den Amboß in den Boden und mißhandelt die Schmiedeknechte. Um seiner ledig zu werden, schickt ihn der Meister in den Wald, Kohlen zu brennen. Er hofft, der Lindwurm, den er dort weiß, werde ihn umbringen. Aber Jung-Siegfried (dem die Saga ungeheure Eßlust gibt) erschlägt das Untier (nach derselben Quelle mit einem Baumstamm) und bestreicht sich mit dem Blute, soweit er reichen kann, so daß seine Haut hörnern wird bis auf die Stelle zwischen den Schultern: dort sollte er einst die Todeswunde empfangen. Der Schluß fehlt dem Seifriedsliede. Wir werden nach der Saga hinzufügen, daß Siegfried den verräterischen Schmied erschlägt.

Andres läßt sich mit Hilfe des Gedichts vom Rosengarten ergänzen: Siegfried hat von dem Meister Eckebrecht eine herrliche Brünne, und der Name klingt an den des verprügelten Schmiedeknechtes Eckehart der Saga an. Eine Brünne erhält er dort zur Begütigung aus Mimes Hand. Den Drachenkampf jedenfalls hat er trotz der Schmiedeumwelt hier wie dort ohne ein besondres Schwert vollbracht. Auch im Rosengarten ist es nicht (mit der Brünne) von dem Schmiede geschenkt: es findet sich erst bei dem Drachen.

In beiden Liedern ist Siegfried der Sohn König Siegmunds. Das zweite kennt auch die Mutter Sieglinge, aber der Jüngling selbst weiß nichts von seiner Abkunft. In der Saga ist es ebenso, die Eltern sind Siegmund und Sisibe, aber die wunderbare Geschichte der Mutter, ganz ähnlich der der Genovefa, ist junge Erfindung.

Das Nibelungenlied, der älteste deutsche Zeuge, erwähnt an zwei Stellen, daß Siegfried den Drachen erschlug und in dessen Blute badete, so daß ihn nun keine Waffe schneidet außer an einer einzigen Stelle zwischen den Schultern: darauf fiel beim Baden ein Lindenblatt. Seine Eltern sind Siegmund und Sieglind, das Königspaar zu Santen (= Xanten) am Niederrhein.

Nun vergleichen wir, was der Norden außerdem weiß. Die Edda läßt noch durchblicken, daß Sigurd vater- und mutterlos zu dem Schmiede Regin kam, er wird aber mehrfach in den Liedern Siegmunds Sohn genannt. Nach dem Prosastücke 'Vom Tode Sinfjötlis' war König Siegmund der Vater, Hjördis die Mutter. Aber die ist erst durch den Anschluß der nordischen Helgidichtung hereingekommen: die Namen der Ehepaare Siegmund-Hjördis und Helgi-Sigrlinn gehören nach Ausweis der Stäbe über Kreuz zusammen: Sigrlinn ist wie die deutsche Sieglind die Mutter des Drachenkämpfers. Regin schmiedet ihm das Schwert Gram aus den Bruchstücken des väterlichen. Hält man es in den Rhein und läßt eine Wollflocke dagegen treiben, so wird sie durchschnitten, so scharf ist es, und Sigurd spaltet damit den Amboß. Er wird von Regin gereizt, gegen den Drachen Fafnir zu ziehen, der auf der Gnitaheide über einem ungeheuren Schatze liegt, auch den Schreckenshelm trägt und das Schwert Hrotti besitzt. Auf der Spur legt Sigurd eine Grube an, und als Fafnir darüberhin kriecht, schnaubend, daß das Gift den unten Lauernden überströmt, durchstößt er ihn mit dem Schwerte. Der Sterbende rät ihm, den Schatz liegen zu lassen und den verräterischen Regin zu töten. Der kommt nun hervor, schneidet das Herz des Drachen heraus und trinkt das Blut. Auf seinen Rat brät Sigurd das Herz. Als er es gar glaubt, greift er danach, verbrennt sich die Finger und steckt sie in den Mund. (Nichts von Unverwundbarkeit.) Alsbald versteht er die Sprache der Meisen im Gebüsch, und sie raten, Regin zu erschlagen. (Dies ist einer der in die Thidrekssaga aufgenommenen Züge.) Sigurd tut es, reitet zur Höhle des Drachen und belädt sein Roß mit dem Schatze.

Die Entscheidung zwischen den Eigentümlichkeiten des deutschen und des nordischen Berichtes und die Herstellung des ursprünglichen deutschen Liedes (seinem Inhalt nach) wird ganz beträchtlich erleichtert durch unser ältestes Zeugnis, das des Beowulf (Kap. V. 8).

Daß der dreifache Drachenkampf ein einziger war, wird man ja schwerlich bezweifeln, wiewohl der Name des Helden abgewandelt ist (S. 220). Die Zusammensetzung Siegfried scheint wenig sinnvoll, d. h. der zweite Teil zu einer fast bedeutungslosen und leicht zu vertauschenden Ableitungssilbe herabgesunken. Sig-urd kommt dem entgegen, sofern -urd bereits aus -ward verdunkelt ist. So versteht sich denn auch, daß im Beowulf Siegmund als Drachenkämpfer an Siegfrieds Stelle treten konnte; die Sonderstellung dieses Abenteuers verrät sich überdies dadurch, daß es im Gegensatze zu den übrigen Siegmund zugeschriebenen ohne seinen Neffen Fitela bestanden werden muß. Gleichwohl ersehen wir daraus, daß schon zu Anfang des 8. Jahrhunderts eine

Verbindung zwischen Siegmund und Siegfried hergestellt war. Der deutsche Bericht hat neben dem Waldleben bei dem Schmiede eine freilich unausgefüllte Vatersohnschaft, und der nordische hat sie reich ausgedichtet: das Schwert des Helden wird laut Völsungasaga zu dem neugeschmiedeten väterlichen Odinsschwerte und Sigurd zum letzten und herrlichsten Odinssproß.

Nur in dem englischen Berichte ist die heroische Haltung voll bewahrt: der Held steht Aug in Auge in dunkler Felsenhöhle dem Drachen gegenüber, von Feuerflammen überwallt; er heftet ihn gewaltig mit dem Schwertstoß an die Steinwand (S. 156). Im Norden geschieht dieser Schwertstoß wenig heldenhaft aus dem Hinterhalt und von unten: der Drache liegt und kriecht in der Heide. Bei uns im ersten Seifriedsliede ist nur das jungens- und tölpelhafte Totschlagen durch den eben erwachten Jüngling geblieben. Schon daß der Kampf gemütvoll unter einer Linde stattfindet, hängt wohl nicht nur damit zusammen, daß der Drache eben ein Lind-Wurm ist, weist vielmehr in die Welt der volksmäßigen Dichtung des 16. Jahrhunderts, die z. T. auch in unsern Kinder- und Hausmärchen nachlebt.

Dort wird von dem 'Jungen Riesen' erzählt, daß er Bäume ausreißt und ungeheuerlich essen kann, daß er zu einem geizigen Schmiede kommt, ihn mißhandelt und den Amboß in den Boden schlägt, daß er von einem andern geizigen Dienstherrn in den Tod geschickt wird, aber alle Abenteuer dabei mit seiner Furchtlosigkeit und gewaltigen Kraft besteht. Die Aufnahme solcher Märchenzüge hat das alte Gedicht aus dem Heldischen zurückgerissen, hat es zerstört. Aber sie ist ja schon auf der gemeinsamen Vorstufe des nordischen Drachenliedes und der beiden deutschen Berichte (S. 220f.) begonnen mit der Begründung des Kampfes: der Reizung durch den Schmied. Der hat sich dann in Deutschland ganz anders entwickelt als im Norden (bedeutet ja im Märchen nur eine Dienstherrschaft neben andern), aber daß nicht an Schwertschmieden gedacht gewesen ist, zeigt sich darin, daß der Amboß (von einem Hammer) in den Boden getrieben, nicht (von einem Schwert) gespalten wird wie im Norden. Dort gibt das die neue Verknüpfung mit Siegmund.

Märchenhaft auch das Verstehen der Vogelsprache wie die Hörnung, zu der ein Ansatz vielleicht in dem Zergehen oder Zerschmelzen des Drachen bei dem englischen Dichter gegeben ist. Die bedingte Unverwundbarkeit ist seit den Tagen Achills ein Heldendichtungszug, wenn ihn auch die Hörnung (oder das Baden im Blut) märchenhaft einkleidet.

Schließlich der Schatz. In Deutschland ist er beseitigt: der Dichter wußte bereits, daß Siegfried noch den Schatz der beiden Nibelungen-Brüder fand. Im Norden ist jener mit diesem zusammengefallen: der Drache, der ihn besaß, war eben der eine Nibelung. Und so ergibt sich das Merkwürdige, daß die Brüder nun Fafnir und Regin heißen und ein sprechender Drache entsteht. Nur der Beowulf also bewahrt den Drachenschatz rein, doch fügt er die undeutsche felsige Meerszenerie und das Boot hinzu.

Für das deutsche Urlied ist also weder eine Vatersohnverknüpfung mit Siegmund noch eine Kampfreizung erweislich. Das Schwert hatte noch keine Vorgeschichte. Das Lied kann sich auf den Kampf mit dem Drachen und die Entführung seines Schatzes beschränkt haben.

So viel wir aber auch dem ursprünglichen Gedichte märchenhafte Züge absprechen, märchenhaft bleibt es auch in aller Heldischkeit doch immer, sofern es einen Drachenkampf enthalt, und eben der zieht immer wieder Märchenzüge an. Es hat so in der alten Heldendichtung nicht Seinesgleichen außer an Beowulf und Witege (S. 193 ff.). Den Beowulf hat ja der Dichter auch selbst verglichen: die Taten geschehen im Dienste der Menschheit wie die des Herakles oder Theseus (S. 147). Das hebt der Dichter auch bei Siegmund hervor. Aber das ist schwerlich ursprünglich. Jedenfalls ist ein tragischer Widerstreit der Pflichten hier nicht auszukämpfen, es bleibt bei einer Tat des Mutes und der Kraft. Aber die Einführung der bedingten Unverwundbarkeit setzt eine deutsche Dichtung von seinem Tode voraus.

2. Der Nibelungenhort. Dieser Märchenheld Siegfried gewinnt nun einen zweiten Schatz, den Nibelungenhort (S. 40f.), und unser Epos hält im Gegensatze zur Edda dies Abenteuer streng von dem vorigen gesondert, stellt es sogar voran.

Es berichtet in einem stark verkürzenden Rückblick: Siegfried trifft auf seinem Ritte Nibelung und Schilbung, die Söhne des Königs Nibelung, mit den Ihrigen, wie sie den ungeheuren, auf hundert Lastwagen nicht fortzuschaffenden Schatz ihres Vaters aus einer Berghöhle hervorgetragen haben und sich in der Teilung nicht einigen können. Sie bitten den jungen Helden um Hilfe und geben ihm des Vaters Schwert Balmung zu Lohne. Auch eine goldene Wünschelrute gehört zu dem Schatze. Siegfried kann die Teilung ebensowenig zu Ende bringen, und sie erzürnen sich. Zwölf Riesen kommen den Nibelungen zu Hilfe. Siegfried erledigt sie alle, und 700 Mann von Nibelungenland 'zwingt' er mit Balmung und erschlägt auch die beiden Könige und Erbteiler. Aber von dem Zwerge Alberich kommt er in große Not, bis er ihm die unsichtbar machende Tarnkappe abgewinnt. Er heißt den Schatz wieder in den Berg tragen und nimmt Alberich als Kämmerer in Eid. 'Solche Kraft hat nie sonst ein Recke gehabt'.

Das erste Seifriedslied hat in drei Zusatzstrophen nur noch die Nachricht, daß sein Held bei einer stainen wandt den Nyblinger hort fand: den hatte ein Zwerg Nybling im Berge verschlossen und seinen drei Söhnen hinterlassen, die ihn dann dort hüteten. (Der dritte ist ein im Texte leicht kenntlicher Zusatz.) Wie er herauskam und was dann geschah, wird nicht gesagt, es folgt nur ein Ausblick auf das Unheil, das er brachte.

Dies Nibelungenland mit seinen Leuten ist dann im Epos ein Land wie andre mehr, und zwar ein für die Namengebung sehr wichtiges, für die Handlung sehr überflüssiges, und auch die beiden Könige sind wohl schon menschlich gedacht, aber sie haben doch auch Riesen und Zwerge um sich (S. 37 ff.).

Diese unterirdische Welt spricht sich im Drachenhortliede der Edda durch die ganz nordische Vorgeschichte aus:

Die drei Götter Odin, Hönir und Loki kommen einmal zu dem Wasserfall, in dem Regins Bruder in Ottergestalt fischt. Er hat einen Lachs gefangen und verzehrt ihn am Ufer, mit geschlossenen Augen, weil er nicht ansehen kann, wie es weniger wird, und so vermag ihn Loki mit einem Steinwurf zu töten. Die Götter ziehen ihm den Balg ab, und als sie abends bei dem Riesen Hreidmar Herberge begehren, zeigen sie ihre Beute vor. Der erkennt das Fell seines Sohnes und ruft die beiden andern Söhne, Fafnir und Regin. Da nehmen sie die Götter fest und verlangen zur Lösung, daß sie den Otterbalg mit Gold füllen. Loki wird ausgesandt, es zu beschaffen. Er borgt sich das Netz der Meeresgöttin Ran und fängt den Zwerg Andwari, der in Hechtsgestalt jenen Wasserfall bewohnt. Er muß nun zu seiner Lösung alles Gold aus der Felsenhöhle dahingeben, auch den Zauberring Andwaranaut. Aber er legt einen Fluch auf den Schatz, daß er jedem, der ihn besitze, den Tod bringe. Als dann die Götter den Otterbalg mit Gold füllen und einhüllen, da ragt noch ein Schnauzhaar hervor, und es muß mit dem Ringe bedeckt werden. Alsbald erfüllt sich der Fluch. Fafnir ersticht den Vater, weil er sich geweigert, das Lösegeld zu teilen. Er nimmt den Schatz allein und liegt in Drachengestalt über ihm, bis sein Geschick sich durch Regin und Sigurd erfüllt. Und so wird es sich nach Regin auch an Sigurd, an Brünhild und den Burgunden erfüllen.

Der Fluch klingt ja noch im ersten Seifriedsliede nach (S. 223). Und die Entlehnung aus Deutschland verrät der Name Nibelungenhort im alten Atliliede. Er heißt dort auch 'das asenentstammte Nibelungenerbe', 'das Fehde zwischen die Männer bringt'. Dem deutschen Schwerte Balmung entspricht Hrotti, dem goldenen Rütlein der Ring Andwaris. Auch das nibelungische Brüderpaar ist im Nordischen noch kenntlich, wenngleich infolge der Zusammenziehung der Drachenkampf- und Zwergenhortgeschichte in eine einzige der eine Bruder zu dem Schmiede, der andre zu dem sonderbaren sprechenden Drachen geworden ist (S. 222): man muß sich immer wieder gegenwärtig halten, daß es, unabhängig voneinander, mehrere Lieder über denselben Helden geben, daß er auch zweimal einen Schatz erwerben konnte, und daß erst die Aufreihung an einem Lebensgeschichtsfaden da eine Unbequemlichkeit empfinden und den Drang entstehen ließ, das Doppelte und somit leicht Widersprüchliche zu beseitigen. So ist nun Fafnirs Schatz zugleich der des Drachen und der des Nibelungen.

Als ursprünglich gemeinsame Handlung bleibt: der in einer Vorgeschichte, vielleicht einer göttlichen, von dem Besitzer mit Fluch belegte Schatz der albischen Nibelunge, zu dem auch drei Wunschkleinode gehören, wird den beiden darum streitenden nibelungischen Brüdern von Siegfried genommen, und sie werden erschlagen. Ein fast unausfüllbarer Grundriß. Von Namen reicht in diese Vorstufe nur 'der Nibelunge Hort', aber sie enthielt in dem Fluche bereits die Wendung vom Abenteuer zum Tragischen und Seelischen.

Sicherlich war schon hier das Märchen im Spiel.

Im 'König vom goldenen Berge' trifft der wandernde Held drei Riesen vor einem Berge, die ihr Vatererbe teilen wollen: einen wunderbaren Degen, einen unsichtbar machenden Mantel, ein Paar Siebenmeilenstiefel. Er betrügt die Brüder und entwischt ihnen mit allen drei Wunschdingen. Wir erkennen die vor dem Berge teilenden albischen Brüder, wir erkennen die Verwandtschaft der deutsch-nordischen Wunschkleinode Balmung und Hrotti, Tarnkappe und Schreckenshelm — Rütlein und Andvaranaut müßten wir freilich als heroischeren Ersatz der schönen Stiefel ansehen — und finden auch in der Überflüssigkeit des zweiten Schwertes (Hrotti zu Gram) und der Zwecklosigkeit des Schreckenshelms wie des Rütleins eine mangelhafte Anpassung des Märchens an das von der Heldendichtung Erforderte; desgl. in dem schlecht begründeten Erschlagen der Brüder im Nibelungenlied: im Märchen konnten zaubrische Gegenspieler ohne weiters betrogen und umgebracht werden; das Heldenlied mußte das eine beseitigen, das andre begründen

Später ist dann noch mehr Märchenhaftes hinzugekommen: Alberich und die Tarnkappe nun in besondrer Rolle, die dann so bedeutsam wird.

Das Nibelungenlied stellt den Gewinn des Hortes und Balmungs vor den Drachenkampf, weiß weder von einem Siegmundschwerte noch überhaupt von einer Schwertschmiedung und läßt also Balmung bereits die Waffe des Drachenkampfes sein, aber auch durch das ganze Epos reichen, bis Kriemhild damit den letzten Streich tut.

Also der Nibelungenhort gibt hier die Vorgeschichte, nicht Siegmund und die Reihe der Völsungen: von Siegmund bleibt nur die undeutliche Vaterschaft; der Drachenkampf und -hort ist bis auf wenige Worte zurückgeschoben. Das stimmt zu Seifriedslied und Thidrekssaga, sofern auch da Siegmundschwert und Drachenhort keine Rolle spielen, und entspricht auch einer vorausliegenden ältesten deutschen Verbindung von Nibelungen und Siegfried. Denn sie ist auch im alten Atliliede vorausgesetzt (S. 224), der ältesten nordischen Dichtung vom Burgundenuntergange, und deren deutsche Vorform muß schon um 800 vorhanden gewesen und dann nach dem Norden gekommen sein. Dort aber ist das Nibelungische zu einem lästigen eingelegten Nachtrag der Völsungenvorgeschichte geworden (S. 224), zurückgedrängt von eben dem Siegmund, der anderseits bei uns zu einem Statisten herabgesunken ist.

3. Die Erweckung der Jungfrau. Als Sigurd Regin erschlagen hat, hört er die Meisen ihm die Wege in die Zukunft sagen (S. 212), zuletzt diesen Auf dem Hindenberge steht ein goldener Saal, von Flammen umgeben, da schläft eine Walküre, eine 'Siegspenderin'. Odin hat sie mit dem Schlafdorn gestochen, weil sie einen andern gefällt, als er befohlen. Niemand kann den Schlaf wider das Gebot brechen.

Natürlich muß diese Weisung jünger sein als das in der Eddasammlung unmittelbar folgende Lied: sie ist ein Gelenk, das die Taten Siegfrieds zu einer

Reihe verbindet. Sie sagt uns aber auch, daß und wie ihr Verfasser dies Lied verstand.

Da heißt es in der einleitenden Prosa, daß Sigurd auf dem Wege nach Franken zu dem Hindenberge kommt, von dem ein Licht wie von brennendem Feuer ausgeht. (Der Meisenrat sprach schlechthin von Flammen.) In einer Schildburg unter wehendem Banner (nicht in goldenem Saal) findet er dann die schlafende Walküre. Er weckt sie, indem er ihr die Brünne aufschneidet. Dann eine erste Strophe:

'Wer schnitt die Brünne? Wie brach mein Schlaf?
Die bleiche Not wer nahm sie mir?'
'Der Sohn Siegmunds, Sigurds Klinge ...'

Sie nennt sich (wieder in Prosa) Siegspenderin, was hier also zum Namen geworden ist. Sie hat den alten Hjalmgunnar gefällt statt, wie Odin geboten, den jungen Agnar. Da hat er sie in Schlaf versenkt und bestimmt — hier kommen wir über den Meisenrat hinaus —, daß sie nie wieder in Schlachten walten, daß sie sich vermählen solle. Dagegen hat sie gelobt, nur den zum Manne zu nehmen, der keine Furcht kennt. Nun reicht sie Sigurd einen Erinnerungstrank, der durch Runen wirksam gemacht ist. Dadurch werden dann lange Strophen runischer Weisheit herangelockt, die nicht zugehörig sind.

Das eingeschobene Walkürenlied in Spruchmaß (S. 61) setzt mit der Strophe der zögernd Erwachenden ein:

Lange schlief ich, lange schlummert ich,
lang ist des Lebens Leid.
Odin schuf, daß den Schlummerbann
zu lösen mir nicht gelang.

Es folgen zwei glückselige hymnische Strophen der Neuerwachten, zu den schönsten der nordischen Dichtung überhaupt gehörig und den alten Sinn dieses Liedes aus dem Tiefsten erklärend (S. 52):

Heil dir, Tag! Heil euch, Tagsöhne!
heil, Nacht und Nachtkind!
Mit holden Augen schaut her auf uns
und gebt uns Sitzenden Sieg!

Heil euch, Asen! Heil euch, Asinnen!
heil dir, fruchtschwere Flur!
Rat und Rede gebt uns Ruhmreichen beiden
und heilkräftige Hände!

Echt und alt ist dann innerhalb der Weisheitsflut nur noch in feierlicher Dunkelheit die Frage

'Kiese nun, du kannst es jetzt,
schimmernder Schildbaum!

Wort oder Schweigen wähle du selbst;
bestimmt ist alles Unheil!'

'Will nicht weichen, winkt mir auch Tod;
kein Zager ward ich gezeugt:
Folgen will ich deinem Freundesrat,
so lange mein Leben währt.'

Offenbar weichen die beiden letzten Zeilen von der Doppelfrage um 'Wort oder Schweigen' ab auf die überflüssige Annahme der Weisheitslehren. Aber die Völsungasaga bewahrt noch die Antwort: 'Das schwöre ich, daß ich dich zum Weibe haben will; du bist nach meinem Herzen.' Sie antwortete: 'Dich will ich am liebsten haben, und könnt ich unter allen Menschen wählen!' Und dies bekräftigten sie mit Eiden.

Diese fünf Strophen sind der Rest eines Liedes von Erweckung und Verlobung, zu dem das Übrige (außer den Weisheitslehren) Namen, Ort und Umstände gibt. Daß einst, für die kultische Feier, auch die Verlobung nicht erforderlich war, fanden wir schon früher (S. 52).

Die Lieder von Brünhild, die uns berichten, wie sie für Gunnar-Gunther errungen wird, lassen Sigurds Verlobung und den Flammenritt mehr oder minder deutlich erkennen, indem sie die erweckte Walküre der Brünhild gleichsetzen. Besonders deutlich läßt das 'große' Sigurdlied, das wir in der Umschrift der Völsungasaga haben, Brünhild sagen: 'Nur Sigurd kann die Flammen durchreiten, dem ich Eide schwur auf dem Berge, und er ist mein erster Gemahl.' Es braucht erst eines besondern (viel Verwirrung stiftenden) Zaubertranks, um Sigurd vergessen zu machen. Grade jenes Durchreiten der Flammen zwischen ihm und der Walküre, das Lage und Handlung so selbstverständlich verlangten, ist bei der Zertrümmerung des Erweckungsliedes verloren gegangen.

In dem jugendlichen 41. Kapitel der Snorra-Edda findet sich auch eine Art Erklärung für das Gleichsetzen der Erweckten mit Brünhild, denn es heißt da: 'Dort schlief eine Frau, die trug Helm und Brünne. Er zog sein Schwert und schnitt die Brünne ab. Da wachte sie auf und nannte sich Hilde. Sie heißt Brünhild und war eine Walküre.'

Die 'Erweckung der Walküre' haben wir noch, im wesentlichen nach den alten nordischen Dichtungen, in der färöischen Ballade, dem Brinhildatattur. Aber Brünhild ist hier aus der Walküre ein weiches, sehnsüchtiges Mädchen geworden, das den ihr einzig bestimmten Sigurd erwartet, sich wehmütig von ihm verabschiedet und, als sie verlassen und getäuscht ist, zur Rache an ihrer Nebenbuhlerin erst emporwächst.

In Deutschland müssen wir wieder erst mühselig von einzelnen Zeugnissen emporklimmen.

Zuerst der Brunhildenstein im 9. Jahrhundert und das Brünhildenbett von 1043, das uns den fränkischen Berg, zu dem Sigurd nach dem nordischen

Meisenrat kommen soll, noch näher bestimmt und für das Taunusgebiet den Glauben an die auf dem Berge schlafende überirdische Jungfrau erhärtet (S. 37).

Um 1205 verrät dann der Dichter des Nibelungenliedes, daß er um eine Bekanntschaft zwischen Brünhild und Siegfried weiß, die den erzählten Ereignissen, insbesondre der Werbung für Gunther vorausliegt: Siegfried kennt die Wege zu der Jungfrau, er kennt sie selbst und sie ihn; in den Tränen ihres Hochzeitstages und der Weigerung ihrer Hochzeitsnacht fühlen wir die Enttäuschung und den Jammer ihres Herzens, das Siegfried zugewandt war. Der Dichter muß das beides neu begründen, wenn er es im neuen Zusammenhang brauchen will, und er begründet es schwach und durchsichtig: die Tränen, weil sie die Schwester ihres Gatten einem Untertan gegeben sieht; die Weigerung, weil sie zuvor diese Stellung Siegfrieds erklärt wissen will.

Deutlicher, allzu nüchtern spricht die Thidrekssaga. Sie zerstört das märchenhafte Bild der alten Dichtung, indem sie an Stelle des Flammenwalls das gewaltsam aufzubrechende Tor und niederzuschlagende Wächter einer Brünhildburg setzt, in der Sigurd nichtsdestoweniger erwartet und willkommen ist. Als Brünhild seine Ankunft erfährt, weiß sie, daß es Sigurd, Siegmunds Sohn ist, und eilt herbei. Trotzdem erfragt sie seinen Namen; aber seine Eltern muß erst sie ihm nennen! Dann heißt sie ihn willkommen und fragt nach seinem Begehr. Er bittet im Auftrage seines Pflegevaters Mime um das Roß Grani. Er bleibt eine Nacht und reitet dann mit dem Rosse davon, ohne daß noch von Verlobung die Rede gewesen wäre.

Dann haben wir noch das verkommene, durch große Einschübe entstellte zweite Seifriedslied des 16. Jahrhunderts (S. 219) als deutsche Quelle; tröstlich ist dabei, daß es sich in den Hauptzügen schon um 1280 in der ritterlichen Dichtung vom Seifried de Ardemont nachweisen läßt und daß jene Einschübe noch an Form und Sprache kenntlich sind.

In diesem Hurnen Seifried II sind nun, wie im Norden die beiden Lieder vom Drachenkampfe und vom Zwergenhorte, so die vom Drachenkampfe und von der Erlösung der Jungfrau hinter dem Feuerwall in eins zusammengezogen: eine Jungfrau wird einem Feuerdrachen abgekämpft. Ihr Name ist verloren (nur an einer Stelle wird sie Kriemhild genannt: weil sie nachmals Siegfrieds, nicht etwa Gunthers Gattin wird). Aber aus dem Lectulus Brunhilde und den nordischen Zeugnissen ergänzen wir den Namen Brünhild, und zwar als Urform für Nord und Süd. Sie sitzt nun, christlich und fromm geworden, auf dem Drachenstein. Der Riese Kuperan hat den Schlüssel dazu und weiß das Schwert, das allein den Drachen besiegt. Neben allen diesen späten Anwüchsen und vielen märchenartig spannenden Verzögerungen und Häufungen hat sich aber auch mancher alte Zug erhalten. Wir hören:

Nun het Seyfrid gefochten
Gar Ritterlich seyn(e) jar,

Des dienten jm vil gerne
Fünff tausent Zwerge zwar,
Sie gaben dem werden Helde
Gar willigklich jr gůt,
Er het ein wurm erschlagen,
Vor dem hettens keyn růw.

Das ist ja nochmals der Inhalt der ersten beiden Lieder von Siegfried, des Drachenkampf- und des Zwergenhortliedes, die damit zu dem gegenwärtigen in Beziehung gesetzt sind! Um so mehr ist das, was jetzt vorgetragen wird, etwas andres, eben die Jungfrauenerlösung. Alt ist auch, daß Seifried zwar ein Königssohn ist, aber von Vater und Mutter nichts weiß: die hatten ihn in einen finstern Tann zu einem Meister gesandt (von einem Schmiede ist nichts gesagt), bei dem er zu gewaltiger Stärke aufwuchs; und daß ihm Siegmund und Sieglinge erst in der Waldwildnis genannt werden, freilich nicht mehr von der Jungfrau, sondern von dem plötzlich als Warner und Helfer auftretenden prächtigen Zwerge Eugel, der dann schließlich auch von der dusteren Zukunft weiß. Wir hören ferner, daß Seifried und die Jungfrau schon zuvor einander hold waren (und daß sie ihn erkennt, als er auf den Drachenstein kommt), aber eben hier wird sie plötzlich mit Kriemhild gleichgesetzt, ohne daß wir erführen, wie und wann denn eine Kriemhild schon diesem noch nie bei Hofe gewesenen Seifried hold sein konnte.

Zum Schluß wird dann, wie um das Maß voll zu machen, in einem Einschub der Nibelungenschatz, der bereits errungen war, noch einmal errungen: hier schleppen ihn die beiden nibelungischen 'Zwerge' (S. 223, nunmehr Eugels Brüder) zur Sicherheit aus dem von Seifrieds Kampfe wackelnden 'hohlen Berge' hervor und bringen ihn wohin? In eine Höhle unter dem Drachenstein. Seifried findet ihn, vergißt ihn mitzunehmen, holt ihn nach und — schüttet ihn in den Rhein:

Leb jch so kurtze zeyte,
Was sol mir dann das gůt?

Das ist die Kunst des zweiten Seifriedsliedes.

Der Verfasser des Seifried von Ardemont muß aber außer diesem Seifriedsliede (aus dessen Jungfrau er ein Reh macht, weil er sie selber für die danach abermals erzählte Erlösung braucht) noch mindestens ein andres gekannt haben: er erzählt nun von dieser Jungfrau, daß sie auf einer unermeßlichen Heide am Ende der Welt haust, in eine Schlange verwandelt. Kommt jemand dahin, so erflammt die Heide, und ein furchtbares Unwetter macht sich auf, daß einem ganzen Heere grausen müßte. Seifried läßt sich nicht warnen, und als er (mit seinem Begleiter) kommt, da reckt sich die Schlange glühend auf, die Heide brennt unter Blitz und Donner, aber den mutig Vordringenden geschieht nichts: die Flammen erlöschen, die Schlange flieht, sie wird erlöst und ist eine schöne Jungfrau. Aber sie stirbt alsbald christlich.

Und abermals reitet Seifried mit dem Freunde weiter. Sie kommen, von Hunger und Durst gequält, in fürchterliches Dornengestrüpp. Da erhebt sich ein hoher Berg, sie dringen durch Dornen und Giftgewürm empor zu einer herrlichen Wiese und finden eine fröhliche Gesellschaft. Eine schone Dame, das Dornröschen Mundirosa, begrüßt Seifried mit seinem Namen: er war ihr vorbestimmt.

Wir sind in der Fülle fruchtbar weiterwuchernder Märchenwelt: aber ein und derselbe Seifried hält doch das alles zusammen, und er erlebt, was Sigurd auf dem Hindenberge erlebte: den Ritt durch den Flammenwall, der ihm nichts anhaben kann, die Erlösung, dazu die Begrüßung mit Namen und als vorbestimmter Gatte, die wir kennen. Aber die Züge sind auf zwei Märchenabenteuer verteilt.

Stückte man, nach dem Vorbilde der nordischen Dichtung, aus den Einzelheiten der deutschen Überlieferungen ein Bild zusammen, so erhielte man: eine auf Bergeshöhe schlafende Jungfrau, umringt von einer Waberlohe, erweckt von einem Helden, vor dem die Lohe machtlos zusammensinkt. Die Jungfrau wußte, daß er kommen würde, sie nennt ihm Namen und Abkunft und verlobt sich ihm.

Es fehlt also die nordische Vorgeschichte, die den Gott, den Ungehorsam der Walküre und ihre Bestrafung mit ins Spiel setzt, und sie mag zum einen Teil zusätzlich sein, namentlich da die beiden nach dem eddischen Erweckungsliede verhängten Strafen, die Ausstoßung aus der Schar der Genossinnen und der Zauberschlaf, einander im Grunde aufheben. Dagegen setzt mindestens das Erwarten Sigurds, das in der Thidrekssaga noch deutlich ist, wohl eine Vorgeschichte voraus: die Versenkung in den Schlaf und die Einzigkeit des Helden, der den Ritt durch die Flammen wagt. Dann fehlte also die Ausstoßung aus der Schar der Walküren nicht zufällig, es würde sich jenes Widersprüchliche der Strafen lösen und zugleich mit Beseitigung der nordischen Gestalten Odins und der Walküre der Weg der Naturdeutung wieder sichtbar, die wir (S. 52f.) an das Brünhildenbett auf dem Feldberge im Taunus geknüpft haben: die Erweckung der Sonne in den Frühlingsfeiern, die hymnischen Segensworte auch für die Flur, der offen bleibende Schluß. Es würde uns auch nicht grausen, wenn dies das einzige Stück deutscher Heldendichtung dieser Art wäre und nicht die Harlungen, Ecke und andre in der Nähe ständen: es ist der wunderbare Gipfel des einmaligen Märchenkreises um Jung-Siegfried. Denn durch die Handlung gehört es zu ihnen: als Dornröschenmärchen, und zu ihm sind die Beziehungen in dem letzten mitgeteilten Abenteuer des Seifried von Ardemont noch einmal erneut.

4. Siegfrieds Tod. Die Dichtung von der Erweckung der Jungfrau ist infolge der Ähnlichkeit mit der ganz andersartigen von der Werbung um Brünhild und dem Tode Siegfrieds so verkümmert: die ist im Nibelungenliede ganz verarbeitet und im Norden zum Gipfel eddischer Kunst geführt.

1) Das alte Sigurdlied. Unser ältestes Lied von Siegfrieds Tod, das 'alte', fällt wie wir schon wissen (S. 212), großenteils in die Lücke der Eddahandschrift: wir müssen die erste Hälfte aus der Völsungasaga herauslösen, können es aber natürlich weder völlig sicher noch lückenlos.

Sigurd kommt zu den königlichen Gjukungen Gunnar, Hogni und Guthorm, schließt Blutsbruderschaft mit ihnen und gewinnt ihre Schwester Gudrun zum Weibe. Gunnar will seinerseits um Brunhild werben, die in goldener Burg hinter einem Flammenwall haust und nur dem sich zu ergeben gelobt hat, der die Flammen bezwingt. Sigurd verspricht seine Hilfe. Er kennt die Wege und zieht mit den Brüdern aus. Aber Gunnar bringt sein Roß nicht durch das Feuer, auch Sigurds Roß Grani nicht Erst als Sigurd mit Gunnar die Gestalt getauscht hat, trägt es ihn unter Gunnars Bilde hindurch. Und hier sind zwei lose Strophen erhalten, die uns malen, was wir auch in das Erweckungslied zu denken hätten:

Der Brand raste, der Boden wankte,
Hohe Lohe zum Himmel stieg;
Keiner wagte von des Königs Recken,
Hindurch zu reiten, drüber zu setzen.

Sigurd Grani mit Gram spornte;
Die Rüstung blinkte, die Regin schlug:
Das Feuer erlosch dem Fürstensohn;
Die Lohe wich dem Wagefrohen.

Als Sigurd bei Brünhild eintritt, nennt er sich Gunnar. Sie ist enttäuscht, hat Sigurd erwartet: so heißt es in der Völsungasaga: 'Sie antwortete kummervoll von ihrem Sitze wie ein Schwan von der Woge, hatte das Schwert in der Hand und war mit Helm und Brünne angetan: 'Gunnar, sprich nicht so zu mir, wenn du nicht besser bist als jeder Mann! . .'' Sie gelobt sich ihm, wie sie geschworen, und er liegt drei Nächte neben ihr: sein Schwert ist zwischen beiden, und nur einen Ring nimmt er ihr. Dann kehrt er zu den Gefährten zurück und tauscht wiederum die Gestalt mit Gunnar. Sie reiten heim mit der Braut und feiern die Hochzeit. Den Ring gibt Sigurd seinem Weibe Gudrun

Einst baden die beiden Frauen, und es entspinnt sich ein Streit, welche nach ihrem Range höher im Flusse stehen dürfe und um den Wert ihrer Gatten. Im Zorn verrät Gudrun, daß Sigurd es war, der Drachentöter und Eroberer des Nibelungenhortes, der das Feuer durchritt und neben der Königin lag, nicht Gunnar, und sie erhebt zum Beweise den Ring. Da erbleicht Brünhild und verstummt.

Es ist das große, furchtbar treffende Streitgespräch, die 'Senna', die die Angel dieser Dichtung geblieben ist.

Gunnar aber, der die Gattin nach ihrem Leid fragt, hört, daß Sigurd sie und ihn nächtlich betrogen habe, daß sie nicht zwei Männer in der Halle haben könne: 'Dies soll Sigurd den Tod bringen oder dir oder mir, denn er hat das alles

an Gudrun gesagt, und sie wirft es mir nun vor.' Gunnar beschließt Sigurds Tod.

Mit dem Mordrat zwischen den Brüdern endlich setzen die blühenden Verse des alten Liedes ein. Högni rät ab:

Brünhild hat dir zu böser Tat
Haß entzündet, Harm zu wecken;
Gudrun gönnt sie den Gatten nicht,
Nicht will sie dir als Weib gehören.

Den Beschluß hören wir nicht, wir hören gleich die Ausführung: der Bruder Guthorm wird durch Wolfsfleisch zu der Untat aufgereizt, dann heißt es sofort in ungeheuerlicher Kürze:

Erschlagen ward Sigurd südlich vom Rheine,

und gleich die Racheweissagung, grausig von dem Raben herabgerufen:

An euch wird Atli Eisen röten,
Der Meineid muß die Mörder fällen!

— der Inhalt des ganzen Nibelungenliedes in einer schattenhaft vorüberhastenden Strophe.

Dann in reißender Schnelle Gudruns Frage und Högnis Antwort:

Nieder hieben den Helden wir

mit dem malerischen Ritardando

Der Hengst neigt das Haupt auf des Herrn Leiche.

Brünhilds letztes Lachen und Gudruns Fluch.

Der Dichter verweilt erst wieder bei dem nächtlichen Bilde des schlaflosen Frevlers und der aus Schreckensträumen ausbrechenden Brünhild, die nun in Tränen ihre Verleumdung preisgibt, das Unheil prophezeit, dem Gatten den Bruch des Blutsbrudereides an dem vorrückt, der ihn unverbrüchlich gehalten hat.

Der Schluß fehlt, wahrscheinlich weil das folgende sog. kurze Sigurdlied der Edda-Sammlung den Tod der Brünhild nicht zum zweiten Male bringen sollte: wir ergänzen von dort, daß sie sich in freiwilliger Sühne selbst den Tod gibt und mit Sigurd zusammen auf einem Holzstoße ruhen will.

Es ist ein altertümlich sprödes Lied, die Gefühle noch in den Eiden und Ehrgeboten gebunden — wir hören nichts von Lieben oder Hassen —, und doch wird das Geschehen schon von Seelischem und Stimmunghaftem in den Hintergrund gedrängt: der Mord zu einem vorüberhuschenden Traum verflüchtigt, dessen unheimliche Vogelstimme dann doch den schlaflosen Gunnar nicht loslassen will. Das klingt schon weit weniger einfältig als was wir aus dem Nibelungenliede von dem Morde am Waldquell im Sinne haben: es ist schon der Beginn der flutenden Reden, der wehmutschweren Vor- und Rückblicke und Eröffnungen des Herzens, die dann in den jüngeren Eddaliedern das Geschehen ganz überwachsen.

4. Siegfrieds Tod, 2) Nibelungenlied und Thidrekssaga. Hier setzt nun endlich die ganze Flut und Wucht der erhaltenen deutschen Überlieferung ein: die Dichtung von Siegfrieds Werbung für Gunther und seinem Tode bildet den größeren ersten Hauptteil des Nibelungenliedes.

Im Nibelungenliede heißen die Könige der Burgonden — rheinisch für Burgunden — Gunther, Gernot und Giselher, ihre Schwester Kriemhild. Sie herrschen zu Worms am Rheine, und ihr treuer Mann ist (neben und vor vielen andern) der finstere Hagen von Tronje. Kriemhild träumt, wie zwei Adler über den schönen Falken, den sie sich gezogen, herstürzen und ihn zerfleischen. Ihre Mutter Ute deutet ihn auf einen Gatten, den sie früh verlieren werde. Aber Kriemhild will keinen Gatten, sie schlägt alle Werbungen aus. Von ihr hört Siegfried, Sohn Siegmunds und Sieglindes, die zu Santen im Niederlande herrschen. Er ist höfisch erzogen und die Schwertleite prächtig gefeiert. Aber er hat nicht Königskrone tragen wollen, solange die Eltern lebten. Er trotzt den Warnungen des Vaters und den Tränen der Mutter, will Kriemhild, wenn es sein muß, mit Gewalt als Braut gewinnen und zieht selbzwölft in Reckenweise aus. Sie kommen prächtig in Worms eingeritten. Nur Hagen, am Fenster, kann den Königen Kunde geben: es muß Siegfried sein, der die Nibelungen erschlug und ihren Schatz samt dem Schwerte Balmung und dem ganzen Lande gewann, auch dem Zwerge Alberich die Tarnkappe nahm, die unsichtbar macht und Zwölfmännerkraft gibt, und den Drachen erschlug, in dessen Blute seine Haut hörnern und bis auf eine einzige Stelle zwischen den Schultern unverwundbar wurde. Dies alles, ohne daß es vorher erzählt wäre. Siegfried fordert nun die Könige zum Kampfe um ihr Land. Gernot begütigt ihn, und er bleibt hochgeehrt ein ganzes Jahr, ohne doch Kriemhild zu sehen. Aber sie sieht ihn heimlich von einem Fenster.

Damit zieht der Minnedienst nach Art der höfisch-ritterlichen Dichtung (S. 215) ein: Siegfried darf die Jungfrau erst sehen, als er sich in einem Kriege gegen Sachsen und Dänen gewaltig ausgezeichnet hat. Rührend, fast kindlich schön klingen die Worte und Wörtlein höfischen Liebesspiels in ihrer Übertragung auf das alte Heldenleben, die es zugleich unhöfischer Menschlichkeit so viel näher bringt.

Gunther hört von der schönen Brünhild, die auf dem Isenstein über Island herrscht. Sie ist nur durch drei Wettspiele um das Haupt zu gewinnen: im Speerschießen, Steinwerfen und Weitspringen. Gunther will um sie werben, Siegfried rät ab: er kennt ihre Furchtbarkeit. Hagen schlägt vor, Siegfried um Hilfe zu bitten, und der sagt zu, indem er — eine ganz plötzliche Kundgebung nach langem Hinzögern — sich Kriemhilds Hand ausbedingt. In Reckenweise, zu vieren fahren sie auf ihrem Schifflein den Rhein hinab: Siegfried weiß die 'rechten Wasserstraßen', er kennt auch Brünhilds Land, kennt den Isenstein und kennt sie selbst von Ansehen. Er wünscht, daß man ihn dort als Gunthers Mann ausgebe. Auf gleichen schneeweißen Rossen kommen sie zur Burg geritten, und Siegfried hat Gunther die Steigbügel gehalten. Sie liefern

die Waffen ab. Brünhild fragt nach den Fremden; eine der Frauen glaubt Siegfried zu erkennen: den soll sie wohl empfangen. Die drei andern erhalten nur eine Beschreibung. Und Brünhild: 'Ist Siegfried um meine Liebe ins Land gekommen, so gehts ihm an das Leben'. Sie begrüßt ihn zuerst und mit Namen, aber er tritt vor Gunther zurück und bringt dessen Werbung vor. Es folgen sogleich die Wettkämpfe. Gunther 'hat die Gebärde', Siegfried, in der Tarnkappe, führt alles siegreich gegen Brünhilds riesenhafte Waffen durch, springt sogar nach dem Steinwerfen mit Gunther im Arme weiter als die Königin. Sie erklärt Gunther zum Herrn des Landes, aber sie will nicht an den Rhein folgen, bevor sie die Ihren rings im Reiche besandt und sich mit ihnen beraten hat. Siegfried holt Hilfe aus dem unterworfenen Nibelungenland. Da fährt man denn in großem höfischem Stile nach Worms, Siegfried trägt die Botschaft voraus.

Bei der Doppelhochzeit bricht Brünhild in Tränen aus, weil sie Kriemhild, die Königsschwester, bei einem Eigenholden sitzen sehe (S. 228). Gunther vertröstet sie, aber sie würde fliehen, wenn sie wüßte, wohin, und sie versagt sich ihm, bis sie erfahre, wie Kriemhild Siegfrieds werden konnte. Sie läßt sich nicht beschwichtigen und bleibt trübe. Auch nachts will sie sich nicht ergeben, ehe sie Antwort hat. Sie fesselt dem Zudringenden mit ihrem Gürtel Hände und Füße zusammen und hängt ihn an einen Nagel der Wand. Andern Tags, nach der Feier im Munster, sagt der glücklichere Siegfried ihm Hilfe zu. Da ringt er in der Tarnkappe furchtbar mit ihr — von kühler und genauer Wirklichkeit ist der Kampf —, vergeblich greift sie zu ihrem Gürtel, auch ihn damit zu binden, er entreißt ihn und bändigt sie dem Könige. Indem er zurücktritt, zieht er ihr unvermerkt einen Ring von der Hand. Dazu nimmt er ihren Gürtel. Der Dichter weiß keinen Grund: vielleicht tat er es nur aus stolzem Mut. Beides gibt er zu schwerem Unheil seinem Weibe. Brünhild aber verliert an Gunthers Seite alsbald ihre übermenschliche Kraft.

Siegfried zieht mit Kriemhild heim, von den burgundischen Herren folgt ihr der Graf Eckewart; Hagen hat sich geweigert. Siegfried wird König und herrscht zehn Jahre. Er hat einen Sohn Gunther wie Gunther einen Sohn Siegfried.

Inzwischen wurmt es Brünhild immerfort, daß Siegfried keinen Lehndienst leiste, bis Gunther auf ihr Betreiben ihn und Kriemhild zu einem Feste ladet, durch den Markgrafen Gere. Sie kommen mitsamt dem alten Siegmund, doch ihr Söhnchen lassen sie daheim. Und eines Abends, nach langem, unheimlichem Wetterleuchten, kommt zwischen den Frauen ein Streit auf, wiewohl Brünhild noch Siegfried wohl gewogen war. Er geht aus von dem alt-gefährlichen 'Männervergleich', der rasch in die 'Senna' mündet: Brünhild sagt, daß Siegfried sich selbst Gunthers Mann genannt habe; umsonst bittet Kriemhild sie noch einmal, zu schweigen: Brünhild will seinen Dienst nicht entbehren. Da nimmt Kriemhild, aufs Äußerste gebracht, den Rangstreit auf: noch heute soll er entschieden werden. Sie kommen, nunmehr getrennt, mit ihren Frauen

vors Münster. Brünhild heißt Kriemhild als Leibeigne zurücktreten, aber sie muß sich des Leibeignen Kebse nennen lassen, und Kriemhild läßt sie weinend stehn. Als sie dann aus dem Gottesdienste zurückkehrt und Brünhild Beweis fordert, zeigt sie den Ring: den brachte mir mein Lieb, als er zuerst bei dir gelegen. Und zum Beweise, daß sie ihn nicht gestohlen, hebt sie den Gürtel. Brünhild klagt weinend dem Könige. Siegfried reinigt sich im Ringe der Mannen von der Verleumdung, und seine Unschuld wird von Gunther selbst bekannt. Hagen aber gelobt der Königin, ihre Tränen an Siegfried zu rächen. Wir hören das abgestufte Für und Wider eines ersten Mordrats: Hagen und Ortwin sprechen für Tod, Giselher und Gunther dagegen, Gernot schweigt; Hagen hält den Plan fest und gewinnt Gunther zu einem halben Zugeständnis und einem ersten Plan. Falsche Boten sagen Krieg an, Siegfried, liebevoll und ahnungslos, will mit ausziehen. Hagen kommt zu Kriemhild, die voll Reue und von ihrem Gatten schwer gestraft ist, und gewinnt ihr das Geheimnis von Siegfrieds Leibe ab: sie läßt sich verleiten, seine verwundbare Stelle zwischen den Schultern mit einem Kreuze zu zeichnen. Neue Boten widerrufen den Krieg, und als Siegfried zur Umkehr bewogen ist, schlägt nun Gunther selber auf Hagens Rat eine Jagd im Wasgenwalde vor.

Es folgen die heiteren höfisch gefärbten Jagdszenen, in denen Siegfried weitaus das Beste tut und seine lichte Jugend noch einmal erstrahlt. Das Getränk fehlt, Hagen hat es 'versehentlich' in den Spessart gesandt, aber er weiß eine Quelle in der Nähe und schlägt einen Wettlauf zu dritt vor. (Von Gernot und Giselher ist bei der Jagd keine Rede.) Siegfried kommt gerüstet eher ans Ziel als die beiden im Hemd. Er legt die Waffen ab und wartet höfisch, bis der König getrunken hat. Doch als er selbst sich niederneigt und trinkt, schafft Hagen Schwert und Bogen beiseite, springt zurück und stößt ihm den Ger durch das Kreuzlein ins Herz. Siegfried kann nur den Schild ergreifen und schlägt den fliehenden Mörder nieder. Aber er selbst sinkt in die Blumen. Eine letzte gehaltene Klage um die Schmach des Geschlechtes und eine Bitte für die Gattin, Gunthers Reue und Hagens frohlockender Hohn, Trauer und Tadel der Ritter. Hagen nimmt es auf sich: ich bringe ihn ins Land, und es gilt nichts, was sie auch weine, die Brünhild betrübt hat.

Nächtlich wird die Leiche herangetragen, auf Hagens Angabe vor Kriemhilds Tür. Als morgens der Kämmerer mit Licht kommt, sieht er zwar den Toten, erkennt ihn aber nicht. Er meldet es Kriemhild. Sie weiß sofort und sinkt stumm zu Boden. Dann der furchtbare Schrei, der die Kemenate erbeben macht, ein Blutstrom bricht ihr vom Munde,

> dô sprach si: 'ez ist Sîfrit, der mîn vil lieber man:
> ez hât gerâten Prünhilt, daz ez hât Hagene getân.'

Auch Siegmund wird gerufen, und es erhebt sich gewaltige Wehklage. Er und die Nibelungen wollen die Tat alsbald rächen, Kriemhild rät ab. Der Tote wird im Münster aufgebahrt. Gunther erscheint mit falscher Klage, aber als er

mit Hagen an die Bahre tritt, da brechen die Wunden auf, und seine Lüge 'Schächer haben ihn erschlagen, Hagen hat es nicht getan' ist umsonst:

'Mir sint die schâchaere', sprach si, 'wol bekant,
Nu lâze ez got errechen noch sîner vriunde hant!'

Gernot und Giselher suchen sie zu trösten. Drei Tage bleibt sie bei Siegfried und hofft zu sterben. Bei der Bestattung läßt sie den Sarg noch einmal öffnen und kußt den Toten. Sie weint Blut.

Siegmund zieht davon. Kriemhild bleibt auf die Bitten Utes und der jüngeren Brüder zurück, auch der Gedanke an ihr Kind im Niederland kann sie nicht bewegen.

Viertehalbjahr spricht sie nicht mit Gunther, sieht sie Hagen nicht. Eckewart dient ihr. Hagen wünscht den Nibelungenhort ins Land. Gernot und Giselher bringen die Aussöhnung mit Gunther zustande, und nun wird der ungeheure Schatz, Kriemhilds Morgengabe, herbeigeschafft. Da beginnt sie so gewaltig auszuteilen, daß Hagen für sich und die Könige fürchtet, und er macht Gunther abermals eidbrüchig: der Schatz wird ihr geraubt und auf Gernots Rat von Hagen im Rhein versenkt. Die Könige beschwören, daß der Platz verhohlen bleiben solle, solange einer von ihnen lebe. Kriemhilds Leid und Grimm aber sind neu gestachelt.

Nach der Thidrekssaga wird die Gattin des Königs Aldrian von Niflungaland in der Trunkenheit von einem Alben überwältigt. Noch vor der Geburt des Bastards, Högnis, erscheint der Vater und gebietet ihr, dem Kinde, sonst keinem, von der Vaterschaft zu sagen. Es wird ein gewaltiger Mann werden, oft in Nöten: dann soll er mich um Hilfe anrufen. Högni hat albisches Aussehen und Gebaren. Die Mutter gibt ihm die Aufklärung. (Das hört ein Weib, die später Dietrich dem Berner davon sagt.) Aldrian hat dann noch drei echte Söhne, Gunnar, Gernoz und Gisler, der noch ein Kind war, als diese Geschichten sich zutrugen; dazu eine Tochter Grimhild (die also nicht wie im Norden sonst seine Gattin ist).

Dann mit neuem Einsatz: Sigurd soll Grimhild heiraten und die Hälfte von Gunnars Reich haben. Beim Hochzeitsmahl — auch Dietrich ist dabei — rät Sigurd dem Schwager, um Brünhild von Segard zu werben: er will dazu helfen, er kennt die Wege dorthin. Sie reiten alle aus. Brünhild nimmt Gunnar und Dietrich wohl auf, aber Sigurd übel, weil er nun eine Frau hat, und sie hatten einander gelobt, niemand sonst zu heiraten. Sigurd will Grimhild trotz des Eides vorgezogen haben, weil sie einen Bruder hatte, und mit dem verbindet ihn Blutsbrüderschaft. Er preist ihr Gunnar an, und sie willigt nach gemeinsamer Beratung ein. Aber in der Brautnacht fesselt sie den König und hängt ihn an einen Nagel. Und so drei Nächte. Er fragt Sigurd um Rat. Der weiß, daß ihre Überkraft an ihrer Jungfräulichkeit hängt. Gunnar vertraut ihm und seiner Verschwiegenheit, und so legt sich in der nächsten Nacht

Sigurd an seine Stelle, indes Gunnar, um nicht erkannt zu werden, in Sigurds Kleidern davongeht. Der nimmt ihr 'rasch' das Magdtum. Er raubt ihr einen Goldring und steckt ihr einen andern an. Gunnar kommt zurück und legt sich an Sigurds Stelle. Der Kleidertausch geht abermals vonstatten, ohne daß jemand etwas bemerkt. Am Schluß des Festes reitet man heim, und Gunnar herrscht mit Sigurd, Högni und Gernoz.

Ein drittes Stück der Geschichte beginnt mit einer Rückschau auf diese glücklichen Verhältnisse und nennt die Stadt Wernize = Worms. Jetzt hören wir auch von einem besonderen Reichtum der Könige und daß Sigurd sie doch alle überragt. Er hat eine Haut wie die Schwarte eines Wildebers oder wie Horn — eine verstandesmäßige Verleugnung des Hörnens —, nur zwischen den Schultern ist er verwundbar.

Der Streit der Königinnen bricht hier im Saale aus, als Grimhild nicht vor der eintretenden Brünhild vom Hochsitz aufsteht, die nun das Königtum für sich beansprucht: 'Du könntest nun lieber durch die Wälder laufen und hinter Deinem Bauersmann Sigurd Hirschpfade aufspüren, dazu paßt du besser als zur Königin von Niflungaland.' Grimhild fragt dagegen: 'Wer nahm dir das Magdtum?' Brünhild nennt Gunnar und preist das Hochzeitsfest. Und nun kann Grimhild mit dem Ring beweisen, daß Sigurd es war. Da legt sich Brünhild alles zurecht und bereut bitter, daß sie vor so vielen gesprochen hat, und sie geht schweigend, rot wie aus frischer Wunde träufendes Blut, hinaus.

Sie trifft auf die Brüder, die von der Jagd kommen. Sie klagt, daß Sigurd den Schwur des Schweigens gebrochen (von dem nichts gesagt ist) und Grimhild alles erzählt habe, und daß es von ihr nun preisgegeben sei. 'Sigurd kam wie ein Landstreicher, und jetzt ist er so stolz und mächtig, daß Ihr ihm bald alle dienen werdet. Als er zum ersten Male zu mir kam, wußte er weder Vater noch Mutter noch sein Geschlecht.' Sie wird getröstet, und Gunnar verspricht: 'Sigurd wird nicht lange unser Herr sein und Grimhild deine Königin.'

Man begrüßt Sigurd wie in alter Freundschaft. Högni bewerkstelligt eine Jagd und gebietet, das Mahl zu versalzen und das Salzigste Sigurd aufzutragen, den Trank aber säumig zu schenken. So geschieht es. Als die andern schon ausgeritten sind — Grimhild hat sich zu Bett gelegt, um nicht mit Brünhild sein zu müssen; Gernoz und Gisler fehlen ganz — bespricht sich Högni mit der Königin und gelobt, nach Kräften Sigurd nicht zurückkehren zu lassen. Der tut sich bei der Jagd hervor. Sie erlegen ein Wildschwein. Sie kommen an einen Bach, und die Brüder legen sich zum Trinken nieder, so tut auch Sigurd. Da stößt ihm Högni den Speer zwischen die Schultern. Sigurd ist ahnungslos gewesen, aber er weiß, daß er wohl alle vier erschlagen hätte — es waren nur zwei zugegen —, ehe ihm die Todeswunde geworden wäre. Högni frohlockt, daß sie zu vieren kaum den Eber erlegt hätten und daß er allein nun einen Bären oder Wisent zur Strecke brachte. Und Gunnar: 'Bringen wir den Wisent meiner Schwester, wo sie auch sei!'

Brünhild sieht Gunnar, Högni und Gernoz mit dem Leichnam kommen. Sie begrüßt die Jäger und heißt sie, ihn zu Grimhild ins Bett bringen: 'Mag sie den Toten umarmen! Denn jetzt ist ihm geworden, was er verdient hat, ihm und ihr!' Die Kammer wird erbrochen, Grimhild erwacht, sie sieht Sigurds Waffen unversehrt, so weiß sie, daß er ermordet ist. 'Wüßt ich, wer es getan, es würde ihm wohl vergolten!' 'Ein Wildeber schlug ihm die Todeswunde.' 'Der Eber warst du, Högni!' Grimhild weint schmerzlich; die Mörder sind fröhlich in der Halle; Brunhild ist 'nicht unfroher'. Die Witwe läßt den Toten ehrenvoll bestatten.

Den Schluß macht jenes mit leichten Abwandlungen wiederkehrende Lob des Helden: 'Sein Name wird weder in deutscher noch nordischer Zunge vergessen werden.'

Schon dieser Vergleich des Epos mit der roh entstellenden Nüchternheit der Saga beweist doch auch, wenn es noch nötig ist, daß die höfischen Breiten des Nibelungenliedes der gemeinsamen Vorstufe beider noch fehlen, und öffnet die Ohren für die daraus entstehenden Widersprüche: die angeführten Jugendtaten Siegfrieds haben in der höfischen Erziehung eines daheimgehaltenen Prinzen keinen Platz — in der Saga schilt ihn Brünhild Landstreicher und spielt auf sein Waldleben an —; Siegmund eine traurig leere Gestalt, Sieglind ganz ohne Rolle, ihr Enkel Gunther nur ein Name; der Sachsenkrieg, wenn etwas zugrunde liegt, zu einem Bewährungsabenteuer des neuen höfischen Minners gemacht; und all das in krassem Widerspruch zu dem altertümlich-echten Reckenschiffchen der vier, die dann doch unerhört reichlich und prächtig ausgestattet sein sollen. Höfisch und leer die Herbeiholung der Mannen aus Nibelungenland, die Glückszeit in Siegfrieds Stammreich und die Einladung zu dem verhängnisvollen Feste, die farbige frohe Aufbauschung der Jagd, die umständlich-unglaublichen Voraussetzungen, um Kriemhild zum Aufnähen des Kreuzes zu veranlassen, um dessenwillen sich Siegfried nicht zum Wettlauf des Gewandes entledigen darf, und am Schlusse die langen Szenen des Kartenkönigs Siegmund und der Nibelungen mit dem Scheinanlauf zu rascher Rache und der Einladung an Kriemhild, mit heimzufahren, all das zugleich mit einem großen Verbrauch von Jahren verknüpft. Die Saga hat an dgl. nur Personen- und Waffenbeschreibungen, in denen Helden zu Rittern umgestaltet sind, wie man sie am norwegischen Königshofe wollte: das Nibelungenlied läßt statt dessen etwa die Werber von einer der Frauen Brünhilds schildern.

An Parallelstellen ist aber die Wahl dessen, was in der gemeinsamen Vorlage gestanden habe, oft schwer. Dankrat als Name des alten Königs im Epos hat z. B. sowenig Gewähr wie Aldrian in der Saga. Dies ist vielmehr in beiden der Name von Hagens Vater, und man könnte nur zweifeln, ob der, wie die Sagae will, ein Albe war. Es kommt auch gelegentlich hinzu, daß die Saga sich aufspaltet und in ihren verschiednen Abschnitten Verschiednes berichtet, z. B. über Namen und Zahl der burgundischen Brüder. Oder daß sie gegen Schluß

in gedankenflüchtiger Beeilung manches ausläßt, z. B. sind von dem Mordrat nur Reste geblieben. Wir würden auch kaum leidlich zum Ziele kommen, wenn uns nicht die Edda (und eine färöische Ballade) von der andern Seite zu Hilfe käme und Entscheidung brächte.

Danach müßte die gemeinsame Vorlage von Nibelungenlied und Thidrekssaga etwa Folgendes von 'Siegfrieds Tod' enthalten haben.

Es beginnt wie im Nibelungenliede mit Kriemhilds ängstlichem Falkentraum, der auch anderweit, durch nordisches Zeugnis, gestützt ist. An Stelle des Flammenritts sind die Kampfspiele getreten, die Siegfried für Gunther im Schutze der Tarnkappe ausführt. Die Schwertnächte sind natürlich mit dem Flammenritte weggefallen, und es folgen gleich die niedrigen Szenen von Gunthers unseliger Brautnacht mit der Bändigung Brünhilds durch Siegfried, nun ohne das Schwert. Beides, Wettkämpfe und Bändigung mit einem (unsichtbaren) Helfer, wird aus dem russischen Märchen vom 'Kraftweibe' entnommen und umgestaltet sein: das Heranbringen immer neuer Werbungslisten ist die Hauptaufgabe der sonst in ihren Erzählungsschritten völlig gleichartigen spielmännischen Brautfahrtdichtungen des 12. Jahrhunderts (S. 137), und auch ein älterer spielmännischer 'Ortnit' bezog damals in der Gestalt des riesigen Iljas einen Helfer aus Rußland (Kap. IX. 9. 3). Brünhild verliert, dem Märchen entsprechend, mit ihrer Jungfräulichkeit zugleich die körperliche Überkraft. In Wahrheit ist durch die doppelte Roheit dieser beiden Szenen die Seele der heldischen Gestalt tödlich getroffen: als Preis für die Beibehaltung des freilich von seiner richtigen Stelle gerückten Beilagers mit Siegfried, das ja für das Folgende als Grund für den Streit der Königinnen und den Tod des Helden erforderlich blieb.

Nun kann Brünhild nicht mehr Siegfried bei Gunther anklagen, daß er sie beide betrogen habe, denn der hat alles so gewollt, und es gab nur das eine Mittel, Brünhild ihre zaubrische Kraft zu nehmen. Auch der geraubte Ring enthält für ihn kein Geheimnis, nur für andre, und Siegfried fällt, weil Kriemhild auch vor andern Ohren den Vorwurf 'Kebse' erweist. Und so ist der Frauenzank aus dem Bade im Strom in die Öffentlichkeit der Halle verlegt. Gunther und Hagen raten den Mord, Giselher spricht dagegen, von Gernot wissen wir nichts. Die erniedrigte Brünhild braucht nicht Siegfried zu reinigen und seinen Tod an sich selbst zu rächen. Sie braucht nicht einmal eine Rache an Gunther, der sie so jämmerlich preisgegeben hat: sie bleibt seine Gattin. Statt zu sterben wie einst oder klanglos zu verschwinden wie im Nibelungenliede, geht sie den Mördern entgegen, heißt sie den Leichnam zu Kriemhild ins Bett werfen. Ihre Trutzworte dazu (in der Saga) mögen die alte Abschiedsrede ersetzt haben. Es blieb dann nur Kriemhilds Klage und das nächtliche frohe Zechen der Mörder.

Neu ist auf dieser Stufe auch die Ausgestaltung der Jagd: nach dem Vorbilde eines französischen, nur provenzalisch erhaltenen Ritterromans 'Daurel und Beton' mit der Ermordung eines Fürsten auf der Jagd, der Klage der

Gattin und dem Vorgeben der Schuldigen, daß ein Eber der Mörder gewesen sei. Daher vielleicht auch der im Nibelungenlied erhaltene und bereicherte ahnungsschwere Abschied vor der Jagd, die anklagende Enthüllung des Toten vor den Mördern u. a.

Der Bau ist gerettet, seine heldische Seele hingerichtet, Körperliches triumphiert, kaum daß der Nibelungenlieddichter all den Ungeschmack für seine ritterliche Hörerschaft verschleiern und die Vernichtung der Brünhild durch eine minnigliche, eine gefühlvolle und eine in ungeheurer Klage ergossene Kriemhild aufwiegen konnte.

Germanisches Heldenlied ist das längst nicht mehr: die Kämpfe mit dem Kraftweibe, der König am Wandnagel, das ist spielmännischer Geschmack wie in den rheinischen Epen von Orendel, von Salman und Morolf, und in den Kreis dieser Gedichte gehört die neue Brautfahrtlist; auch ein kleiner ritterlicher Aufputz wie der Falkentraum und vielleicht einiges aus 'Daurel und Beton' vertrüge sich gut damit. Das Rheinland ist uns durch manche rheinische Einzelheiten, die dem bairisch-österreichischen Dichter des Nibelungenliedes nicht zuzutrauen sind, ohnehin bezeugt, besonders durch die Namensform Burgonden (S. 233) und durch Siegfrieds Santen = Xanten; das 12. Jahrhundert durch die französische Entlehnung, seine letzten Jahrzehnte durch jene spielmännischen Epen.

Aus ihnen ist besonders der Orendel heranzuziehen. Da rät König Ougel von Trier seinem Sohne Orendel zu Bride von Jerusalem. Es wird gewaltig gerüstet, und man fährt zu Schiff den Rhein hinab. Nach dem unvermeidlichen Schiffbruch wird der Held von dem mächtigen Fischer Ise gerettet. Bride, prächtig gekleidet und mit vielen Dienerinnen, sieht von den Burgzinnen, wie sie kommen. Ise gibt Orendel für seinen Knecht aus. Der gewinnt den Grauen (Trierer) Rock, der besser schützt als alle Stahlringe. ... Bride weiß den Namen des Helden, sie erkennt ihn als ihren Herrn und König und heißt ihn willkommen. Er leugnet, und als sie ihn umarmt, schmäht sie der Heide Mercian, daß sie sich mit einem Knechte einlasse. Orendel beteuert, daß er nie eines Menschen Knecht gewesen. Als er nach einem Schwerte verlangt, bringt man erst ein falsches: es springt an der Felswand. Das rechte liegt dann zwischen Orendel und Bride. Aber die Fromme hat dgl. nicht nötig und heißt ihn es einstecken. Sie ist im übrigen ein fürchterliches Kraftweib, das die Diener an den Haaren herumschwenkt und sie mit Füßen behandelt. Sie kämpft an Orendels Seite und erledigt mit ihm ganze Heidenheere, aber auch ihre Überkraft scheint an ihre Jungfräulichkeit gebunden.

Die Verwandtschaft mit unserm Werbungsgedichte braucht nicht erhärtet zu werden. Es sind hier freilich nur die übereinstimmenden Züge zusammengestellt, nämlich die der Brautfahrt, die in den Apolloniusroman des Gedichtes eingebaut wird, und es ist nicht sicher, daß sie alle derselben Überlieferungsschicht des Orendel-Epos angehören. So dürfte der Auftritt der Bride auf den Zinnen ihrer Burg dem Nibelungenliede des 13. Jahrhunderts ent-

nommen sein, und man könnte die Zweideutigkeit Ises, der bald ein armer Fischer, bald ein mächtiger Herr über 800 Fischer ist, der im Nibelungenliede vergleichen, die an dem kleinen Schifflein der vier Werber noch eine ältere Schicht erkennen läßt. Aber daß Bride den Helden gleich mit seinem Namen begrüßt und das trennende Schwert war im Nibelungenliede nicht zu finden, und vollends gleicht Bride, abgesehen von ihrer jeweils plötzlich einfallenden spielmännischen Frömmigkeit, der heruntergekommenen Brünhild unserer Vorstufe. Sie gehörte dem Grundstocke des Orendel-Epos an, und es wird zur Quelle der Siegfried-Brunhilddichtung, von der schon sein erster Dichter mancherlei, vielleicht aus verschiedenen Stufen, im Gedächtnis hatte.

Es dürfte gegen 2000 Verse gezählt haben. Aber auch die Zahlen des 'Salman und Morolf' oder des 'Oswalt' gehen, abgesehen von der Schlußverdopplung des Erzählten, kaum über die 3000 hinaus. Es ist ein Umfang, der die Frage 'Lied oder Epos?' verständlich macht: die spielmännischen Epen zeigen in ihrem Stil, in den Verdopplungen, Variationen, Formelversreihen und Einlagen die heftige Bemühung, sich aus der mündlichen Überlieferung in die schriftliche, aus dem Lied ins Epos zu strecken.

4. Siegfrieds Tod, 3) Hürnen Seifried. Das zusammengestrichene dritte Seifriedslied steht für sich. Es setzt wie das erste und zweite für die Ehe des Helden acht Jahre an und hatte wohl den Titel 'Seifrieds Hochzeit'. Vater der Burgundenkönige ist Gibich, seine Söhne sind Günther, Hagen und Gyrnot, seine Tochter Krimhilde. Von der Werbung um Brünhild ist (wegen der im zweiten Seifriedsliede unmittelbar voraufgehenden Erzählung) nicht die Rede. Der Mord geschieht aus Eifersucht auf Seifrieds Größe. (So war es schon im alten Sigurdliede.) Hagen war angestiftet, und er brachte dem 'Schwager' den tödlichen Stoß zwischen den Schultern bei 'vnd da (wo) er fleyschend was', als er an einer Quelle im Ottenwald trank, wie es scheint, nach einem Wettlauf.

Mit dem Vater Gibich, der dem eddischen Giuki sachlich und lautlich entspricht, reicht der Hürnen Seifried III vielleicht hinter die gemeinsame Vorstufe von Thidrekssaga und Nibelungenlied zurück; d. h. mindestens ins 12. Jahrhundert, und wir hätten folgenden Stammbaum anzunehmen:

Lied von Siegfrieds Tod

Spielmännisches Epos

Nibelungenlied Thidrekssaga

Hürnen Seifried.

Grundsätzlich könnte dies Lied dann sogar Vorstufe des eddischen, d. h zugleich das deutsche Urlied sein. Indessen wurde der Wettlauf zu der Quelle erst dem Nibelungenlied und der Ottenwald gar erst seiner jüngeren Fassung entnommen sein können. Wenn wir aber so junge Beeinflussungen annehmen müssen, so rechnen wir auch dazu, daß Hagen wie in der Edda Bruder der

Gibichungen sein soll. Aber selbst wenn diese Übereinstimmung nicht nachträglich hergestellt wäre, so wäre es eine Übereinstimmung in Unrichtigem, das im deutschen Urliede nicht vorhanden gewesen sein kann: nach Ausweis der Stabung und des geschichtlich Überlieferten ist Hagen kein Gibichung. Am besten entnehmen wir dem dritten Seifriedsliede nichts als den Vater Gibich, wiewohl es in grader Linie von dem ursprünglichen Liede abstammen wird.

4. Siegfrieds Tod, 4) Das ursprüngliche Lied. Daß dagegen die gemeinsame spielmännische Vorstufe von Nibelungenlied und Thidrekssaga noch nicht die ursprüngliche heldische Siegfrieddichtung ist, von der das älteste Sigurdlied der Edda ausgegangen wäre, das liegt nach dem Vorigen auf der Hand. Diese ursprüngliche deutsche Dichtung hätten wir vielmehr erst durch einen Vergleich jener Vorstufe mit dem Eddaliede zurückzugewinnen.

Der Stammbaum sieht nun so aus:

Germanisches Lied von Siegfrieds Tod

Das alte Sigurdlied der Edda — Spielmännisches Epos

Nibelungenlied — Thidrekssaga.

Das heißt rund: wo das Sigurd- mit dem Nibelungenliede oder der Thidrekssaga übereinstimmt, bewahren sie Altes, von dem Ahnen Überkommenes; wo nicht, bedarf es der Überlegung, wer das Echte habe; und solche Überlegungen mannigfaltiger Art haben wir ja schon reichlich kennengelernt.

Wir erhalten dann etwa dies als Inhalt:

Siegfried kommt als elternloser Recke zu den burgundischen Gibichungen am Rhein. Es sind die Brüder Gunther und Guthorm (nordisch) oder Gernot (deutsch), nach dem Nibelungenliede auch Giselher, und die Schwester Gundrun (das durch Stabung und ersten Namenbestandteil besser paßt als das deutsche Kriemhild). Ihre Mutter ist Grimhild (im Deutschen wegen der neuen Kriemhild durch den Heldenmutternamen Ute ersetzt), ihr Waffenmeister Hagen. Siegfried hat bereits den Drachen erlegt, den Nibelungenhort errungen und Brünhild hinter der Lohe erweckt. (Daß er nur an einer Stelle verwundbar ist, wird für das älteste Lied nicht bezeugt.) Er schließt sich nun den Gibichungen an, er herrscht mit ihnen, er erhält ihre Schwester zum Weibe, und er verspricht seine Hilfe für Gunthers Werbung um Brünhild. Auch das Folgende muß sich so abgespielt haben, wie es für das alte Eddalied aus der Völsungasaga erschlossen ist (S. 231): Gestaltentausch, Flammenritt, Beilager mit Schwert, Ringraub, Heimkehr und doppelte Hochzeit, Streit der Königinnen, Gespräch Brünhilds mit Gunther (die sog. Wetzung), sein Mordentschluß, Abraten vermutlich Giselhers, Anstiftung Guthorms. Die Eifersucht auf die Macht Siegfrieds spielt eine Rolle. Für den Mord selbst gibt dagegen erst der Süd die Fülle des Geschehens zurück, die im Norden der Gesprächstil geraubt

hat, insbesondre das Trinken an der Quelle und den tückischen Todesstoß. Siegfrieds Klage und das Frohlocken der Mörder. Der Leichnam wird der schlafenden Gundrun ins Bett geworfen. Die Grenzen der späteren Zutaten nach 'Daurel und Beton' (S. 239) sind hier unsicher. Urerbe ist Gundruns furchtbarer Schrei und Brünhilds gelles und letztes Lachen. Gundrun erkennt an den Waffen, daß Siegfried ermordet ist, und sie flucht den Mördern. Die aber zechen frohlockend die Nacht hindurch: nun sind sie die Herren.

Dann lenkt es wieder ein in das Eddalied: zwar sind Brünhilds Weissagungen nordische Zutat, aber die Gegenüberstellung von Siegfrieds Treue und Gunthers Eidbruch und schließlich Brünhilds sühnender Tod von eigner Hand, das alles muß wieder dem ursprünglichen Liede angehört haben.

Wir fragen nach geschichtlichen Grundlagen dieses Liedes. Vielmehr: sie scheinen gegeben in den Namen Gibica, Gundomaris, Gislaharius, Gundaharius, die der (516 gestorbene) König Gundobad seinen Vorgängern in seinem Burgundengesetze gibt. Gislaharius, der Giselher der späterdeutschen Überlieferung ist damit für das älteste Lied gesichert: er muß ja irgendwie betätigt gewesen sein, wenn nicht sein Name in dem spielmännischen Epos zufällig oder infolge ausschweifender Gelehrsamkeit mit dem des Gislaharius und dem Gislere Weitfahrts zusammenstimmen soll. Wir gaben ihm die Rolle des Abraters, die sonst erst aus dem Nibelungenliede zu erschließen ist. Gund(o)mar sehen wir in dem entstellten nordischen Gu(n)thorm, dem Mörder Sigurds, der dann dort zu einem Halbbruder herabgewürdigt wird, indessen Högni zum Bruder aufsteigt, beides nach dem Verhältnis zu der Untat, aber wider die Stabung. Bei uns in Deutschland wäre dagegen der geschändete Name Gundmar durch den nun ganz rollenlosen und bereits fränkisch lautenden Gernot ersetzt und die Tat auf Hagen, den 'Mann' oder Halbbruder abgeschoben. Mehr kann er, da die Liste des Gesetzes ihn nicht nennt, kaum gewesen sein; albische Herkunft (S. 41), zu Begründung und Entschuldigung der Tat, bezeugt vielleicht schon der Name des Vaters, Aldrian, in Epos und Saga, die Saga auch ausdrücklich in einer erfundenen Geschichte; das Nibelungenlied hätte diese Herkunft ganz vertuscht. Auch der 'Waltharius' des 10. Jahrhunderts (Kap. IX. 9. 4. 1) ist kein Zeuge: der Vater ist dort Hagathie-Aëtius (S. 182), ähnlich geschichtlich wie Troja als Heimat. Gemeinsam ist aber mit der Saga, daß der Vater schlechte Ratschläge zu geben pflegt. Der Sitz Worms läßt sich nur bis zur spielmännischen Vorstufe zurückführen, doch ist er schon im Walthariusepos der des Frankenkönigs Guntharius, und dieser ist erst aus dem Burgundenkönige Gunthari der nibelungischen Lieddichtung hervorgewachsen, bezeugt also ihre Ortsbestimmung. Auch die geschichtlichen Verhaltnisse stimmen noch immer am besten zu ihr. Wahrscheinlich ist Worms den Burgunden 407 in die Hände gefallen und 413 kaiserlich bestätigt. 436 erlagen sie den Hunnen, und die Reste wurden dann im Jahre 443 von Aëtius nach Savoyen verpflanzt.

Vom Namen Siegfried-Sigurd-Siegmund ist ja nur die erste Hälfte seit den Anfängen gesichert, in Beowulf (Siegmund) und Edda (Sigurd) wie in der deutschen Überlieferung (S. 220ff.). Unser -fried reicht in den Seifriedsliedern vielleicht hinter die beiden epischen Fassungen zurück und gilt uns auch als Grundlage der nordischen Form und als ursprünglich.

Das erste Seifriedslied läßt den Helden aus dem Niederlande stammen, wo er ein Königreich zu erben hat. Das Nibelungenlied allein nennt die Stadt 'ze Santen' 'bei den Heiligen', unser Xanten, die römische Colonia Traiana, die schon in vorfränkischer Zeit Colonia Troiana, d. h. Kolonie der Trojaner hieß. Und da Franken dort wohnen, stammen sie aus Troja: so machte also im 7. Jahrhundert der sog. Fredegar (S. 129) die Stadt zur ersten Gründung der aus dem alten kleinasiatischen Troja ausgewanderten Franken und legte damit den Grund zu der gelehrten Frankensage, die noch in der Stauferzeit gilt und 'auf den Münzen und in sämtlichen Xantener Quellen, sogar in den Rechten und Gewohnheiten des Bischofshofes' erscheint.

Das Tronje Hagens setzen wir dem elsässischen Kirchheim gleich, dem königlichen und in seinen Resten noch dem Humanisten Beatus Rhenanus sichtbaren Sitze Dagoberts II., des letzten austrasischen Merovingerkönigs (gestorben 679). Es ist in dem 'Leben des Hl. Florentius', das zwar erst aus dem zwölften Jahrhundert überliefert ist, sich aber auf einen Straßburger Bischof des siebten bezieht, gradezu 'Tronia, gewissermaßen das neue Troja' genannt, infolge des Anklangs an die alte oder neue Trojasage. Ein Zeugnis für diese Gleichsetzung wird der 'Troja entsprossene Hagano' des Waltharius sein. Dagegen schreiben wir das Troja, das die Saga ihrem Högni gibt, der Gelehrsamkeit des Verfassers zu, der ja auch Attila für Etzel setzte, und zählen Tronje zu den rheinischen Kennzeichen der spielmännischen Vorstufe (S. 240): Troja hätte ihm ja neben Xanten nicht noch einen andern Ort bedeuten können. Wie aber hätte der bairisch-österreichische Dichter auf diesen fernen und abgesunkenen Namen Tronje verfallen sollen? Und in diesem Tronje kann man gut einen Vasallen der Wormser denken. Die Beziehung könnte schon dadurch hergestellt werden, daß es zu Dagoberts Zeit eine Königspfalz auch in Worms-Neuhausen gab und daß Dagobert die Wormser Kirche hergestellt und beschenkt haben soll.

Der Patron des Xantener Domes ist der Hl. Victor, der nahebei mit seiner Kohorte das Martyrium erlitten habe: sie seien dem Gemetzel entronnen gewesen, das Kaiser Maximinian um 286 unter der standhaft christlichen sog. Thebäischen Legion zu Agaunum im Wallis anrichtete. In der Tat haben Ausgrabungen im Domchor eine Kapelle über einem Märtyrergrabe des 4. Jahrhunderts für die Zeit nach 383 ergeben. Eine älteste Darstellung des Hl. Victor, ein Sandsteinrelief aus der Jahrtausendwende, zeigt ihn als Drachensieger: er steht in Helm und Ringpanzer auf seinen Schild und die Lanze gestützt, deren stumpfes Ende im Rachen des kümmerlichen Untiers zu seinen Füßen steckt.

Das Bild stammt aus einem früheren Dombau: schon um 950 ist eine 'herrliche Basilika' des Hl. Victor in Xanten erwähnt. Nun ist er zwar, wie sein hl. Namensvetter von Marseille, auch in seiner Legende, kein eigentlicher Drachensieger: der Drache bezeichnet im Bilde seinen Martyriumssieg über das teuflische Heidentum. Und obendrein ist der Name Victor = Sieger nur die geläufige Personifizierung des Beinamens sieghafter Märtyrer. Für den einfachen Anschauer dieses und gewiß noch manch andrer Bilder des Heiligen in Dom und Stadt ist das aber schwerlich eine Beeinträchtigung des wirklichen Drachenkampfes und -sieges eines Victor. Und wenn Troja-Xanten als Ursitz der Franken dort volksläufig geworden war, so mochten auch leicht seine Victorbilder auf einen einheimischen Drachentöter Sieg-fried gedeutet und der Xantener Frankensage angegliedert werden. Die Gleichsetzung der beiden Drachentöter kann freilich auch unabhängig von der Frankensage vor sich gegangen sein, also auch schon vor dem 7. Jahrhundert und seit es einen Drachentöter Viktor in Xanten gab. Oder man kann sich ausmalen, daß man zu dem Drachenbesieger nun auch den Kampf, einen wirklichen, nicht mehr allegorischen, erzählte, zu dem Drachen- dann den Nibelungenschatz fügte und dem für die Glut des Untiers Unempfindlichen auch den Flammenritt gab. Das ist die Anziehungskraft eines beliebten Helden. Der Name Siegfried wäre dann nach Viktor gebildet, und sein zweiter Bestandteil könnte christlichen Sinn gehabt haben. Jedenfalls aber muß die Gleichsetzung bereits vollendet gewesen sein, als man dem Wormser Siegfried das Xantener Königreich gab, im Nibelungenliede. Die Vermittlung könnten wir dann aus den kirchlichen Besitzverhältnissen mutmaßen: das Xantener Stift war am Mittelrhein sehr früh begütert; von 1215 bis 45 sind geschäftliche Beziehungen zu seiner Victorskirche in Guntersblum bezeugt, die 1238 an das Wormser Domkapitel abgetreten wird. Wie alt diese Beziehungen waren, wissen wir nach Verlust aller älteren Niederschriften des Xantener Stiftes nicht, und das Erhaltene führt nicht über das Nibelungenlied zurück. Aber was hätte der bairisch-österreichische Verfasser von ihnen wissen können? (S. 240.) Sie müssen der rheinisch-spielmännischen Stufe entstammen, wenn sie nicht älter sind.

Aber über Alter und Herkunft der Siegfriedgestalt und ihres Namens ist mit alle dem nichts Entscheidendes ausgesagt: sie war spätestens im 12. Jahrhundert am Niederrhein bekannt; die obere Zeitgrenze aber gäbe, wenn die vorhin versuchten Überlegungen stichhaltig wären, die Zuteilung eines Drachensiegs an den Hl. Viktor: die war seit rund 400 möglich.

Man könnte sich die Verbindungen Siegfrieds mit den Burgunden geschichtlich begründet denken und sich dabei sogar auf das dritte Seifriedslied (S. 241) berufen: ein Königssohn kommt an ihren Hof, wird in ihre Gefolgschaft aufgenommen, steigt zu hohem Ansehen, gewinnt die Hand der königlichen Prinzessin und großen Einfluß. Eine eifersüchtige Partei heimischer Großer verleumdet ihn beim Könige, und der gibt ihn preis. Das wäre eine sehr glaubliche Geschichte in jener Welt.

Sieg-Namen kommen seit Chlodwig vereinzelt bei den Merovingern vor, seit Sigismund (geboren etwa 474), aber auch in der burgundischen Königsfamilie, vielleicht infolge merovingischer Verschwägerung, ganz wie der Name Chilperich. (So gelangen umgekehrt auch burgundische Namen zu den Merovingern.) Und gefällig bietet sich alsbald ein, wie man meint, ripuarischer Prinz Sigismer, der am burgundischen Hofe Chilperichs I. zu Lyon prächtig als Verlobter (sponsus) auftritt: so Apollinaris Sidonius (S. 92 ff.) in einem zwischen 470 und 80 geschriebenen Briefe.

Dieser Sigismer wäre dann also Schwiegersohn eines Chilperich wie Sigurd Pflegesohn eines Hialprek = Chilperich; da aber Chilperich einen Brudersohn Godomar hatte, wäre Sigismer auch Schwager eines Godomar, wie Sigurd eines Guthorm (aus Gundmar oder Godomar).

Aber es wäre eins der vielen vergeblichen Namenspiele um Siegfried· (Sigis-)mer ist kein fränkischer, sondern ein ostgermanischer Prinz, und weder Apollinaris, noch die lateinische Überlieferung hätten einen Grund gehabt, frankisches -mār durch -mēr zu ersetzen.

Nimmt man aber eine geschichtliche Grundlage dieser Art an, so fehlt ihr das Überwirkliche der Brünhild, und die stammt nicht von dem Dichter des Liedes, er holte sie vielmehr von anderwärts und zwängte sie in seinen Rahmen.

Als er für den hochherrlichen Gibichungen eine Königin suchte, war ihm die halbgöttliche Jungfrau hinter dem Flammenwall eben gut genug. Daß die Werbung ein ungeheures Unterfangen ist, gehört zu der alten festen Dichtform, die wir (S. 137) an Chlodwig kennengelernt haben und grade bei einem Burgunder, Fredegar, ausgebildet sahen. Das Lied von Hetel und Hilde (Kap. IX. 9. 1) zeigt sie schon im 5. Jahrhundert angewandt, und sie ist eben bei den Franken mindestens bis gegen Ende des 12. lebendig geblieben. Zu ihrem festen Bestande gehört u. a. die letzte Warnung, der meist ubermenschliche und meist allein mögliche Helfer (wie Wate schon in der ältesten Hildedichtung), und insbesondre die List.

Hier ist Siegfried der Helfer. Er hat nicht nur den Drachen und die Nibelungen besiegt: er kennt Brünhild und den Flammenwall, er bringt so das zunächst unüberwindliche Hindernis mit, er hat es überwunden, er kann es auch jetzt überwinden, und er wird so ganz gegen den Siegfriedcharakter des Epos Träger einer Werbungslist. Unkenntlich wie er kommen in den Brautwerbungsgedichten Rother, Hugdietrich und Rodolf unter falschem Namen, Berchter und Rother als Pilger, Apollonius und Hugdietrich in Weiberkleidung, Alberich unsichtbar und schon Chlodwigs Werber als Bettler zu der Umworbenen. Die alte 'Jungfrauenerweckung' wird dadurch nur soweit zerstört, als man sie in Bezug zu der neuen Werbung setzt. Die alljährliche kultische Erweckung der Jungfrau war wie die Tötung Balders im Liede natürlich eine beispielhaft einmalige geworden, die alte Unabgeschlossenheit der Handlung wirkte aber darin fort, daß Siegfried sich nur 'verlobte', wie Balder einen Rächer zeugt (S. 52). Der neue Zusammenhang mit den Burgunden erforderte nun eine

Jungfrau, die sonderbarerweise auch nach der Erweckung untätig hinter ihrem Flammenwall bereit blieb, und zerstört den Mythos. Die alte Dichtung aber gibt der neuen nicht nur die prächtige Waberlohe, das Übermenschliche der Jungfrau und Siegfrieds Kenntnis von ihr, sondern auch seinen tragischen Untergang, der aus dem Truge, d. h. aus der in dem Erweckungsliede erhaltenen Vorgeschichte folgt.

Denn wie die Jungsiegfried- sind auch die Brautfahrtdichtungen für sich nicht tragisch, sie werden es erst in Zusätzen und Umbiegungen: die nordische Hildedichtung durch das Erwecken der Gefallenen und ihren ewig erneuerten Kampf, Ortnit durch die Rache des Schwähers, andre durch den Raub der schon gewonnenen Braut — bis sich schließlich alles freundlich löst. Siegfried aber wird durch die Doppelheit der Beziehung zu Brünhild zwar nicht in einen tragischen Widerstreit der Pflichten gestürzt — denn er macht sich ja aus seinem Betruge ebensowenig wie aus dem Ringraub ein Gewissen (S. 225), und die Verlobung ist vergessen —, wohl aber findet er den Tod in dem Seelenkampfe der Brünhild: Siegfried war nun nicht mehr er selbst, sondern nur noch Helfer dieser Brautwerbung, die dann durch Brünhild und ihr Doppelgeschick über alle sonst erhaltenen gewaltig emporgewachsen ist.

So wird auch der Märchenheld endlich in die Geschichte eingeführt, und wie die norwegischen Könige durch die Völsungen erhalten die burgundischen durch Siegfried und Brünhild eine 'mythische Spitze' nach Art der Stammbäume. Konnte dann noch der Name Siegfried von einem Manne der Burgundenkönige stammen, d. h. in vorhandene Fabeln eingesetzt werden, ohne zu verhindern was man mit ihrer Heranziehung beabsichtigte? Konnten, schon zuvor, in Liedern drei Sondertaten ohne Benutzung eines Namens auf einen Helden gehäuft werden? Nein, wir kommen auf einen Marchenhelden, der schon einen Namen hatte und Siegfried hieß, ohne daß wir ihn auf Geschichtliches zurückführen könnten, und es bliebe nur die Möglichkeit, daß umgekehrt ein wirklicher Sigi- der besprochenen Art den Märchenhelden heranzog wie es vielleicht der Victor der Xantener Legende und der burgundische König Sigismund in unsern Dichtungen sicherlich tat, die ihn zu Siegfrieds Vater machen. Ein solcher geschichtlicher Sigi- hätte dann sein eignes tragisches Ende mitbringen können.

Auch von einer burgundischen Königin Brünhild weiß die Geschichte nichts, aber selbst wenn die Gattin des Gundaharius so geheißen hätte, so würde wohl manches Jahr haben verfließen müssen, ehe sie der auf dem Riesenbette des Taunus Schlafenden hätte gleichgesetzt werden können. Von der vielmehr stammte der Name, nach der Erweckten wurde im Liede die Königin genannt und gestaltet.

Was diesen Einbruch des Mythischen in das Heldenlied erlaubte, war die furchtbare Kluft, die das savoyische Burgundentum nach dem Gemetzel der Hunnen von dem mittelrheinischen trennte: damals, im Jahre 436, 'vernichteten sie den Gundicarius mit Volk und Sippe', und ein Familienzusammenhang

der alten mit den neuen Burgundenkönigen ist nicht zu erkennen. Im neuen Reiche also, nach 443, hätte man Glück und Glanz des alten, vielleicht auch wirkliches Geschehen gepriesen und romantisch ausgeschmückt: die Königsnamen kannte wohl nicht erst Gundobad, aber er setzte sie in jener Aufzählung seines Gesetzes bedeutsam stilistisch verschleiernd von denen seines Vaters Gundeok und seines Oheims Chilperich ab: 'Gibica, Gundomaris, Gislaharius, Gundaharius; mein Vater und Oheim.'

War dies Lied von der Art, die Apollinaris Sidonius bei Tafel von dem feierlich gesalbten Burgunden ertragen mußte, indes die sieben Fuß langen Landesherren dabeisaßen (S. 94)? Das Gedicht, in dem es erwähnt ist, fällt schon als Gedicht in die vorbischöfliche, also in die Lyoner Zeit des Verfassers und also wohl auch noch unter die Herrschaft Gundeoks, der um 470 starb (S. 92). Daß aber hier der Ort war, ihm und seinem Gefolge ein Heldenlied von den alten Königen vorzutragen, ist sicher, auch wenn der neue nicht den Auftrag dazu erteilt und eignen Nutzen davon erhofft hätte. Denn es gab bei Hofe nicht nur 'Räte', 'Grafen' usw., sondern auch eine besondre Klasse der 'Tischgenossen'. Und an den Hof kamen auch die Grafen aller Gaue zur Beratung; 31 Grafen haben mit dem Könige zusammen ihre Unterschriften unter dem Gesetze Gundobads beglaubigen lassen.

Gewiß sind wir mit 'Siegfrieds Tod' weder an Lyon noch an Gundeok und seine Zeit gebunden. Es gab auch noch andre Königs- und Adelssitze. Aber keinen, der soviel Recht an den königlichen Stoff gehabt hätte wie Lyon. Und die Verwelschung machte rasche Fortschritte. Die Burgunden saßen weit über das Land zerstreut, dichter nur nördlich vom Genfer See, zwischen Jura und Vogesen und bei Lyon. Von den germanischen Verwandten waren sie abgeriegelt durch ihre alten Todfeinde, die Alemannen. Die Vermischung ging desto schneller vor sich, je mehr die burgundische Staatskunst auf Ausgleich abgestellt wurde. Die Welschen, weit in der Überzahl, namentlich in den Städten, erhielten ja hier ihr eignes Gesetz, und die Heirat mit ihnen war gegen alle germanische Gepflogenheit erlaubt. Sie hatten sogar gleiches Wergeld und standen mit im öffentlichen wie im Heeresdienst. Nirgends und nie hat sich ein germanisches Volk den Römern so in die Arme geworfen. Selbst in einem Manne wie Apollinaris sehen wir die Erkenntnis wachsen, daß die neuen Herren erträglich waren und mehr, namentlich als es sich darum handelt, gut Wetter für einen Verwandten zu erbitten, und er selbst (nach Eroberung seines Bischofsitzes Clermont) in westgotische Hände gefallen war.

Am ehesten und stärksten tritt der römische Einschlag natürlich am Hofe auf, wo früh eine romanische Führerschicht entstand. Schon Chilperich sprach lateinisch; und in welcher Art das Fremde damals in die Verwaltung eingreift, erkennen wir gut aus dem Briefe des Apollinaris an Syagrius, den burgundischen Solon (S. 94): von solchen Leuten insbesondre wird die Menge römischer Vorstellungen herrühren, die sich im Gesetze Gundobads finden, und vollends erklärt sich die vielfach darin übernommene Form spätrömischer Erlasse aus

römischer Kanzleiüberlieferung, wie ja denn das ganze Gesetz bereits um 490 lateinisch geschrieben ist. Gundobad selbst aber, dessen Bildung, natürlich römische, gepriesen wird, umgeben von römischen und katholischen Ministern und Beratern, sogar eingewickelt in theologische Disputationen, einer Katholikin verheiratet und somit das Katholische begünstigend, das sein Volk zerreißen, entwurzeln, den Franken zutreiben mußte: er war in seiner Weichheit nicht der Mann, die Größe einer versunkenen arianischen Barbarenwelt zu Erhebung der Seinen heraufzubeschwören, und seine Tafel war nicht mehr der rechte Ort dafür. Daß es draußen im Lande irgendwo und -wann geschehen konnte, wollten wir nicht ausschließen, aber als halb Zufälliges beiseite lassen.

So wäre also Siegfried als Fremder, nach dem Bisherigen als Franke, zu den Burgunden gekommen: wenn sich der Dichter ihrer alten Zeit am Rhein erinnerte, so lag auch der Taunus nicht fern und Siegfrieds übermenschliches Heldentum.

Schon früh zeigt sich Kenntnis unsrer Dichtung. Man hat oft die 613 hingerichtete Frankenkönigin Brunhilde, die Gattin Sigiberts II. (S. 136), für Gunthers Gattin und somit Siegfrieds Schwägerin genommen. Wir fanden bei Fortunat (S. 127f.) allenfalls einen eifersüchtigen Verdacht des Königs auf den schönen und beredten Gogo, der ihm die reiche Brunhilde in Spanien geworben hatte. Daß er den Werber, gar auf Anstiften der Gattin, umgebracht hätte, ist unmöglich: er starb 581, lange vor Gogo. Wohl aber hat sich diese Geschichte bei Fredegar der Siegfrieds sehr genähert: Gogo war, heißt es hier, der erste Berater Sigiberts, bis er Brunhilde aus Spanien herbeiführte. Sie machte ihn dem Könige verhaßt, und der brachte ihn auf ihr Anstacheln um. Fredegar kannte eben als Burgunde des 7. Jahrhunderts die Dichtung von Siegfrieds Tod.

Sollte umgekehrt diese Dichtung von seiner geschichtlichen und fast zeitgenössischen Brunhilde ausgegangen sein, so würde man wiederum fragen, wie lange es noch hätte dauern müssen, bis ein Dichter Glauben und Verständnis dafür erwarten konnte, daß diese fränkische Brunhilde die Gattin des mehr als anderthalb Jahrhunderte älteren burgundischen Gunther gewesen sei; oder wie er all die besprochenen Schwierigkeiten und Widersprüche der Vorgeschichte erfinden konnte, zu denen ja die Werbung um die spanische Brunhilde keinen Anlaß bot. Und das alles tief im 7. Jahrhundert.

Wir haben nicht etwa, um zu dem ursprünglichsten Liede von Siegfrieds Tode zu gelangen, das ausgelassen, was zum Liede von der Jungfrauenerwekkung gehört, und so können wir jenes mitsamt seinen Nachfolgern zur Aufrundung dieses benutzen.

Das nach dem 'alten' nächste Eddalied von Siegfrieds Tod, das sog. kurze, gehört mit seiner vollständigen Umgestaltung des Handelns und seiner seelischen Hintergründe, mit dem Verschieben der Darstellung auf quälerische Gespräche der Heldin aus dem Bereiche vergleichbarer deutscher Brünhildfabeln heraus. Sie wird eine andre, ihr Seelenkampf das Innerste der Dichtung: das Schwert

lag zwischen beiden, der Frauenstreit fehlt, so auch der verräterische Ring und jeglicher Frevel Siegfrieds. Ihn allein hat sie geliebt, ihre Eifersucht allein ist es, die Gunnar zum Morde stachelt, und der muß nun Platz finden in dem einen schauerlich nackten Verse

Es stand Sigurd der Stahl im Herzen.

Der Dichter kennt die Erweckung als eine Vorgeschichte, aber er drängt sie, soweit es nur gehen will, zurück: Sigurd wußte die Wege zu Brünhild; sein wäre sie gewesen, wenn das Schicksal es gewollt hätte. Das ist alles undeutlich und leicht umzudeuten, soll es auch wohl sein: wie der Dichter auch die Waberlohe verschweigt, die er doch voraussetzt.

Schritt vor Schritt wird dann Brünhild im Norden von dem 'alten' zum 'kurzen' und zum 'großen' Sigurdliede enger in menschliche Verwandtschaft und Untertänigkeit gefesselt, der Flammenwall zu einer von ihr selbst gehandhabten Maschinerie erniedrigt, bis das junge Lied von der Klage der Oddrun schließlich das Aufbrechen der Burg (der Thidrekssaga, S. 228) daneben setzt. Und doch hat Brünhild nirgends das Jenseitig-Kriegerische völlig eingebüßt. Erst indem man Erweckung und Werbung offen in ein Nacheinander ordnete, entstand die Vorverlobung und aus ihr der Vergessenheitstrank, während doch in der reinen Werbung der Betrug das Unglück herbeiführte.

Umgekehrt erhielt die walkürische Jungfrau schon in der Vogelweissagung eine Halle, wie sie nur in den Werbungsgedichten sinnhaft wäre, hinter der Lohe und konnte, noch ehe man die Vorverlobung annahm, in dem eddischen Erweckungsliede schon nicht mehr Brünhild genannt werden. Da werden Waberlohe und Verlobung in der Prosa verundeutlicht, an ihre Stelle verbreitet sich die runische Belehrung Die 'Weissagung Gripirs' läßt Namen, Lohe und Verlobung ganz fallen, und in der 'Helfahrt der Brünhild' ist der Rest in die Werbungsdichtung übergegangen, deren Nähe alle diese Zerstörungen bewirkt hatte.

In Deutschland sind die Folgen dieser Berührung zweier Lieder gegensätzlich. Das Epos läßt die Erweckung ganz verschwinden, aber es hat noch vieles von den Märchenzügen der Jungsiegfried-Lieder: den Drachen, die Hornhaut, die Riesen und Zwerge. Namentlich aber sind Siegfried und Brünhild übermenschlich geblieben, Siegfried in der Jugendschöne, Liebenswürdigkeit und Unüberwindlichkeit eines Märchenprinzen, Brünhild als unverstandenes, im Verlaufe der weiteren Handlung ohne Abgang oder Tod einfach vergessenes Kraftweib, das aber einst auf einem Isensteine hauste. Aus der Waberlohe sind die Kampfspiele mit all ihren Unmöglichkeiten geworden (in der Thidrekssaga ein geschlossenes Burgtor). Dazu manche schon besprochene Einzelzüge: daß Brünhild und Siegfried einander kennen, daß sie am Hochzeitstage weint und sich versagt u. a.

Umgekehrt im zweiten Seifriedsliede. Da ist, wie im Norden, die Erlöste vermenschlicht, aber nicht zu Gunthers, sondern zu Siegfrieds Gattin, d. h. hier ist die Werbungs- durch die Erweckungsdichtung ausgeschaltet (S. 228).

5. Der Burgunden Untergang. Auch diese Dichtung haben wir zunächst nur in nordischer Überlieferung, und zwar gleich in zwei Eddaliedern, dem älteren und jüngeren Atliliede. Deutsche Texte sprechen auch hier erst viel später zu uns, Nibelungenlied und Thidrekssaga, und da ist das Alte stark verbogen, fast zu einer neuen Dichtung geworden.

1) Das ältere Atlilied. Hier ist die Grundlage, daß die burgundischen Könige und Brüder Gunnar und Högni ihre Schwester Gudrun, Sigurds Witwe, an den Hunnenkönig Atli=Attila verheiratet haben, daß sie aber den Nibelungenhort noch besitzen: sie haben ihn in den Rhein versenkt und sich zugeschworen, die Stelle nicht zu verraten, solange sie den andern am Leben wissen.

Atli ladet die beiden durch einen Boten zu sich ein. Seine Versprechungen wirken nicht auf Gunnar: er hat mehr und Besseres. Högni deutet das Wolfshaar, das er in Gudruns mitgesandten Ring geflochten findet, als Warnung. Dagegen erhebt sich Gunnars Heldentrotz: mögen Wölfe und Bären hier hausen, wenn der König nicht heimkehrt! Sie werden hinausgeleitet, noch einen letzten Gruß ruft ihnen ein Hagensohn nach. Sie reiten durch den pfadlosen Dunkelwald, den Myrkvid, und durch das Hunnenland, bis sie die mächtige Burg Atlis vor sich sehen. Gudrun eilt ihnen entgegen, sie vor hunnischer Hinterlist zu warnen. Aber nun ist es zu spät, die Mannen um sich zu sammeln. Schon wird Gunnar gefesselt. Högni erschlägt sieben Feinde und schleudert den achten ins Feuer, dann ist auch er gefangen. Gunnar wird gefragt, ob er sein Leben mit Gold lösen wolle. Er verlangt, zuvor Högnis Herz in seiner Hand zu sehen. Man schneidet dem elenden Hjalli das Herz aus und bringt es auf einer Schüssel. Es bebt, und daran erkennt Gunnar, daß es Hjallis, nicht Högnis ist. Nun schneiden sie Högni — lachend erträgt er die Marter — das Herz aus. Gunnar erkennt es. Aber nun weiß er allein, wo der Nibelungenhort verborgen ist:

'Nun hüte der Rhein der Recken Zwisthort,
Der schnelle den göttlichen Schatz der Niblunge!
Im wogenden Wasser das Welschgold leuchte,
Doch nimmer an den Händen der Hunnensöhne!'

Gunnar wird auf Atlis Gebot zur Schlangengrube hinausgefahren. Aber hochgemut rührt er dort die Harfe. Gudrun kommt dem heimkehrenden Gatten entgegen mit goldenem Becher und zweideutiger Begrüßung. Sie hat ihre beiden Söhne Erp und Eitil geschlachtet, sie bringt ihre Herzen nun dem Vater zum Mahle und verkündet die Untat, tränenlos unter den Wehklagen der Hunnen. Sie verspendet ihre Schätze, ohne daß Atli, sinnlos trunken, ihr wehrt. Dann ersticht sie ihn, zündet die Halle an, daß alles Lebende in den Flammen zugrunde geht, und gibt sich selbst den Tod.

Diese Dichtung, glühend, grell und grauenhaft, verrät ihren südlichen Ursprung schon durch den Rhein, das 'Welschgold' und die Burgunden, die in der Edda hier allein noch mit ihrem Volksnamen genannt sind

Die Personen und ihre geschichtliche Anknüpfung kennen wir aus 'Siegfrieds Tod' (S. 243), doch ist Högni trotz Mangelns der Stabung ein königlicher Bruder geworden; die andern fehlen. Jetzt aber entspricht auch die Geschichte selbst, nämlich die Niederlage von 436 (S. 247), so sehr, daß sie uns zu einer Quelle dieser ganz unmärchenhaften Dichtung wird. Es fehlt da nur, daß Attila selbst der Angreifer und Sieger gewesen wäre. Aber für Paulus Diaconus ist das um 770 schon Tatsache. Im Jahre 453 stirbt Attila, wie Jordanes nach dem zeitgenössischen Priskos berichtet, in der Brautnacht an der Seite der (H)ildico durch einen Blutsturz: ein weltbewegendes Ereignis. Aber schon wenig später läßt der Comes Marcellinus (S. 165) es offen, ob ein Blutsturz oder das Messer eines Weibes den Tod brachte, und es lag dann für jeden Germanen nahe, anzunehmen, daß dies namenlose und weiterhin namenlos gebliebene Weib eine Rächerin der Ihren gewesen sei.

Hier fällt es einmal besonders in die Augen, daß aus Völkerkämpfen Familienangelegenheiten von Königen geworden sind; kaum daß in der Mächtigkeit seiner Burg mit den Kriegern an den Zinnen und den zahllosen Sitzen in der Halle ein Abglanz von Attilas Macht erhalten ist. Und Attila erobert nicht Länder, er giert nach einem Schatze. In solchem Sippenzwist aber gilt die Heldenart des Einzelnen um so höher: die Burgunden verschmähen jede Warnung, und in der Todesnot steigern sich ihre Trutzreden um so gewaltiger: sie entfalten den Sieg der Unterliegenden, und die furchtbare Rachepflicht, die über alles Menschliche, selbst über Mutterliebe hinwegschreitet, reißt auch den Sieger in den Abgrund. Nur Reste vom Hunnischen läßt diese Umgestaltung noch übrig: in der Nennung des Kaisers, in der Nennung der grünen Steppe mit den schnauzbartigen Kriegern erkennt man die Welt des fürchterlichen Tyrannen aus dem Osten.

Daß aber der welsche Schatz in der Dichtung von besonderer Bedeutung ist, das ergibt sich schon aus der Bezeichnung Nibelungenschatz (während die Könige noch Burgunden heißen), aus der Versenkung in den Rhein, aus dem Eide der Brüder: es ist der Schatz, der durch den Mord an Siegfried in ihren Besitz kam. Das hieße: schon das älteste erhaltene Gedicht setzte die Lieder von Siegfrieds Horterwerb und Tod voraus, und der Dichter kannte bereits die übermenschliche Brünhild als Gattin Gunnars. Der Hort ist nicht irgendein Hort, den die Burgunden besaßen, er ist ein besondrer, durch eine besondre Strophe als Zwisthort, als götterentstammt, als Nibelungenerbe bezeichneter, der dann den Burgunden den Namen Nibelungen gebracht hat (S. 215).

Mit dem Horte und Sigurd war aber natürlich auch Gudrun schon gegeben: den Namen Hildico konnte der Dichter des alten Atliliedes also schon nicht mehr brauchen.

Es ist ein Durcheinanderwachsen zweier Dichtungen wie bei der 'Erweckung der Jungfrau' und 'Siegfrieds Tod': diese nahm von jener (z. B. den Flammenwall), aber andres mußte sie vergessen, wenn sie selbst bestehen wollte (die Verlobung); so übernimmt 'Der Burgunden Untergang' mit den

Helden den Hort der Nibelungen, wiewohl ein von Ursprung an eigner dieselben Dienste, wenn auch nicht so stimmungsschwer getan hätte; aber er muß den Mord an Siegfried beiseite schieben, wenn Gudrun in ihrer Rache glaubhaft bleiben soll.

5. Der Burgunden Untergang, 2) Nibelungenlied. Das Nibelungenlied hat 'Siegfrieds Tod' und 'Der Burgunden Untergang' zu einer mächtigen Einheit verknüpft, die Widersprüche der Form und des Inhalts der beiden Bestandteile in hohem Maße ausgeglichen (S. 214 ff.).

Kriemhild ist dreizehn Jahre Witwe. Da sendet Etzel nach dem Tode der Königin Helche auf besondres Anraten den Markgrafen Rüdeger, um sie zu werben. Die Könige willigen ein, Hagen, ihr Mann, widerrät. Auch Kriemhild widerstrebt dem heidnischen Gatten, bis Rüdiger ihr Rache für jedes Leid gelobt; den Nibelungenschatz wird sie an Etzels Seite nie zu entbehren brauchen. Der Markgraf Eckewart zieht mit ihr, über Passau, wo ihr Oheim Bischof Pilgrim sie empfängt, zur Etzelnburg.

Nach sieben Jahren gebiert sie dort den Ortlieb. Nach dreizehn Jahren, als sie ihre Stellung im Hunnenlande gesichert sieht, erbittet sie von ihrem Gatten, der seinem Namen (gotisch Attila = Väterchen) entsprechend als väterlich-gütig gezeichnet ist, eine Einladung ihrer Geschwister: Rachehoffnung und Sehnsucht spielen durcheinander, indem sie Hagens und der Brüder gedenkt.

Die Einladung, von den Spielleuten Wärbel und Swemmel überbracht, rät Hagen nicht anzunehmen. Gernot und Giselher zeihen ihn der Furcht. Da rät er dann zu einem Heereszuge. Der Küchenmeister Rumolt redet umsonst zu, sichs lieber daheim bei vollen Töpfen wohlsein zu lassen. Die Warnungsträume der Mutter Ute sind vergeblich. In gewaltigem Zuge, 1000 Ritter und 9000 Knechte, kommt man bei Möringen an die Donau. (Auch die Nibelungenrecken sind dabei, mit denen weiterhin auch die Burgunden Nibelungen heißen.) Es ist kein Fährmann zu sehen. Auf der Suche trifft Hagen zwei Meerweiber (S. 44 ff.). Die eine, Hadburg, spricht von guter Fahrt, aber als er die Gewänder zurückgegeben hat, verkündet die andre, Sigelind, daß außer dem Kaplan des Königs niemand heimkehren werde. Sie weisen ihn an den Fährmann des Herzogs Else. Hagen ruft ihn herüber, indem er sich für Elses Mann Amalrich ausgibt und am Schwerte einen Goldring bietet. Der Fährmann gedenkt bei dem Golde seiner jungen Gattin und kommt heran, schlägt aber, als er sich getäuscht sieht, mit dem Ruder nach Hagen und wird von ihm umgebracht. Hagen rudert zu den Burgunden zurück, so stark, daß das Ruder zerbricht, aber er bindet es mit einer Schildfessel zusammen. Er setzt das ganze Heer über. Den Kaplan aber stößt er ins Wasser, zerschlägt, als der ans Ufer entrinnt, das Boot und verkündet auch den Seinen, was bevorsteht.

Als sie weiterziehen, wird die Nachhut unter Hagen und seinem Bruder Dankwart nächtlich von den Baiernherzögen Else und Gelpfrat angegriffen, die den Tod des Fährmanns rächen wollen. Sie werden geschlagen, und Gelpf-

rat fällt von Dankwarts Hand. An Rüdigers Mark finden sie Eckewart schlafend, Hagen nimmt ihm das Schwert, gibt es aber auf seine Klagen mit sechs Goldringen zurück. Eckewart warnt sie und führt sie nach Bechelaren. Bei Rüdiger und seiner Gattin Gotelind werden sie höchst gastfreundlich aufgenommen. Gernot erhält ein Schwert, Hagen den Schild, den Nudung, der Sohn des Paares, einst getragen, und Giselher wird der Tochter verlobt. Noch vor Etzelnburg trifft Dietrich von Berne auf die Burgunden, und er warnt abermals: er hört noch jeden Morgen Kriemhild klagen.

Sie blickt indessen vom Fenster nach den Ihrigen aus und freut sich, daß sie gewappnet kommen, — aber auch der Rache. Unter den Einziehenden wird Hagen in seiner Furchtbarkeit angestaunt, sein schrecklicher Blick, sein ergrautes Haar, seine langen Beine. Die Knechte werden unter Dankwarts Schutze besonders untergebracht. Kriemhild küßt Giselher, Hagen fragt sie um den Hort. 'Er liegt im Rhein geborgen, ich hatte an meinen Waffen genug zu tragen.' Sie wollen die Waffen nicht ablegen, daran Kriemhild sie gewarnt sieht. Dietrich bekennt sich zornig zu dieser Warnung, und die Königin geht beschämt davon. Etzel läßt sich Hagen zeigen und erinnert sich, wie der Jüngling einst mit Walter von Spanien und Hildegund an seinen Hof vergeiselt war, wie er ihn heimsandte und das Paar entrann.

Hagen sitzt mit Volker, dem Spielmann, Kriemhilds Saale gegenüber auf einer Bank. Sie fleht ihre Mannen um Rache an: 60, dann 400 wappnen sich. Mit ihnen tritt sie an die beiden Helden heran. Nach Hagens Willen erheben sie sich nicht vor der Königin. Sie wirft ihm den Mord vor. Er bekennt sich laut dazu und legt Siegfrieds Balmung über die Knie. Die Hunnen ziehen ab. Etzel weiß nichts von Kriemhilds Plänen, er empfängt und bewirtet die Burgunden aufs beste. Zur Nacht halten Hagen und Volker Wache vor dem Saal, der Spielmann fiedelt die Sorgenvollen zur Ruhe. Wiederum schleichen Hunnen heran und ziehen sich gescholten zurück.

Gewappnet gehn die Burgunden andern Morgens zur Messe. Etzel fragt darum, Hagen verrät nichts: hätte der König gewußt, er hätte alle Pläne Kriemhilds zunichte gemacht. In dem nachfolgenden Turnier wird ein Hunne erschlagen, aber Etzel läßt den Zorn der Seinen nicht aufkommen.

Vor Tische erbittet Kriemhild Dietrichs Hilfe. Er weist sie ab, doch Blödelin, Etzels Bruder, der geschichtliche Bleda, läßt sich bereit finden, gegen Gelobung von Nudungs Braut und Mark. Er greift die besonders untergebrachten Knechte an, und sie werden alle erschlagen. Aber er selbst fällt von Dankwarts Hand, und der schlägt sich zum Saale der Herren durch. Da ist, zur Vorbereitung der Rache, der kleine Ortlieb zur Tafel getragen. Hagen schlägt ihm das Haupt ab, daß es Kriemhild in den Schoß springt, und heißt Dankwart vor den Hunnen die Tür verstellen. In dem beginnenden Blutbad springt Dietrich auf den Tisch, seine Stimme dringt wie ein Wisenthorn durch das Tosen, und er erlangt freien Abzug für die Seinen, für König und Königin,

auch für Rüdiger. Die übrigen Hunnen werden im Saale erschlagen, die Toten die Treppe hinabgestürzt.

Hagen reizt König Etzel, der muß vom Kampfe zurückgehalten werden. Kriemhild bietet ihr Gold für die Erlegung der Burgunden. Hawart, der Däne, sein Markgraf Iring und Irnfried von Thüringen stürmen an und fallen mit den Ihren.

Die Burgundenkönige bitten um einen Frieden: sie wollen draußen kämpfen dürfen, um raschen Tod zu finden. Auf Giselhers Erinnerung an ihre geschwisterliche Liebe bietet Kriemhild ihnen das Leben gegen Hagens Auslieferung. Als solches Ansinnen abgewiesen wird, heißt sie den Saal anzünden. In der Feuersnot trinken sie Blut. Aber am nächsten Morgen sind doch noch 600 übrig. Neues Gold wird geboten, Rüdiger an seinen Eid gemahnt, der ihn nun quälend zwischen zwei Pflichten stellt. Schon freuen die Burgunden sich seiner, aber er sagt ihnen die Freundschaft auf. Er tauscht den Schild mit Hagen. Er und Gernot fällen einander. Auch die Mannen Rüdigers finden alle den Tod. Schon hofft Kriemhild aus der Stille auf Suhne, um so ungeheurer erhebt sich die Klage.

Dietrich schickt Helpferich um Kunde, dann den alten Hildebrand zur Bestätigung. Seine Mannen, die Amelungen, fordern Rüdigers Leichnam. Darüber erhebt sich neuer Kampf. Alle fallen, Giselher durch Wolfhart, Volker durch Hildebrand, Dankwart durch Helpferich. Hildebrand entflieht schließlich dem rasenden Hagen zu Dietrich. Von den Burgunden sind nur Gunther und Hagen übrig. Dietrich gebietet, daß die Seinen sich wappnen, und muß hören, daß sie dahin sind. So geht er selbst und verlangt Sühne: sie sollen sich ihm gefangen geben, dann will er sie sicher heimgeleiten. Sie weigern sich, und so beginnt abermals der Kampf. Dietrich will den ermüdeten Hagen nicht töten, so umschlingt und bindet er ihn und führt ihn zu Kriemhild. Dann auch Gunther. Sie läßt die beiden trennen und fragt Hagen um den Nibelungenschatz. Er will ihn nicht verraten, solange einer seiner Herren lebe. Da bringt sie Gunthers Haupt vor ihn. Und Hagen: 'Nun weiß den Schatz niemand als Gott und ich: er soll Dir, Teufelin, wohl immer verborgen bleiben.' Da enthauptet sie ihn mit Siegfrieds Schwert. Hildebrand aber springt herzu, und die Königin findet den Tod von seiner Hand.

Soweit rasch das Tragende des Inhalts, darunter alles, was uns in Vergleichung mit dem sonst Überlieferten zu der germanischen Urgestalt emporführen könnte.

5. Der Burgunden Untergang. 3) Die Thidrekssaga. Die Thidrekssaga erzählt 'Der Burgunden Untergang' in ununterbrochenem Zusammenhang, aber getrennt von den Vorgeschichten (S. 214) folgendermaßen.

König Attila herrscht in Susat, d. i. das westfälische Soest. Er hört, daß Grimhild zu Werniza (Worms) in Niflungaland verwitwet sei. Er sendet seinen Neffen Osid, um sie zu werben. Gunnar willigt gleich ein, Hogni meint, man

musse Grimhild wegen ihres hochfahrenden Sinnes erst befragen. Sie gibt ihr Ja, und Osid bringt es an Attila. Der kommt mit Thidrek und vielen andern, die Hochzeit wird in Werniza gefeiert (wobei Thidrek Sigurds Roß Grani und Rodingeir-Rudiger sein Schwert Gram erhält). Im Hunnenlande aber beweint Grimhild jeden Tag ihren lieben Mann Jung-Sigurd.

Nach sieben Jahren überredet Grimhild nächtlich den Gatten, ihre Brüder einzuladen, die sie solange nicht gesehen habe. Sie nutzt Attilas Habgier: 'Er war der goldgierigste aller Menschen, und es mißfiel ihm, daß er den Niflungenschatz nicht besaß.' Sigurd hatte dreierlei Schätze (heißt es gewissermaßen sagenkritisch): den des Drachen, seine Kriegsbeute und das Erbe von Siegmund.

Grimhild sendet zwei Spielleute mit der Einladung zu einem Feste und dem Anerbieten, daß die Bruder, da Attila zu alt werde und ihr beider Söhnchen Aldrian (das erst hier auftaucht) noch zu jung sei, das Reich verwalten sollten. In der Beratung warnt Högni: Grimhild ist falsch und verschlagen, niemand käme lebend zuruck. Gunnar wirft ihm vor: 'Du gibst mir Ratschläge wie Dein Vater meiner Mutter, und jeder war schlechter als der vorausgehende.' Er will Högni daheim lassen, wenn er nicht mitzuziehen wagt. Der erinnert an Sigurds Tod. Gunnar besteht auf der Fahrt. 'Högni war zornig, daß man ihm so oft seine Mutter vorwarf', aber er bestimmt nun seinen Blutsfreund Volker, zusammen mit ihm zu ziehen. Oda-Ute hat einen warnenden Traum gehabt und rät von der Fahrt ab. Vergeblich sucht sie wenigstens Gisler zurückzuhalten

Die Könige ziehen mit tausend Mann aus und kommen an den Rhein dort, wo er mit der Donau zusammenfließt, finden aber kein Schiff. Högni übernimmt die Nachtwache, gewahrt beim Mondschein Meerweiber, Mutter und Tochter, in einem Teiche namens Möre und nimmt ihnen die Kleider. Die eine weissagt, daß man wohl über das Wasser, aber nicht zuruckkommen würde. Högni erschlägt beide. Er sieht dann auf dem Flusse einen Schiffer in einem Kahn und bittet ihn, einen Mann Elses zu holen, denn er weiß, daß hier dessen Reich ist, und hofft, so den Schiffer willfährig zu machen. Doch das wirkt nicht, und er verlangt Lohn. Högni gelobt einen Goldring. Der Schiffer gedenkt dabei seiner jungen Frau und rudert heran. Als er Högni dann übersetzen will, verlangt dieser stromaufwärts zu den Seinen gerudert zu werden. Das tut der Fährmann widerwillig. Sie hatten inzwischen ein andres kleines Boot gefunden, das war beim Übersetzen umgeschlagen, so daß die Insassen nur mit Not ans Land kamen. Nun steigen Gunnar und viele andre in das neuangekommene Schiff. Högni rudert, daß die Stangen und Pflöcke brechen. Da springt er zornig auf und schlägt dem Fährmann den Kopf ab. Als Gunnar ihm Vorwürfe macht, antwortet Högni: 'Ich wollte nicht, daß Nachricht von uns in das Hunnenland komme.' Und Gunnar: 'Nur Böses kannst du tun, jetzt und immer, du bist nur froh, wenn du Böses tust.' Da verrät er Gunnar die Weissagung. Gunnar steuert, das Steuerband bricht, und das Schiff ist hilflos. Högni bessert den Schaden. Aber nicht weit vom Ufer kentert es,

und alle kommen naß ans Land. Dann werden die Zurückgebliebenen übergesetzt.

Bei der nächsten Nachtwache findet Högni auf Rodingeirs Mark Eckiward schlafend, nimmt ihm das Schwert und gibt es zurück, wie er ihn über seine Saumseligkeit klagen hört. Er schenkt ihm den Goldring (den er schon dem Fergen gegeben). Eckiward warnt. Er weist die Herberge bei Rodingeir, der dann die Niflungen wohl empfängt. Im Hofe sind auf Eckiwards Rat Feuer für die Durchnäßten entzündet. Die Markgräfin Gudelinda aber, Herzog Naudungs Tochter, der bei Gronsport fiel, beklagt es, daß die Niflungen gekommen sind, da doch Grimhild ihren Gatten Jung-Sigurd noch immer beweint. In einem nächtlichen Gespräch kommen Rodingeir und Gudelinda überein, ihre Tochter an Gisler zu geben. Die Könige erhalten Gastgeschenke, Gunnar einen kostbaren Helm, Gernoz einen neuen Schild, Gisler Sigurds Schwert Gram; Högni wählt den Schild Naudungs mit den Scharten von Witeges Schwerte Mimung.

Auf ihrem weiteren Ritt werden die Niflungen abermals durchnäßt, von einem Regen. Bei Thorta (Dortmund) treffen sie den Boten Attilas, der Rodingeir zu dem Feste einladen soll. Er berichtet, daß Grimhild aus dem ganzen Reiche Mannen zusammenziehe. Thidrek reitet den Niflungen entgegen. Grimhild sieht sie vom Turme. Dazu die Worte: 'Nun ist es ein schöner grüner Sommer, und meine Bruder kommen mit manchem neuen Schild und mancher weißen Brünne', und sie weint um Sigurd, eilt aber dann, sie zu begrüßen und küßt die Brüder. Attila geleitet sie in die Hallen und läßt Feuer anzünden. Aber die Niflungen entwaffnen sich nicht, und als sie beim Trocknen die Mäntel lüpfen, sieht Grimhild die Brünnen. Sie fragt Högni um den Schatz. Er weist sie ab, muß seine Waffen tragen. Grimhild setzt sich zwischen Gunnar und Gisler und weint, um Sigurds Wunden, und sein Schild war doch unverletzt. Abermals weist Högni sie ab. Thidrek mit dem kleinen Aldrian holt die Gäste zu Tische, er geht mit Högni eine Hand auf der Schulter des andern; Gunnar trägt das Kind. Alles Volk bestaunt Högni.

Es folgt das Gelage und eine friedliche Nacht. Am Morgen warnt Thidrek, wieder mit der Formel von Grimhilds Weinen, und es ist hinzugefügt, daß er der erste war, der die Niflungen warnte. Die gehen nun mit Thidrek und den Seinen durch die Stadt. Auch Attila sieht sie auf dem Wege und erinnert sich, wie er Högni einst zum Ritter schlug. Es folgt eine Beschreibung Högnis: er ist schlank in der Mitte, aber breit in den Schultern, einäugig und von fahlem, langem Gesicht. Sie belustigen sich vor der Mauer. Thidrek geht heim.

Da eine Halle nicht alle fassen würde, läßt Attila das Fest in einem Garten herrichten. Indessen bittet Grimhild den Berner um Hilfe für ihre Rache. Er weist sie ab. Ebenso Blodlen; und Attila selbst: die Niflungen haben ihm zwar den Schatz nicht gebracht, aber er will ihr Vertrauen nicht tauschen. Die Königin verlangt Abgabe der Waffen. Da bindet Högni den Helm fester, desgl. Gernoz, der nun auch Argwohn schöpft. Attila fragt Thidrek darum. Der

entschuldigt sie, läßt aber seine Sorge durchblicken. Attila gibt den Niflungen ehrenvolle Plätze neben sich. Sie haben aber nur ihre Helme, Brunnen und Schwerter: Schilde und Speere waren den Knappen zur Behütung gegeben, von denen zwanzig als Wache an der Pforte stehen.

Von Irung-Iring erlangt Grimhild endlich Hilfe. Sie geht in den Garten zurück, und auf ihr Gebot schlägt der kleine Aldrian Högni ins Gesicht. Der schlägt ihm das Haupt ab (auch dem Erzieher) und wirft es der Mutter in den Schoß. Attila ruft zum Kampfe. Grimhild hat vor der Pforte frische Rindshäute spannen lassen: auf denen gleiten und stürzen die Niflungen, die ausfallen wollen, und viele finden da vor Irung und seinen Leuten den Tod, indessen innerhalb des Gartens der Kampf tobt und viele Hunnen fallen. Die Niflungen lassen dann von Irung ab, bis im Garten alle Hunnen tot sind. Attila spornt die Seinen von einem Turm aus, mit ihm die Königin. Thidrek ist traurig mit seinen Mannen heimgegangen; Grimhild schafft Waffen und sammelt Leute in der Stadt; auch von draußen strömen sie herbei. Högni fürchtet, daß sie in 'der Niflunge Homgarten' (so heiße der Garten noch heute) vor der Überzahl der Knechte und ihren Geschossen erliegen, ohne an die Edlen der Hunnen zu kommen. So durchbrechen sie die Mauer zu einem zweiten Ausfall. Sie treffen auf Blodlens Scharen und werden gegen den Garten zurückgedrängt. Högni springt zu einer Halle und lehnt sich gegen die Tür, Gernoz, Gisler und Folkher gesellen sich zu ihm, und sie verrichten Wunder der Tapferkeit. Thidrek mit seiner Schar schaut gewappnet von den Zinnen seines Hauses zu: er kann nichts gegen seinen Herren Attila tun. Gunnar hatte inzwischen das Gartentor gegen Irung gehalten. Nun will er mit seinen Mannen durch jene Mauerbresche Högni zu Hilfe eilen. Sie können ihm nicht folgen, er kämpft mit Osid und wird schließlich von der Übermacht gefangengenommen. Attila heißt ihn auf Grimhilds Rat in den Schlangenturm werfen, der mitten in Susat steht, und dort läßt er sein Leben. Auf das Siegesgeschrei springen Högni, Gernoz und Gisler aus ihrer gedeckten Stellung hervor und richten in der Stadt ein Blutbad an. Attila schließt sich in seinem Hofe ein; Rodingeir geht zu Thidrek, Blodlen und Irung in ihre Herbergen.

Im Dunkel der Nacht strömen noch immer neue Hunnenkämpfer in die Stadt. Die Niflungen, noch 700, werden gesammelt und geordnet. Sie wollen noch nachts kämpfen, ehe die Übermacht weiter gewachsen ist. Sie verbrennen ein Haus, um Licht zu haben. In der Schlacht fällt Gernoz den Blodlen. Da ruft denn auch Rodingeir die Seinen zum Kampfe. Högni, einzeln zu weit vorgedrungen, bricht seitwärts aus und lehnt sich wieder an 'eine' Saaltür. Grimhild gebietet, Feuer an den Saal zu legen, und spornt Irung zum zweiten Male. Er verwundet Högni, der nun in der Halle ist, und kommt zurück. Beim zweiten Ansturm durchbohrt ihn Högni mit seinem Speer, daß er gegen die Wand sinkt. Davon heißt sie bis heute Irungs vegr, was sowohl Irungs Wand wie (das ursprünglich gemeinte) Irungs Weg bedeutet. Rodingeir fällt durch das Schwert Gram, das er Gisler geschenkt hatte. Gisler, Gernoz und Folkher

dringen zu Högni vor. Aber nun ist auch Thidrek durch Rodingeirs Fall in den Kampf getrieben. Er erschlägt Folkher, der die Tür hält, Hildebrand den Gernoz. Högni kämpft mit Thidrek. Jetzt kommt auch Attila herbei. Högni bittet für Gisler, der ohne Schuld an Sigurds Tode sei, Gisler bezeugt, daß er damals noch ein Kind von fünf Jahren war, aber er will seine Brüder nicht überleben. Er fällt von Hildebrands Hand. In dem Zweikampf mit Thidrek bedingt sich Högni aus, daß er ihm seine Herkunft von einem Alben nicht vorwerfe. Sie kämpfen einen langen Tag allein, daß Thidrek darob ergrimmt und Högni mit dem 'Albensohn' schmäht. Und Högni: 'Von wem ist Schlimmeres zu erwarten, von einem Albensohn oder vom Teufel selbst?' Da wütet Thidrek so, daß ihm Feuer vom Munde geht und Högni in seiner Brünne gebraten wird wie ein Fisch. Er ergibt sich, und Thidrek reißt ihm die Brünne ab.

Grimhild stößt ihren Brüdern, um zu erproben, ob sie tot sind, einen Feuerbrand in den Mund: Gernoz ist tot, Gisler stirbt daran. Thidrek entsetzt sich, und Attila gebietet ihm, die Teufelin zu erschlagen. 'Es wäre ein gutes Werk gewesen, wenn du das sieben Tage früher getan hättest: dann wäre manch teurer Held noch am Leben, der nun tot ist.' Thidrek schlägt sie mitten durch.

Högni läßt er durch eine Verwandte, Herrad, verbinden und gibt ihm auf seine Bitte zur Nacht eine Frau. Sie wird von dem Todwunden einen Sohn haben, der soll Aldrian heißen. Ihm bestimmt er die Schlüssel zu dem Sigisfrodskeller (hier z. B. ist der deutsche Name des Helden erhalten), der den Niflungenschatz birgt, und stirbt.

So waren alle Niflungen tot und die edelsten Männer in Hunnenland außer Attila, Thidrek und Hildebrand: 1000 Niflungen und 4000 Hunnen und Amelungen waren gefallen. Deutsche Männer erzählen, daß kein Kampf der Vorzeit berühmter ist als dieser, und es hatte sich die Weissagung der Königin Erka (Helche) erfüllt, daß den Hunnen großes Unheil erwachsen würde, wenn Attila eine Frau aus Niflungenland nähme.

Aber an einer viel späteren Stelle beginnt es von neuem, und es wird erzählt, wie Aldrian die Niflungen an Attila rächt, indem er ihn bei ihrem Schatze einschließt und verhungern läßt, selbst aber dann ein mächtiger König wird, ohne daß er den Schatz hebt.

5. Der Burgunden Untergang, 4) Das ältere Epos. Diese beiden Erzählungen können nicht eine aus der andern abgeschrieben sein. Sie haben eine gemeinsame Vorlage gehabt, die ihre Gemeinsamkeiten erklärt, die in unserm Epos verbreitert und verrittert, dem Sagaschreiber aber durch seine sächsischen Gewährsmänner vermittelt und von ihm in Prosa umgesetzt ist. Sie ist aber von ihm auch nach Parallelberichten erweitert und verwirrt, und dadurch muß die Aufgabe, diese Vorlage herzustellen, sehr erschwert sein.

Sicher war es wiederum ein hochdeutsches Epos, freilich kürzer als der zweite Teil des Nibelungenliedes, aber doch viel zu breit und auftrittreich, als daß man an ein schriftloses germanisches Lied denken könnte. Wir bezeichnen es als das 'ältere Epos' gegenüber dem erhaltenen 'jüngeren', d. h. dem Nibe-

lungenliede. Auch sein Name ist, wie wir (S. 215) sahen, erhalten: 'Der Nibelunge Not', der dann auch auf das jüngere Epos übertragen ist, wiewohl er da nur auf den zweiten Teil paßt.

Die Namen sind in der Saga der nordischen Überlieferung angeglichen, aus der ja auch manches Inhaltliche übernommen ist, aber hinter Sigurd sieht doch einigemal Sig(is)frod hervor (S. 220 und 259). Etzel ist gelehrt zu Attila wie Tronje zu Troja gemacht (S. 243). 'Aldrian' für Attilas Sohn mag eigene Weisheit sein: der kleine Etzelsohn hieß wohl schon Ortlieb wie im Nibelungenliede (S. 254). Wir behalten hier die Namen der beiden Quellen zu besserer Unterscheidung möglichst bei. Die Verlegung der Geschehnisse nach Soest widerspricht naturlich den geschichtlichen Gegebenheiten. Ihr gleichwertig ist das Unmögliche in der Länderkunde des Sagamannes.

Für die Handlung des älteren Epos erschließen wir nun in großen Zügen Folgendes.

Werber war nicht Osid, der vielleicht mit einem geschichtlichen Slavenbekämpfer Hosed gleichzusetzen ist, aber in der Burgundendichtung außerhalb der Saga keine Rolle spielt; Werber war vielmehr schon Rüdiger, der sonst in seiner übrigen Rolle unverständlich wäre, wir halten aber den Schwur, den er Kriemhild leistet, ebenso wie die Warnung Hagens für eine Verknüpfung des 'Burgundenuntergangs' mit 'Siegfrieds Tod', wie sie der Dichter des Nibelungenliedes zur Herstellung der Einheit seines neuen Doppelgedichtes erfand.

Die Begründung der verräterischen Einladung an die Burgunden mit Attilas Goldgier, wie sie der Sagaschreiber bietet, verträgt sich nicht mit der späteren Haltung des Königs: sie entstammt den nordischen Atliliedern. Es bleibt ihm als Begründung die Sehnsucht der Königin. Und der König bietet den Gästen Mitherrschaft, wie im Atliliede Land und Schätze.

Die Besprechung der Eingeladenen enthält ein dreifaches Abraten und Warnen: Hagens, der an Siegfrieds Hinmordung mahnt; des vergnüglichen Rumolt; der Mutter Ute. Der Vorwurf der Feigheit, den Hagen im Nibelungenliede dabei erhält, ist durch den 'Waltharius' des 10. Jahrhunderts (Kap. IX. 9. 4. 1) auch für das ältere Epos bezeugt.

Bei Möringen an der Donau findet Hagen zwei Wasserfrauen. Er nimmt ihnen das Gewand, da weissagt ihm die eine glückliche Fahrt. Er gibt es zurück, da weissagt die andre Unheil, und er erschlägt beide.

Beim Donauübergang muß man aus dem ineinandergewirrten Doppelberichte der Saga den einen ausscheiden: daß inzwischen auch Gunnar ein Boot gefunden und die Mannen überzusetzen begonnen habe, daß es gekentert und alles durchnäßt sei. Dem älteren Epos gehörte vielmehr das Zerschlagen des Boots und die Weissagung Hagens. Die in der Saga erst folgende Enthauptung des Fährmanns ist also grundlos geworden: sie gehört zu der ersten, mit dem Nibelungenliede i. a. übereinstimmenden Erzählung. Auf Gunnars zornige Vorwürfe wegen der Untat erwidert Högni, daß doch niemand zurückkommen werde; im Epos wird diese Eröffnung dem

ganzen Heere nach der Landung getan. Gemeinsam und also schon der Vorstufe angehörig ist auch das Brechen des Ruders.

Der nächtliche Überfall der Baiern fehlt in der Saga hier, wird aber an ganz andrer Stelle in einer Erzählung von Thidrek nachgeholt, sogar mit Wortanklängen, war also in der Vorlage vorhanden; freilich noch ohne Dankwart, der ganz und gar eine Erfindung des Nibelungenlieddichters ist, von ihm nach Kräften als Bruder und Gegenstück Hagens ausgestattet und mit besonderen Heldentaten begabt.

Die Eckewartszene erhält durch den Vergleich zunächst keine Erklärung: Kriemhilds treuer Mann, der dennoch vor ihr warnt! Aber es war doch schon versucht, sie dadurch einzufügen, daß Hagen ihm das Schwert nehme, um ihn mit der Rückgabe zu bestechen.

Die Burgunden kommen dann zu Rüdiger. Daß sie sich trocknen müssen, ist erst durch das Kentern in dem neueingeführten Boote in die Saga hineingekommen. So begründet der Dichter voraus, daß sie bei Etzel ihre Mäntel an den Feuern trocknen, Kriemhild aber ihre Brünnen sieht und daran die Warnung erkennt. Unter den Gastgeschenken Rüdigers verdient das Schwert noch ein Wort, das von der Saga willkürlich zu Sigurds Schwert Gram gemacht ist: hier erhält es Gisler, im Epos Gernot, und die Saga hat Recht: nur dann vollendet sich die Tragik der Verlobung, wenn der Schwiegersohn dies Schwert zu dem tödlichen Streiche führt.

Bei Gelegenheit des Schildgeschenkes hören wir in der Saga einiges mehr uber den sonst unbekannten Naudung-Nudung. Auch die Warnung der Gudelinda-Gotelind hat der Sagaschreiber zu verantworten, da er die Tochter dann doch unbedenklich einem todgeweihten Eidam geben läßt und die spätere Warnung Thidreks die erste nennt.

'Am Tage des Eintreffens in Susat' läßt der Sagamann die Reitenden von einem Regen heimgesucht werden: wunderlich in einem heldischen Reisebericht. Verknüpfen wir aber die Durchnässung durch den Regen mit der durch das Kentern des Boots, so sehen wir, daß die zweite für das Folgende nötig schien, weil die Wirkung der ersten schon verbraucht war und also erneuert werden sollte. Die Burgunden kommen aber an diesem Tage noch nicht nach Soest, denn nun begegnet ihnen erst bei Thorta-Dortmund ein Bote, der Rodingeir zu Grimhilds Feste einladen soll: jetzt endlich, nach der Ankunft, wird der Grund der Durchnässung klar: als die Burgunden die Mäntel zum Trocknen lüpfen, sieht die Königin die verdeckten Brünnen. Das gibt von dem Kentern des Bootes an bis zu dem Trocknen der Kleider einen besonderen, nicht in der gemeinsamen Vorlage von Saga und jüngerem Epos enthaltenen Bericht, der anderswoher stammen muß, der auch den Aufenthalt bei Rüdiger nicht kannte. Wenn dann dieser Aufenthalt nach der Hauptvorlage doch erzählt wurde, mußte die Durchnässung wiederholt werden, um ihren Zweck zu erreichen. Dasselbe Nichtkennen erklärt dann auch die besondre Ein-

ladung an Rodingeir, die also erst von dem Sagamann herrührt und den Erfolg der zweiten Durchnässung noch einmal in Frage stellt.

Die Szenen des Empfangs bei den Hunnen sind im Epos sicherlich verstellt. An die Spitze gehört wie in der Saga Entgegenreiten, Begrüßung und (diese in der Saga vergessen) Warnung Dietrichs, der von Etzel auf die Nachricht des Boten entsandt ist. Dann erst folgt das Ausschauen der Kriemhild und der zwiespältige Ausdruck ihrer Stimmung: Freude, daß die Verwandten mit vielen Mannen und waffengesichert kommen, und doch Gedanken an die Rache. Richtig im Nibelungenliede schon hier beim Einzuge das Bestaunen des unheimlichen Hagen, der freilich höfisch verschönt ist; die Saga weiß nicht, wo das nachbringen, und bringt es dreimal. Richtig steht auch die Absonderung der Mannen in eine besondre Herberge vor Kriemhilds Begrüßung der Brüder und der Hortfrage an Hagen. Es folgten ihr Erkennen der Warnung Dietrichs und sein zorniges Bekenntnis, daß er der Warner gewesen sei. Die Königin muß dann aber in der Vorlage wie in der Saga, indes Dietrich ging, geblieben, nicht wie in unserm Epos, indes Dietrich blieb, gegangen sein: Dietrich tritt ja später wieder neu hinzu, und die Szene der Begütigung durch die Brüder mit der Mahnung Hagens, Siegfried ruhen zu lassen, ist nach ihrem (z. T. anderweit im Nibelungenliede wiederkehrenden) Wortlaut altertümlich.

Nun tritt Thidrek — so die Saga — wieder auf und ladet zum Festmahle. Er geht, wie um sein Auftreten gegen Grimhild zu bekräftigen, mit Högni Arm in Arm. Da kann dann Attila diesen sehen und der Vergangenheit gedenken, auch der Abstammung von Aldrian, von dessen Albentum freilich nur ein schwacher Abglanz auf Högnis Aussehen erhalten wäre.

Die Erzählung 'Wie er nicht vor ihr aufstand' mit dem ersten Angriff der Königin ist (mit Entlehnungen aus andern Teilen des Gedichts) Erfindung des jüngeren Epikers bis zu dem Empfange durch Etzel und dem Festmahl, dem der Sagamann dann seinerseits die Sitzordnung beigegeben hat. Vielleicht ist der Auftritt des Nichtaufstehens aus der Schildwacht der folgenden Szene hervorgesponnen, die ebenfalls das Beieinander von Hagen und Volker und einen Überfall von Kriemhildmannen vorführt. Aber auch sie fehlt der Saga bis auf die wenigen Worte: diese Nacht schlafen sie in Frieden fröhlich und wohlumsorgt.

Den Kirchgang hatte die Vorlage noch nicht, wohl aber eine Belustigung vor der Stadtmauer, die dann im Epos zu dem höfischen Turnier ausgestaltet ist.

Es folgte darauf der Gang zu dem zweiten Mahle, in Waffen, und das Gebot sie abzugeben: nun erst soll ja der große Schlag geschehen, und nun erst darf Etzel die Waffen bemerken. (Wir fanden im Nibelungenliede den alten Wortlaut hinter die erste Frage nach dem Horte gestellt, wo ja Kriemhild schon aus Hagens Antwort erkennen muß, daß er gewarnt ist.) Die Waffnung der Burgunden und das Erstaunen Etzels ist nun vor den Kirchgang gerückt.

Noch vor Tisch tut Kriemhild ihre Bittgänge. Daß Dietrich ablehnt, haben beide Quellen gemein, daß dagegen Blödelin Hilfe verspricht, müssen

wir aus dem Nibelungenliede entnehmen. Die Saga läßt auch ihn ablehnen, und zwar mit dem Grunde (ursprünglich wohl auch den Worten) des Epos: der König würde mir nicht verzeihen. Dann aber springt sie vor der wirklichen Bestechung ab, weil sie Irung für die Rolle vorgesehen hat und auch den König erst noch bitten lassen will. Bei ihm verfängt plötzlich die Aufstachelung seiner Goldgier nicht: sie muß, wie wir schon bei der Einladung sahen, aus einer Nebenquelle stammen, in der dieses Motiv des Atliliedes bewahrt war. Das neue zweite, das Rachemotiv, wird von dem Könige einfach beiseite geschoben. Der Erfolg stellt sich erst bei der vierten Bitte um Hilfe ein, als bereits alles Platz genommen und Grimhild sich nochmals aufgemacht hat. Die Bitte ergeht an Irung und folgt auf das Unterbringen der Knechte, das erst hier nachgeholt ist. Das alles kennzeichnet sie als Zutat.

Daß das Mordmahl von der Saga in einen Garten verlegt ist, hängt wohl mit ihrer Anpassung an Soester Örtlichkeiten zusammen, die sich noch mehrfach zeigt.

Der kleine Etzelsohn wird hereingetragen: durch seinen Tod will die Mutter den Kampf entfachen. So das Epos. In der Saga ist das Kind schon zu Anfang mitgebracht. Aber das Epos unterdrückt den bewegenden Backenstreich, den außer der Saga auch die 'Klage' und der 'Anhang zum Heldenbuch' (S. 218) kannte. Es unterdrückt ihn nicht nur als unhöfisch, sondern weil es auch das Hereinstürzen Dankwarts und seine Kunde vom Untergange der Knechte zum Antrieb des nun Folgenden machen will. Der Anhang zum Heldenbuche könnte nach einer Vorlage erzählt sein, die beides vereinte, indem sie das Kind zweimal schlagen ließ.

So hinreißend aber auch die neue Begründung des Gemetzels in ihrer Verbindung mit der alten ist — Hagen erschlägt das Kind, als Dankwart blutüberströmt in der Tür erscheint —, so sehr schädigt sie den Aufbau des Folgenden. Denn nun soll er die Tür verstellen, daß kein Hunne hineinkommt, statt daß, wie in der Saga, die Königin die Tür verstellen läßt, damit kein Burgunde herauskommt und entrinnt. Und weiter folgt das Unmögliche, daß nun König und Königin mit Dietrich und seinen Mannen auf seine Forderung entlassen, statt als sichere, alles demnächstige Unglück aufhebende Geiseln festgehalten zu werden. Und wie unwürdig die Preisgabe der übrigen Hunnen, die dann drinnen alle des Todes sind! In der Saga suchen denn auch die Burgunden herauszudringen, aber sie stürzen auf den Ochsenhäuten — das ist doch wohl unecht — oder stoßen auf Irungs Scharen, von denen sie zurückgetrieben werden. An späterer Stelle, bei dem zweiten, nicht erst Irung und den Ochsenhäuten zuliebe angebrachten, ebenfalls vergeblichen Ausfall ist vielmehr Blodlen der Gegner: zum Zeichen, daß Irung wirklich erst in der Saga an seine Stelle getreten ist. Daher werden im Garten auch vorsichtiger Weise erst nur viele und dann alle Hunnen erschlagen. In der Vorlage ging das Niedermachen der Knechte im Hintergrunde vor sich, der ganze

Auftritt mit der Aristie Dankwarts ist Zutat wie er selbst, und so fiel auch Blödelin nicht durch seine Hand.

Bei dem zweiten Ausfall stellt sich nun auch in der Saga aus dem Garten der Saal wieder her, indem Högni sich an eine Saaltür lehnt, Gernoz, Gisler und Folkher sich zu ihm durchschlagen. Gunnar aber wird inzwischen gefangen, und zwar vermutlich von Blodlen, der ja diesem Ausfall entgegentrat. Ihn hatte das Nibelungenlied voreilig durch Dankwart beseitigt; die Saga ersetzte ihn durch Osid, der schon einmal an Stelle Rüdigers als Werber aufgetreten war. Gunnar wird in den Schlangenturm geworfen; im alten Atliliede ist das sein Tod, in der Vorlage unsrer beiden Berichte aber wird er noch gebraucht.

Seine Gefangennahme löst dann in der Saga die nächtliche Massenschlacht aus, die die Hunnen (nach weislicher Herausziehung Rodingeirs, Thidreks, Blodlens, Irungs mit ihren Mannen) zu Belagerten macht: eine Zugabe des Überschwangs. Das zeigt sich auch daran, daß Högni sich danach abermals 'eine' Saaltür suchen muß und wie zuvor Folkher als Hilfe erhält: Herstellung der Lage vor dieser Schlacht.

Bei dem Ausfall ergab sich dann wohl auch gleich die Rache an Blodlen: der Königsbruder Gernoz erschlägt den Königsbruder Blodlen: so die Saga. Wenn ihm das Epos diese Tat raubte, so entschädigte es ihn, indem es ihm den Kampf mit Rüdiger gab, der vielmehr dem jungen Giselher gehörte, wie wir bereits sahen. Dieser Kampf ist in der Saga sofort nach Blodlens Fall eingeleitet: Rodingeir muß dies Königsblut rächen. Aber der Erzähler unterbricht sich, berichtet erst die Angriffe Irungs und fährt erst dann wieder mit Rodingeir fort: Irungs Kampf ist hier Einschub: er hätte sich gleich an Blodlens Tod und wie im Epos an den Satz anschließen müssen, daß nun die Hunnen drinnen alle tot seien, oder an die Reizreden Högnis und Grimhilds. Aber dort mußte er aufgeschoben werden, weil Irung mit der Abwehr des ersten Ausfalls befaßt war. Nun folgt er sogar erst auf das Anzünden des Saals.

Der Epiker hat diesen Kampf Irings mit Hagen bereichert durch Hinzufügung von Hawart und Irnfried, an denen Giselher (zum Ersatz für Rüdiger) und Volker Ruhm gewinnen.

Auf Irings Tod läßt das Epos die Bitte der Burgunden um Kampf im Freien folgen: das wird der Rest des Ausfalls sein, der ja durch die Tat Dankwarts beseitigt war. Daran würde sich gut, wie es im Epos geschieht, die Bitte Giselhers um Huld schließen, denn sie führt zu Kriemhilds Versprechen, die Burgunden zu entlassen, wenn sie Hagen ausliefern, und deren Abweisung mit Giselhers Worten: 'Wir müssen hier doch sterben, so soll man uns bei ritterlicher Wehr finden'. Aber wegen der Anknüpfung wird dies alles zweifelhaft. Überdies sind hier die Worte Giselhers des zu erwartenden tatsächlichen Inhalts beraubt (seine Jugend, seine Unschuld an Siegfrieds Tod). In der Saga ist die Bitte für ihn viel später und von Högni ausgesprochen, mitten

aus dem Zweikampf mit Thidrek, und sie ist an Attila gerichtet. Aber der Wortlaut ist hier besser erhalten.

Aus der Verhandlung und ihrer Vergeblichkeit ergibt sich dann im Epos unmittelbar die neue Steigerung, das Anzünden des Saals und weiterhin das Eingreifen Rüdigers. Doch ist da die alte Begründung, Blödelins Fall, die in der Saga festgehalten ist, im Epos durch die Erinnerung an den bei der Werbung um Kriemhild geleisteten Eid ersetzt. Rüdiger wird von Giselhers Hand gefällt. Das wiederum führt Dietrich und Hildebrand in den Kampf: seine übrigen Helden, auch Wolfhart, müssen wir wegdenken, also auch ihren Sonderkampf mit der Fällung Volkers durch Hildebrand, Giselhers durch Wolfhart und der Flucht Hildebrands vor Hagen. Es bleiben für die Vorlage nur die Schlußkämpfe: Dietrich köpft Volker, der die Tür hält, Hildebrand erlegt Gernot. Und hier, noch vor seinem Zweikampfe, müßte man sich Hagens Bitte für Giselher denken, sinnvoll nicht nur, weil der Schuldige für den an Siegfrieds Tode Unschuldigen und nicht dieser selbst wie aus Angst bittet, oder weil Giselher damals ein Kind war und jetzt kaum erwachsen ist, sondern auch weil er als jüngster die Zukunft des Stammes trägt. Hier paßt auch die Ablehnung besser als an der früheren Stelle im Epos. Mißlich ist nur, daß Attila eigens herbeibemuht wird und die Bitte in Högnis Zweikampf hineingeschoben ist, freilich wohl nur aus Übereilung. Nun kann Gisler ehrenvoll vor Hildebrand fallen: die Saga meint, daß das zu erwarten war: das ist die Sonderschätzung der Gotenhelden.

Inzwischen wird Hagen von Dietrich gefesselt. Vom Sagaschreiber wird es dabei herrühren, daß Högni auf Thidreks Albenschelte ihn dem Teufel vergleicht und so den berühmten Feueratem in Bewegung setzt, der dann seinerseits den humoristischen Bratfisch mit sich bringt. Auch die Ausdehnung des Zweikampfes auf einen Tag entspricht dem Gebrauch der jugendlichen Heldenepik. Hierher hat dann das Nibelungenlied Kampf und Fesselung Gunthers verpflanzt, offenbar um ihn als König der letzte Burgunde sein zu lassen und Dietrich zu ehren. Das widerspricht nicht nur den Atliliedern und der Saga, sondern es zwingt auch den Erzähler, Gunther und Hildebrand dem Kampfe Dietrichs und Hagens wie einer ritterlichen Tjost zuschauen zu lassen und Gunther zur Enthauptung erst wieder beiseite zu bringen.

Dagegen läßt im nächsten Auftritt, Horterfragung und Tod der beiden Könige, die Saga uns ganz im Stich: sie hatte mit Högni noch andres, die Gewinnung eines Erben, vor, und Gunnar hatte sie bereits sterben lassen. Aber wiederum hilft uns das alte Atlilied durch seine Übereinstimmung mit dem Epos. In der Vorlage unsrer beiden Berichte war Hagen der zuletzt überwundene Burgunde. Das Nibelungenlied hat Gunther dazu gemacht, und nun muß Gunthers Haupt zu Hagen hinter die Bühne gebracht werden, in einen Kerker. Der aber ist alsbald vergessen, d. h. es ist der Zusammenhang der Vorlage hergestellt: Gunthers Haupt wird vor Hagen gebracht, der die Bühne noch nicht verlassen hatte. Nur so kann Kriemhild auch das Siegfriedschwert

zur Hand haben, mit dem sie nun den letzten rächenden Streich tut. Thidrek schlägt — noch unhöfisch — die Königin in zwei Stücke. Die Saga braucht nach Beseitigung des vorigen Auftritts eine neue Begründung für Grimhilds Tod: das rohe Fackelmotiv. Am Schlusse ein trauervoller Rückblick.

Die Widersprüche und Verdopplungen, die wir mehrfach in der Saga getroffen haben (S. 259f.), sind bereits andern gleichlaufenden Fassungen desselben Liedes zugeschrieben: so gibt es von 'Siegfrieds Tod' in der Edda gleich drei. Vielleicht kannte der Sagamann außer nordischen Überlieferungen auch ein sächsisches Lied und ergänzte daraus seine Hauptquelle, 'das ältere Epos', wie er auch die Soester Ortsbeziehung einarbeitete: den Garten, die erste Heranziehung Irungs mit der anmutlosen Erfindung von den Rindshäuten und die mißverstandene Irungswand, desgl. die nächtliche Straßenschlacht, die ihre Beleuchtung von dem angezündeten Hause nimmt: eine Umbildung des Saalbrandes.

Für sich steht die Geschichte von dem Hagensohn. Sie ist ein Anhängsel wie die dritte Heirat der Gudrun, die in der Edda schließlich auch den König Jörmunrek-Ermanrich an die Nibelungen knüpft (S. 187): hier kann das maschinenhaft gewordene Rachemotiv nicht zur Ruhe kommen, und es ist bezeichnend, daß Högni zwar erschlagen ist (von Grimhild), aber nicht so ganz, daß er nicht einen noch endgültigeren Rächer in diese Welt einführen könnte. Diese Rache an Attila hatte aber natürlich nur Sinn, wenn er noch der Alte, der Vernichter der Burgunden war, wie ihn die Atlilieder denken. Hier spielt also, wie am Anfang des Sagaberichtes, wo die Einladung mit Attilas Schatzgier begründet wird, nochmals nordische Überlieferung herein.

Das erste selbständige deutsche Epos ist der 'König Rother' von etwa 1160: die Geschichte der Werbung des Normannenkönigs Rogers II. um die Tochter des Kaisers Manuel wird in das augenscheinlich unumgängliche Brautfahrtschema gebracht, das wir schon bei Chlodwig und Siegfried fanden. Der Rother ist zugleich das einzige unter den erhaltenen Brautfahrtepen des 12. Jahrhunderts, das einen heldischen Stoff in hohem Tone überliefert und die alten Ehrgebote des Kriegeradels, vor allem die Treue, wieder in Kraft und Geltung zeigt: so wie wirs für unser 'älteres Epos' voraussetzen müssen: es ist nichts von der niedrigen Komik und triefenden Frömmigkeit der sog. Spielmannsepen darin. Vielleicht hat sogar der Rotherdichter einiges aus ihm entnommen. Der Rother ist in mittelfränkischer Sprache für Baiern gedichtet. Das ist ein Verhältnis, das im 12. Jahrhundert nichts Merkwürdiges hat: Mittelfränkisches erstreckt sich damals in Dichtungen weit über die heimatlichen Grenzen, und man hat sogar von einer mittelfränkischen Literatursprache reden können. Dies Wandern wird am ehesten mit und in dem Dichter selbst geschehen sein, und so mag die auch im zweiten Teile unseres Nibelungenliedes festgehaltene Form Burgonden für Burgunden (S. 233) zu erklären sein.

Andrerseits führt uns der durch beide Berichte bezeugte Donauübergang bei Möringen nach Baiern, besonders aber die Gestaltung von Rudiger und Dietrich. Vom Rother scheidet sich das 'ältere Epos' dadurch, daß es auch den Stoff, nicht nur den Ton, aus den alten Heldenliedern nimmt, noch nicht die unmittelbare Vergangenheit in überkommenem Rahmen zu gestalten versucht; beides aber bedeutet Abstände von den übrigen Epen der Zeit, die es nahe legen, daß 'älteres Epos' und 'Rother' gleichen Kreisen entstammen.

5. Der Burgunden Untergang, 5) Älteres Epos und Atlilied. Mit Hilfe dieser beiden, des erschlossenen Epos und des erhaltenen Eddaliedes, müssen wir nun versuchen, zu dem germanisch-deutschen Liede vorzustoßen, das der Keim wäre zu der ungeheuren Entfaltung des Nibelungenliedes, und zwar nach diesem Bilde:

Deutsches Lied von der Burgunden Untergang

Altes Atlilied der Edda — Älteres Epos

Nibelungenlied — Thidrekssaga.

Es gleicht dem für 'Siegfrieds Tod' (S. 242) aufgezeichneten, und die Schlüsse sind dieselben wie dort.

Aber das Epos scheint ja in den Grundzielen so von dem Atliliede abzuweichen, als handele es sich um verschiedene Inhalte. Hier rächt die Burgundin Gudrun die verräterische Hinmetzelung ihrer Brüder an Attila-Atli, der Gottesgeißel; dort rächt Siegfrieds Witwe Kriemhild den Tod ihres Gatten an den Brüdern, und Attila-Etzel, das 'Väterchen', schaut zu. Aber die Doppelheit Attilas gibt auch den Schlüssel: der Vernichter der Burgunden entspricht dem Bilde, das der Westen sich von ihm gemacht hat und das wir aus der Geschichte kennen; 'Väterchen' ist der Name, den ihm die Ostgoten unter seiner Herrschaft gegeben haben und den er nach ihrer Heldendichtung vollends dadurch verdient, daß er den vertriebenen Dietrich bei sich aufnimmt und ihm schließlich wieder heimhilft (S. 199f.). Es ist zugleich das Bild, das die gotische Heldendichtung nach Baiern verpflanzt hat, wo dann Dietrich der höchste aller Helden wird (S. 210f.).

Also muß das alte germanische Lied umgedichtet und das neue, umgedichtete, bairisch gewesen sein.

Daß dann an Etzel keine Rache mehr vollstreckt werden kann, ist natürlich. Aber die konnte zugleich eine andre Wendung dadurch erhalten, daß die beiden Lieder vom 'Burgunden-Untergang' und 'Siegfrieds Tod' enger aufeinander bezogen wurden: wenn die Rächerin Siegfrieds Gattin war — das liegt im Atliliede ganz außerhalb des Gesichtskreises —, dann mußte sie ihren Gatten rächen. Das spricht sich auch in der Namenänderung aus: an Stelle der Gudrun, früher Gundrun, mit der engen Beziehung zu Gundhari und Gundmar, den Namen der Burgundenkönige, tritt Kriemhild, früher Crēmhild (S. 242), und dieser Name weist sich schon durch sein anlautendes k statt

g als nicht zu den burgundischen gehörig, als neu und in Oberdeutschland, d. h. nach dem Vorigen abermals: in Baiern gegeben aus.

Dies Crēm-hild wäre zärtlich gekürzt im Namen der Königin (H)ildico-Hildchen (S. 252), neben der zwar Attila an einem Blutsturz starb, die aber nach dem Berichte des Zeitgenossen Priskos, aber auch nach dem des Kassiodor und Jordanes, ein Jahrhundert später, an seinem Tode unschuldig war, als in dem burgundischen Liede schon längst ein andres Weib mit einem Gund-Namen den Mord an Attila als Rachetat für das burgundische Königshaus in Anspruch nahm. Selbst das Erstechen mit einem Dolche stimmt zu dem alten Atliliede. Diese Crēmhild erlebt in der ungarischen Heldendichtung noch Kampf und Fall der Attilasöhne. Ihr Eindringen in den 'Burgunden-Untergang' mußte den Namen der Königin-Mutter Grimhild (S. 242) durch seinen verwandten Klang unmöglich machen: er wurde ersetzt durch Ota = Ute, wiederum mit oberdeutschem Lautstand (t). So hieß um 700 eine Tochter des Baiernherzogs Theoto. Beide Formen treten in der nibelungischen Landschaft um Worms etwa gleichzeitig den alten einheimisch-rheinfränkischen in Urkunden entgegen: Cremhilt (für Grimhild) 766, Ota 763 (für Uoda).

Daß man dort die alte Dichtung kannte, ist nicht merkwürdig. Der Übergang von burgundischen zu fränkischen Sprachformen geht schon früh neben der Verwelschung her. Wir haben uns wohl den Beginn einer Aufsaugung vorzustellen, wie sie das Gotische vom Langobardischen in Oberitalien erfahren hat (S. 203). In Gundobads Gesetz finden wir schon unter den alten Königsnamen das fränkische Gundomaris statt des burgundischen Gundomeris, und grade dies -mâr- ist auch sonst häufig; unter den Grafennamen sind zwei deutsche, also wohl fränkische, und vollends lassen die Handschriften das Fränkische immer weiter herein. Im zehnten Jahrhundert, im Waltharius, ist aus dem Wormser Burgundenkönige Gundahari wie selbstverständlich ein Frankenkönig geworden. Im übrigen braucht es ja (wie bei der Heranziehung der fränkischen Jungsiegfried-Lieder zu dem burgundischen Liede von Siegfrieds Tod) nur des einzelnen Sängers, der seine Dichtung auf eine neue Hörerschaft umstellt. Es galt dabei zugleich, die Schmach des feigen Mordes von dem Geschlecht zu nehmen: Gundmar wird durch einen Gernot (burgundisch Gaisanauths) ersetzt, indes sein Name verschwand, und die Untat kam an den Gefolgsmann Hagen, der nun zum Halbbruder mit der entschuldigenden Albenabkunft wurde. Wie hätte man sonst im fränkischen Bereiche der Siegfrieddichtung für die burgundischen Könige Mitgefühl finden und Begeisterung wecken können! So wird zugleich die Abhängigkeit des 'Burgundenuntergangs' von 'Siegfrieds Tod' (S. 252) noch einmal deutlich.

Zuvor schon muß das burgundische Vorbild des alten eddischen Atliliedes, da es noch den Namen Gundrun für die Königin und Grimhild für ihre Mutter festhält, auf dem Wege nach dem Norden gewesen sein.

Zur Übernahme des bairischen Gedichtes ergaben sich viele Gelegenheiten, als die Franken im Jahre 743 die Baiern besiegt, das Land besetzt und in

gemeinsamen Beratungen ihr Gesetz, die Lex Baiuuariorum, aufgezwungen hatten: es zeigt in seinen deutschen Worten eine Mischung von Fränkisch und Bairisch ähnlich der in unsern Namen. Das bairische Lied wäre dann in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts bereits vorhanden gewesen.

Natürlich sind mit der Änderung des Liedes im großen viele im kleinen verknüpft, aber bis zu dem Einritt bei Etzel bleibt doch das Alte bewahrt und läßt sich durch Abziehen der epischen Verbreiterungen herstellen.

Anfang war Etzels Werbung um Kriemhild, die das Atlilied als selbstverständlich voraussetzt, doch war noch nicht Rüdiger der Werber, der erst eine Erfindung des älteren Epikers ist. Die Einladung kann nicht mehr mit der Goldgier Etzels begründet gewesen sein, Kriemhild muß sie betrieben haben. Aber auch Atli bietet Land und Schätze. Von den Warnungen fehlte natürlich die des mitgesandten Ringes der Kriemhild, die ja die Burgunden jetzt vielmehr herbeiwünscht; es fehlte noch die Rumolts, des Küchenmeisters; die Hagens nimmt auf die Ermordung Siegfrieds Bezug, und er muß sich seinen Vater vorwerfen lassen; das Atlilied fällt da als Zeugnis aus, weil es Högni gegen den Stabreim zum echten Bruder Gunnars gemacht hat. Auch Utes Warntraum darf man für überkommen halten, da er im jüngeren Atliliede vermehrt wieder auftritt. Desgl. ist die Überquerung eines Wassers — im bairischen Gedichte: der Donau — mit dem Brechen der Ruder und Aufgeben des Bootes uns im Norden nur durch das zweite Atlilied bezeugt. Es ist das eine Boot, das das ältere wie das jüngere Epos trotz der zu 1000 und dann zu 10000 emporgetriebenen Zahl der Überzusetzenden mit einer Zähigkeit festgehalten haben, die uns gradezu den Weg weist in die Art der Träger dieser Überlieferungen und in die Möglichkeiten, das Alte zurückzugewinnen. Auch die Aufstörung Eckewarts muß so aus dem bairischen Liede überkommen und noch älter sein, denn seine Rolle war einst, als Kriemhilds getreuer Mann vor Etzels Plänen zu warnen, und nun warnt er (wie noch im älteren und jüngeren Epos) als Kriemhilds ungetreuer Mann vor Kriemhild: eine Folge der Umschichtung der Rache.

Das ganze Zwischenspiel bei Rüdiger fehlte noch. Kriemhild sieht die Burgunden kommen, und hier hat das Nibelungenlied (und die Saga) abermals einen alten Zwiespalt bewahrt: sie freut sich, daß sie zahlreich und wohlgewappnet kommen, und denkt noch in derselben Strophe ihrer Rache: das zweite stimmt zu der neuen Kriemhild, das erste zu der alten Gudrun, und es könnte eine gedankenlose Umkehrung des im alten Atliliede erhaltenen Satzes sein, in dem Gudrun die Waffenlosigkeit der Ihren beklagt. Statt Atlis muß nun Kriemhild die Ankömmlinge um den Hort fragen. Im nordischen Liede ist das übersprungen: es folgt sofort der Kampf, vielleicht auch dort bei einem Mahle begonnen zu denken, denn beim Mahle sitzt Atli, als die Burgunden kommen. So fehlen auch die Bittgänge der Königin, von denen doch einer, der zu Blödelin, Etzels Bruder, im bairischen Liede vorhanden gewesen sein wird. Wenn der dann die Tur verstellte, konnte er wie Dankwart im Nibelungen-

liede zum Anlaß der Köpfung des Etzelsohnes und so des mörderischen Kampfes werden, aber nun zur Rache nicht am Gatten, sondern an den Brüdern.

Schon hier, wie noch im Nibelungenliede ist es mißlich, daß Dietrich und das Königspaar den Saal verlassen können: das ist der Zoll für die bairische Umstellung: vor dieser Umstellung fehlte ja Dietrich noch, und Atli wie Gudrun mußten für die Rache im Saale sein. Gunther wird bei einem Ausfall von Blödelin gefangengenommen und in den Schlangenturm gebracht, der nicht mehr, wie im Atliliede, am Schlusse stehen kann. Aber Gunther darf nun noch nicht sterben. Mit der Gefangennahme ist der Anschluß an das Atlilied wieder erreicht. Er wird aber sofort abermals aufgegeben, denn wenn der Dichter nicht den Saalbrand, die 'Brenna', fallen lassen will, so muß auch sie der Rache an den Brüdern, nicht an Etzel dienstbar gemacht und vorverlegt werden. Sie wird die letzten Burgunden aus dem Saal getrieben und so ausgeliefert haben. Man kann vermuten, daß dann Gernot in Rache für Gunther Blödelin erschlagen habe. Denn wir wissen auch hier wie bei 'Siegfrieds Tod' nicht, welche Rolle er hatte (S. 243). Es gilt aber wiederum: Giselher trat auf, weil er im Burgundengesetz und in beiden Epen auftritt; und Gernot gehört durch den g-Anlaut im Gegensatz zu Kriemhild mit k zu den vorbairischen Gestalten; wir haben ihn als Ersatz Gundmars erklärt (S. 243 & 268).

Für Giselher mag jene Fürbitte und seine eigne Ablehnung schon vorhanden gewesen sein, auch sein Tod durch Hildebrand. So bleibt Hagen übrig. Er wird von Dietrich, der durch den Fall des Königsbruders aufgerufen ist, überwältigt und gefesselt, und er, nicht Gunther wie im Atliliede, wird abermals nach dem Schatze gefragt, denn ihm, dem neuen Siegfriedmörder, gilt jetzt die Rache, und Kriemhild fragt nun, nicht mehr Etzel. Gunthers Herz also, nicht Hagens, wird gebracht — wobei wir des rein nordischen Namens wegen das grausame Zwischenspiel mit Hjalli für Zusatz des Atliliedes halten. Kriemhild wird von Dietrichs Hand gerichtet.

Von diesem bairischen Liede hätten wir das in der Thidrekssaga stückweis auftauchende abgezweigt zu denken (S. 265).

5. Der Burgunden Untergang, 6) Das ursprüngliche burgundische Lied. Zum letzten Male wiederholen wir den Kampf der Vergleiche, indem wir von dem nordischen Atli-, dem bairischen Cremhild-Liede (wie man es nennen könnte) und den geschichtlichen Nachrichten zu dem Urliede vorzustoßen versuchen. Wir haben dazu jetzt diese Stufen:

Burgundisches Lied von der Burgunden Untergang

Atlilied — Bairisches Lied

Älteres Epos

Nibelungenlied — Thidrekssaga.

Gundrun, Tochter des Burgundenkönigs Gibiche und der Grimhild, Schwester Gunthers, Giselhers und Gundomars, der dann aus Rücksicht auf den Mord an Siegfried zu Gernot umgenannt wurde, ist oder wird mit dem gewaltigen Hunnenkönig Etzel verheiratet. Sie besitzt den Nibelungenschatz von Siegfried, aber nach dessen Ermordung durch den albischen Halbbruder Hagen hat dieser das Gold im Rheine versenkt und geschworen, daß ihn jeder geheimhalte, der noch einen von ihnen am Leben wisse.

Etzel ist gierig nach dem Horte und er läßt die Burgunden einladen, indem er ihnen Ehren und (zeitecht!) Land bietet. Vielleicht warnt dabei Gundrun selbst durch ein Wolfshaar, das sie in den Wahrzeichenring des Boten geflochten hat. Daraus zieht dann Hagen seine Warnung vor der Fahrt. Aber er wird als Albensohn abgefertigt. Auch die bösen Träume der Mutter schrecken nicht ab. Die drei Könige mit Hagen ziehen aus. Sie setzen über ein Wasser, und Hagen rudert so gewaltig, daß Ruder und Pflöcke zerbrechen. Drüben zerstört er das Boot: keiner wird zurückkehren. An der Mark treffen sie einen Wächter schlafend: er hatte sie in Gundruns Auftrage warnen sollen, nun ist es zu spät. Sie kommen zu Etzels gewaltiger Burg. Gundrun tritt ihnen entgegen und klagt, daß sie so wenige und ungewappnet sind. Beim Mahle verlangt Etzel den Hort, und als sie kühnlich erwidern, hetzt er sein Kriegsvolk auf sie. Gunther wird gefangen, Gernot und Giselher fallen im Kampfe, Hagen verrichtet furchtbare Taten und wird schließlich auch gefesselt. Etzel fordert den Schatz von Gunther. Der will, eingedenk des Schwures, erst Hagens Herz vor sich sehen zum Zeichen, daß er tot sei. Hagen erträgt lachend, daß man ihm das Herz herausschneidet. Man bringt es vor Gunther, und nun weiß er allein den Hort und verweigert ihn in mächtiger Trotzrede. Er wird auf Etzels Befehl in den Schlangenhof gebracht. Gundrun reicht ihm die Harfe, und Gunther rührt sie, bis das Giftgewürm ihn tötet. Als Atli heimkehrt und sich zum Gelage setzen will, hat Gundrun ihre und seine beiden Söhne geschlachtet. Nun trägt sie ihm die Herzen als Leckerbissen auf und verkündet ihm dann, was er gegessen hat. Die Krieger weinen, sie aber hat keine Tränen, sie streut ablenkend Gold unter die Mannen und sorgt, daß alles sich berauscht und einschläft. Den König selbst, gelähmt und trunken auf seinem Lager, durchsticht sie mit eigner Hand. Dann legt sie Feuer an den Saal, daß sie mit allem Lebenden in den Flammen vergeht.

Natürlich bleibt hier manches unsicher, mindestens wo wir über das Atlilied hinaus ergänzen. Daß dieses aber seinem Stil zuliebe sachlich lückenhaft ist, macht uns die ähnliche Art des alten Sigurdliedes glauben: wie da der Mord zugunsten der Redeauftritte in ein paar Verse zusammengedrängt ist, so hier der Kampf, und wir müssen hier wie dort aus dem Deutschen ergänzen. Andrerseits lassen sich die schweren Wechselreden, die unsre germanischen Lieder hauptsächlich vorwärts treiben, nicht wiederherstellen, nur nach dem Atliliede vermuten. Das Hinschlachten der Kinder durch die eigne Mutter, die Verzehrung ihrer Herzen durch den eignen Vater, Hagens Tod durch Herz-

ausschneiden, der Schlangenturm, noch in der Thidrekssaga erhalten, aber vielleicht erst aus dem nordischen Liede übernommen: sind diese Barbareien glaubhaft als Vorstufen des sonst Überlieferten oder Zutaten des Edda-Dichters?

Die erste scheint eine Vermischung der griechischen Prokne- und Atreusfabeln: Prokne schlachtet dem Gatten Tereus aus Rache ihren Sohn zur Speise, Atreus schlachtet dem Bruder Thyestes aus Rache seine beiden Söhne zur Speise. Was aber den scheußlichen Fremdstoff heranzog, ist doch wohl dies, daß ein Weib, die Mutter selbst die Untat vollbrachte, und die Zweiheit der Söhne könnte eine selbständige Steigerung bedeuten (S. 208). Indes findet man bei Apollinaris beide Fabeln in einem Gedichte eben wegen ihrer Ähnlichkeit unmittelbar hintereinander, und wird das Mahl des Thyestes nur rasch erwähnt, so ist doch bei dem des Tereus ausdrücklich gesagt, daß es sich um den einen Knaben handelt. Nicht daß unser Dichter sie da gefunden oder grade bei einem jener gemeinsamen Gelage (S. 93f.) von ihm gehört haben müßte. Dies Gedicht und noch mehr ein andres, das auch die Atreusfabel ausführlicher wiedergibt, ist aber in Wahrheit eine Art Übersicht des Schulwissens an Sagen und Geschichte, das man damals und dort haben konnte, und es gibt ja auch Zeugnisse für zeitgenössische Schulen im burgundischen Reiche, ohne daß man im einzelnen Falle mit Sicherheit sagen könnte, ob öffentlicher oder Einzel-Unterricht gemeint sei: für Lyon, Vienne, Clermont. Es gab aber auch Büchlein, in denen die Sagen leichtverständlich zusammengefaßt waren für Leute, die sonst von den zahllosen Anspielungen der römischen Dichtung nichts verstanden hätten, und solche, die selbst damit glänzen wollten wie Apollinaris. Schon bei Hyginus, auf der Vorstufe dieser Sammlungen zur Zeit des Augustus, finden wir unsere beiden Fabeln beieinander, und so ist es noch bei dem letzten Mythographen, der für uns in Betracht kommt, dem sog. ersten vatikanischen, der in den Anfang des 5. Jahrhunderts gehören wird (S. 133). Das waren dann Büchlein brechendvoll der überwältigendsten Wunder, wie nichts andres kindliche Einbildungskraft entzündend und wie nichts andres geeignet zum Einverleiben und Weitererzählen: das haben wir Alten als Jungen an Gustav Schwabs 'Schönsten Sagen des klassischen Altertums' mit den herrlichen bunten Bildern erfahren: dagegen konnten die germanischen Helden erst spät aufkommen.

Apollinaris hatte vermutlich seine höhere Ausbildung wenigstens etwas näher den Quellen, in der Provence, in Arles empfangen. Dort konnte Fremdes, Mittelmeerisches, Morgenländisches noch leichter einströmen: vielleicht der Tod im Schlangenturm. Das Herzausschneiden hat der wikingische Norden selbsttätig zu dem Hjalli-Auftritt verroht.

Vielleicht sollte dies alles dem Haß in der Darstellung der Hunnen dienen.

Aber wir können nun das, was uns der Vergleich der Weltgeschichte für das Atlilied ergab (S. 251f.), großenteils auf das ursprüngliche burgundische Lied übertragen und die Leistung des ersten Dichters leidlich erkennen. An Stelle der namenlosen Hunnenvielheit setzt er den einen Etzel: das ist die Art

des germanischen Heldenliedes, das Völker und ihre Kämpfe zu Sippen und ihren Zwisten verengt, politischen Willen in sittlichen erhöht, und es tut auch hier nichts, daß Attila bei der Vernichtung der Burgunden im Jahre 436 nicht selbst zugegen war. Für den Dichter fordert diese Untat Rache, und die Dichtung wird empfangen, als er von der Ermordung Attilas durch ein Mädchen, vielleicht ein germanisches, hört, das eine Rache ausübt: er setzt es einer Schwester der Vorzeitkönige gleich. Er hatte dazu nicht nur deren Namen: sie waren durch die Taten um Siegfried und Brünhild wieder zu leibhaftigen Helden geworden, die sich noch mächtig steigern ließen, wenn sie nicht mehr im Schatten des Einzigen standen, und die nun den gewaltigen Nibelungenschatz besaßen. Da aber Attila geschichtlich in seinem eignen Palaste stirbt, bedarf es einer Einladung zu ihm, die dann von einem Erfinden zum andern treiben muß, die es namentlich zuwege bringt, daß der Dichter siebzehn Jahre in einen Tag zusammenreißt und bezwingt: die Vernichtung der Burgunden und die Vernichtung Attilas mit seinem ganzen Hause. Welch beispiellose Kraft des Verdichtens!

Gab es noch weitere Möglichkeiten geschichtlicher Anknüpfung? Wurden den gefangenen Königen unter Martern vergeblich ihre Schätze abgefragt? Wenn es davon noch irgendeine Kunde gab, so ist es nicht zufällig, daß jene Barbareien z. T. asiatisch duften, und es wäre die Besiegelung ihrer Echtheit. Wenn nicht, so könnte tatsächlich die Schatzgier Etzels dichterische Stilisierung der Ländergier Attilas sein, und in beiden Fällen gibt es Gelegenheit, das Heldenhafte der Gefangenen in herrlichen Trotzreden zu entfalten. Denn die Burgunden sind ja die Sieger, nicht nur in der alles je erhörte Grauen überbietenden Rache, sondern schon in Niederlage und Martertod: das zu glückseligem Stolz den Nachfahren zu zeigen, dient ja all diese kühne Umkehrung der Geschichte, nur so kann und darf der Dichter sie zeigen, und schon darum gehört auch dies Lied niemand als den Burgunden selbst.

Zwischenein malt er aus: die verschiedenen Warnungen und der Trotz gegen sie, der als besonders heldisch gilt; die Wasserfahrt und das zerschlagene Boot; die Einbeziehung der griechischen Sage; der brennende Palast.

Worte braucht er dazu nicht immer: er schweigt zu Sinnbildern, die grade das Seelische aussprechen, und verdichtet so abermals: wie der Schatz Macht meint, so meinen das Wolfshaar im Ringe, das zerschlagene Boot, der harfespielende Gunther schwere Ahnung und Todesgewißheit und harten Mut im Angesicht des Todes.

Und schließlich das Zurückwenden in die unerbittliche Sittenforderung des germanischen Heldenliedes: das Selbstgericht der ins Ungeheure gewachsenen Rächerin. All dies ist das Werk des Dichters. Und sein ist auch jenes Emportreiben der vier Gestalten — über den elend Zahl- und Namenlosen — in den Formen des Heldenliedstils, so daß sie nun im Zwange innerer Forderungen, die dem Heldentum unabtrennbar zugehören, übermenschlich vor uns stehen, wenn wir auch die Reden, in denen sie aufeinander prallten, nur noch im Ab-

klange des Atliliedes hören. Auch Etzel in seiner kalten Grausamkeit hat doch daran teil. Herrin aber des Liedes ist Gundrun, nicht nur als Knechtin des Rachegebots, dem sie in entsetzlichem Wut- und Blutrausch die eignen Kinder opfert, vielmehr noch als jene unwandelbare Richterin über sich selbst.

Das alles aber ist Geschichte in eine bestimmte dichterische Stilform gegossen und im Gegensatze zu den Siegfriedliedern ohne märchenhafte oder mythische Zutaten. Mit Ausnahme des Nibelungenhortes und der Albensohnschaft Hagens, die in verschiedener Weise abermals die Verknüpfung mit 'Siegfrieds Tod' und die Abhängigkeit davon bedeuten. Beide kennzeichnen zugleich das Außermenschliche, in dem sich das neue Furchtbare abspielen soll. Insbesondre aber ist es schon hier im burgundischen Liede (vgl. S. 252) nicht der Burgunden-, sondern ein sagenhaft gewaltiger, ja unerschöpflicher Nibelungenhort, dessen Schimmer über alle Lande hinweg einen Etzel locken und ein Sinnbild der Herrlichkeit des alten Burgundenreiches sein kann, zumal ja Atli anderweit selbst Länder statt Schätze bietet. Und diese Verknüpfung ist dadurch besiegelt, daß dann die Burgunden zu Nibelungen umgewertet werden.

So ist das ursprüngliche Lied vom Burgunden-Untergang im Verhältnis zu 'Siegfrieds Tod' doch ein 'Neulied' bei großenteils gleichem Personenstand wie 'Siegfrieds Tod' im Verhältnis zur 'Erweckung der Jungfrau' und weiterhin den Jungsiegfried-Liedern. Dabei bleibt seine Selbständigkeit gewahrt in dem Grade, der uns schon geläufig ist: die Pflicht der Rache für Siegfried (von anderm zu schweigen) wird in dem neuen Liede nicht behandelt, sie wird sogar absichtlich zurückgeschoben, und jedenfalls hindert sie nicht die Rache für die Brüder, die doch Mörder Siegfrieds waren.

Als obere Zeitgrenze für dieses Lied haben wir den Tod Attilas im Jahre 453. Wir dachten uns (S. 273), daß der ungeheure Aufschrei dieser Kunde nun jenen herrlichen alten Königen doch und doch noch die herrliche Rache wenigstens im Liede erweckte. Oder wäre auch noch das Jahr 454 und die Schlacht am Nedao mit dem Fall des Attilasohnes und der Zerstörung des Reiches vorausgegangen und hier in der Schlachtung Erps und Eitils und der Vernichtung des Hauses abgebildet? Freilich so völlig anders als im Liede vom Tode der Helchensöhne (S. 203 ff.), daß die Wiederkehr des Namens Erp im 'Burgunden-Untergang' nicht durch Gleichsetzung der beiden Träger erklärt werden kann. Sie muß vielmehr — und nur dann brauchen sie nicht zweimal zu sterben — auf seiner halbappellativischen Bedeutung 'der Dunkle', 'Fremdstämmige' beruhen, und in der Tat taucht er noch ein drittes Mal auf: Erp heißt auch im Liede von Ermanrichs Tod der von einer 'Sondermutter' stammende Stiefsohn der Gudrun (S. 187). Ohnehin handelt es sich das eine Mal um Helchen-, das andre Mal um Gundrunsöhne, und die Namen der zweiten Brüder lassen sich überhaupt nicht vergleichen: Eitil scheint nur nordisch und Orte ist nicht gotisch (S. 209).

Wenn aber auch die beiden Dichtungen nicht voneinander abhängig sind, so könnte unserm Skop doch von der geschichtlichen Nedaoschlacht Kunde

geworden und die rätselhafte Zweiheit der Söhne mit der im Liede vom Tode der Helchensöhne derselben Quelle entsprungen sein: Priskos führt eine solche Zweiheit an, nennt aber keine Namen (S. 208f.). Nach ihr, nicht nach der Atreusfabel, hätte dann der Dichter dem einen Sohne der Prokne einen zweiten zugesellt — wenn er ihn nicht selbständig zur Steigerung erfand. Und diese Selbständigkeit brauchten wir, wenn er der Gundrun mit dem Kindermorde auch die Vernichtung des Reiches zugeschoben haben soll: so erst wäre in dieser Rache das letzte Hunnische mit umgriffen.

Die Verschiebung der oberen Zeitgrenze betrüge nur ein Jahr, von 453 auf 54, und wir kämen doch mit dem Liede in die Zeit der ersten Nennung des ersten neuen Burgundenkönigs Gundeok: 456. Eine feste untre Grenze fehlt. Wegen des Einbruchs der Antike in Gestalt der Proknegeschichte, die uns ja nun alles andre als gleichgültige Zutat ist, würde man auch die Regierungszeit Chilperichs (etwa 470—80) in Betracht ziehen. Für den Ort gilt, was zu 'Siegfrieds Tod' (S. 248f.) gesagt ist.

5. Der Burgunden Untergang, 7) Das bairische Lied. Damit sind wir endlich an unserm besondern Ziel: wir haben nun die Möglichkeit, unser eigen-deutsches, bairisches Lied von zwei Seiten, von dem burgundischen Urliede und dem Älteren Epos her zu sehen und zu beurteilen — wenn unsre Vorstellungskraft stark und sicher genug ist!

Die Ursache, wenigstens die eine wirksamste, der Umgestaltung von jenem burgundischen Attila- zu diesem bairischen Cremhildliede glaubten wir in der Unvereinlichkeit der gotisch-bairischen Attilavorstellung der Dietrichdichtung mit der burgundischen zu erkennen: der König, der den gefeiertsten Helden ein Menschenalter lang gütig an seinem Hofe beherbergte, konnte nicht seine Schwäger an demselben Hofe verräterisch umbringen. Er war auch weder von seiner Gattin Hildico ermordet noch an der Vernichtung der Burgunden beteiligt, hatte sie allenfalls zugelassen. So mußte er seine alte Rolle abgeben. Wohl aber wußte man von Siegfrieds Ermordung, und die heischte Rache von seiner Witwe. Wenn die Etzels Gattin war, wie das alte Lied besagte, so war es Hildico-Cremhild. Etzel wurde zum entschluß- und tatenlos gutmütigen Schwächling, wie Kaiser Karl und König Artus unter ihren Paladinen, Cremhild aber, indem sie seine einstigen Taten aufzehrte, zur Trägerin nicht mehr der heißen raschen, sondern der gepriesenen kalten, langen Rache, die ihren Augenblick im Schleichen schwerer Jahre zu erwarten und ungeschwächt zu erfullen weiß — und einer Rache an den leiblichen Brudern!

Diese kühne Umgestaltung des Gegebnen ist die grundlegende Leistung dieses Dichters. Wir haben schon festgestellt, und grade an den vielstufigen Fassungen der Siegfried- und Burgundenstoffe, daß die Art der Gebundenheit, die wir aus den Bearbeitungen oder vielmehr Übersetzungen französischer Ritterromane des 12. Jahrhunderts kennen und deren Höchstes die Glättung der sprachlichen Form fast mehr als ihrer höfischen Gestalten ist, nicht als die mittelalterlich deutsche schlechthin betrachtet werden darf: wo heimische

Stoffe zu bearbeiten waren, da konnte man innerhalb des gegebnen Rahmens freier schalten, man konnte darin verschieben, man konnte ihn neuen Inhalten anpassen und Gestalten wie Taten umzeichnen, man brauchte sich bei den verbindenden Gelenken und Formeln nicht an den Wortlaut zu halten; jene einmaligen Wortlaute nur, in denen die höchste Steigerung eines Auftritts, eines ganzen Liedes zusammengeglüht war, zumeist durch emporgetriebne feindselige Wechselrede, sie konnten sich, und mit ihnen der ganze Auftritt, immer mehr versteint über Jahrhunderte erhalten. Solcher Selbstherrlichkeit des Umgestaltens, des Umkehrens aller Ziele wie hier gibt es aber kein weiteres Beispiel.

Nun muß ja auch Kriemhild statt Etzels die beiden Hortfragen tun, sie muß die beiden letzten Burgunden fesseln lassen und umbringen. Kaum weniger kühn und glücklich ist die Rettung der Racheauftritte aus dem Schlusse des alten Gedichtes: des Kindermords, des Goldstreuens, des Selbstgerichts in den Flammen: das alles ist nun, und zwar an seiner neuen Stelle weiter vorn handlungbewegend eingeschaltet: der Kindermord führt den Kampf herbei, das Goldstreuen hetzt die Mannen auf, der Saalbrand treibt die Burgunden zum Kampfe heraus. Und so muß auch Hagen, nicht mehr Gunther, der letzte sein: es geht nicht mehr um die Rache für die Brüder, deren erster Gunther, sondern für den Gatten, dessen Mörder Hagen ist.

Schwer nur entschließt sich der Dichter — wie auch seine Nachfolger —, von dem geordneten Reichtum etwas aufzugeben, etwa den Eckewart, wiewohl seine Rolle als Warner so widerspruchsvoll wird.

Neu hinzugekommen aus andern Liedern, nicht erfunden, sind Dietrich und Hildebrand: sie standen ja zur Verfügung, wenn anders die bairische Vorstellung von Etzel und seinem Hofe die Umgestaltung des alten Liedes veranlaßt hat. Sein Schwert ersetzt das Selbstgericht in den Flammen, das ja nun ebenso unmöglich oder überflussig geworden war wie das Erstechen Etzels.

Ob auch die drei Könige jetzt benannte Gegner erhalten haben? Nämlich Gunther, dessen Gefangennahme ja nun durch die vielen Einschübe stark an den Anfang gerückt erscheint, an Etzels Bruder Blödelin; Gernot an Dietrich, der Blödelin zu rächen hätte; Giselher, aus dessen Munde nun auch die königliche Jugend den königlichen Todestrotz bezeugt, an dem alten Waffenmeister Hildebrand? Es bleibt unsicher, weil hier unsre Grundlagen schon im älteren Epos nachgeben.

Jedenfalls ist das neue Lied stark über das alte emporgeschwollen, nicht nur über das nordische Atlilied, dessen Lücken ja z. T. kenntlich waren. Dagegen haben sich bei uns kaum Lücken gefunden, wenigstens an Handlung. Die Malung der Gestalten im einzelnen, die Wortkunst mit dem Spielen ihrer Lichter, das entgeht uns freilich, und nur ihre stärksten Klänge, zumal jene Hochreden, hören wir etwa noch im älteren und jüngeren Epos, auch in der Saga, z. B. aus der letzten Horterfragung. Wir denken uns danach diese Kunst weniger schwülstig, weniger grell, noch altertümlich enthaltsamer im Aussagen des Seelischen und natürlich ohne den skaldischen Schnörkelzwang. Aber daß

Milderungen vorgenommen wären, z. B. schon damals das Herzausschneiden durch das Enthaupten des Nibelungenliedes ersetzt, das läßt sich nicht dartun: der Kindermord, wahrscheinlich auch der Schlangenhof sind ja beibehalten, und diese Kriemhild, so sehr sie unserm Verlangen nach Gerechtigkeit Genüge tut, ist gewiß fürchterlicher als die alte. Sie ist jetzt noch mehr die Trägerin des Ganzen, die Heldin, und nun nicht mehr nur dieses Liedes, sondern zweier. Denn nun sind 'Siegfrieds Tod' und 'Der Burgunden Untergang' in mancherlei Austausch zusammengewachsen, Kriemhild hat Raum gewonnen, statt nur zu sein nun auch sich zu entwickeln: es ist der Beginn zu jenem langen und furchtbaren Wachsen von dem minnigen Mägdlein zu der Teufelin, den das lange Nibelungenlied vorführt (S. 216f). Schon jetzt gewinnt sie zugleich tieferen seelischen Klang hinzu: jetzt ist es Treue zu dem Gatten, was sie treibt, eine neue, im Verlauf der Jahrhunderte immer verständlicher werdende, immer tiefer gefaßte und zu todüberwindender Liebe entfaltete Hingabe an Stelle der alten, strengen und knechtenden Sippenpflicht. Und mit ihr wächst Hagen schon hier empor in dem immer erneuten und immer erhöhten Zweikampf des Letzten mit der Letzten, wie ihn das Nibelungenlied uns auf immer vermehrten Stufen zeigt, schon jetzt aber der Warner, Berater, Helfer und übermenschliche Kämpfer und todgetreue Mann, indes Gunther, einst der Erste der Burgunden, seiner Gipfelrolle beraubt, gar so früh gefangen, schon herabgesunken ist, die übrigen Kämpfer blaß bleiben und Etzel, unverständlich geworden, sich mit Worten begnügen muß. Hier liegt vielleicht (noch mehr als in der Saalräumung) die größte Schwäche des neuen Baues: dieser arme König muß mit seinem dichterischen Leben das übermächtige Emporwachsen der Königin bezahlen. Aber in ihm knüpft sich doch nun bereits eine neue Schar von Liedern an die nibelungischen: die um Dietrich, und die sollten, nach Absicht der mittelhochdeutschen Dichter, die andern noch übergipfeln.

6. Siegmund. Von Siegmund hören wir seit dem Berichte des Beowulf (S. 155f.) zum ersten Male wieder in den Eiriksmal (S. 213). Odin erwartet Eiriks Einzug in Walhalla und gebietet:

> Siegmund und Sinfjötli, vom Sitz erhebt euch,
> Geht zu des Fürsten Empfang!

Und auf die Frage Siegmunds

> Warum nahmst du ihm das Kampfglück, wenn er kühn dich dünkte?

antwortet Odin:

> Nicht weiß man gewiß, wann der Wolf, der graue,
> Auf den Asensitz ansturmt,

d. h. wann der Untergang der Welt einbricht und die Bewohner von Walhall den Göttern beistehen müssen.

Hier finden wir Siegmund und Sinfjötli-Fitela, die wir aus dem Beowulf als Kampfgenossen kennen, wie selbstverständlich beisammen, wiewohl (in dem er-

haltenen Bruchstück) allein Siegmund zu dem Gotte spricht, und es ergibt sich eine Beziehung nur auf die im Beowulf angedeuteten gemeinsamen Taten, nicht auf den Drachenkampf.

In Deutschland tritt Siegmund nur als höfischer König und Vater Siegfrieds im Nibelungenliede und Hürnen Seifried auf. Daß es aber auch Sinfjötli dort im 9. und 10. Jahrhundert gab, lehren besonders die Freisinger Urkunden: wir finden von 815—28 die Entsprechung Sintarfizzilo (in unsrer Schreibung -fissilo) 14mal, dazu einen Welisunc (nordisch Völsung) zwischen 808 und 11. Beides sind keine natürlichen Personennamen, vielmehr der erste ein Bei-, der zweite ein Geschlechtsname, der zur Bezeichnung einer Person dient, eine Ableitung von dem im Beowulf erhaltenen Wälse. So bezeugen beide in ihrer Einzigartigkeit die Kenntnis unserer Heldendichtung. Dann aber darf man vielleicht auch den regelrecht gebildeten Namen Sigimunt heranziehen und den Sigimunt der Urkunde 104 von 780—82 der Dichtung entsprechend als Vater jenes Sintarfissilo betrachten: er hatte nach dieser Urkunde mehrere Söhne.

Daß die beiden Helden mitsamt dem Welisunc auch von Ursprung nichtnordisch sind, sagt uns erst der Sammler der Edda in einem Prosastück: Siegmund, Völsungs Sohn, war König in Frankenland; Sinfjötli war der älteste seiner Söhne.

Und im Norden erhalten wir auch eine breite zusammenhängende Darstellung der Geschichte dieser Männer in der Völsungasaga (S. 213).

Ältere Dichtung haben wir dort von Völsung, dem Urenkel Odins an: das besagt schon das deutsche Zeugnis Welisunc. Er trägt wie dieser den Familien-, keinen Eigennamen wie im Beowulf, ist also auch seinerseits nur ein Ahn, dem nachträglich Taten zugewiesen werden.

Er ist ein Ungeborner und auch insofern mythischer Anfang eines Geschlechts: Odin hat durch eine Walküre der Mutter einen Apfel gesandt, und indem sie davon genießt, empfängt sie das Kind, und sie trägt es sechs Jahre, bis es der Sterbenden aus dem Leibe geschnitten wird. Odin schickt ihm die Walküre zum Weibe, und mit ihr hat er zehn Söhne und eine Tochter; der älteste, Siegmund, und die Tochter Signy sind Zwillinge. Sie sind in jeder Beziehung die tüchtigsten der Kinder Völsungs, und es folgt nun erst ein Lob des Geschlechts, das alle andern übertrifft.

Völsung läßt seine Halle um eine mächtige Eiche bauen, daß ihr Grün das Dach beschattet. Sie heißt der Kinderstamm (S. 30 & 33).

Signy wird gegen ihren Willen mit Siggeir von Gautland verlobt. Am Hochzeitsabend tritt ein unbekannter Greis in die Halle, hoch gewachsen, barfuß und einäugig; er trägt einen tief herabhangenden Hut, einen gefleckten Mantel, am Bein Leinenhosen und in der Hand ein Schwert. Das stößt er bis ans Heft in den Kinderstamm. Allen versagt das Wort des Grußes. Da spricht er: 'Wer dies Schwert aus dem Stamme zieht, der soll es von mir als Gabe haben, und er wird bestätigen, daß er niemals ein besseres Schwert in der Hand hatte'. Der Alte verschwindet, und niemand weiß, wer er ist und wohin er geht.

Nun versucht sich alles, vergeblich, bis es Siegmund leicht herauszieht. Man bestaunt die Waffe, Siggeir will sie dreifach mit Gold aufwiegen. Siegmund schlägt es spöttlich ab, und der andre zürnt. Er ist heimtückisch und er sinnt auf Rache

Vergeblich spricht Signy zu ihrem Vater, ehe sie davonzieht, von ihren bösen Ahnungen: sie muß dem Gatten folgen. Und der ladet Völsung und die Seinen zu einem Festmahl. Als sie in Gautland anlangen, kommt ihnen Signy entgegen und warnt sie vor Siggeirs Verrat, rät heimzufahren und mit Heeresmacht zurückzukehren. Aber Völsung bleibt bei seinem Gelübde, das er noch ungeboren getan und mit dem er hundertmal den Sieg gewonnen hat, niemals Feuer oder Eisen zu fliehen, und heißt die Weinende heim zu ihrem Manne gehen. In der Schlacht des nächsten Tages erliegt Völsung der Übermacht, er fällt und all sein Volk, nur die zehn Söhne bleiben übrig und werden gefangen. Signy bittet den König, sie nicht schnell töten zu lassen: 'Es geht mir nach dem Sprichwort: 'Das Auge freut sich, solange es sieht', und ich bitte nicht länger für sie, weil ich glaube, daß es mir nicht hilft.' Und Siggeir: 'Rasend bist du und sinnlos, daß du für deine Brüder mehr Schlimmes erbittest, als erschlagen zu werden.' Aber er willfahrtet ihr, den Brüdern wird ein mächtiger Baumstamm an die Füße gelegt, und so sitzen sie im Walde bis Mitternacht. Da erscheint eine große Wölfin und frißt einen von ihnen. Am andern Morgen sendet Signy, und der Bote berichtet ihr. Es scheint ihr fürchterlich, daß es ihnen allen so gehen sollte, ohne daß sie ihnen helfen könnte. Die folgenden Nächte geht es ebenso, bis nur Siegmund übrig ist. Da heißt sie ihm das Gesicht mit Honig bestreichen und ihm auch Honig in den Mund tun. Das geschieht, und als die Wölfin ihm Gesicht und Mund leckt, beißt er sie in die Zunge und hält sie fest, bis sie ausreißt und der Stock birst. Da verendet das Untier. Es soll Siggeirs Mutter gewesen sein, die diese Gestalt trollenhaft und zauberisch angenommen habe.

Siegmund baut eine Erdhütte im Walde, und Signy erhält ihn dort. Siggeir aber wähnt alle Völsungen tot.

Signy sendet den älteren ihrer Söhne, als er zehn Jahre alt ist, zum Bruder, daß er ihm helfe, 'falls er etwa versuchen wolle, seinen Vater zu rächen.' Siegmund befiehlt ihm, Brot zu bereiten, und gibt ihm einen Mehlsack. Aber als er vom Holzsuchen heimkommt, hat der Knabe nichts geschafft: 'Ich wagte nicht, den Sack zu nehmen, weil etwas Lebendiges darin war.' Da weiß Siegmund, daß dieser Knabe nicht beherzt genug ist, daß er ihn hätte bei sich haben mögen. Er sagt es auch zu Signy und tötet ihn auf ihren Rat. Und im nächsten Jahre geschieht es mit dem andern Sohne ebenso.

Nun tauscht Signy die Gestalt mit einem Zauberweibe und läßt sich als Verirrte von dem Bruder in seiner Erdhütte aufnehmen. Sie erscheint ihm anmutig und schön, und sie sträubt sich nicht, das Lager mit ihm zu teilen, drei Nächte. Daheim nimmt sie wieder ihre Gestalt an. Sie gebiert den Sinfjötli, der ist groß, stark und schön und schlägt in die Art der Völsungen.

Er ist noch nicht zehn Jahre alt, da schickt sie ihn zu Siegmund. Sie hat ihm wie ihren beiden früheren Söhnen zur Probe den Rock durch Haut und Fleisch an die Arme genäht. Die Brüder hatten geschrien, Sinfjötli aber hatte sich nicht gewehrt, und als die Mutter ihm den Rock abriß, nur gemeint, daß ein solcher Schmerz für einen Völsung gering sei. Er kommt zu Siegmund und besteht die Mehlprobe: er hat die Giftschlange darin mit in den Teig geknetet und ist nun ohne Abendmahlzeit. Denn Siegmund verträgt zwar Gift außen und innen, Sinfjötli aber nur außen.

Nun erst scheint auch Siegmund an Rache zu denken. Er will den Jungen aber erst noch weiter an Härte gewöhnen. Sie streifen als Räuber durch die Walder. Siegmund hält den Gefährten für einen Sohn Siggeirs, wiewohl er zwar dessen Bosheit, aber den Mut der Völsungen habe und Siegmund an die Rache mahnt.

Sie finden in einem Waldhause zwei Werwölfe, und die Wolfsbälge hängen über ihnen. Sie fahren hinein und können nun nicht wieder heraus, und verständigen sich nur durch ihr Geheul. Sie verabreden, einander nur zu Hilfe zu rufen, wenn sie von mehr als sieben Männern angegriffen würden. Das tut auch Siegmund. Aber Sinfjötli tötet einmal elf allein und höhnt den andern darum. Der ergrimmt und beißt ihn zu Tode. Er trägt ihn heim und verwünscht die Wolfsbälge. Als er aber sieht, wie ein Wiesel das andre beißt und dann mit einem Blatt aus dem Walde heilt, geht er auch in den Wald, ein Rabe bringt ein Blatt, und so heilt er seinen Sohn. Als die Zeit kommt, legen sie die Bälge ab, verbrennen sie und wünschen, daß sie niemand mehr schaden möchten.

Nun endlich scheint es Siegmund der Probe genug und Zeit zur Rache. Sie kommen auf Siggeirs Gehöft, treffen die Königin und beschließen die Tat für die Nacht. Die beiden Söhne Siggeirs entdecken beim Spiel die versteckten Männer und verraten sie. Signy hört es und rät, die Kinder zu töten. Siegmund weigert sich, Sinfjötli tut es. Siggeir heißt die Männer greifen und fesseln, und es geschieht nach hartem Kampfe. Er ersinnt den langsamsten Tod und läßt sie in ein Hügelgrab setzen, eine Steinplatte zwischen ihnen. Die Königin wirft dem Sinfjötli in Stroh gewickelten Speck hinab, darin Siegmunds Schwert steckt. Sie zerschneiden die Platte: hier einmal in Versen:

> Sie schnitten mit Macht   den mächtigen Stein
> Mit dem Schwerte, Siegmund   und Sinfjötli.

So entkommen sie. Sie legen Feuer an Siggeirs Halle und bekennen sich dem Könige als Völsungen. Signy zählt dem Bruder alle ihre Rachetaten auf: den Mord der (ersten beiden) Kinder, die sich zur Rache unbrauchbar zeigten, den Gestaltentausch und die Geschwisterehe: 'Sinfjötli ist unser Sohn, und darum ist er so gewaltig an Heldentum, weil er Tochter- und Sohnessohn Völsungs ist. Nun darf ich nicht länger leben, und ich will mit Siggeir sterben, wiewohl ich wider meinen Willen seine Gattin war.' Sie küßt Siegmund und Sinfjötli und geht in die Flammen zurück, die nun alles verzehren. Die beiden

sammeln ein Heer und gewinnen ihr Reich, Hunaland, dem eingenisteten Könige wieder ab. Siegmund heiratet Borghild und hat zwei Söhne von ihr.

Hier ist dann die Geschichte von Helgi angebracht, die wir als rein nordisch ganz übergehen.

Sinfjötli begehrt ein Weib, um das auch ein Bruder der Borghild wirbt. Er tötet den Nebenbuhler. Da will Borghild den Stiefsohn vertreiben. Siegmund bietet ihr Buße. Sie aber reicht Sinfjötli bei der Totenfeier für den Bruder ein Horn, und er erkennt, daß der Trank vergiftet ist. Da trinkt ihn Siegmund. Borghild reicht ihn Sinfjötli zum zweiten Male und bezweifelt seinen Mut. Wiederum trinkt Siegmund für ihn. Zum dritten Male fordert sie Sinfjötli auf, beim Mute der Völsungen. Siegmund, schon trunken, rät, den Trank durch den Bart zu seihen. Da trinkt Sinfjötli und sinkt tot nieder.

Der Vater, in Schmerz, der ihm fast ans Leben greift, nimmt den Toten auf und geht mit ihm zum Walde und dann zu einer Föhrde. Da sieht er einen Mann in einem kleinen Boote, der fragt, ob er übergesetzt sein wolle. Aber das Boot faßt nicht drei. So wird nur die Leiche mitgenommen, und Siegmund geht am Ufer entlang. Da entschwindet das Schiff. Siegmund kehrt heim, er vertreibt die Königin, und sie stirbt bald. Er selbst herrscht als der größte König und Held der Vorzeit.

Er wirbt um Hjördis, König Eylimis Tochter. Sein Nebenbuhler ist Lyngvi, Hundings Sohn. Eylimi heißt Hjördis wahlen, und sie wahlt Siegmund, der zwar betagt, aber der berühmteste König ist. Lyngvi und seine Brüder rüsten und künden den Kampf an. Auch Siegmund zieht ein Heer zusammen, schickt aber Hjördis mit einer Magd in den Wald. Er hält sich tapfer vor der Übermacht, und die Walkuren schützen ihn. Da kommt ein Mann mit tief hängendem Hut und blauem Mantel, der hat nur ein Auge. Er hebt den Speer gegen Siegmund, und an dem Speer zersplittert das göttliche Schwert. Da wendet sich das Schlachtglück. Siegmund und Eylimi fallen und mit ihnen der größte Teil ihres Heeres. Lyngvi findet die Königin nicht. Er verteilt das Land und wähnt alle Völsungen tot.

Nachts kommt Hjördis auf die Walstatt. Aber Siegmund mag sich nicht heilen lassen: 'Odin will nicht, daß ich fürder das Schwert schwinge, nachdem es nun zerbrochen ist; ich habe gekämpft, solange es ihm gefiel.' Die Rache bestimmt er dem Knaben, den sie trägt, ihm auch die Schwertstücke. Daraus soll das Schwert Gram geschmiedet werden: 'Unser Sohn wird es tragen und manche große unvergeßliche Tat damit tun, und sein Name wird bleiben, solange die Welt steht.' Hjördis sitzt über ihm, bis er stirbt und der Tag anbricht. Da sieht sie, daß Schiffe gekommen sind. Sie tauscht Kleider und Rang mit der Magd. Es sind Wikinger unter Alf, dem Sohne König Hjalpreks von Dänemark. Sie finden die Frauen, die geflohen waren, fragen nach dem Schatze des Königs und nehmen ihn. Daheim erprobt Alf, welche von den beiden Frauen die vornehmere ist, und nimmt Hjördis, als sie das Kind geboren hat, zur Gemahlin.

Zieht man von dieser merkwürdigen Erzählung, die sich aus weiten Strekken unverhüllter Roheit zu so unvergeßlichen Bildern erhebt, die schon besagten Märchenbestandteile ab — den fruchtbar machenden Apfel; die den besonderen Helden verheißende jahrelange Schwangerschaft; die Hexe, die als Wölfin Menschen frißt; Signy in der Gestalt der Zaubrerin und dann doch verführerisch schön scheinend; (Siegmund und Sinfjötli als Werwölfe;) Wiederbelebung durch ein wunderbar gewiesenes Blatt; ganzes oder halbes Gefeitsein gegen Gift —, so treten ja schon in ihnen Verdopplungen hervor. Weit störender aber sind die in der Handlung: daß zweimal zwei Söhne der Signy fuhllos hingeopfert werden — nur von zweien bekennt sie dann den Mord —, zweimal die Völsungen einem ausgeklügelten Tode preisgegeben werden, bevor es endlich zur Rache kommt. Es soll wohl wie so manches andre der Steigerung der Furchtbarkeit dienen, und dazu mögen auch Züge der alten harten Jünglingsproben und des dämonischen 'Weihe'-Kriegertums herangezogen sein.

Stellt man danach nur das Fortfuhrende der Handlung zusammen, so hat man: die widerwillige Heirat der Signy; die Gewinnung des Odinsschwertes; die verräterische Einladung durch Siggeir; den Völsung, der im Zwange seiner Heldenehre trotz einer letzten Warnung der Tochter dieser Einladung folgt; Tod mit allen Söhnen außer Siegmund — vielleicht sind die zehn andern, denen Signy ja nicht hilft, auch nur Vervielfältigung —; Geschwisterehe; Sinfjötlis Geburt und Aufzucht; Preisgabe der Kinder Siggeirs; Mißlingen und Gelingen der Rache; Signys freiwilliger Tod in den Flammen; der Mord an Sinfjötli auf Anstacheln der Stiefmutter und Entführung durch den unbekannten Fährmann; Siegmunds neue Ehe und Kampftod trotz Odinsschwert.

Man erkennt im ersten Teil dieser ausgedehnten Dichtung, bis zum Tode der Signy, das alte Lied vom Burgunden-Untergang: die bösen Ahnungen, die widerwillige Ehe, die verräterische Einladung an die Schwäger, die letzte Warnung der Schwester, den ablehnenden Trotz, die Überwältigung durch die Übermacht, die Gefangennahme und Aufsparung zu besondrer Todesnot, den Mord an den beiden Kindern der verhaßten Ehe, das letzte Bekenntnis, die Anzündung der Halle und den freiwilligen Tod der Heldin in den Flammen.

Die Entlehnung verrät sich durch mancherlei Unstimmigkeiten: eine lebenslange Vorbereitung wird gekrönt durch einen Mordbrand, wobei die vorbereitete Härte ohne jede Heldentat bleibt; ein Selbstgericht übt nur die Frau, die Mordbrenner leben irgendwie weiter: weil das Vorbild neben der Königin keine Handelnden mehr zur Verfügung stellte. Im ganzen eine Projektion in eine furchtbar-größer gedachte Vorzeit, besonders erklärlich, wenn es die der norwegischen Könige sein sollte. An Stelle des Hortes aber, der die Einladung und den tödlichen Ausgang begründet, ist das Schwert gesetzt.

Abweichend sind besonders einige nicht-nordische, ausgesprochen keltische Züge: die göttliche Zuwendung des Schwertes, die göttliche Entführung der Leiche Sinfjötlis in einem Boot, die Geschwisterehe.

Bedeutsam ist dabei, daß all dies in den Erzählungen von König Artus nachzuweisen ist: Artus allein vermag bei einem Gastmahl ein besondres Schwert zu heben oder aus einem Steine zu ziehen; Artus gewinnt von der eignen Schwester einen Sohn (altirisch ist auch der Zug, daß eine Schwester ihren todgeweihten Brüdern Nachkommen bringt); Artus wird von seinem letzten Kampfgenossen todwund ans Meer getragen und von einem Feenschiff davongeführt. Verwandtschaft läßt sich da schwerlich bestreiten. Es fragt sich nur, wer gegeben, wer genommen hat.

Artus war im 6. Jahrhundert ein König der Briten und ihr Führer gegen die erobernden Angelsachsen. Kunde seiner ungeheuren Taten und märchenhaften Schicksale erhalten wir aber erst vom 12. Jahrhundert an, und die hier angeführten verteilen sich auf verschiedene Fassungen seiner Geschichte. Es wäre also nicht ausgeschlossen, daß eine Vorstufe der Völsungasaga von einem Kelten benutzt wäre. Indessen ist ja die Jugendlichkeit der Überlieferung nicht ausschlaggebend: wir brauchen nur an unser Nibelungenlied zu denken, das uns den 'Untergang der Burgunden' in Deutschland erstmalig 750 Jahre nach dem Entstehen erzählt. Die Nordleute sind gegenüber den Kelten gerade in der Prosadichtung, zumal in der 'Vorzeitsaga', die Empfangenden gewesen (S. 4, S. 169), wie denn die keltische Phantasie auch zu Zeiten des höfischen Ritterromans eine beispiellose, die ganze abendländische Welt unterwerfende Eroberungskraft erwiesen hat. Im übrigen ist grade für das (hier übergangene) Anfangsstück der Völsungasaga Entlehnung aus dem Keltischen erwiesen.

Vielleicht aber entscheidet schon der Aufbau die Richtung des Entlehnens: das Schwert des Artus führt ihn von Sieg zu Sieg, das Schwert Siegmunds spielt weder bei der Überwältigung durch Siggeir noch in dem Rachekampfe eine Rolle; wir hören nicht, daß Siggeir es gewonnen habe, und grade die eingeschobene Strophe, die von einem Schwerte spricht, nennt es nicht; Signy hat es dem Sohne, nicht dem Bruder zugesteckt; Sinfjötli führt es, wiewohl es als Siegmunds erkannt wird; es kommt erst dadurch wieder ins Gedächtnis, daß es zerbricht und Unsieg bringt; das Hinüberholen ins Jenseit ist der Schluß der Laufbahn des Artus, in der Saga geschieht es nicht dem Helden selbst, sondern dem Sinfjötli, und überdies ist es ja das keltische, nicht das nordische Jenseits, das über Meer liegt, nicht die Sinfjötli zufallende Walhalla schon der Eiriksmal. Die Geschwisterehe aber wird vom Beowulfdichter verleugnet: er spricht ausdrücklich von Oheim und Neffe. Welchen Zweck hätte sie auch? Konnte Siegmund die Rache nicht allein ausführen wie andre Helden? Erweist sich Sinfjötli wirklich als die Krone des Geschlechts und überragt er Siegmund oder Siegfried, die nicht von Vater- und Mutterseite zugleich Völsungen sind? Womit hilft er bei der Rache? Erhält er das Siegschwert von Odin oder dann von Siegmund? Es sind also Züge, die in der Artusgeschichte in einem gradlinigen Zusammenhang stehn, mangelhaft und schief in einen neuen verwoben. Und es ist eine unmögliche, insonderheit sehr wenig urzeitliche Verrenkung der Rachepflicht, wenn der zur Rache aufzuziehende

Sohn zum Stiefsohn dessen gemacht wird, dem sie gilt. So nennt sich denn auch Sinfjötli bei der Schmerzprobe einen Völsung, wiewohl er sich für Siggeirs Sohn halten muß. Vielleicht stammt dies Blutschandemotiv von Helgi Halfdans-Sohn, der mit der eignen Tochter den Rächer zeugt: Hrolf Kraki: der ist dann wirklich der größte und letzte seines Geschlechts.

Dem Beowulf fehlt also nicht zufällig die Geschwisterehe: Oheim und Neffe bilden das Paar, ein nach Tacitus besonders heiliges und enges Verhältnis. Es fehlt aber auch die Wildheit: Oheim und Neffe sind nicht Werwölfe, sondern sie kämpfen 'mit Schwertern', und Siegmund ist als lichter, der Menschheit dienstbarer Held in besonders hervorgehobenen Gegensatz zu dem düsteren und tyrannischen Hermode gerückt. Oder soll man das der Bildung des Dichters entsprechend (S. 146f.) als eine antikische Umzeichnung nach den weltreinigenden Taten des Herakles betrachten? Und so auch das Fehlen der Blutschande als ein schamhaftes Aufgeben?

Daß Siegmund im Beowulf auftritt, zeigt aber zugleich, wo die keltischen Züge zuwachsen konnten: auf den britischen Inseln nach der nordischen Eroberung des 9. Jahrhunderts (S. 145). Dort hauste und fiel ja auch Erich Blutaxt; eben das Gedicht auf ihn bezeugt die Kenntnis von Siegmund und Sinfjötlis Tod und ihrem Aufenthalt in Walhall, nicht bei dem Totenfährmann jenseits des Meeres, und darin, daß grade Siegmund den Gott um den Sinn von Erichs Tode fragt, mag eine Beziehung auf den eignen von Odin bewirkten Fall liegen. So könnte man nach allem (auch nach S. 283) fast sagen: die Dichtung mit dem Schwert am Anfang und Schluß war in England entstanden.

Wenn dies aber eine Dichtung frühestens des 9. Jahrhunderts war, was bleibt dann als deutscher Urbesitz? Zieht man das Schwert- und das Rachemotiv, die beiden übernommenen, heraus, so muß sie ja zusammenstürzen. Der Drachenkampf (im Beowulf) allein, der in der Saga fehlt, genügt nicht, denn bei dem hätten ja Welisunc und (nach ausdrücklichem Zeugnis des Beowulf) Sintarfissilo nichts zu tun gehabt.

Es bleiben in der Tat zunächst nur jene Reckentaten, die in der Saga Räuberwerk sind, die sich aber auch von dem Übrigen, d. h. von der Schwertdichtung, scheiden: denn warum zog Siegmund nicht nach dem Tode der Seinen, um ein Racheheer zu sammeln, in das Reich zurück, das ihm die keltisch-germanische Dichtung gelassen hatte? Warum inzwischen das Reckenleben? Es paßt sowenig wie Sinfjötli selbst in den Zusammenhang, es war, wie er, schon vorher da, ist aber nun ganz einbezogen und stand nach Ausweis der in die Saga aufgenommenen Halbstrophe wenigstens z. T. in Versen.

Den Beginn dieses Waldlebens verrät abermals ein Widerspruch: um es herbeizuführen, muß die rachewünschende Schwester bitten, ihre Helfer und Brüder in den Stock zu setzen und so einem martervollen Tode auszuliefern; selbst Siggeir entsetzt sich darüber, indem er ihr willfahrtet.

An diesem Waldleben hat dann nach den ältesten, den englischen und deutschen Zeugnissen (S. 156 & 277f.), auch Sintarfissilo teil. Wie er hinzu-

kommt, das wissen wir nicht, auch nicht seinen eigentlichen Namen. Beide sind offenbar 'friedlos', verbannt oder vertrieben, nach der alten Rechtssprache 'Wölfe', und dazu stimmt die einleuchtendste Erklärung von Sintarfissilo: der mit der sinterfarbenen, d. h. gelben Fessel, 'Goldfuß': so wird noch heute im Norden der Wolf genannt, um ihn zu begütigen. Damit hängt dann die Werwolfgeschichte zusammen und so auch ihre mythischen und märchenhaften Züge.

Ein solches Waldleben ist aber für einen geschichtlichen, nämlich den Burgundenkönig Siegmund bezeugt, der 516—23 herrschte.

Die Passio Sti. Sigismundi, deren Quellen nicht über das 7. Jahrhundert herabreichen, erzählt uns, daß er sich (nach verlorner Schlacht, was hier bemäntelt ist) auf den Berg Veresallis geflüchtet habe, um den Franken zu entgehen. Als er hört, daß er verraten ist, läßt er sich scheren und nimmt Mönchsgewand, um nach dem Kloster Agaunum (St. Moritz im Wallis) zu entfliehen, das er im Jahre 515, eben vom Arianismus bekehrt, dem Märtyrer der Thebäischen Legion und ihrem Führer, dem Hl. Mauritius, erbaut und mit einer neuen Basilika geschmückt hatte; es ist das Kloster Agaunum und die Thebäische Legion, von der auch der Märtyrer Viktor von Xanten mit seiner Kohorte ausgegangen war (S. 244). König Siegmund aber wird von seinen falschen Begleitern ausgeliefert.

Gerade für dies Veresallis-Zwischenspiel und seine alpine Bergeinsamkeit gibt es sonst kein schriftliches Zeugnis, und hier könnte das Urbild des Waldlebens stecken, das dann nach Siegmunds Heiligsprechung verchristlicht wäre. Im 9. Jahrhundert glaubte man bereits die Reste des Königs in Agaunum bestattet.

Es fehlt noch ein Sintarfissilo, wenngleich die Passio von zwei Söhnen Siegmunds weiß. Aber vielleicht trug einer von ihnen den Übernamen. Dann hätte das Waldleben schon jene dämonischen Züge gehabt. Aber auch ohne das ist es der Ansatzort für übermenschliche Taten von Siegfried bis zu den englischen Outlaws und bei einem andern Paare: Witege und Heime (S. 195). Und ein Sintafissilo ist nicht weit von Siegmunds Stiftung St. Moritz: wandert man die alte Straße zum Genfer See hinab, über Vevey und Lausanne durch das Gebiet dichtester burgundischer Besiedlung an der Venoge wieder hinauf, so kommt man am nächsten Tage nach Senarclens, das als Sindrafitilingos, Ansiedlung des Sindrafitils, deutsch Sintarfissil gedeutet wird.

Diese Wanderung des Namens wäre auf der weltverbindenden Straße zahlloser Pilger und Heere geschehen: über den großen St. Bernhard nach Rom. St. Moritz lag nach der sog. Peutingerschen Reisekarte aus dem 4. Jahrhundert zwei Tagemärsche unter dem Hospiz; in Lausanne aber 'vereinigten sich die Wege der nach Rom Ziehenden, der Franken, Fläminger, Gallier, Engländer, Sachsen und Skandinavier': so der isländische Abt Nikulas Bergsson († 1159) in seinem 'Wegweiser', und auch hier heißt es, daß von Mauriciusborg zwei Tageswege bis zu Biarnards spitala seien. Aber St. Moritz selbst war im 6.,

vielleicht schon im 5. Jahrhundert Ziel großer und kleiner Wallfahrten. Seit 534 kam das Kloster in die besondre Pflege der fränkischen Könige; 824 setzt Ludwig der Fromme weltliche Chorherren an Stelle der Mönche; es wird Krönungsstätte des neuen burgundischen Reiches. So gewinnt die Verehrung des Mauritius eine mächtige Verbreitung; so wandert Siegmund auch als Heiliger hinaus: im Jahre 1012 werden Reliquien beider gemeinsam in den neugeweihten Kreuzaltar der Peterskirche zu Bamberg eingeschlossen. Es gibt also für germanische Siegmunddichtung ganz klare Wege von Burgund ins Nordland.

Aber wir haben ja im Norden noch einen zweiten Teil der Siegmund-Sinfjötli-Erzählung: von der Stiefmutter, die den Stiefsohn vergiftet, und das wird schon für die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts bezeugt, da der Skalde Bragi (S. 168) für Gift die Umschreibung 'Völsungentrank' gebraucht. Hier aber haben wir in Franken vielleicht sogar eine geschichtliche Anknüpfung in dem, was Gregor von Tours über unsern König Siegmund von Burgund und seinen Sohn Sigerich erzählt. Denn diesem wurde von seiner Stiefmutter — 'wie es Stiefmütter zu tun pflegen' — böse nachgestellt, und auf ihre Verhetzung läßt der Vater nach einem Gastmahle den Trunkenen im Schlaf erdrosseln. Dann aber stürzt er sich mit Tränen über den Leichnam. Da soll ein Greis zu ihm getreten sein mit den Worten: 'Über dich selbst weine, der du auf schändlichen Rat gehört hast und sein Mörder wurdest; über ihn, den Unschuldigen, weine nicht!'

In der Tat könnte sich hier die Dichtung von Sinfjötlis Tod angesetzt haben, und Sigerich wäre der Name gewesen, der sich hinter dem Übernamen versteckte. Die beiden Zeugnisse halten und stützen einander, wenn die beiden Erzählungen vom Waldleben und von Sinfjötlis Tode zusammengehören.

In einem Kampfe zerspringt Siegmunds von Odin gegebnes Schwert an Odins Speer, und der Held zieht, so weiß es der Dichter der Eiriksmal, in Walhalla ein.

Hier scheint also durch das Schwert das Ende an den Anfang gefügt, an den wundersamen Auftritt in Völsungs Halle. In der Tat wäre die Einheit der Dichtung verbürgt durch die Verteilung der drei großen Artusmotive auf alle drei Teile, auf Anfang, Mitte und Ende.

Indessen stimmt doch der Abschluß der Schwertgeschichte in der keltischen Dichtung keineswegs zu dem in der nordischen. Die letzte Schlacht und Niederlage des Artus ist zwar ganz so geschildert wie Siegmunds; aber er gibt sein Schwert dem letzten Kampfgenossen, und so kommt es an die Gottheit zurück, indessen das Odinsschwert in Siegmunds Hand zerbricht. Und damit ist für die Fortsetzung gesorgt: die Gattin trägt einen herrlichen Erben, dem soll aus den Bruchstücken ein neues Schwert erstehen.

Der so das Schwertmotiv nach seinen Zwecken umbog, wird den Schluß der Artusdichtung, auch die Fahrt mit dem wunderbaren Boot genommen und an Sinfjötli gegeben haben.

Es wären also alle drei Teile beisammen und aufeinander bezogen gewesen: 1. die Völsungen und Siggeir, 2. Sinfjötlis und 3. Siegmunds Tod. Das ist nur als Vorzeitsaga (S. 169) vorstellbar, wenn man nicht einen Liederkreis annimmt, der durch gemeinsame Motive oder einen Lebensgeschichtsfaden noch enger verknüpft gewesen wäre als die Jungsiegfried-Lieder. Im ersten Teile aber ist die Dichtung von dem Waldleben Siegmunds und Sinfjötlis eingeschoben mit dem Strophenstück. Oder vielmehr: sie ist der Grundstock gewesen, um den eine Ahnendichtung aufgebaut ist (ehe noch die von Völsungs Vorfahren ihrerseits hinzukam, mehrstufig wie in unserm 'Buch von Berne': S. 172), und der Name Signy ist in seinem ersten Bestandteile zu 'Siegmund' neu gebildet.

Wollten wir aber aus dem Abweichen des nordischen Dichters von dem keltischen am Schlusse der Schwertgeschichte folgern, daß hier der nordische selbständig sei und das keltische Schwertmotiv erst infolge seiner Ähnlichkeit auch für den Odinsauftritt des Anfangs herangezogen habe, so wäre zu sagen, daß die Rachedichtung (1) ohne das Schwert nicht denkbar ist, daß sie mit Verlust des Schwertes ebenso ihren Antrieb verlieren würde wie der 'Burgundenuntergang' mit Verlust des Hortes, von dem es ja nur eine schwächere Nachahmung ist. Dann ergäbe sich, daß man zu der Dichtung von Siegmunds Tod mit Heranziehung der Artusfabel lebensgeschichtlich zwei andere geschaffen hätte, und wir wären wieder bei einer Saga angelangt.

Wir kommen aber über diese erschlossene 'Sigurdarsaga' (S. 214) doch noch zu Vorlagen in Liedform empor: für Siegmunds Tod (3) vielleicht durch Spuren von Versgestaltung; für Sinfjötlis Tod (ohne den göttlichen Fährmann) vielleicht durch das fränkische Zeugnis; für das Waldleben durch beides. Für ein weiteres Lied von den Vorfahren wäre der einzige Zeuge der deutsche Name Welisunc; welchen Inhalt es gehabt hätte, wissen wir nicht. Aber der Name braucht auch nicht mehr als die Verknüpfung Siegfrieds mit Siegmund und dessen Vorfahren zu bedeuten.

Wir blicken zurück. Um 850 wußte man im Norden um Siegmunds und Sinfjötlis, seines Sohnes, Tod, um 815 in Freising von Sintarfissilo, um 810 von Welisunc, um 730 in England von dem Waldleben der beiden Helden und Siegmunds Drachenkampf, im 7./8. Jahrhundert in Burgund vielleicht von dem Waldleben, um 575 in Franken vom Tode des Siegmundsohnes.

Abgesehen von dem Drachenkampfe haben wir somit von ursprünglich Burgundischem nur geringe stoffliche Reste einer Siegmund-Sinfjötli-Dichtung, eingebaut in den Beowulf und in zwei Erzählungen der Völsungasaga (Rache an Siggeir und Sinfjötlis Tod), und nur kummerlich werden sie von deutschen Geschichts- und Namenzeugnissen gestutzt und auch für Deutschland erwiesen.

7. Siegmund und Siegfried. Seit dem 6. Jahrhundert konnte Siegmund als Vater mit Siegfried verknüpft werden, vielleicht durch die Namen, vielleicht durch das Waldleben: Siegfrieds Waldanfange ließen sich aus Siegmunds Waldleben und Tod begründen. An einem burgundischen Hofe konnte

es ja nach dem Untergang des Reiches nicht mehr geschehen; in Deutschland war ein gegebner Ort Xanten: sein Drachensieger sollte zu der Thebäischen Legion von Siegmunds Agaunum gehören. Das älteste deutsche Zeugnis für das Vatersohnverhältnis ist, wenn man es gelten läßt, eine Fuldaer Urkunde von etwa 750 mit 'Sigifridus, Sohn des Sigimundus'. Sonst sind wir auf das ältere Epos, Seifrieds- und Nibelungenlied angewiesen, wo Siegmund bereits, Xantens wegen, König im Niederlande ist.

Für England setzt die Übertragung des Drachenkampfes auf Siegmund im Beowulf das Nebeneinander von Vater und Sohn zu Anfang des 8. Jahrhunderts voraus.

Der Norden hat die Vaterschaft Siegmunds übernommen: so schon im Drachenhort- und kurzen Sigurdliede: daß Sigurd vater- und mutterlos erwächst, ist nur noch zu erschließen (S. 221); der Eddaprosa wie der Völsungasaga ist er König in Frankenland.

In der Saga ist es dann (S. 281) nicht die Mutter Hjördis, auch nicht der Stiefvater Alf, sondern dessen Vater Hjalprek, der den neugebornen Sigurd annimmt, ihm den Namen gibt und Großes weissagt, und bei dem er 'mit großer Liebe' aufgezogen wird. Er stellt Regin als Pflegevater an, wiewohl er ja eigentlich selbst Pflegevater ist, und Regin lehrt den Knaben Kunstfertigkeiten, Brettspiel, Runen und Sprachen, wie bei Königsöhnen gebräuchlich, aber nicht schmieden: Schmied wird Regin hier erst, als es sich um das Schwert für Sigurds Jugendtaten handelt. So wird die Naht kenntlich, die die prinzliche Erziehung am Hofe und die des Waldschmiedes verbinden soll, und Hialprek ist als neuer Fund entlarvt

Sein Name ist deutsch Helpferich, merovingisch Chilperich, und so heißt in der Tat ein fränkischer König, den wir schon kennen, der Schwager der Brunhilde (S. 136). Wir haben auch gesehen, daß auf sie und den Tod des Werbers Gogo schon früh die Dichtung von Siegfrieds Werben und Sterben übertragen wurde. Fredegar sah sie bereits so (S. 127). Zu dieser fränkischen Neuausrichtung wird es auch gehören, daß nun Chilperich als feindlicher Verwandter Pflegevater Siegfrieds wird. Hier ergänzen sich südliche und nördliche Quellen. Nun war ja Chilperich I. (561—84) ein großer Herr, der auch auf geistigem Gebiete vielleicht weithin von sich reden ließ, nicht allein durch seinen Dichter Venantius Fortunatus (S. 126ff.); was ihn aber in den nordischen Gesichtskreis brachte, wird sein Sieg über Dänen, Jüten und Sachsen gewesen sein, den wir uns wohl auch von der Art und vielleicht von der Eindringlichkeit wie den Theudeberts über den Dänen Chochilaicus-Hygelac (vor 525, S. 150ff.) vorstellen müssen: als abgeschlagene wikingische Heerfahrt an die fränkische Küste. Diese Umwelt ist auch in der Völsungasaga angenommen: Wikinger kommen, als Siegmund hingeschieden ist, mit Morgengrauen auf das verlassene Schlachtfeld, um zu rauben, und sie nehmen die Frauen und den Schatz des Königs. Es ist Alf von Dänemark mit seinen Leuten, Hjalpreks Sohn (S. 281). Diese Umstellung des Franken auf Dänemark ist aber nur eine Folge des Ein-

schubs der dänischen Helgigeschichte, der auch bewirkt hat, daß nach der Völsungasaga nun Siegmund außer seinem fränkischen noch ein dänisches Reich besitzt. Auch hier gilt also das fränkische Tiefland als Siegfrieds Heimat.

Zugleich wird es recht deutlich, wie geehrt und begehrt der fränkische Siegfried war: nacheinander zogen ihn die Gibichungen, dann Siegmund und nun Chilperich in ihren Kreis als Schwager, Sohn und Pflegesohn.

Der Preis für die Anknüpfung Sigurds an Siegmund ist im Norden die Rache an den Hundingen, die dem Vater den Tod gebracht hatten. Das muß dann Sigurds erste Tat sein. Ihr gilt Odins Hilfe, die Schmiedung des Schwertes Gram (S. 222, S. 225) und die Gewinnung des Rosses Grani, die auch in die Thidrekssaga eingedrungen ist (S. 228). Von alle dem finden sich im Süden keine sicheren Spuren: es war wohl erst der Inhalt eines jungen nordischen Liedes etwa aus der Mitte des 11. Jahrhunderts, das zumeist aus der Völsungasaga erschlossen werden muß.

3. Wieland

1. Das Eddalied. Die Dichtung von Wieland, dem Meisterschmiede, dessen Name im Mittelalter weltbekannt war und vielen Waffen die Weihe außerirdischer Herkunft gab, ist uns in Versen nur durch das erste jener 'älteren' und zuvor einmal deutschen Eddalieder (S. 165 ff.) überliefert, aber auch da zersprungen, lückenhaft, über sich hinausweisend. Die einleitende und verbindende Prosa flickt und erklärt einiges, ohne doch mehr zu wissen.

Drei walkürische Schwanenjungfrauen, Hladgud (= Svanhvit), Ölrun, Hervör kommen über den Dunkelwald zum Wolfsee geflogen, legen ihre Gewänder ab und spinnen (nämlich heldisches Schicksal). Drei Brüder, Egil, Slagfider und Völund-Wieland, albisch zu denken, nicht (mit der Prosa und gegen das Lied) als Söhne des Finnenkönigs, überwältigen sie. Aber im neunten Winter treibt es die Frauen wieder zu ihrem Walkürenwerke, und sie entfliehen (S. 45). Zwei Brüder ziehen aus, sie zu suchen, aber Völund bleibt und hofft auf die Wiederkehr seiner Hervör, indes er Gold schmiedet und die geschmiedeten Ringe aufreiht. Von ihm und seiner Einsamkeit hört der König Nidud. Seine Mannen brechen, indes Völund auf Waidwerk ist, in die Halle und nehmen die Ringe vom Baste, streifen sie aber wieder auf bis auf einen. Völund kommt heim, sitzt einsam am Feuer und zählt die Ringe: einer fehlt, und er gedenkt dabei, daß Hervör, zurückgekehrt, ihn genommen habe. Er entschlummert. Aber in Fesseln erwacht er, und Nidud ruft:

> 'Wo fandest du, Völund, im Wolfstale,
> Albenherrscher, unser Gold?
> Nicht gabs dort Gold auf Granis Wege:
> Fern dünkt mich das Land den Felsen des Rheins.'

Es ist das nibelungische Rheingold; Grani heißt im Norden das Roß Siegfrieds (S. 231), und sein 'Weg' ist skaldische Umschreibung ('Kenning') für die Heide,

auf der der Drache über dem Schatze liegt: es sind nordische Vorstellungen von Drachenkampf und Horterwerb neben die südliche des Rheingolds getreten.

Völund weist den Vorwurf des Raubes stolz zurück und antwortet wie Gunnar auf Atlis Anerbietungen (S. 251) mit Hinweis auf die eignen Reichtümer: Hladgud und Hervör sind Töchter Hlodwes = Chlodwigs, Ölrun gar Kjars = des Kaisers — was nicht zu ihrer Walkürenart stimmt; und doch ist Hervör auch der Name gleich zweier walkürischer Frauen der Hervarar-Saga und der 'Hunnenschlacht' (S. 176).

Dann ein Sprung und Wechsel des Schauplatzes zum Hofe Niduds: die Königin fürchtet den Gefesselten, wie er die Zähne fletscht, als er sein Schwert an Niduds Seite, Hervörs Ring an Bödvilds, der Königstochter, Arme sieht; und sie heißt ihm die Kniesehnen durchschneiden, daß er ohne eine Möglichkeit zu fliehen auf Saewarstad, der kleinen Insel, für den König schmiede.

In der Kürze, die wir vom alten Sigurdliede (S. 232) kennen, hören wir:

> Stets saß er, nicht schlief er, und schwang den Hammer:
> Listige Werke schuf Völund dem König.

Im Urtexte steht für 'listige Werke' 'vél', dessen Bedeutung zwischen 'Kunstwerk' und 'Tücke', 'Trug', 'Verrat' schwebt. Man muß also das 'listig' — es gehört zu 'lehren' und 'lernen' — im altdeutschen Sinne der Erfahrenheit des Geistes wie der Hand verstehen und zugleich schon etwas von der heutigen Bedeutung des Wortes einfließen lassen: 'List' heißt jetzt das zu eignem Vorteil schlau Vorbedachte und Durchgeführte. So wird der Verfertiger des ehernen Pferdes, das ein darin eingeschlossener Mensch, wenn es glühend gemacht wird, zu Sprüngen zwingt, in der Kaiserchronik (gegen 1150) ein 'Listwirker' genannt. Auch er 'eilte sich Tag und Nacht, wenig Ruhe pflag er, er goß mitten auf des Königs Hof was wie ein Roß aussah.' Der König zwingt dann den Meister, selbst die furchtbare Probe zu machen, und verbrennt danach das 'antwerc', die Maschine, die im Innern des Rosses steckte. Wenn man 'listige Werke' hiernach versteht — eine neuhochdeutsche Übersetzung des Wortspiels ist kaum zu finden —, so hat man zugleich einen Doppelgänger zu Wieland und bezieht den Vers um so mehr auf das Flugwerk, mit dem er sich dann empor- und davonschwingt.

Die Jungen des Königs kommen und beschauen die Schätze in der Truhe. Völund treibt sie, noch einmal zu kommen, ohne daheim von ihrem Wege zu sagen. Es geschieht, und Völund schlägt ihnen über der Truhe die Köpfe herunter, die Füße aber wirft er unter den Feuerherd. Und für Nidud faßt er die Hirnschalen in Silber, für die Königin macht er aus den Augen Edelsteine, für Bödvild aus den Zähnen Brustschmuck. Bödvild bringt ihren zerbrochenen Ring. Völund betäubt und überwältigt sie.

Nun bleibt noch das eine: inzwischen hat Völund auch Ersatz für die durchschnittenen Sehnen, und er erhebt sich — es ist nicht gesagt, wodurch — lachend in die Luft, indes Bödvild weinend von der Insel geht. Die Königin

sieht ihn, geht hinein und ruft, indes Völund sich auf dem Dache niedergelassen hat, den König an: 'Wachst du, Nidud?' Ja, er ist schlaflos seit der Kinder Tode wie Gunnar nach der Ermordung Sigurds (S. 232), und er schmäht die Gattin wegen ihres 'kalten' Rats. Ahnt er? Denn er fragt Völund um die Söhne. Der läßt ihn schwere Eide schwören,

'Daß Völunds Weibe kein Weh geschieht,
Daß du meine Buhle nicht morden läßt,
Ob ein Weib ich habe, das wohl Ihr kennt,
Ob ein Kind ich habe im Königssaal.'

Dann verrät er alles, was er getan, und fliegt über Niduds machtlosem Jammer zu den Wolken. Der König läßt Bödvild durch den Knecht Thakrad herbeirufen, und sie gesteht, was ihr geschehen ist: sie konnte sich Völunds nicht erwehren.

Eine solche Inhaltsangabe muß (mehr noch als sonst) einen jeden als Roheit anmuten, der ohne andre Anleitung als die in unserm kostbaren Thulebande das verdeutschte Lied offnen Herzens auf sich wirken läßt: es ist wie eine aus ihren dunklen Winkeln glimmende und glänzende Vorhalle, durch die man in die Welt der eddischen Helden eintritt. Er sieht gleich zu Anfang mit erfüllter romantischer Sehnsucht die Walküren in einer Märchenwelt am Werke, die nun das Schicksal spinnen werden (vgl. S. 45f.); er genießt die rasche Entwicklung und die seelenvolle in ihrer Sicherheit schweigende Liebe des Helden, die so absticht von dem stürmischen Drang der Brüder; die schwermütige Einsamkeit auf der Jagd und am Feuer, das tiefe Gedenken, Sinnen und Sehnen, das leise aufflackernde Hoffen bis zu dem müden Einschlummern: da lösen sich dem besinnlichen Betrachter Bilder um Bilder aus immer dämmrigeren Hintergründen. Und zu dem verglosenden Feuer das Blinken der Mannen im Mondlicht und ihr heimtückisches Handeln. Noch stärker gegensätzlich der tragische Schlag gegen die letzte Hoffnung des Entschlummernden: die Fesselung. So aber steht noch öfters verweilendes Malen neben plötzlich-sturmischem Handeln.

Und nun in raschem Umschwung über die Trotzrede zu der zähnefletschenden Wut und der Rache, die unterirdisch, auch für den Leser unsichtbar erwächst: das Schmieden des Flugwerks, der Plan des Kindermords sind kaum angedeutet, der Frevel an Bödvild springt plötzlich aus der Gelegenheit, und wie die Jungfrau grade dem Frevler noch ihr bestes Vertrauen bekundet, so rufen einander die Knaben harmlos zum Ringebeschauen. Aber ausgezählt wird die Rache, bis alles vergolten ist, und hier ruft den Leser ein altertümlicher Gleichlauf des Wortlauts im Vorschreiten immer wieder zum vorigen zurück: wir hören nach dem Geschehen auch seine Aufzählung vor Nidud in bohrender Wiederkehr, als wären die Taten vor Zeiten einmal in Worte geprägt. Nun wendet sich auch die Tyrannei des Königs — indes die Königin ins Dunkel zurücktritt — in Jammer, Ohnmacht und Weichheit. Aber es schließt nicht

mit dem Triumphe Völunds, sondern mit der Not der unschuldigen Bödvild, die von dem gebrochenen Vater nicht mehr mitsamt ihrem ungeborenen Kinde einen raschen Tod empfängt, sondern ein neues Leben heraufzuführen scheint.

Das Ganze ist so reich an Farben und Klängen, weichen, verzagten, angelsächsisch-wehmütigen wie grausamen und grellen, seine Lücken und Sprünge, selbst die flickende Prosa, verstärken noch das Andeutende, Hintergründige der Erzählung, daß die nachdrängende Einbildungskraft, wenn sich auch vielleicht hier und da das Ursprüngliche gewinnen ließe, wie in einem Rausche auch das Widersprüchliche und Unverständliche ausgleicht und mitgenießt: wie es einst die Arnim und Brentano am deutschen Volksliede taten.

Aber wir wissen ja, daß hinter diesem verwitterten nordischen Gedichte ein südliches liegt — schon Versbau und Namen besagen das (S. 166ff.) —, und so möchten wir ihm doch die Brünne aufreißen und das schlummernde Wesen erwecken.

Es ist leicht zu sehen, daß unser Lied inmitten abbiegt und die Geschichte von den Schwanfrauen ohne Ausklang ist, wenigstens hören wir nicht, ob Egil und Slagfider und schließlich auch Völund sie wiederfanden. Wir haben also hier wieder das Zusammenwachsen zweier Fabeln, das wir aus Drachenkampf- und Hortlied, aber auch aus 'Jungfrauenerweckung' und 'Siegfrieds Tod' kennen (S. 222, S. 250)? Aber es scheint hier noch mehr wie im 'Hürnen Seifried' zu sein, wo das erste Lied verkürzt zur Einleitung des zweiten gemacht ist (S. 219)? Ja, eine Einleitung können die Schwanfrauenstrophen sein, sofern Völunds Verhältnis zu Hervör erst seiner Rache eine tiefere Seele gibt und der Ring an Bödvilds Arm nun nicht irgendeiner ist; sofern jetzt dies furchtbare Schicksal von jenen gesponnen und die Rache von Hervör mit gewoben und dem flugmächtigen Schmiede die flugmächtige Jungfrau bestimmt ist. Gewiß entsteht so ein Bruch in der Stimmung wie in Völunds Charakter, und es entsteht zugleich die Möglichkeit jener epischen Entwicklung, die wir an Kriemhild beobachtet haben (S. 216f). Aber die angeblich erst einer jüngeren Zeit zugehörige Weichheit des ersten Teils erstreckt sich auch in den zweiten — z. B. in den letzten Auftritt der Bödvild —, ohne daß wir Zutat oder Änderung überall ausscheiden könnten. Von da aus läßt sich also nicht mehr erweisen, daß diese Einleitung ursprünglich selbständig und eine nachträgliche Zutat war, und man muß es doch auch sehr fraglich finden, ob ein Nachfahr all jene tiefen Verflechtungen der Schwanfrauen mit der Rache Völunds leichter hätte anbringen können als der Dichter selbst.

Daß gleichwohl das südliche Lied im Norden bearbeitet ist, das erwiese allein schon die herausgehobene Strophe mit der in eine skaldische Kenning gefaßten Erinnerung an die nordische Form von Sigurds Drachenkampf und Hortgewinn. Wir erinnern uns aber auch, daß die durch falsche Übersetzung hereingekommene Rolle Völunds als Albenkönig auch weiterhin festgehalten ist (S. 166), und es kommt noch andres hinzu.

2. Thidrekssaga. Eine Doppelheit der Wielandüberlieferung zeigt auch die Thidrekssaga: auch sie gibt zu der Rache Velent-Wielands eine Vorgeschichte, aber eine andre, lange, roman- und märchenhafte. Die ist wie die Rachegeschichte selbst zwiefach erhalten, die ursprüngliche Fassung in jungeren Handschriften, die Bearbeitung in einer älteren, beide vom Verfasser selbst. Wir gehen von der ursprünglichen aus.

Danach war Velent Sohn des Meerriesen Vade. Der bringt ihn erst zu Mime ins Hunaland (Niedersachsen), wo grade Jung-Sigurd wirkt, dann zu zwei höchst kunstfertigen Zwergen im Berge Ballofa in die Schmiedelehre. Dort befreit er sich schließlich und fährt in einem Unterwasserkahn die Weser hinab ins Meer. (Der Name des Flusses wird erst später kenntlich.) Fischer des Königs Nidung von Ty in Jütland ziehen ihn heraus. Er zeigt am Hofe seine wunderbare Kunst, besonders im Wettstreit mit dem Meisterschmiede Amelias, der von der Saga ebenso wegen seiner Schmiedekunst als Gegenstück zu Velent in die Vorgeschichte gezogen sein mag, wie die Schwanfrauen wegen ihrer Fliegekunst in die Einleitung des Liedes. Er fertigt unter anderm drei immer bessere Schwerter, die alle drei die uns schon von Regin und Sigurds Schwerte her bekannte Probe mit der Wollflocke im Strome bestehen (S. 221). Das beste, Mimung, behält Velent für sich. Als er den zauberischen Siegstein dem Könige noch rechtzeitig ins Feld bringt, soll er die Hand der Königstochter haben. Der Mundschenk lauert ihm auf und wird von ihm erschlagen. Dafür muß Velent in Verbannung gehen. Er will nun durch eine Zauberspeise die Liebe der Königstochter erzwingen, und er vertauscht dazu ihr jegliches Gift verratendes Zaubermesser mit einem gleich aussehenden wirkungslosen. Aber sie ahnt den Betrug, Velent wird ergriffen, und nun muß er bestraft werden.

Man sieht: die Wirkung des Zaubers ist durch das 'Ahnen' beseitigt, weil erst eine neue Geschichte über die Gewinnung der Königstochter und die Rache an ihr berichten sollte, nämlich die uns schon aus dem Eddaliede bekannte.

Jenes zusammengesetzte Allerlei entstammt meist dem Märchen (der Siegstein), dem höfischen Roman (der nebenbuhlerische Mundschenk), antiken Anekdoten (Amelias) und der Vorzeitsaga (Sigurd beim Schmiede), und eine Vorzeitsaga wie die von Sigurd (S. 214) könnte man vielleicht als Vorlage ansetzen, die alles dies schon umfaßt hätte, wenn nicht Hunaland, die Weser, der Berg Ballofa (Balve) und Sigurd bei Mime auf die niedersächsischen Erzähler wiese, die auch diese Geschichte (wie die von den Nibelungen) im eignen Lande beheimateten.

Wir können das dahingestellt sein lassen, denn zu der alten Heldenliedwelt wendet es sich erst mit der Bestrafung Velents: es werden ihm die Fußsehnen durchschnitten, und er muß in einer besonders hergestellten Schmiede für den König arbeiten.

Unerwartet kommt da der schöne Meisterschütz Egil, Velents Bruder, zu Nidung. (Nach der Bearbeitung hätte ihn Velent gerufen.) Nidung nimmt ihn

wohl auf, wenngleich er ihn nicht kennt, erprobt seine Kunst mannigfach und schließlich auch mit dem Tellischen Apfelschuß. Der Schütz legt auch hier erst einen Pfeil beiseite. Die Antwort auf das Warum des Königs ist nur in der Bearbeitung erhalten, desgl. der Satz, daß alles den Schuß lobt, und der Verfasser fügt nach dem eddischen Liede hinzu, daß man den Schützen Ölruns Egil heißt.

Erst jetzt kommt der Sagamann auf die Rache.

Der König hat zwei Söhne und eine Tochter, die in der älteren Fassung noch einen Namen hat, Heren, und die der König sehr liebt. Sie zerbricht beim Spiel im Garten ihren besten Goldring, und da sie nicht wagt, es Vater und Mutter zu sagen, wendet sie sich an eins ihrer Madchen um Rat. Die meint, den kleinen Schaden werde Velent leicht gut machen. Das Mädchen kommt zu ihm, aber er will ohne Nidungs Erlaubnis nicht helfen. Da geht die Prinzessin selbst. (Nach der Bearbeitung folgt ihr das Mädchen bis zur Schmiede; die Prinzessin bittet, aber Velent 'will erst etwas andres schmieden':) Sie wird vergewaltigt. Velent heilt dann den Ring, sie geht, und beide schweigen.

Die beiden Söhne (die Bearbeitung zählt drei) kommen mit ihren Bogen zu Velent und bitten, ihnen Pfeile zu machen. Velent will nur mit Erlaubnis des Königs für sie schmieden; wenn sie aber doch etwas geschmiedet haben möchten, sollen sie im Schnee rückwärtsgehend zu ihm kommen. Es geschieht, und Velent erschlägt sie; ihre Leichen wirft er unter den Blasebalg. Als sie gesucht werden, zeigt er, daß ihre Fußspuren von ihm fortführen. Aus den Schadeln macht er Trinkschalen und aus den andern Knochen Tafelgerät, wie es im einzelnen ausgemalt ist.

Es folgt ein Rückblick auf die Rachetaten und unmittelbar danach Velents Bitte an Egil, große und kleine Federn zu besorgen. Velent schmiedet 'einen Flügel', was der Sagamann aber als ein Fluggewand versteht und Federhemd nennt: in einem Federhemd fliegen germanische Götter und Göttinnen, dann auch Engel und Teufel, nicht mit angehefteten Flügeln. 'Flügel' ist ein deutsches Fremdwort im Nordischen: es ist aus dem deutschen Liede überkommen.

Als der 'Flugel' fertig ist, soll ihn Egil erproben. Velent gibt aber böse Ratschläge dazu: du sollst gegen den Wind auffliegen, du sollst hoch und tief fliegen und mit dem Winde landen. Der zweite ist die einfache Umkehrung des guten Rats, den der alte griechische Meisterschmied Dädalus seinem Sohne Ikarus gibt, als sie mit Hilfe der von ihm gefertigten Flügel gemeinsam der Haft des Königs Minos entfliehen wollen: wenn er zu hoch flöge, würde das Wachs, das die Federn verbindet, an der Sonne schmelzen, flöge er zu tief, würde das Wasser des Meeres sie beschweren und hinabziehen. Ikarus fliegt zur Sonne und stürzt in die Flut. So lesen wirs bei Ovid. Die beiden andern Ratschläge kann man nur zur Not seinem Wortlaut entnehmen. Der Sagamann kehrt die guten Ratschläge einfach um oder läßt (bei dem zweiten) die Verneinung weg, um böse daraus zu machen, und erreicht so mehrfachen Unsinn: Egil stürzt

nicht (bei Hoch- und Tief-Fliegen), aber er bricht fast den Hals, als er mit dem Winde landet. Dazu die Worte: 'Ginge das Landen so gut wie das Fliegen, so wäre ich schon anderswo, und du bliebest hier gefangen': woher wußte er, wie das Landen sei? Offenbar wollte der Sagamann die Flügel erproben, aber auch Egils Flucht verhindern lassen, desselben Bruders, der bis dahin behilflich war und nachher noch behilflich sein sollte. Dazu wird er in die völlig widerstrebende Rolle des Ikarus gepreßt.

Velent läßt nun die Königstochter durch Egil zu einer Zwiesprache bitten und verheißt ihr dann einen Sohn. Den soll sie aufziehen und mit den Waffen ausrüsten, die ihm der Vater geschmiedet und dort niedergelegt hat, wo der Wind aus- und das Wasser eingeht, d. h. nach der Bearbeitung: in der Esse. Und sie geloben einander, niemand sonst zur Ehe zu nehmen. Nun steigt Velent mit Egils Hilfe auf das Haus, nimmt 'den' Flügel und erhebt sich. Dem Bruder gebietet er, falls er gezwungen werde, auf den Bruder zu schießen, solle er auf die linke Seite zielen: da trägt Velent eine Blase mit Blut der Nidungsöhne. Er fliegt auf den höchsten Turm und ruft nach Nidung. Er offenbart ihm all seine Rache (auch die für die Schandtaten der Vorgeschichte) und fliegt davon. Egil muß auf ihn schießen, trifft die Blase, und man glaubt den Flüchtling tödlich getroffen. Aber der kommt heim nach Seeland und bewirtschaftet den Hof seines Vaters Vade.

Es folgt dann noch eine Versöhnung Velents mit Nidungs Nachfolger und Sohn. (Ein dritter: um deswillen in der Bearbeitung gleich zu Anfang drei Nidungsöhne gezählt sind.) Die Tochter wird nun rechtmäßig mit Velent verheiratet. Der Sproß der Rache aber ist Vidga, unser Witege (Kap. VI. 5).

In seiner Darstellung hat der Sagamann namentlich durch Umstellungen geändert: so tritt die Rache an den Söhnen richtiger vor die an der Tochter, und Egils erster Auftritt folgt nun erst der Rache. Hiermit ist gewonnen, daß die übrigen, nämlich die Einladung der Königstochter zur Zwiesprache, die Besorgung der Federn, die Flugprobe und Velents Flug unmittelbar anschließen und eine kleine zusammenhängende Saga von Egil entsteht.

Indessen läßt die erste Fassung noch weniger als die zweite die Meinung zu, daß der Sagamann die Egilgeschichte erst eingefügt habe: er fand sie schon in diesem Zusammenhange vor.

Von dem, was er sonst voraushat, können wir die Schlußversöhnung mit dem dazu benötigten dritten Sohne Nidungs und die Anknüpfung Witeges (S. 193) übergehen; außerdem finden wir nur ein paar Ausmalungen wie das Rückwärtsgehen der Knaben; eine neue Gestalt ist das Madchen, das mit der Königstochter zu Velent kommt; dazu der widerliche Schwank mit der Blutblase, der doch die Rache noch steigern soll, und dem erzwungenen Schusse desselben Helden, der kurz zuvor den zweiten Pfeil eben diesem Könige bestimmt hatte und dessen Bestrafung noch ausstand! Wir werden deshalb auch die nirgend sonst bezeugte Flugprobe, die ihn noch weiter verbiegt, für

einen Zusatz von der Art der antiken Anekdoten halten, wie sie auch die neue Vorgeschichte der Saga enthält.

Aber es fehlt die feindlich-ahnende Königin (die also eine Zutat des Eddaliedes sein könnte), und der Ring ihrer Tochter ist nicht Hervörs, der Entschwundenen, sondern 'der beste' Bödvilds, natürlich: wegen der andern Vorgeschichte. Aber die ist ja unecht, wie die Jung-Siegfrieds in derselben Saga (S. 220), und das 'beste' klingt völlig wie eine notgedrungene Verdünnung von 'Hervörs': eine Bestätigung dafür, daß die neue Vorgeschichte an Stelle der alten getreten ist.

3. 'Friedrich von Schwaben'. In dem mittelhochdeutschen Märchenepos (S. 219) ist Prinzessin Angelburg verzaubert; bei ihr sind zwei Jungfrauen, die aber nicht in die Zauberbedingungen einbegriffen waren. Friedrich mit dem Decknamen Wieland (der vorsorglich zwei Brüder für sie hat) findet auf der Jagd die Angelburg: so ist Wieland auch im ersten Teil des Eddaliedes Jäger! Aber er erfüllt die Erlösungsbedingungen nicht, und die beiden mussen sich trennen. Die drei Mädchen sind zu Tauben geworden, die baden mittags in menschlicher Gestalt, wie unsere Schwanfrauen, im 'lichtesten Quell', und ihre Gewänder sollen dabei liegen. Der Held nimmt sie. Nur eine der Jungfrauen erkennt ihn (nach zwanzig Jahren!), die andre bittet um die Gewänder. 'Nur wenn eine von euch mich zur Ehe nimmt.' Man verhandelt, sie sagen zu, er liefert die Gewänder aus und begehrt Angelburg. Sie jammert, aber er gibt sich zu erkennen, und beide werden ohnmächtig vor Freude. Hochzeit. Nach neun Jahren stirbt Angelburg: wie im neunten Winter Völund von Hervör verlassen wird.

Daß diese Geschichte der Amor- und Psychefabel aufgepfropft ist (S. 219), sehen wir am ehesten an der Lästigkeit der unbrauchbar gewordenen Dreizahl: Friedrich sucht ja nur Angelburg, die Wielanddichtung hat von vornherein drei Paare zur Verfügung. Noch mehr: in den Märchen treten zwar auch mehrere Schwanfrauen auf, aber immer nur ein Held, und auch wenn er alle Gewänder nimmt, behält er doch nur eins zurück, und nur eine bleibt bei ihm, nirgends als im Wielandliede der Edda sind es drei Männer und drei Frauen.

Um so klarer ist es, daß der Dichter ein deutsches Wielandlied wie das der Edda mit drei Helden und drei Schwanfrauen benutzte; wie käme auch ein zweiter Held mit demselben Namen Wieland zu einem märchenhaften Weibe durch Raub ihres Gewandes?

Wenn wir aber den Tod der Angelburg nach neun Jahren dem Verschwinden der Hervör nach neun Jahren gleichsetzen, so fehlt zu dem ersten Teile des Eddaliedes kein Schluß mit dem Wiederfinden: so traurig schließt eben die Ehe mit Unirdischen (S. 48), und wir dürfen nicht glauben, daß es ein vollständigeres Schwanfrauenlied gab, dessen erster Teil hier als Einleitung ubernommen wäre. Es ist vielmehr ein Märchen mit Frageschluß als Einleitung, der auch uns unbeglückt entließ: was geschah nun weiter? Unser Dichter

gibt eine der möglichen Antworten. Aber nur auf seinen Wieland zugeschnitten. Die Entlehnung verrät sich durch die Unausgefulltheit der märchenhaften Dreizahl.

Aber für den Inhalt des zweiten und Hauptteiles eines deutschen Wielandliedes ergibt der 'Friedrich von Schwaben' nichts, und wir sind da auf den Bericht der Thidrekssaga angewiesen, bis wir die altenglische Überlieferung heranziehen.

4. Altenglische Überlieferung. Sie beginnt im 8. Jahrhundert mit dem leider unvergleichlichen Runenkästchen (S. 124f.). Die Vorderseite trägt auf der linken Hälfte in das Walroß geschnitzt eine Darstellung von Wielands Rache. Wir sehen ihn, schon an den geknickten Beinen kenntlich, in einer wohleingerichteten Werkstatt. Seine Linke hält in einer Zange das Haupt eines Kindes über den Amboß; die Leiche liegt darunter. Mit der Rechten empfängt er von der vor ihm stehenden Königstochter den zerbrochenen Armring. Neben ihr die Magd mit einem Beutel, dem sie den Ring eben entnommen haben mag. Über dieser (an der Wand zu denken wie noch einiges Gerät) zwei Gebilde, die für Flügel gehalten werden könnten; und neben ihr, wegen der Verengung des Platzes (unter dem Schlüsselloch des Kästchens) verkleinert, Egil beim Vogelfang. Alles Nacheinander ist also kunstvoll in ein Bild gebannt; dazu auch die Zweiheit der Knaben vereinfacht.

Auf dem Deckel finden wir, in Runenschrift unzweideutig genannt, Aegili. Er steht in der Tür oder im Fenster eines zinnenbewehrten Hauses, mit einem Pfeil auf dem Bogen; ein zweiter, wie zur Kennzeichnung des Meisterschützen nach der Apfelschußgeschichte, liegt vor ihm; dazu, um ihn herum, eine Menge von Steinen, wenn anders diese rundlichen Klumpen so zu deuten sind. Hinter ihm unter einer Art von Hochsitz-Baldachin eine weibliche Gestalt, die einen Stab hält — wenn es nicht eine Stange des Hochsitzes ist. Sie sind in Verteidigung gegen die auf der linken Bildhälfte dargestellten anstürmenden, mit Pfeilen und Steinen überschütteten Feinde. Einer von ihnen stürzt. Einem ist der Schild von zwei Pfeilen durchbohrt. Einer sitzt am Boden, das Schwert noch in der Hand, einen Pfeil in der Brust. Zwei liegen niedergestreckt, einer am obern, einer am untern Bildrande. Über den untern beugt sich eine Gestalt mit aufgelöstem Haar und scheint ihn am Fuße zurückzuziehen. Er ist von einem Steine am Kopfe getroffen. Ein äußerst lebhaftes Bild, die Einzelheiten unsicher, sicher aber das Ganze. Es ist ein neues Stück von Egil, und zwar das weitaus älteste Zeugnis der Fabel, die eine 1536 zuerst überlieferte Ballade von dem Wilderer und Outlaw William of Clondesly besingt. Auch ihm ist der Apfelschuß zugeschrieben. Er ist Jäger wie der Egil des Wielandliedes, und mit ihm, wie dort, zwei Brüder. Er besucht heimlich sein Weib Alice. Da kommen 'iustice' und 'sherife' und lassen sein Haus umstellen. Sie sieht es vom Fenster. Er nimmt Schwert, Schild und Bogen und bringt die Kinder in das sicherste Gemach. Alice tritt mit einer Axt in die Tür und ruft aus:

Der soll sterben, der tritt hinein
In dies Tor, solang ich kann stehn.

William aber nimmt Bogen und Pfeil und trifft den Richter in die Brust: wie auf dem Kästchen! Als Feuer angelegt wird, läßt er Weib und Kind durch ein rückwärtiges Fenster hinaus. Aber seine Bogensehne verbrennt, und so stürzt er sich, um nicht in den Flammen zu sterben, mitten unter die Feinde und wird endlich dadurch gefangen, daß man 'Türen und Fenster' auf ihn wirft.

Diese Egilfabel rückt also von der Wielandischen ganz ab: der Apfelschuß des mißhandelten Gefolgsmannes, der in dem Entschlusse aufbegehrt, einen etwaigen Unglücksschuß zu ahnden; die kühne Antwort auf die Frage um den zweiten Pfeil; die Rache des Königs, der die Belagerung gebietet; der Schuß, der nun wirklich den Tyrannen trifft; die germanische Brenna, die wir z. B. aus der Völsungasaga kennen — so ergänzt die hilfreiche Einbildungskraft.

An Zugen der vornordischen Wielanddichtung bietet das Kästchen die Rache an Niduds Sohn und Tochter und etwa die Flügel; über das eddische Lied hinaus den Vogelfang, der sonst ganz fehlt, und die begleitende Magd, die nun der Saga bestätigt wird; aber nichts von einer der beiden Vorgeschichten

Die Rolle Egils wird es gewesen sein, die veranlaßte, daß noch Weiteres von ihm dargestellt wurde. Man fragt doch auch selber: was wird aus Egil, nachdem Wieland entflogen ist? Und die Saga hat dieselbe Verknüpfung begonnen, indem sie die Geschichte vom Apfelschuß einschob, vielleicht auch die vom Rat des Dädalus an Ikarus.

Die englische Dichtung scheint den Bildern des Kästchens kaum etwas hinzuzufügen: in 'Deors Klage' (S. 150) ist Welund mit durchschnittenen Sehnen in Nidhads Gefangenschaft, Beadohild 'weniger in Jammer um den Tod der Brüder als um die Schwangerschaft, der sie gewahr ward'. Aber daß Welund nicht nur 'Kummer', sondern auch 'Sehnsucht zu Genossen' hat, eröffnet auch hier die Möglichkeit, daß in dem Wielandliede, das Deor kannte, die Vorgeschichte mit den Schwanfrauen und dem Verlust der Gattin nicht fehlte. Daß es ein solches Lied bei den Angelsachsen gab, bezeugen (abgesehen von andern Überlegungen) gewisse Eigentümlichkeiten des Versbaus und starke Übereinstimmungen im Wortlaut des eddischen Liedes und der 'Klage Deors'. Die Namen Nidhad und Beadohild enthalten aber endlich auch die deutschen Nidhad und Baduhild, die im Norden zu Nidud (Nidung) und Bödvild entstellt sind.

5. Das ursprüngliche Lied. Dieses Lied wäre vom Festlande zu den Angelsachsen gekommen, vermutlich die Schwanfrauengeschichte, sicher Wielands Gefangennahme, Lähmung, Rache und Flucht umfassend wie das eddische, dazu aber noch die nun doppelt bezeugte Hilfe Egils. (Auf der Vorstufe der Thidrekssaga (S. 170f.) ist die Einleitung durch eine andre ersetzt.)

Ein geschichtliches Vorbild gibt es für diese Dichtung begreiflicherweise nicht. Aber man gedenkt bei der Befreiung Wielands alsbald an die alte Fabel

von Dädalus und Ikarus und stellt als Grundgemeinsamkeit fest: den durch selbstgefertigte Flügel aus der Haft eines bösen Königs entrinnenden 'Schmiede'-Künstler.

Befestigt wird diese Anknüpfung noch durch die Flügel, die, als dem heimischen Flughemd widersprechend (S. 294), aus der Fremde übernommen sein müssen, die aber schon im Eddaliede, sehr zum Nachteil der Verständlichkeit, wieder ausgeschaltet wurden.

Im übrigen läßt sich zeigen, daß unter den mannigfachen antiken Erzählungen des Stoffes die in der großen Vergilerklärung des Servius gegebne das Vorbild des germanischen Dichters gewesen sein muß: da sie ihren Bericht über Dädalus mit einer Großtat des gelähmten Schmiedegottes Volcanus beginnt und so dessen Gelähmtheit auf Wieland zu übertragen nahelegt; da sie diese Verbindung sozusagen selbst vollzieht, indem sie den Namen Volcanus mit volare 'fliegen' erklärt; da sie auch in der Vergewaltigung der Minerva, die des Schmiedes Kunst in Anspruch zu nehmen kommt, ein Vorbild für die Schmach der Bödvild bietet. In dieser Erzählung hören wir auch, daß Dädalus die Federn für seine Flügel von bestochenen Wächtern besorgen läßt: das ist zugleich ein neuer Beweis dafür, daß die Rolle, die Egil auf dem Runenkästchen und in der Saga hat, auch schon im ältesten Liede vorhanden gewesen und ebenfalls in der Edda ausgefallen sein muß.

Aber auch zum Namen Wieland könnte Servius wenigstens die Anregung gegeben haben. Der englische König Alfred der Große (S. 145f.) nämlich beginnt die lateinischen Verse

> Wo sind jetzt die Gebeine des getreuen Fabricius geblieben?
> Was ist nun Brutus oder der strenge Cato?

folgendermaßen zu übersetzen:

> Wo sind nun des weisen Wieland Gebeine,
> Des Goldschmiedes, der einst der berühmteste war?

Als Grund für diesen wunderlichen Ersatz — des sittenstrengen altrömischen Censors durch den bösartigen Meisterschmied — fügt er ein: weil man an diesem sieht, daß keine von Gott gegebne Kraft je geraubt werden kann. Darnach erst kommt er auf die beiden andern Römer der Vorlage. Aber jener christliche Seitensprung erklärt den Zusammenhang keineswegs. Vielmehr muß der König gewußt haben, daß in Fabricius faber 'der Schmied' steckt, und dadurch auf Wieland verfallen sein. Ob ihm demnach auch dessen Name schlechthin 'der Schmiedende' bedeutete? Es erscheint als das Natürlichste, daß Wieland, in früherer Form wēlant, eine alte Partizipialbildung zu einem Verbum ist, dessen Bedeutung wir aus dem (S. 290) besprochenen altnordischen vél 'List', 'Kunstwerk' erschließen. Weland wäre dann ein sprechender Name wie 'Heiland' zu 'heilen' oder Wiegand zu wīgan (wīhan) 'kämpfen'. Desto leichter konnte so König Alfred von Fabricius auf Wieland geführt, um so leichter auch der Name einst erfunden werden, wenn man sah, wie Servius

seinen Volcanus aus volare 'fliegen' erklärte. (Auch Dädalus bedeutete einst nur 'Künstler'.)

Servius wurde mit und für Vergil, den abgründigen Träger alles Wissens, die Säule der spätantiken Schule auch in ihrer letzten Erniedrigung. Aber ein Germane und Servius? Das braucht man nicht anzunehmen: hier können wir die Mythographen noch weit besser brauchen als bei dem Tereusmahl: sie haben ihre Götter- und Heldengeschichten ja gerade aus den umgebenden grammatischen und andern Erklärungen des Servius herausgelöst und tragen diese ihre Abhängigkeit deutlich zur Schau, namentlich jener erste, vatikanische (S. 133, S. 272). Aus Büchern solcher Art muß man sich mitgeteilt denken, was nun der germanische Dichter neu einkleidet.

Die Form ist schon da, die des Heldenliedes. Fur sie wird über die glatte Erzählung das schwere, strotzende Reden erhoben, das nun, wie der Vers im kleinen, aus der Ebene ein schroffes Auf und Ab macht, aber auch Zerlegung der Gestalten in zwei erfordert: König Minos erhält eine Königin, die dann wieder verschwindet, Bödvild eine Magd, die wohl die von Deor angedeutete Klage anzuhören hatte. Für sie aus dem reichen Inhalte der Dädalusgeschichten die einsträngige Handlung ausgewählt: nichts von dem unentrinnbaren Netze, das der Meister für Mars und Venus, von der ehernen Kuh, die er für Pasiphae schuf, von der Flucht des Theseus, die er bewerkstelligte, oder dem Sturze des Ikarus ins Meer: es bleibt nur das Flügelschmieden mit Hilfe des Wächters und das Davonfliegen. Dazu neu die Rache an Minos, zu deren Ausbau nur die Vergewaltigung der Minerva einen Anstoß geben konnte — und der Frevel an Bödvild behält etwas Südlich-Fremdartiges. Neu ferner die Verbreiterung der Rache durch den Mord an den beiden Knaben, und hier, wo die antike Quelle versagt, springt auch schon die germanische ein, das 'Leben des Hl. Severin' von dem Abte Eugippius um 511 vollendet, die Hauptquelle für die Geschichte der Rugier und des untergehenden Römertums im Donaugebiet etwa zwischen Enns und ungarischer Grenze. Das Werk ist in mehr als 50 Handschriften erhalten und weit bekannt gewesen. Darin das, was von der bösen Rugierkönigin Giso, ihrem Söhnchen Friedrich und den germanischen Goldschmieden erzählt wird, die sie zu Herstellung königlichen Schmucks in strenger Haft hielt. Zu ihnen kam der Knabe 'aus kindlichem Antrieb' hinein, 'sie' setzten ihm ein Schwert auf die Brust und schwuren, ihn umzubringen und sich selbst dieses qualvollen Lebens zu entledigen, wenn jemand eindringe, bevor ihnen eidlich ihre Freilassung zugesichert sei. Das geschieht auf Vermittlung des Heiligen, sie geben den Knaben frei und können von dannen ziehen.

Der Knabe unter dem Schwert der gefangenen Goldschmiede: man würde dieses Gemeinsame schwerlich für hinlänglich halten, eine Abhängigkeit des Wielanddichters zu begründen, zumal ja der Knabe Friedrich gerettet wird, wenn es sich nicht gerade um ein Mehr gegenüber der antiken Vorlage handelte. Außerdem aber scheint hier die Anregung gegeben, für einen gefangenen und dann entkommenen griechischen einen gefangenen und dann entkommenen

germanischen Goldschmied einzusetzen, d. h. überhaupt die ganze fremde Fabel in heimisches Gewand zu kleiden: von hier aus wäre dann auch alles Übrige umgedacht.

Für uns aber handelt es sich zunächst um die Ausstattung der Untat an den Nidhadsöhnen. Auch sie ist nun germanisch: im Märchen vom Machandeboom köpft die böse Stiefmutter das Kind mit dem Deckel der Truhe (noch nicht sinnlos 'über' ihr); Entsprechendes ist für die Merovinger bei Gregor nicht weniger als dreimal bezeugt (S. 56), und es kommt auch im französischen Märchen von der weißen Taube vor. Der Knabe ist verdoppelt: doch wohl zur Steigerung wie der Proknes im 'Burgundenuntergang', und der Attilas im Liede vom Tode der Helchensöhne (S. 208, S. 272). Becher von Feindesschädeln gehören wieder zu den Eindringseln aus dem antiken Schrifttum und sind dort schon von Herodot für die Skythen, später namentlich für Kelten bezeugt; germanisch sind sie (schon nach Ausweis der Gräberfunde) nicht, und auch im Liede von Alboins Tod (S. 326f.) handelt es sich um eine Entlehnung.

Die Rolle des bestochenen Wächters erhält Egil. Der war als meisterlicher Schütze zur Beschaffung von Vogelfedern zwar wohlgeeignet, aber es war schwierig, ihn selbst herbeizuschaffen, und ebenso schwierig, dies Zwischenspiel in seiner eignen Fabel unterzubringen. Die einzige Vorsorge war durch seine Einbauung in die Vorgeschichte getroffen (S. 289).

Solche Schwierigkeiten eben kennzeichnen das selbständige Zusammensetzen einer neuen Handlung mit neuem Antrieb, aber aus vorhandenen Stoffen. Und das könnte nun auch von der Schwanfrauen-Einleitung gelten: wenn man den Bruch des Liedes und die vielen Versuche, ihn zu überbrücken (S. 292), als Spuren des Neuschaffens betrachtete.

Aber der Held wird kein König oder Gefolgsmann oder Recke nach Art der germanischen Lieder. Er bleibt ein Schmied und wird darin zum Helden. Freilich bekommt er von dem Gotte Volicanus-Volcanus etwas Göttliches mit, indem er, germanischen Vorstellungen entsprechend, zum Alben gemacht wird. Solche albischen Schmiede gab es (S. 37f.), nun erhielt einer den sprechenden Namen (der dann auch als Personenname gebraucht werden konnte) und ließ um so mehr alles Dämonische in seiner Kunst wie in seiner Rache erwarten. Und indem der Dichter einer solchen Gestalt die Gelähmtheit des alten Schmiedegottes gibt, sie aber als furchtbare Mißhandlung erleben läßt, erkämpft er sich die Möglichkeit, das ersehnte, erst recht heimisch machende Motiv des germanischen Liedes, das der Rache, einzuführen, es in der Vorgeschichte zu unterbauen und aus der Albenart des Helden bis ins Letzte und Fürchterlichste zu entwickeln. Die Befreiung ist hier zum Gipfel einer Reihe von Untaten geworden, die er z. T. selbst hinzufügt und vom Leiblichen ins Schmerzlich-Seelische emporsteigert und fast auszählt — hier wird etwas von Kunsthandwerk sichtbar —, und das Ganze krönt ein grauenvoller Triumphhohn.

Danach auch versteht sich sowohl das Heranziehen der Schwanfrauen wie das Lockere ihrer Anknüpfung mit der besprochenen Unerfülltheit der ge-

gebnen märchenhaften Dreizahl. Es ist, als ob der Dichter, nachdem er dies echt zwieschlächtige, machtige Albenbild geschaffen, nun weit über das Germanische hingreife, um dem Übernommenen den Reichtum des Heimischen entgegenzusetzen: das ahnungsvolle Schweben dieser Wesen zwischen Diesseit und Jenseit, zwischen Zauber und Weissagung, Frauen- und Kriegertum, Liebe und unüberwindlicher Fremdheit, ein Bild, zu widerspruchsvoll-lebendig vielleicht, als daß es sich mythologisch hätte rechtfertigen lassen.

Minos erhält den kennzeichnenden Namen Nidhad, aus 'Feindschaft' und 'Kampf' zusammengesetzt, und er wird Furst eines rätselhaften Volkes in einer rätselhaften Landschaft, deren Ferne noch Wundern offensteht. Seine Entwicklung flicht sich in Wielands ein, indem sie entgegengesetzt verläuft: von der Härte roher Habgier zu weicher Gebrochenheit. Sein Weib lenkt ihn, sie erkennt, daß der Gefangene 'nicht geheuer' ist, sie gibt den Rat, ihn zu verstümmeln, und diesem Rate schreibt Nidhad ahnend alles Unheil zu. Bödvild und die Knaben sind zwar mit ein paar lebhaften und rührenden Einzelzugen bedacht, sind aber doch so, wie sie im Eddaliede auftreten, kaum mehr als Werkzeuge der Rache. Was Bödvild einst mit der Magd zu sprechen gehabt habe, vermuteten wir aus den Worten von Deors Klage.

Nirgend sonst in der germanischen Dichtung sehen wir so in die Tiefe des ersten Schaffens und eines Kunstverstandes, der zugleich selbst dämonisch ist und das Tiefste unwissend weiß; nirgend sonst treten Mein und Dein so klar auseinander und stützen so klar unser Urteil über das, was wir anderweit von der Gestaltungs-, Umgestaltungs- und Aneignungskraft unserer Dichter erwarten durfen; nirgend auch steht den wunderbaren Bildern des sudlichen Himmels die finstre Größe der heimischen Kunst so furchtbar gegenüber; nirgend so wie hier, wo grade nach südlichem Anreiz einmal nicht Geschichte, sondern Sage und Marchen in die Heldendichtung gehoben ist. Hier hat die griechische Kunst noch in ihrer letzten spätrömischen Ausmergelung und auf das rein Stoffliche vermindert, einmal unmittelbar auf die germanische gewirkt, und die Übernahme im 'Burgundenuntergang' ist nur ein schwacher Anfang gegen dieses völlige Einverleiben und Neugestalten. So Großes aus so kümmerlichen Resten einstiger Schönheit! Welch ein Ausblick! Was hätte uns zuwachsen müssen durch solches Hereinnehmen des urverwandt-griechischen Geistes ohne das Mittel einer fremden Sprache, wie es den Humanismus und die Humanisten noch nach einem Jahrtausend von ihrem Volke abtrennte! Wenn nicht dies wie alle heimische Dichtung von der tödlichen Selbstgerechtigkeit der römischen Kirche verschlungen worden wäre.

Servius sammelte und schrieb seine Vergilerklärung gegen Ende des 4. Jahrhunderts. Von da ab kann unsere Wielanddichtung entstanden sein. Weil sie, und zwar in noch höherem Maße als 'der Burgunden Untergang', die mythographische Überlieferung (in weitestem Sinne) heranzieht, und weil sie das Rächen, das dort den ungeheuren Schluß von innen emportreibt, hier zum eigentlichen Inhalt gemacht, einzeln erfunden, gereiht und zugezählt hat, ohne doch

mit aller albischen Scheußlichkeit jenen Gipfel überbieten und unsere innern Forderungen beruhigen zu können: darum möchten wir sie an 'der Burgunden Untergang' anschließen und sie in die gleiche Umwelt setzen.

Aus der Abhängigkeit der nordischen Texte untereinander, des Wieland- vom alten Sigurd- und Atliliede, läßt sich freilich wenig folgern: es könnte ja der nordische Bearbeiter von den nordischen Bearbeitern entlehnt haben. Aber ein Zwang besteht nicht. Selbst wenn im Wielandliede von 'Granis Wege' die Rede ist, so doch in den nächsten Zeilen vom Rheingold, und nur die Umschreibung für Heide muß nordisch sein. Die Schlaflosigkeit, die den König im Grübeln über den bösen Rat der Königin und den Tod seiner Söhne quält, scheint die Gunnars nach der Ermordung Sigurds im ältesten Sigurdliede zu wiederholen, da aber liegt die Beziehung nicht in einem Nennen, sondern eben im Nachbilden, und es scheint willkurlich, sie dem Urliede und somit der erfundenen Unterrednerin und Königin ein Hauptstück ihrer Lebenskraft zu rauben. Ohnehin denken wir jenes bereitwillige Angleichen der Burgunden, zumal ihrer Führerschicht an alles Romanische (S. 248f.), schon viel weiter fortgeschritten als es uns 'der Burgunden Untergang' erkennen ließ: die Einverleibung einer ganzen Fabel setzt ja eine empfangsbereite seelische Offenheit und einen Höhenaustausch voraus, wie wir ihn auf römischer Seite und auf dem Rechtsgebiete an jenem zweisprachigen 'burgundischen Solon' fanden (S. 94). Wir dürften dann auch in Gundobads (480—516), ja in Siegmunds Zeiten (516—23) hinabsteigen: noch Siegmund ist im Heldenliede besungen.

So könnte sich hier vielleicht auch ein letztes Zeugnis des eddischen Wielandliedes eingliedern: Hladgud und Hervör nennt Völund Hlodwes, d. h. Chlodwigs, Ölrun Kjars Tochter (erst in der Prosa: 'aus Valland'), d. h. des Kaisers (aus Welschland), und so soll ihr Reichtum bezeichnet werden (S. 290). So auch, und nirgend sonst in der Edda, mit dem Kjar im Atliliede. Ein solcher Kaiser ist bei den Burgunden, nun aber auch für die burgundische Vorstufe des Atliliedes, leicht zu finden: es gibt eine gallische Kaiserreihe, die 456 mit Avitus endet, uns aber liegt der Kaiser Maiorianus näher, der 457 den Burgunden ihr kaum gewonnenes Lyon wieder nahm und bis zu seinem Tode im Jahre 461 festhielt. Das konnte sich zumal lyonischen Gedächtnissen wohl einprägen, und obendrein hat Apollinaris, der damals in Lyon lebte, dem Kaiser jenes Preisgedicht gewidmet, das uns überher ein Zeugnis fränkischer Hochzeitgesänge darbringt (S. 95). Aber Chlodwig, der erst 511 starb? Und ein König war, der den Burgunden seiner Zeit keineswegs in einer ungewissen Ferne hauste, dessen Gewalt ihnen vielmehr handgreiflich und fast verderblich nahe kam? Eine solche Anspielung auf seinen Reichtum setzt doch wohl eine beruhigte Sachlichkeit und seinen Tod voraus. D. h. wir rückten wirklich in die Zeit Siegmunds herab, wenn wir uns nicht wieder hinter der Annahme verschanzen, daß diese Namen erst von dem nordischen Bearbeiter stammen. Dagegen spricht, daß ja auch Wieland und Nidhad redende, erfundene Namen sind. Ebenso Svanhvit und Slagfider, 'Schwanweiß' und 'Schlagfeder', beide

also deutsch und Svanhvit sogar deutsch erklärt: svanfjadhrar dró meint nicht 'sie zog' (das bedeutet nordisch draga), sondern 'sie trug' Schwanfedern (zu niederdeutschem dragan 'tragen'). Auch Thakkrad ist deutsch: Dankrat. Umgekehrt fehlen die Namen Hladgud und Ölrun sonst im Nordischen. Es ist aber gewiß nicht merkwürdig, wenn die Wielanddichtung sich zeitlich nicht unmittelbar an die burgundisch-nibelungische anschließt: sie ist als Heldenlied, wie wir genugsam gesehen haben, einzig. Und überdies muß ihr ja die Siegmunddichtung noch gefolgt sein. Schließlich: das Todesjahr Chlodwigs, 511, ist das Geburtsjahr der Lebensbeschreibung des Hl. Severinus: wenn wir glauben, daß sie der Wielanddichter benutzt hat, um den Mord an den Nidhadsöhnen auszugestalten, so brauchen wir eine Spanne zu ihrer Wanderung nach Burgund und kommen auch so in die Zeiten König Siegmunds.

Daß dort die Erinnerung an das Wielandlied im 8. Jahrhundert noch fortlebte, könnte man daraus folgern, daß das Clermonter Runenkästchen in dem benachbarten Auzun aufgetaucht ist.

Inzwischen ist die Dichtung nach Norden gewandert. Das ist die Folge des allgemeinen Kulturgefälles: vom Süden, aus der niemals germanisierten römischen Provincia, zum immer urtümlicheren fränkischen Norden, wie es noch im 6. Jahrhundert an den Wirkungen Fortunats deutlich sichtbar war (S. 126). Insbesondere aber auch der Einverleibung Burgunds in das Frankenreich (S. 80). Und in den 'doppelseitigen' tragischen Liedern der Burgunden kam auch etwas Germanisch-Überlegenes, dem die Franken nichts entgegensetzen konnten, das denn auch seinen Siegeszug nach Deutschland, England und dem Norden fortsetzte, bis es im letzten Rückzugswinkel des alten Germanentums, auf Island, für die Nachwelt gerettet wurde. Von der fränkischen Zwischenstufe der Wielanddichtung zeugen jene niederdeutschen, nichtnordischen Worte des Eddaliedes: vísi álfa 'Fürst der Alben' übersetzt wísi alfa (albo) 'weiser Albe' falsch (S. 166); fjall heißt Berg, aber 'sat á ber-fjalli' meint dem Deutschen entsprechend 'saß auf dem Bärenfell'; und weil er 'Flügel' nicht versteht, läßt der nordische Übersetzer ihre Erwähnung aus; von dró = drôg 'trug' war schon (S. 303) die Rede.

Der Weg der Wielanddichtung ist also derselbe wie der der nibelungischen (bei der wir ja schon durch die Übernahme des Siegfriedstoffes mitsamt dem 'Welsch'-Gold über den Durchgang durch Franken aufgeklärt werden). Es ist also schwerlich zufällig, wenn er für beide an demselben Punkte endet, in der 'königlichen Handschrift' der Edda: ihr Heldenliederteil ist eine Burgundensammlung (Wieland-, älteres Sigurd- und Atlilied), die planmäßig nach Verwandtschaft mit den Nibelungengedichten um die jüngeren Lieder und Hamdismal erweitert und geordnet ist: irgend einmal zuvor ist ihre Zusammengehörigkeit als bedeutsam von der gemeinsamen Heimat her empfunden worden und die innerlich so viel jüngere Halbgöttergeschichte bei allen Unterschieden in Quelle, Inhalt und Form als solche dann zwischen Götter- und Heldenlieder gestellt.

Für uns Deutsche besteht diese Einheit nicht mehr. Ein innerdeutsches Wielandlied konnten wir nur aus dem 'Friedrich von Schwaben' und der Thidrekssaga erschließen; erst die Gewährsleute der Saga lassen es nach ihrer Art in Westfalen spielen. Den Nibelungenstoff dagegen sahen wir mit einer Kraft ohnegleichen angeeignet, immer wieder nach Forderungen der Gesittung, des Geschmacks und des Herzens um- und ausgestaltet, gedehnt und gesteigert, festgehalten noch spät von müden und rohen Händen, wieder erweckt und zur Bühnenkunst hinübergeleitet; nie zu voller Abrundung und Fertigkeit gediehen, aber zum Inbegriff menschlich-heldischer Haltung alles Deutschen und zu seinem edelsten Trost geworden; in der Dichtkunst Mittelpunkt unseres Mittelalters, in der Gelehrsamkeit Ausgang einer neuen, romantisch geborenen Wissenschaft und durch sie ein unübertreffliches Beispiel der Erkundung der Heldengedichte aller Völker, voran der Griechen und Homers. Unsre größte alte Dichtung danken wir den untergegangenen Burgunden.

VIII. Langobardische Zeugnisse

1. Quellen

Die langobardischen Zeugnisse sind für uns von ganz besondrer Wichtigkeit, weil sie dasselbe Volk, so schwach an Zahl, so stark an kriegerischer und geistiger Kraft, auf ganz verschiedenen Stationen eines vielleicht tausendjährigen Weges zeigen (S. 79 & 81). Die ältesten Sagen verlegen wie die Rechtsüberlieferungen und Bodenfunde seine Heimat nach Skandinavien und führen es über Nordjütland an die untere Elbe: da springen dann die sprachlichen und sachlichen Gemeinsamkeiten mit den nachmaligen Angelsachsen als Zeugnisse ein. Und die angelsächsische Überlieferung ist nicht nur selbst alt und reich, sondern es spricht hier die Übereinstimmung auch für besonders frühe Zeiten, da die Langobarden schon um 50 v. Chr. nach Westen über die Elbe gingen und damit die Fühlung verloren; wenn man nicht anzunehmen hat, daß der anglisch-sächsische Einfluß bereits weiter nach Westen reichte. Dem Abwandern nach Südosten folgen dunkle, vergeblich mit Königsnamen ausgestopfte Zeiten, bis dann seit Ende des 5. Jahrhunderts und dem Einzug ins Rugiland, d. h. etwa Niederösterreich, zuverlässigere Rückerinnerungen einheimischer Königslisten, aber auch eigner Geschichtschreiber die zeitgenössischen römischen Berichte ergänzen, besonders der sog. 'Ursprung' (Origo) 'des Stammes der Langobarden', und die Langobardengeschichte des Paulus Diaconus. Und hier haben wir die augenscheinlichsten Wiedergaben einheimischer Dichtungen. Namentlich zu den geschichtlichen Zusammenstößen König Tatos mit den Herulern um 505 und König Audoins mit den Gepiden, die 567 erliegen. Alles in lateinischer Sprache. Denn bis auf die Namen und wenige Einzelworte ist das Langobardische nicht mehr aufs Pergament gelangt. Wie an diesem Langobardisch die alte sprachliche Einteilung unserer Vorfahren in Ostgermanen (für das Gotische und Nordische) und Westgermanen (für Englisch und Deutsch) zerschellt, haben wir (S. 81) gesehen, aber es entsteht dafür eine einzigartige Möglichkeit, dies Volk und seine Sprache durch eine solche Entwicklung zu begleiten.

Die große Wende in der Geschichte des Volkes bringt das Jahr 568, die Eroberung Italiens unter der Führung König Alboins, und wir sehen, wie der Ruhm dieser Tat in der germanischen Welt von seinem Namen nicht zu trennen ist. Seine Eroberung geschieht planmäßig und zielbewußt, und erst

nach seiner Ermordung im Jahre 572 (sie mag damit zusammenhängen, daß er zwischen Siegern und Besiegten auszugleichen versuchte), rast sich die Wildheit seines Stammes, die der römische Geschichtschreiber Velleius Paterculus vor 30 n. Chr. bei ihrer für uns ersten Nennung 'wilder als germanisch' gefunden hatte, gegen die römischen Landherren und die römische Kirche recht aus: es ist das Gegenbild zu dem Verfahren der Burgunden. Die Gemeinsamkeit des Unglücks zeigt zugleich, daß nicht so sehr der Gegensatz von Arianern und Katholiken das Treibende war — die Langobarden waren in Rugiland Arianer geworden — als jene furchtbare Raubgier, die auch in planlosen Plünderungszügen zum Frankenreich hinüberschäumte und die nachbarlichen Beziehungen von vornherein vergiftete; das arianische Christentum hat hier keine nationale Bedeutung, wie sie bei den Goten anzutreffen ist (S. 159ff.); auch die arianische Geistlichkeit findet beim Staate nicht mehr als Duldung, und wir hören in den 'Dialogen' Gregors des Großen nicht nur, daß arianische Bischöfe — deren Duldsamkeit er sonst anerkennt — katholische Kirchen in Besitz nehmen, sondern auch, daß Langobarden noch heidnische Gottesdienste abhalten. Erst als im Jahre 584 die Erhebung Autharis der königlosen Zwischenzeit ein Ende machte, wurde gesetzmäßige Ansiedlung und gesetzmäßiger Ausgleich zwischen Römern und Germanen wieder ernsthaft betrieben, soweit die langobardische Herrschaft reichte: insbesondre das Gebiet von Ravenna, Rom, Neapel und der Süden waren und blieben trotz aller wütenden Angriffe byzantinisch-kaiserlich, und der große Gregor wußte, wenn auch Rom mehrfach an den Abgrund gebracht wurde, die Unabhängigkeit der Kirche klug vorzubereiten.

Indessen hatte sich in einem neuen Geschlechte, das schon in Italien geboren und aufgewachsen war, jener Ausgleich durchzusetzen begonnen: die bairische Herzogstochter Theudelinde, Autharis Gattin, war Katholikin, und sie wurde auch die Gattin seines Nachfolgers Agilulf. Wozu Paulus Diaconus hübsch erzählt, sie habe den Langobarden so gefallen, daß sie der Witwe die Königswürde ließen, aber anheimgaben, den rechten Mann zu wählen. Da wählte sie Agilulf, Herzog von Turin. Als er kam, ließ sie sich Wein vorkosten, trank und gab ihm das Übrige. Er nahm den Becher und küßte ihr ehrerbietig die Hand, aber die Königin lächelte errötend und meinte, der brauche ihr nicht die Hand zu küssen, der Mund auf Mund legen solle. Und sie zog ihn zu ihrem Kusse empor und sprach ihm von der Hochzeit und der Königswürde. 'Was mehr?' Die Hochzeit wurde mit großen Freuden gefeiert, und Agilulf wurde König. Im November 590. Leider wird alles politischer zugegangen sein.

Theudelinde hat wohl schon früh eine katholische Partei am Hofe gehabt: das war wie auch anderswo (S. 159) von vornherein eine Brücke zu den Alteingesessenen. Der sog. Dreikapitelstreit, der einen großen Teil der abendländischen Bischöfe, besonders die nordostitalienischen und istrischen, in Empörung von Rom abwandte, mußte sie gleichzeitig den Langobarden zuführen: Agilulf ließ sie ihr Amt an seinen romanischen Untertanen ausüben; der Pa-

triarch von Aquileja fand bei ihm Zuflucht. Und ein ähnlicher papstfeindlicher Katholizismus verschaffte auch den irischen Mönchen Aufnahme und Hilfe bei den Langobarden.

Wir erinnern uns des segensreichen Einflusses des irischen Christentums auf den angelsächsischen Geist (S. 143f.) und vergegenwärtigen uns nun die herrliche Tapferkeit eines Mannes, der mit der apostolischen Zwölfzahl von Jungern und, könnte man sagen, gegen das merovingische Christentum aufbrach und mit seiner armutseligen Heiligkeit, seinem ungeheuren Glaubens trotz in der Wildnis des Wasgenwaldes, in einem verfallenen Schlosse so gewaltig für Heiligung des Lebens kämpfte, daß er schließlich Papst und Bischöfe, aber auch den König Theuderich, Brunhildens Sohn, zu Feinden ge wann und das Land verlassen mußte. Es war der Hl. Kolumban, der, ein Schüler des Klosters Bangor, in dem man das Griechische noch lehrte, nach der Legende einst über den Leib der Mutter hinweggesprungen war: sie hatte ihm noch an der Klosterschwelle die Abkehr von der Welt zu verlegen gehofft Nun, als Abt, ist er der Mann der strengsten Abtötung und einer Zucht, die nach seiner rohen Klosterregel das geringste Vergehen mit Schlägen und Fasten ahndete und als erstes und letztes unbedingtesten Gehorsam forderte; und dabei ist er zwanzig Jahre lang auch Vertreter und Verbreiter dieses Geistes in der umgebenden Welt, die sich dem Furchtlosen in Tiefen und Höhen aufschließt. Aber wie er sie als Beichtvater erzieht und nach den Sätzen seines Bußbuches straft, so unterrichtet er sie auch, und da nicht minder denken wir uns einen Anschluß an die irisch-gelehrten Überlieferungen: er kannte nicht nur die Heilige Schrift und die Väter, sondern auch Philosophen und Dichter, christliche und heidnische.

Kolumban entkommt, indessen sich in Frankreich die Spuren seiner Wirksamkeit, von seiner Neugründung Luxeuil ausgehend, noch lange erkennen lassen, zum Bodensee und muß mit den zu ihm gestoßenen Brüdern in Bregenz ein Wodanopfer heidnischer Alemannen erleben. Auf der Weiterfahrt erkrankt Bruder Gallus und bleibt zurück: so entstand, es war im Jahre 613, das Kloster St. Gallen, dereinst eine der geborgensten und beglückendsten Stätten gelehrten Unterrichts, edler Kunst und Menschlichkeit bis empor zu den höchsten Graden. Kolumban aber kam an den Hof König Agilulfs. Mit dessen Hilfe gründete er in einer Waldeinsamkeit des Appenins, wo sich ein Bergbach in die Schlucht der Trebbia ergießt, ein Kloster nach seiner Art: Bobbio. Der König schenkte Land, die Königin aber hatte wahrscheinlich eine nach unserem Sinn weit köstlichere Gabe, die Hauptmasse der Bibliothek Kassiodors, die für die abendländische Welt und die Erziehung ihres Geistes durch den antiken von allen die wirksamste geworden ist (S. 163).

In Kolumban, dem Zögling irischer Bildung, traf dieser Schatz den rechten Erben, indes Rom abseits blieb: Gregor dem Großen war die alte Bildung verächtlich, er tat sich fast darauf zugute, nicht richtig zu schreiben, geschweige seine willkürliche Gedanken- oder vielmehr Wunderwelt, etwa in

seinen Bibelauslegungsschriften und den erzählenden 'Dialogen' zu zügeln. Wenn man weiß, daß diese Art die breite Zukunft hatte, so ermißt man, wie sehr Kassiodor im letzten Augenblicke das Rechte tat.

Freilich ist dann seine Hinterlassenschaft auch in Bobbio früh zerrüttet. Es scheint, daß der Daseinskampf das junge Kloster früh auf das Praktische gerichtet habe, auf liturgische und grammatische Schriften, diese zumal zur Verteidigung des kirchlichen Hochlateins gegen das immer mächtigere Vordringen der romanischen Volkssprache. Man sieht es am ehesten daran, daß alte weltliche Texte ausgeschabt und durch neue, meist theologische und grammatische, ersetzt sind. Vieles ist auf diese Weise zerstört oder nur noch mühsam zu entziffern; darunter das Kostbarste die ketzerische gotische Bibelübersetzung, deren Reste nun in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand ruhen (S. 159).

Nach Agilulfs Tode (615) sinkt die langobardische Königsmacht rasch zwischen dem Papst, dem byzantinischen Kaiser und den übermächtigen heimischen Herzögen. Es ist die Zeit, in der die Avaren verheerend über die Nordostgrenze hereinbrechen. Aber im Jahre 636 gewinnt Rothari die Krone und mit ihr, wie einst Agilulf, das Weib seines Vorgängers, Gundoberga, die Tochter Theudelindens, der Arianer wiederum die Katholikin, und er setzt seine Macht noch einmal gegen die eigenherrlichen Herzöge durch.

Inzwischen ist die Romanisierung schon so weit gediehen, daß das Germanische durch das römische Schrifttum zu uns zu sprechen beginnt, indem nämlich der König das ungeschriebene heimische Recht in seinem Edictus Rothari niederschreiben heißt, lateinisch, nur daß eine Menge von unübersetzlichen Fachausdrücken unübersetzt bleibt. Nun gilt einheitlich und über allen Einzelgepflogenheiten für das ganze zwieschlächtige Reich ein Recht.

Vor dem Texte aber steht, wie es auch sonst in nordischen und deutschen Gesetzen vorkommt, eine Liste der königlichen Vorgänger und dazu eine zweite der Ahnen Rotharis, selbstbewußt wie ein Staatssiegel, zugleich aber Verse altherkömmlicher Art enthüllend, wie wir solche schon bei Tacitus zu finden geglaubt haben (S. 85).

Als Einleitung geht in mehreren Handschriften, auch in der von Paulus Diaconus benutzten, der schon genannte 'Ursprung der Langobarden' voran. Vielleicht verdankte er, wenn auch nachträglich, sein Dasein demselben Antriebe, der die Vorfahrenliste und die Rechtssätze nach ausdrücklichem Zeugnis aus dem Gedächtnis alter Leute ans Licht brachte. Von der rugiländischen Zeit an stellen sich feste Zahlen für die Regierungsdauern der Könige ein, wie sie auch in fränkischen Listen zu lesen sind: das geht über die Angaben der Edictus-Liste hinaus und könnte gleichartige erste Aufzeichnungen als Grundlage gehabt haben. Derart ist auch der Schlußabsatz des 'Ursprungs', der von wirklicher Erzählung zu bloßen Namen und Zahlen abfällt und von Rotharis Tod, 653, bis zum Jahre 663 und in einigen Handschriften bis 671 reicht.

Bezeichnend, im Gegensatze zu den fränkischen Verhaltnissen, ist die Weltlichkeit schon dieser Schriften. Sie ist begründet in dem doppelten Gegensatze des langobardischen Staates zum Papste der zugleich Römer und katholisch ist (S. 307), und sie erhält sich durch die Zustände des Landes: hier sind die Städte, die alten Herde der Bildung und Erhalter etwaiger weltlicher Rhetorenschulen und weltlicher 'Notare', von der Neueinteilung des Landes nicht mit getroffen und können, indes die Kirche abseits steht (S. 307), jegliche Überlieferung auch über die erste völlige Vernichtung der alten Klosterkultur durch die langobardischen Eroberer hinweg bewahren; und der von Kassiodor verwirklichte Gedanke, geistliche und weltliche Bildung dadurch zu versöhnen, daß man diese für jene als Unterbau dienen lasse (S. 163), dieser Gedanke hat sich hier am leichtesten erhalten und entfalten können. Wir hören zum ersten Male um 680 von einem 'Grammatiker', er wirkte in der Hauptstadt Pavia; wir hören auch sonst im folgenden Jahrhundert einige Male von Unterricht in den 'sieben freien Künsten' und von einer Schule; im Jahre 767 disputierte Petrus von Pisa, nachmals Lehrer der Grammatik am Hofe Karls des Großen, zu Pavia mit einem Juden. Im ganzen aber haben wir uns die literarische Bildung doch als recht mangelhaft vorzustellen. Ein großer Teil der Geistlichkeit konnte nicht schreiben, und die Urkunden zeigen eine Sprache, in der ein höchst erbärmliches Latein von dem aufkommenden Italienischen uberwuchert wird. Der Benediktinerorden, dessen weltgeschichtliche Bedeutung sich erst in der geistigen Kolonisierung Englands nach dem Siege über die keltische Kirche entfaltete, ist in seinen Anfängen (seit 529) den Studien abgewandt, noch mehr, als er sich nach Zerstörung seines Urklosters Monte Cassino durch streifende plundernde Langobarden im Jahre 581 nach Rom und in den Bannkreis Gregors flüchtet. Noch zwei Jahrhunderte später meint Paulus Diaconus in einem Briefe nach Pavia, nun aus dem neu erstandenen Monte Cassino, daß die Musen die Gemeinschaft eines engen Lebens fliehen und in den Schranken eines Klosters nicht wohnen wollen.

Freilich hatte Pavia damals längst seine Hofschule, es stellte den Gipfel langobardischer Buchbildung dar, und auch Paulus hatte die seinige dort bezogen. Er aber führt sie mit jener kassiodorischen Vereinigung von Geistlich und Weltlich sogar an den Hof Karls des Großen und hilft an seinem Teile der an diesen Namen geknüpften 'Wiedergeburt' des geistigen Lebens zu ihrem strahlenden Licht. All dies Vermittelnde war schon in seinem Lebenslaufe vorbereitet: erst am Hofe erzogen und Notar des Königs, dann, nach dem Sturze des Langobardenreiches im Jahre 774, Benediktiner und theologischer Schriftsteller, im Jahre 776 mit seinem Bruder an einem Aufstande gegen die fränkische Herrschaft beteiligt; nach sechs Jahren eine dichterische Bitte an Karl selbst um Gnade für den nach Franken geschleppten Bruder, darauf ehrenvolle Aufnahme für seine Gelehrsamkeit und eine goldene Gefangenschaft am Hofe, ein wunderliches Hin und Her von dichterischen Briefen und gar Rätseln zwischen Kaiser und Mönch, aber auch schmeichelhafte Widmung gelehrter

Werke und schließlich doch Heimkehr ins Kloster, nach Monte Cassino. In dieser Reife schreibt er seine Geschichte der Langobarden, den wehmütigen Rückblick auf das Gewordene und Gewesene. Aber bis an das schmerzliche Ende ist er nicht mehr gelangt: er schließt mit dem letzten großen Aufschwung und dem letzten vergeblichen Ansturm auf Rom und den Gesamtbesitz Italiens unter der langen Regierung Liutprands, der im Jahre 744 starb.

Er beginnt mit rollenden Worten einer weitausschauenden Einleitung, und wir vernehmen nichts Geringeres als die uns Heutigen wieder so lebendige Kunde von der Kraft des nordischen Menschen, den die Rauheit seiner Heimat stählt und in der Fülle seines Nachwuchses völkerweis hinaustreibt, Platz in der Welt zu erobern. So lenkt Paulus zu den Langobarden, nicht ohne als gelehrtester der Zeitgenossen den Plinius als großen Gewährsmann zu nennen, und er lenkt in die Sagen ihrer ältesten Geschichte, indem er jenen 'Ursprung des Langobardenstammes' aus mündlichen Berichten ergänzt und die ungefüge stockende Kürze in einen schlichten, heiteren Fluß eigenster Darstellung umwandelt, der auch bei den spätesten Lateinern Gnade gefunden hat. Solche Berichte waren aber auch schon vorher geformt vorhanden: Theudelinde hatte ihren Sommerpalast in Monza mit Bildern aus der Geschichte der Langobarden schmücken lassen. Es geschieht das Große und ist die Vollendung Kassiodors, daß nun auch die Langobardengeschichte, gewissermaßen als italienische an die römische gehängt, selbständig wird und die Welt von sich aus sieht. Nicht nur Ursprungssagen, dgl. ja schon im Altertum die Geschichten der Völker eröffnen, vielmehr auch Sondertaten der Könige und Helden des Stammes, Lieder, die niemals für die Schrift bestimmt, ja geschrieben undenkbar waren, scheinen nun wert, neben antikischen Fabeln und Versen gelehrt aufgezeichnet zu werden. Es ist eine Entdeckung wie, nach der Zerstörung des Mittelalters, die Entdeckung der alten Germanenherrlichkeit des Tacitus durch die deutschen Humanisten, und auch unsern Paulus mochte dabei ein trauervolles Vaterlandsgefühl bewegen. Es ziemt sich nicht zu jammern, daß der hohe Glanz grade dieser Lieder nur hindurchschimmert durch die lateinische Prosa, statt daß sie in deutschen Stabversen vor uns stünden: wir müssen dankbar sein, daß wir ihre Fabel, ihren Aufbau, ihren Geist besser kennen, als es bei so vielen nur bezeugten, oft nur gedachten möglich ist.

Denn damals schon neigte sich das Deutsche in Italien seinem Ende zu Auch Einzelworte fehlen bald, ins Jahr 1003 fällt das letzte vereinzelte Zeugnis lebender deutscher Sprache, und weiterhin verraten nur zahlreiche Lehnworte, Personen- und Ortsnamen ihre einstige Bedeutung und, im weitesten Sinne, die Art der Landnahme. Schon für Rotharis Hof war es zu spät zu langobardisch-deutschem Schrifttum. Wie anders diese Entwicklung als die der bildenden Kunst der Langobarden, die das Reich so lange überdauerte und seine Grenzen so weit überschritt!

Ein solches Nachleben gab es auch tief im Süden, wo sich, ungebeugt von der fränkischen Eroberung im Norden, die Selbständigkeit der alten Herzog-

tümer erhalten und sogar einen Mittelpunkt der medizinischen Studien wie Salerno für alle Welt betreuen konnte: erst im 11. Jahrhundert erlag die kleine Fürsten- und Adelsschar, die nie Ersatz eignen Blutes erhalten hatte, nicht den Italienern, sondern den Normannen.

2. Langobardische Dichtung

1. Sceafa-Scaubo. Die älteste langobardische Dichtung, von der wir wissen, ist uns durch den altenglischen Weitfahrer (S. 148 ff.) bezeugt, und zwar durch die drei Worte

Sceafa (weold) Long-Beardum
Scaubo (waltete) der Langobarden.

Von diesem Könige wissen die einheimischen Geschichtschreiber nichts, und auch der nächste englische Bericht fällt erst ins 10. Jahrhundert. Danach ist Scef als kleines Kind, aber von Waffen umgeben, an einer Ozeaninsel namens Scani (jetzt Schonen) gelandet, d. i. Scadin-awia (awia = Insel), nach dem 'Ursprung' und nach Paulus die Urheimat der Langobarden. Er wird aufgezogen und zum Könige gewählt. Nach dem nächsten Berichte, des 12. Jahrhunderts und wiederum englisch, liegt das Kind im Kahn auf einer Garbe (sceaf, deutsch scaub, heißt die Garbe), es herrscht dann aber merkwürdigerweise nicht auf jener Insel, sondern zu Schleswig im Lande Angeln, und darin verrät sich die anglische Aneignung.

Es handelt sich um einen mythischen Vorvater, wie sie Tacitus neben den Nachkommen des Mannus auch einzelnen Völkern, z. B. den Vandiliern und Marsern zuschreibt (S. 86), um einen Urkönig, der wunderbar aus dem Unendlichen, gottgegeben, zu seinem Volke kommt, der aber vergessen und von den Angelsachsen mitgenommen und weitergebildet ist. Das müßte also spätestens im 5. Jahrhundert geschehen, und damals müßte die Erinnerung an die skandinavische Urheimat, getragen von dem Stabreim Scaubo-Scadinawia, noch am Leben gewesen sein.

Das war sie auch noch zu Zeiten des 'Ursprungs' und des Paulus Diaconus. Nach dem 'Ursprung' lag die Insel im Norden und war von vielen Völkern bewohnt, darunter das kleine der Winniler. Nach Paulus wird, um der Übervölkerung zu steuern, ein Drittel durchs Los zur Auswanderung bestimmt. Nach beiden nehmen diese die Brüder Ibor und Aio zu Führern, deren Mutter Gambara zugleich Beraterin ist. Paulus allein weiß noch, daß sie nach Scoringa kommen und dort einige Jahre sitzen.

Die nordische Heimat der Langobarden, damals noch Winniler, setzen die Vorgeschichtler ebenfalls in Schonen oder an der schwedischen Westküste bis Götland an: auch der Heimatname Schonen ist ja in Ska(n)dinavien auf das ganze Nordland übertragen (s.o.). Scoringa heißt nichts andres als Küstenland (vgl. englisches shore 'Küste'), und da die Winniler dort nach beiden Ge-

währsmännern mit den Vandalen zusammenstießen, diese aber im nördlichen Jütland saßen, so haben wir dort das Land Scoringa zu suchen. Die Vandalen wurden besiegt, und es ist möglich, daß sie dadurch in Bewegung gesetzt wurden und daß dieser Aufbruch mit dem Zuge der Kimbern und Teutonen zusammenhängt, also um 120 v. Chr. anzusetzen wäre. Es gibt aber auch Vorgeschichtler, die die Auswanderung der Langobarden aus Skandinavien bis auf etwa 500 v. Chr. hinaufschieben. Jedenfalls würde die Erinnerung an König Scaubo, wie auch immer geformt, noch Jahrhunderte über Tacitus und die Entstehung seiner Tuisto-Mannus-Stammtafel zurückreichen.

2. Stammtafeln und Königslisten. Das erste heimisch-langobardische Zeugnis heimischer Dichtung liefert uns König Rotharis Vorrede zu seinem Gesetze vom Jahre 643, dem Edictus Rothari, mit jenen beiden Listen, der Könige und der Ahnen (S. 85f.): ausdrücklich eine ersthändige Niederschrift nach der Erinnerung alter Leute (S. 309).

In der Stammtafel staben die Namen meist paarweise:

Wehilo filius (Sohn des) Wehoni,
Weho filius Frochoni,
Frocho filius Fachoni usw.

Das können wir uns germanisch denken nach den erhaltenen Stammbäumen der angelsächsischen Könige, z. B. jenem

Tyttla Wuffing,
Wuffa Wehing,
Wehha Wilhelming usw. (S. 149).

Das sind Zweitakter, rechte Merk- oder Wissensverse und wahrlich wenig dichterische Schönheit (S. 62f.).

Es ließen sich aber auch Langzeilen wie auf dem Horn von Gallehus (S. 111f.) verteidigen, denn gleich zu Anfang nennt der König nicht nur seinen Vater, sondern auch seinen Stamm, und dann fällt jedesmal auf die dritte Hebung ein Stab, und die vierte hat meist keinen, was der Regel der Langzeile entspräche (S. 60):

Rothari rex, filius Nandoin, ex genere Harudus usw.,

rückübersetzt:

Hróthàri Nándìning, Háruthò kúnnì,
Nándoìn Nózìng, Nózò Álamùnding,
Hílzò Wéhilìng, Wéhulò Wéhing,
Wého Fróchìng, Fróchò Fáchìng,
Fáchò Mámmìng, Mámmò Úhtbòring.

Eine solche Herstellung würde sich nicht nur auf das Mannus-Zeugnis des Tacitus (S. 85), sondern auch auf die Langzeilen stützen können, die man aus der ältesten Überlieferung des Stammbaumes der westsächsischen Könige in England herausgelesen hat.

Die bei uns vorausgehende Königsliste — beide Listen sind wohl erst von Rothari zusammengefügt — sieht so aus:

Fuit primus rex Agilmund, ex genere Gugingus
(Der erste König war A., von Geschlecht ein Guging),
Secundus Lamicho ...
Sextus Claffo, filius Godeoch,
Septimus Tato, filius Claffoni, Tato et Winigis filii
Claffoni (Söhne des Claffo) ...
Decimus Audoin, ex genere Gausus,
Undecimus Alboin, filius Audoin, qui exercitum, ut supra, in Italia adduxit (der das Heer, wie im 'Ursprung' erzählt, nach Italien führte) ...
Duodecimus Clep, ex genere Beleos,
Tertiusdecimus Authari, filius Clep ...
Septimusdecimus ego in Dei nomine (ich in Gottes Namen),

und es schließt sich die Stammtafel an: qui supra (der oben genannte) Hrothari rex usw.

Auch hier wird man Langverse anzunehmen haben, z. B.

Cláffò Gódeòching, Táto Cláffing.

Freilich würden sie viel holpriger sein, und die Zusätze zwischen den einzelnen Namen machen es unmöglich, den Wortlaut herzustellen. Aber der Weitwanderer zeigt, daß solche Zusätze zwischen Merkversen an der Tagesordnung sind. Der umfänglichste ('Der elfte Alboin, der Sohn des Audoin, der das Heer nach Italien führte') hat bei ihm sogar etwas wie eine sachliche Entsprechung, denn der Zusammensteller des Völkerkatalogs sagt da: 'Und so war ich auch in Italien bei Alboin, der hatte in allem Menschengeschlechte, soweit ich erfuhr, die leichteste Hand, Lobenswürdiges zu wirken, das ungeizigste Herz, Ringe zu verteilen, glänzende Bauge, das Kind Audoins.' Beidemal ist damit von der trocknen Aufzählung abgebogen. Der Weitfahrer tut es mit Lobversen, die in seinem Aufzählungsgedichte besonders schwer wiegen, und gerade zu ihnen findet sich wiederum eine Entsprechung bei Paulus, wo er die Erzählung von Alboin und zugleich das erste Buch abschließt: 'Sein leuchtender Name ist weit und breit so bekannt geworden, daß seine Freigebigkeit und sein Ruhm, sein Glück und seine Tapferkeit im Kriege auch bei den Baiern und Sachsen und andern Völkern von gleicher Sprache in Dichtungen gefeiert wurde'. Freigebigkeit hebt auch der Weitfahrer besonders hervor, und damit sind abermals Dichtungen bezeugt, die von den Langobarden zu den Angelsachsen getragen sind. Denn entweder sind diese wie gewöhnlich unter 'Sachsen' einbegriffen oder unter den 'andern Menschen gleicher Sprache'.

Aber auch sonst sind Beziehungen zu den Angelsachsen erkennbar. Aufbau und Verskunst sowohl der schlichten Stammtafeln wie der leicht aufgeblahten Königslisten sind hier und dort gleichartig. Unter den langobardischen Namen der Frühzeit, von der man offenbar nichts Rechtes mehr auszusagen wußte,

finden sich solche, die in den angelsächsischen Tafeln Entsprechungen haben und, nach der Lautverschiebung zu urteilen, entlehnt sind, z. B. Claffo aus angelsächsischem Glappa. Rotharis zehn Ahnen würden wie auch die Namen der Königsliste etwa die Zeit bis 350 n. Chr. füllen. So hoch reichen auch die ältesten angelsächsischen Stammbäume, und da haben sie mit Woden als dem göttlichen Stammvater ihre mythische Spitze. Eine solche hat Rotharis Stammbaum an Uhtbora, das, wenn richtig aus den verschiedenen Schreibungen erschlossen, den 'Frühlichtbringer' oder eine gleichartige weibliche Gestalt neben der Frühlingsgöttin Ostara bedeuten würde.

Aber damals waren die Langobarden schon längst aus der schleswig-holsteinischen Nachbarschaft der Angelsachsen abgerückt. Es handelt sich also nicht um ein Überlebsel dieser einstigen Nachbarschaft, sondern, wegen der verschobenen Namen, um spätere Nachbildung. Als Zwischenträger bieten sich da die 26000 Sachsen, die Alboin nach Italien begleiteten und den Seinen solche Gedichte übermitteln konnten. Wie sie es denn auch gewesen sein werden, die zurückkehrend seinen Ruhm nach Norden in ihre Heimat 'und zu andern Menschen derselben Sprache' trugen: die Langobarden waren ja damals von den Sachsen und Angeln noch nicht durch die hochdeutsche Lautverschiebung geschieden (S. 81).

Erinnerungen an frühe Vorzeit stecken aber doch auch im 'Ursprung' und bei Paulus: außer Gambara, Ibor und Aio, die als Nichtkönige in der Königsliste weggelassen sein könnten, ist da auch ein Agilmund, 'von Stamm ein Gaute'; und in jenen langobardischen Listen des 7. Jahrhunderts: Rothari nennt sich 'von Geschlecht ein Harude', und König Audoin heißt wiederum 'von Geschlecht ein Gaute'. Die Haruden saßen nördlich vom jütischen Limfjord, eben an dem erschlossenen Wanderwege der Winniler-Langobarden; die Gauten, die Geaten des Beowulf, würden die skandinavische Urheimat als Götland bezeichnen können (S. 79 & 312). Damit ist die Verbindung mit dem alten König Scaubo und die Möglichkeit geschaffen, den Weg des Volkes bis nach Scoringa — der Name stammt nicht aus der schriftlichen Quelle des Paulus — in einem alten Ursprungsgedichte zu denken. Es wäre ein Gedicht wie das von Jordanes um 550 für die Goten bezeugte: 'Es wird erzählt, daß aus dieser Insel Scandia ... die Goten einst mit ihrem Könige Berig ausgewandert sind.' Der Zug von der Ostsee zum Schwarzen Meer 'wird in ihren alten Gedichten, fast wie in Geschichtsschreibung, allgemein dem Gedächtnis erneuert.'

3. Göttertrug. Der 'Ursprung' erzählt, daß der kleine Stamm der Winniler auf der Nordinsel Scadanan wohnt. Er wird beherrscht von Gambara und ihren Söhnen Ybor und Agio. 'Gegen ihn also erhoben sich die Herzöge der Vandalen, das waren Ambri und Assi, mit ihrem Heere und sagten zu den Winnilern: 'Entweder zahlt uns Tribute oder bereitet Euch zum Kampfe und kämpft mit uns!' Da antworteten Ybor und Agio mit ihrer Mutter Gambara: 'Besser ist es uns, den Kampf zu bereiten, als den Vandalen Tribut zu entrichten.' Da baten Ambri und Assi, d. h. die Herzöge der Vandalen, Godan,

daß er ihnen den Sieg über die Winniler gebe. Godan antwortete und sprach: 'Die ich bei Sonnenaufgang zuerst sehe, denen werde ich den Sieg geben.' Zu der Zeit ging Gambara mit ihren beiden Söhnen, d. i. Ybor und Agio, die die Herrscher über die Winniler waren, und baten Frea, Godans Gattin, sie möge den Winnilern gnädig sein. Da gab Frea den Rat, daß die Winniler bei Sonnenaufgang kämen und ihre Frauen mit aufgelösten und wie ein Bart um das Gesicht gelegten Haaren mit ihren Männern kämen. Als dann die Sonne aufging, drehte Frea, Godans Gattin, das Bett, in dem ihr Mann lag, und wandte sein Angesicht gegen Osten und weckte ihn. Und er sah ausblickend die Winniler und ihre Frauen, die die gelösten Haare um das Gesicht gelegt hatten, und sagte: 'Wer sind diese Langbärte?' Und Frea sagte zu Godan: 'Wie Du den Namen gegeben hast, gib ihnen auch den Sieg!' Und er gab ihnen den Sieg, daß sie, wo es ihnen richtig scheine, kämpften und den Sieg errängen. Von der Zeit an heißen die Winniler Langobarden.'

Paulus hat diese ungefüge Erzählung geglättet und verunechtet, indem er die umständlichen Personen- und Redeeinführungen erleichterte und den Hauptteil in indirekte Rede kleidete: 'Hier erzählt das Altertum die lächerliche Fabel, daß .....' Eine bezeichnende Verrömerung ist es, wenn er für 'Besser ist es, den Kampf zu bereiten als den Vandalen Tribut zu entrichten' des 'Ursprungs' einsetzt, 'Es sei besser, die Freiheit mit den Waffen zu verteidigen, als sie durch Entrichtung von Tribut zu beschmutzen'. Eine inhaltliche Verschiebung scheint es, wenn Wodan im 'Ursprung' bei Anblick aller Langobarden, in Paulus Erzählung bei Anblick der Frauen von Langbärten spricht. Ferner im 'Ursprung' die Göttin nur rät, sich bei Sonnenaufgang aufzustellen, Paulus aber sagt: bei Sonnenaufgang, und zwar dort, wo der Gott aus seinem Fenster nach Osten zu schauen pflegt. Dadurch wird der spielmännische Zug beseitigt, daß Frea das Bett des Gottes erst in die nötige Richtung drehen muß, beseitigt, obwohl Paulus eine lächerliche Geschichte erzählen will. D.h. er benutzt, wie wir auch sonst wissen, neben dem 'Ursprung' noch andre Quellen: er kannte das deutsche Gedicht selbst. Denn ein solches war es. Die lateinische Form Longibarbi (barba = Bart) mit dem zweiten b statt d zerstört den Witz: nur eine deutsche Erzählung mit Longo- oder Langobardi erfüllt ihn; die Stabreime, z. B. (um nur dreigliedrig-langversbildende zu nennen):

gamban geldan gund
(Tribut zahlen Kampf),
sigu sunna sehan
(Sieg Sonne sehen),
Winnilo wib windan
(Winniler Weiber winden),

und namentlich das Hervortreten geprägter stabreimender Frag- und Antwortrede im raschen Erzählungsfluß verrät uns außerdem, daß ein episches Lied

zugrunde liegt, und zwar eins, das sich wechselnd in Sprech- und Erzählversen bewegt.

Frea gab also zwei Ratschläge, den der Frauenbärte und den der Aufstellung bei Sonnenaufgang im Osten. Nur der zweite paßt zu Wodans Versprechen, den Ersterblickten den Sieg zu verleihen. Der erste empfiehlt ein Mittel, die eigne Schwäche zu verhüllen und die Feinde zu schrecken, das bei den Germanen, aber auch sonst genug Verwandte hat, z. B. (bei aller sonstigen Verschiedenheit) an der Meduse mit dem Schlangenhaar, die den Gegner zu Stein erstarren läßt; für die Langobarden gibt schon das übernächste Kapitel bei Paulus ein Beispiel, wo sie die Feinde mit Hundskopf-Masken schrecken wollen. Beide Ratschläge der Frea sind durch den Schluß verknüpft, daß Wodan die Langobarden durch das Namengeben zugleich als die Ersterblickten anerkennt und daß die Gattin ihn beim Worte nimmt und den Sieg verlangt. Und damit wird auch erhärtet, daß wir es hier mit einem einmaligen Gedichte zu tun haben.

Unsere Scheidung aber wird dadurch doppelt bestätigt, daß sowohl die Geschichte von den Frauenbärten und der Namengebung, wie die von dem Göttertrug anderweit auch für sich allein bestehen, die erste sogar denselben Langobarden zugeschrieben.

Noch älter als der Bericht des 'Ursprungs' ist nämlich der des romanischen Burgunden Fredegar (S. 129f.). Die Langobarden sind danach, bevor sie noch diesen Namen angenommen hatten, von Scathanavia abgezogen, über die Donau gesetzt und bei den Hunnen eingebrochen. Diese schicken zu fragen, welches Stammes sie seien. 'Aber die lassen ihre Frauen das Haar um Wange und Kinn legen, um durch Vortäuschung von Männern eine möglichst große Feindesmenge zu zeigen, weil das Frauenhaar um Wange und Kinn wie ein langer Männerbart aussah. Da soll über beiden Heeren eine Stimme gesagt haben: 'Das sind Langbärte' (Langobardi). Und das soll nach diesen Stämmen ihr Gott gewesen sein, den sie heidnisch Wodano nennen. Dann hätten die Langobarden gerufen: 'Wer den Namen gegeben, muß auch den Sieg schenken'. In dieser Schlacht besiegten sie die Hunnen und drangen in Ungarn ein.'

Die Frauenbärte werden hier also ohne den Rat der Göttin und ganz verstandesmäßig-listig zur Vortäuschung größerer Mannschaft hergestellt. Aber das Versprechen Wodans für die Ersterblickten könnte vorausgesetzt sein, sofern aus der Nennung ein Anspruch auf Sieg gefolgert wird. Auch sonst ist der alte Zusammenhang stark zerzaust: die Geschichte ist in die Zeit des Vordringens der Langobarden über die Donau verlegt; Winniler und Vandalen sind vergessen, desgl. Ambri und Assi, Gambara, Ibor und Aio. Jedenfalls aber spielt hier die List Freas und der Sonnenaufgang keine Rolle.

Einen Wodan-Odin, der vor der Schlacht von einem Berge zu seinem Heere spricht, sich selbst den Mann vom Berge nennt und dem jungen Sigurd der 'Vaterrache' dann rät und hilft, haben wir viel später in der Edda (S. 289).

Die Parallele aber zu dem zweiten Bestandteile des erschlossenen Liedes ist die nachträgliche und jugendliche Prosaeinleitung zu dem Liede von Grimnir, einem eddischen Lehrgedichte: Odin schaut mit seiner Gattin aus dem Himmelsfenster herab, jedes für den eignen Liebling auf Erden besorgt, und dabei wird der Gott von ihr überlistet.

Aber Wodan-Odin, der Seelenführer und Totengott, auch Herr des Zaubers, der Weisheit und der Dichtung, der unstete Wandrer nun als Himmelsgott, der heiter auf die Menschen herabschaut und ausgeschlafen ihr Geschick mit behaglicher Willkür wie ein Märchenkönig lenkt? Das ist nicht altertümlich, das ist eine Entwicklung, die nicht mehr religiös, sondern schon mythologisch ist.

Man denkt alsbald an das herrliche Märchen vom Schneider im Himmel. Er wird, wiewohl er manchen Flicken für sich beiseite gebracht hat, von dem mitleidigen Petrus eingelassen, als der Herr sich einst im Garten ergeht und der ganze Himmel leer ist. Der Schneider verläßt aber, als Petrus auch einmal hinausgetreten ist, den angewiesenen Winkel und findet inmitten vieler andrer Stühle einen besonders hohen ganz goldnen und edelsteinbesetzten Sessel mit einem goldnen Fußschemel davor. Von dem Sessel sieht er dann alles, was auf Erden vorgeht, auch wie ein altes Weib beim Waschen zwei Schleier beiseite tut. Da schleudert er in gewaltigem Zorn den Schemel auf die Diebin und schleicht sich, als er ihn nicht zurücklangen kann, wieder an seinen Platz. Wie es weiter ging, möge jeder, der die Geschichte noch nicht kennt, zu seines Herzens rechter Labung selbst nachlesen: wir brauchen hier nur den hohen Ausschausessel des Herrgotts. Das Märchen ist seit dem 14. Jahrhundert bezeugt, aber schon die älteste unsrer Lebensgeschichten Gregors des Großen, eine englische aus dem Anfang des 8. Jahrhunderts, zeigt dieselbe Vorstellung.

Daß aus ihm unser Gedicht erwachsen wäre, ist indes nicht glaublich angesichts seiner Verwandtschaft mit der 'Täuschung des Zeus' im 14. Buche der Ilias: Zeus und Hera vom Himmelsberge auf den Kampf der Griechen und Troer herniederschauend, Zeus von der Gattin zugunsten der Griechen im Schlafe überlistet. Die List selbst ist anders: es ist weder von Sonnenaufgang noch von künstlichen Bärten und Namengebung die Rede, aber es wäre ja fast ein Wunder, wenn alles Übrige zufällig zusammengetroffen sein sollte.

Man wird also sagen, daß Wodan hier Himmelsgott ist, weil er als höchster Gott der Langobarden an die Stelle des höchsten und Himmels-Gottes der Griechen getreten war. Wenn diese Nachbildung der homerischen Fabel die Kenntnis der Ilias nicht voraussetzen soll, und der Auszug aus ihr, die sog. lateinische Ilias, die mit ihren 1070 Hexametern dem Abendlande die echte ersetzen mußte, ausfällt, weil sie dies Zwischenspiel übergeht, so könnte man es wie bei der merovingischen Minotaurussage (S. 133), bei Burgundenuntergang und Wielandlied (S. 300) durch Mythographen vermittelt denken, aber nun nicht durch lateinische — bei ihnen fehlt die Geschichte in unsrer Überlieferung — sondern durch griechische. Wenn man aber diesen Weg von Osten

annimmt, der auch in der Fortsetzung des Liedes von Alboins Tod erkennbar wird (S. 327ff.), dann braucht es keines Auszugs aus der Ilias: dort war sie selbst am Leben geblieben: noch im 12. Jahrhundert ist sie in Byzanz erklärt, und 'die Lektüre der Schule und der weiteren Kreise umfaßte namentlich den Homer, das niemals aufgegebene Schulbuch der griechischen Nation'. Solche Kunde konnte am leichtesten vom Exarchat und von Ravenna her über die griechisch-langobardische Grenze kommen, und zwar in Worten, nicht in Schriften übertragen, also der Umbildung desto zugänglicher.

Auf den Homerischen Stamm ist dann aber das Neue gepfropft, daß Wodan den Sieg mit Sonnenaufgang gibt. Für dessen Kraft haben noch wir das Sprichwort 'Morgenstunde hat Gold im Munde'; das erkannte auch der Tyrier, der dadurch zum Könige wurde, daß er als erster die aufgehende Sonne erblickte, und auch er brauchte zu diesem Siege und (wie zur Bestätigung des zweiten Rates der Frea) einen besondern Rat, nämlich nach Westen auf die Türme der Stadt zu blicken, die das Licht zuerst erkennen lassen würden. Entsprechende Anschauungen ergeben sich aus Frühlingsbräuchen, die den Erstaufgestandenen ehren, den letzten Langschläfer höhnen. Was insbesondre den Kampf in der Frühe betrifft, so können wir die Kraft der aufgehenden Sonne auch für das germanische Altertum aus einer jener Lehren eben Odins an den jungen Sigurd erschließen:

> Keiner der Krieger kämpfe entgegen
> Dem späten Schein der Schwester des Mondes!
> Den Sieg gewinnt wer sehen kann,
> Rasch im Schwertspiel und die Reihen ordnen.

Wobei freilich aus den beiden ersten Zeilen das Gegenstück 'Kämpfe bei erster Sonne!' herauszulesen und die beiden letzten als verstandesmäßige Erklärung anzusehen wären.

Daß die Winniler den neuen Namen ohne Beziehung auf die Frauenbärte 'von der Länge ihres nicht von Eisen berührten Bartes' erhielten, setzt Paulus abschließend seiner 'Fabel' als das Richtige entgegen: so fand man es in Isidors Etymologien. Die Namengebung selbst aber wird noch in die Zeit vor Christus fallen (S. 307, S. 153), und der Name spottweise von Nachbaren gegeben sein: er wird geläutert durch eine Erzählung von seinem göttlichen Ursprung, und wir hätten hier das schönste Beispiel der Entwicklung einer Sage, die ein Verhalten erklärt (S. 7), zu einem Gedichte.

Daß so zu verstehen ist, bestätigt uns Paulus selbst an einer späteren Stelle seines Buches. Er erzählt da von einem Bilde im Monzaer Palaste (S. 311). 'Da sieht man klar, wie die Langobarden damals ihr Haupthaar schnitten (und wie ihre Tracht und ihr Aussehen war). Und zwar rasierten und entblößten sie den Nacken bis an den Hinterkopf, ließen die Haare über das Gesicht auf den Mund fallen und teilten sie durch einen Stirnscheitel nach beiden Seiten.' Die erklärende Sage schreitet demnach so vor: die vorn nach

beiden Seiten herabhängenden Haare gleichen langen Bärten, die kahlen Nacken lassen sie als absichtlich nach vorn gelegt erscheinen, es sind Frauen. Und da setzt der Wortlaut des 'Göttertruges' ein. So bestätigt sich auch, daß Fredegar und 'Ursprung' im Rechte sind, wenn sie das ganze Volk, nicht nur die Frauen, von Wodan als Langbärte bezeichnen lassen.

Die Barttracht ihrerseits verstehen wir leicht aus dem Berichte des Tacitus über die Chatten, die sich, wenn sie Jünglinge geworden sind, Haar und Bart wachsen lassen und erst nach Erlegung eines Feindes diese geweihte, der Tapferkeit gehörige Haupttracht ablegen. Und Tacitus bemerkt dazu, daß dieser Brauch sich auch bei andern germanischen Stämmen finde, wenn auch selten und als Zeichen persönlichen Wagemuts. Bei Paulus selbst gelobt der Rest der von den Nord-Schwaben geschlagenen nordthüringischen Sachsen, sich Bart und Haupthaar nicht eher scheren zu lassen, als sie sich gerächt hätten. Daß die Langobarden diese Sitte allgemein übten, paßt gut zu jenem Satze (S. 307) 'ein Stamm von einer Wildheit wilder als die germanische' und ist uns eine Erinnerung an die einstige barbarische Wirklichkeit.

Diese Tracht ist religiöse Weihe und Schreckmittel zugleich. Schon dadurch mag der oft als langbärtig bezeichnete furchtbare Wodan, ohnehin nachmals der Hauptgott der Langobarden, von vornherein in diesem Zusammenhange gestanden haben, als die Geschichte von den Frauenbärten hinzuerfunden wurde.

Wir denken uns also für die Entstehung unseres Gedichtes diese Stufen. Die Langobarden trugen zur Weihe des Kampfes (außer der beschriebenen Haartracht) ungeschorene Bärte. Entsprechend findet sich der Name bei den Alten gelehrt erklärt. Der auf der Haartracht gegründete Rat der Frauenbärte und die Namengebung durch Wodan gibt dazu die Sagenbegründung. Dies pfropfte der Lieddichter auf den homerischen Göttertrug, indem er Zeus und Hera als Wodan und Frea in eine Art von christlichem Himmel versetzte und nach Heras Vorbild für Frea noch einen zweiten Rat erfand, den der Aufstellung bei Sonnenaufgang und im Osten, und dann den ersten damit verknüpfte. Die Versetzung des Götterpaars in den Himmel ist weiterhin auch im Norden nachgeahmt, in der Prosa des Grimnirliedes.

Nun können wir versuchen, unser Lied einzureihen.

Götterlieder der besprochenen Erzählart haben wir nur zwei, in der Edda, eins über die Heimholung des vom Riesen Thrym geraubten Thorhammers und eins über die Fahrt Thors zu dem Riesen Hymir und die Gewinnung seines Kessels, aber nur zu dem ersten stimmt bei uns die List im Mittelpunkte, der heitre unehrfürchtige Ton, der nicht an Liturgie, Kult, Religion denken läßt, dazu das Gradlinige, Volkstümliche und die schwerfällige, immer wiederkehrende Einführung und Bezeichnung der Sprechenden. Man erschließt aber noch mehr nordische Götterlieder solcher mythologischer Art für das 8. Jahrhundert: darin wäre Odin Weiberheld, Verwandlungskünster, listiger Zauberer, und die Götter stehen in humoristischer Beleuchtung wie in dem Hammer-

gedichte. Die Aufzählung der einzelnen Götterwohnsitze setzt mit dem erwähnten Grimnirliede ein: da würde sich Wodans und Freas Himmelshaus einreihen, wenn der 'Göttertrug' nordisch wäre.

Er ist vielmehr das einzige südgermanische Götterlied, von dem wir wissen, und ein Vergleich könnte ihm nur in einer der nordischen gleich gedachten Entwicklungsreihe solcher Lieder einen Platz und eine verhältnismäßige Zeitbestimmung zuweisen.

Unabhängig von einem solchen Versuch läßt sich sagen: das Lied muß vor dem 'Ursprung' von etwa 653 entstanden sein, aber später als die einfache Form der Sage, die vielleicht noch Fredegar verwertet, und jedenfalls nach der Eroberung Italiens durch die Langobarden, denn von dort wird Fredegar (dessen lateinische Flexionen noch recht gut imstande sind) doch den Namen Wodano mit der italienischen Endung bezogen haben. So erklärt sich auch seine Verlegung des Schauplatzes von der Ostsee nach Ungarn leichter: Ungarn lag dem Gedächtnis eines langobardischen Gewährsmannes näher. Das Bild im Palaste der Theudelinde, das grade auch die Haartracht der damaligen Langobarden zeigte, ist nach der genauen Beschreibung ohne Beziehung auf das Lied entstanden, und Paulus, dem es nach der Erzählung so naheliegen mußte, sagt nichts dgl. Das Bild entstand nach der Heirat der Theudelinde mit Agilulf im Jahre 590 und vor ihrem Tode, 628.

Schon im 5. Jahrhundert waren die Langobarden Christen geworden, Arianer, aber noch zum Jahre 578 finden wir ein heidnisches Opfer bezeugt (S. 329): es ist das Nebeneinander, das es erlaubt, von Göttern so unehrerbietig zu dichten. Ihm entspricht die Romanisierung, die wir in Wodano erkennen, die der eignen Sprache raschen Untergang bereitet, den raschesten wohl, wie bei den Burgunden, am Hofe und in den oberen Schichten. Die Romanisierung aber ist es grade, die antike Stoffe und Verständnis für deren Art mitbringt und nochmals die Leichtfertigkeit gegenüber dem Göttlichen. Den Langobarden, die anders als die Deutschen jenseits der Berge niemals Kirchenknechte waren (S. 307ff.), sind nicht minder als den auf andre Weise ebenso freien Isländern heitre heidnische Gedichte in christlicher Zeit zuzutrauen.

Daß dies Gedicht vom Göttertrug nichts mit den Wissensversen des Edictus Rothari zu tun hat, liegt auf der Hand: es würde ihre Form zersprengen, auch die Zweizahl der Brüder sperrt sich gegen eine Ahnentafel, und die Mutter wäre nur etwa als mythische Spitze denkbar. Aber sie ist, wenn auch in die Urzeit verlegt, doch wohl eher als eine der weisen Frauen gedacht, von denen schon Tacitus spricht. Dazu würde auch der Name Gambara 'die Scharfsichtige' stimmen, ein Name, der zu sprechend wäre, als daß er nicht zu einem so jugendlichen Gedichte erfunden sein sollte, wenn er richtig so gedeutet ist.

In das alte Herkunftsgedicht könnte dieser junge Göttertrug erst nachträglich eingebaut sein.

4. Lamicho. Als erster König der Langobarden wird Agelmund, Aios Sohn, genannt. Was nach Paulus er und sein Nachfolger Lamicho erlebten und taten, haben wir schon in andern Zusammenhängen erfahren (S. 46, 179ff.). Wir fanden zwar Agilmund in den Versen der Königsliste und beim Weitfahrer, aber in der Sage von ihm und Lamicho nichts von weiterer Formung. Dasselbe gilt von Lamichos Kampf im Wasser, der zugleich an Offas Kampf zwischen den die Ufer des Flusses haltenden Völkern (S. 152) und Beowulfs Kampf gegen Grendels Mutter (S. 147) erinnert. Denn die Bezeichnung 'Amazone' ist nur eine Gelehrsamkeit des Paulus, wie er auch alsbald selbst kundtut. Daß aber neben seiner rein sagenmäßigen Erzählung ein Lied desselben Stoffes möglich ist, glaubten wir bei dem Hunnenkampfe Lamichos behaupten zu können, und da ergäbe sich eine für die langobardische Liedkunst vielleicht entscheidende Verknüpfung mit der gotischen.

5. Die Herulerschlacht. Von dem Untergange der Heruler mitsamt ihrem König Rodulf — es war im Jahre 505 — berichtet Paulus ohne Unterstützung durch den 'Ursprung': Rodulfs Bruder wird als Friedensunterhändler zum Langobardenkönig Tato entsandt. Auf dem Rückwege fällt er mit seinem prächtigen Gefolge Rumetrud, der Tochter Tatos, auf. Sie läßt ihn zu einem Becher Wein hereinbitten. Er folgt einfältigen Herzens. Rumetrud belächelt und verspottet ihn wegen seiner Kleinheit. Er, in Scham und Entrüstung, gibt Worte zurück, die das Mädchen in größten Zorn versetzen müssen. Sie kann, in weiblicher Wut entbrannt, den Schmerz in ihrem Busen nicht zähmen, sie ersinnt einen bösen Plan und eilt ihn zu vollenden. Sie faßt sich, heitert ihre Miene auf, umschmeichelt den Helden mit süßen Worten, ladet ihn zum Sitzen ein, läßt ihn aber so sitzen, daß er ein Fenster im Rücken hat. Das Fenster heißt sie, scheinbar dem Gaste zu Ehren, in Wahrheit um keinen Verdacht zu entzünden, mit einem kostbaren Vorhange verdecken und gebietet, ein blutdürstiges Ungeheuer, den Gast von hinten zu durchbohren, wenn sie zum Schenken sage: 'Mische den Wein!' Und so geschiehts.

König Rodulf bricht zur Rache auf. Er selbst aber sitzt, indes draußen der Kampf der Heere tobt, im Lager beim Brettspiel: er zweifelt nicht am Siege der Seinen, denn sie sind kriegegeübt und siegberühmt, und sie fechten, um es leichter zu haben und Wunden verachtend, nackt bis auf eine Binde. Einen seiner Leute läßt er von einem Baume Ausschau halten, um schneller von dem Siege zu hören, und will ihn umbringen, wenn er Flucht melde. Der sieht, daß die Heruler weichen, aber wieder und wieder vom Könige gefragt, sagt er, daß sie gut kämpfen. Und erst als alles flieht, bricht er endlich aus: 'Wehe dir, unglückliches Herulerland, wie du vom Zorn des himmlischen Herren geschlagen wirst!' 'Fliehen meine Heruler?' 'Nicht ich, sondern du sagst es, mein König.' Der ist mit all den Seinen sinnberaubt vor den hereinbrechenden Langobarden, und sie fallen ohne jegliche Gegenwehr. So groß ist der Zorn des Himmels über den Herulern, daß sie auseinander flüchtend blaue Flachsfelder für Gewässer halten und, als sie hineinstürzen und die Arme zum

Schwimmen breiten, elend hingeschlachtet werden. Da finden die Langobarden gewaltige Beute im Lager und teilen sie. Tato aber erhält Rodulfs Fahne und den Helm, den er im Kriege immer getragen. Und von Stund an sinkt die Kraft der Heruler dahin, und sie haben nie wieder Könige über sich gehabt.

So sehr man hier die bildhaften oder dramatischen Schönheiten vieler Einzelglieder genießt, so wenig runden sie sich doch zu einem Ganzen: die schmähliche Tat der Rumetrud bleibt ungesühnt, wiewohl sie zweimal als verabscheuenswürdig gebrandmarkt wird, und der Sieg der Langobarden ist das Gegenteil einer gerecht abschließenden Rache; erst sind sie, dann die Heruler die Gegenspieler; die Heruler suchen erst den Frieden nach, und dann sind sie Überkrieger. Glücklicherweise gibt aber die Geschichte die fehlende Voraussetzung des kriegerischen zweiten Teils.

Prokop erzählt im 'Gotenkriege', daß die wilden Heruler zur Zeit des Kaisers Anastasius (491—518) keine Kriegsgegner mehr finden konnten und ihren König Rodulf durch Schimpf und Hohn zum Kriege mit den Langobarden zwangen. Vergebens schickten die Gesandte über Gesandte mit allen Anerbietungen, um den Frieden zu retten. Vor der Schlacht hing über den Langobarden eine mächtige schwarze Wolke, indes über den Herulern der Himmel klar blieb. Auch das böse Zeichen achteten diese indes nicht, stürzten leichtfertig und übermütig in den Kampf und erlagen: der König fiel, sie vergaßen alle Gegenwehr, und Scharen wurden noch auf der Flucht niedergemacht.

Hier haben wir den schicksalherausfordernden Frevelmut der Heruler, nicht der Langobarden, der das rächende Unheil erst begründet und bei Paulus in dem brettspielenden Könige versinnlicht wird: der ist nun der unsinnige Tyrann, der bei Lebensstrafe böse Nachricht verbietet. Und so sind seine Mannen zu berserkerhaften Nacktkämpfern gesteigert; danach aber auch ihre Flucht zu einem panischen Wahnwitz, der sich fast ins Schwankmäßige überschlägt: daß ein Flachsfeld für Wasser gehalten wird, kehrt ja in der Geschichte von den sieben Schwaben wieder.

So sind die geschichtlich-kriegerischen Taten gewaltig überhöht. Den Wortgipfel aber bildet nach Liedart das Zwiegespräch mit dem ausschauenden Knechte, das den König mit besondrer Kunst in seinem Weheruf selbst das Urteil sprechen läßt. Es ist ein Zuschieben der Meinung, wie wir es schon von Frea, aber auch aus dem Neuen Testamente kennen: 'Bist du der Juden König?' 'Du sagst es!'

Umgekehrt dürfen wir das Schlußstück der Rumetrudgeschichte, die den von Prokop erzählten Anfang zu der Herulerschlacht verdrängt hat, von dem Langobarden Paulus nicht erwarten: es mußte die Bestrafung der schändlichen Stammesgenossin bringen, und wie sehr er Langobarde ist, zeigt er damit, daß er die Vernichtung der Heruler gegen alle dichterische Gerechtigkeit zu einer mißlungenen Rache für den Bruder ihres Königs verbiegt: so müssen wir uns an der meisterlich unentrinnbaren Schürzung der ersten Liedhälfte und seiner prächtigen Farbenkunst genügen lassen.

Der 'Ursprung' bestätigt diese Scheidung: er hat von der Rumetrud-Vorgeschichte noch nichts. Er berichtet nur in aller Kürze von der Schlacht, und echt im Sinne des Liedes wird sein, daß der König durch den König gefällt wird, der dann auch 'vando' (Fahne) und Helm nimmt. 'Danach hatten die Heruler kein Reich mehr'.

Inhaltlich hat das Herulerschlachtlied nur eine Verwandtschaft, das Hunnenschlachtlied: nirgend sonst in den erhaltenen oder herstellbaren Heldenliedern sind neben den Einzelkämpfern Heeresmassen sichtbar in Bewegung gesetzt und ist entsprechend von einem 'Vaterlande' (könnte man sagen) die Rede: 'Unglückliches Herulerland!' ruft jener Späher nach Paulus aus, und dem entspricht jener Schlußsatz im 'Ursprung', während die Prosa zum Hunnenschlachtliede eben so politisch sagt: 'Die Goten kämpften für Freiheit und Vaterland, und so stehen sie fest und einer feuert den andern an.' Auch dies dürfte also alt sein: es wäre für die Goten des 4. Jahrhunderts die auch im Gefühl festgewordene Vorstellung eines alten tiefbegründeten, mächtigen und eignen Reiches. Den Schluß macht im Heruler- wie im Hunnenschlachtliede eine ungeheure Niederlage, dort durch den panischen Schrecken, hier durch die flüssestauenden Leichenberge über alles sonst Gewesene hinausgehoben. Beidemal erliegt eine angreifende und unbesieglich scheinende Macht, ihre Könige fallen, und die Sieger gewinnen die Freiheit.

Daß und wie die Langobarden sich dies fremde Lied angeeignet haben, zeigt im übrigen der Einbau des Ormar-Zwischenspiels, der noch ins 5. Jahrhundert fällt (S. 179ff.), wenn unsre Berechnungen richtig sind.

6. Thurisind. Der junge Alboin fällt Thurismod, den Sohn des Gepidenkönigs Thurisind in der Schlacht, und die Gepiden fliehen. Darauf bitten die Langobarden ihren König Audoin, er möge dem, der ihm den Sieg errungen, nun auch die Tischgenossenschaft gönnen. Audoin weigert sich: nach alter Sitte muß der Sohn zuvor von einem fremden Könige die Waffen erhalten haben. Da nimmt Alboin vierzig Jünglinge, reitet zu Thurisind, dem Feinde, und fordert die Bewaffnung. Der nimmt ihn gütig auf und setzt ihn an seine Seite, auf den Platz des Thurismod. Unter dem Essen gedenkt Thurisind des Toten und daß nun der auf seinem Platze sitze, der ihn erschlug, seufzt schwer und läßt seinen Schmerz in die Worte hervorbrechen: 'Lieb ist mir der Platz, aber schwer zu ertragen der Anblick dessen, der darauf sitzt.' Dadurch aufgestachelt beginnt sein zweiter Sohn die Langobarden zu reizen, indem er sie wegen ihrer weißen Schenkelbinden mit weißbeinigen Stuten vergleicht. (Und Paulus hält die alte Form Fetilae ohne Lautverschiebung fest.) 'Geh auf das Aasfeld!' ruft dagegen einer von den Langobarden: 'Da kannst du sehen, wie diese Stuten schlagen können, wo die Knochen deines Bruders wie eines elenden Viehs mitten auf dem Felde liegen!' Da fahren die Hände an die Schwertgriffe. Aber der König springt auf, wirft sich zwischen sie und droht, den zuerst zu strafen, der zuerst den Kampf beginne: 'Das ist kein Sieg, der Gott gefällt, wenn jemand im eignen Hause dem Gaste das Leben raubt.' Und

er nimmt die Waffen seines Sohnes Thurismod, gibt sie dem Alboin und entläßt ihn ungekränkt in seine Heimat. Dort macht ihn dann Audoin zum Tischgenossen. Er aber berichtet in den 'königlichen Freuden' alles, was ihm in Thurisinds Halle begegnet ist, und die zugegen sind bewundern und preisen die Kühnheit Alboins nicht minder als die große 'Treue' des Königs.

Eine geschichtliche Grundlage hierzu kennen wir nicht, es sei denn, daß diese Waffensohnschaft seit Tacitus bezeugt ist. Dafür aber ist hier das ganze Lied von Anfang bis zu Ende überschaubar: es fehlen nur die deutschen Versworte, und auch die springen in ihrer Meißelung zuweilen aus den lateinischen fast heraus:

'Süß ist der Sitz der da sitzet, bitter'.

Es gab wohl einen kurzen Rückblick am Anfang; der Tod Thurismods ist nicht als Auftritt zu denken, sondern verwoben in die Forderung an König Audoin, den jungen Mitkämpfer nun als Tischgenossen anzunehmen. Die Antwort ist erhalten, aber schon lateinisch stilisiert. Das Reiten der Einundvierzig denken wir uns in einer malerischen Strophe. Dann wird man sich, ohne Zwischenglied, die Forderung des Jungen und die Aufnahme am Tisch, den Seelenkampf des Alten und sein zusammengepreßtes Wort, Aufspringen und Schmähworte, schließlich die Gegenschmähungen, die zugleich den Rest der Vorgeschichte bringen, als vier rasche Strophen oder Versgruppen vorstellen können. Das Eingreifen des Königs mit seinen Worten, die den Kampf des Herzens und das Toben draußen geschweigen, führte zum Gipfel des Liedes. Ob dann die Schmückung mit den Waffen des gefallenen Sohnes in einer ehrerbietigen ergriffenen Stille bei Freund und Feind geschah?

So wäre nicht nur die Verschlingung der Vorgeschichte in das gegenwärtige Geschehen durchgesetzt wie in unserm Hildebrandliede, auch das Gegeneinander des dunklen leidgeprüften Alten und des strahlenden überkecken Jünglings läßt sich vergleichen, und die Erhabenheit des Alten erwächst hier wie dort vor unsern Augen. Aber hier ist er noch mehr über den Jungen erhoben: der verstummt alsbald, und auf die Schmückung mit den Waffen bleibt ihm nicht einmal eine Geste mehr, wenn anders Paulus vollständig erzählt.

Hildebrands Schmerzensruf an den halb heidnisch klingenden 'Irmingott' ist hier ein Beugen unter Gottes Gebot: Thurisinds Auslegung des germanischen Gastschutzes siegt über die Rache- und Zornwut der Seinen. Es ist anders als im Hunnenschlachtlied, wo der König den abgesandten Gizur auf seine Herausforderung greifen heißt (S. 176).

Und Thurisind schmückt den Jüngling, nicht weil er etwa, von so herrlicher Kühnheit überwunden, das altherkömmliche Recht die Gefühle seines Vaterherzens bezwingen ließ, sondern diese Größe, (die er umsomehr gewinnt, als der Langobarde Alboin dem Dichter näher war.) sie ist nun christlich. Wenn dann das Sittliche des Gedichtes dadurch ins Beispielmäßige gesteigert erscheint, so ist es doch zugleich dem germanischen Sinne nach erweicht, wie

sehr auch die Worte Thurisinds die germanische Prägung festhalten, und es ist nochmals erweicht durch den marchenartig-glücklichen Schluß.

Ein andrer Verlauf wäre zwar wohl zu denken, etwa wie im Ingeldliede (S. 153). Aber nicht, daß er einmal tragisch gewesen wäre: nach Anlage und zugrunde liegendem Geschehen war das nicht möglich: das ganze Lied ist schon christlich und die Selbstüberwindung Thurisinds übersteigert das Vorbild Dietrichs, der um seine gefangenen Gefolgsleute auszulösen, ins Ellende geht (S. 200f.). Das arianische Christentum hat unsre alte Heldenwelt nicht erschlagen, hat sie vielmehr weitergebildet, und wir fühlen den Weg, der vom Germanischen zum Deutschen führt: welches deutsche Herz könnte sich nicht an Thurisind erbauen?

7. Alboins Tod. Alboin starb im Mai 572. Davon meldet vor 594 der Bischof Marius von Aventicum (Avenches) in seiner Chronik: 'In diesem Jahre (572) wurde Alboin... von den Seinen, d.h. Hilmaegis und den übrigen, mit Zustimmung der Gattin in Verona getötet.' Gregor von Tours, der wenige Jahre nach dem Ereignis schreibt, nennt mit Namen nur noch Alboin, aber er weiß, daß dieser eine Frau heiratete, deren Vater er kurz zuvor getötet hatte und die nun Rache suchte. 'So geschah es, daß sie als Liebhaberin eines aus der Gefolgschaft ihren Gatten vergiftete.' Neu ist uns also Begründung und Art der Rache. Nach Fredegar ist er von der Gattin listig vergiftet. (Sie flieht dann mit einem Langobarden nach Ravenna und wird an seiner Seite umgebracht.) Der Verfasser des 'Ursprungs' weiß schon als Langobarde mehr: Alboin besiegt (im Jahre 567) die Gepiden, ihr König Kunimund fällt, Thurisinds Nachfolger; dessen Tochter Rosemunda muß dem Sieger als zweite Gattin folgen: die erste, eine fränkische Prinzessin, war gestorben; sie hatte ihm eine Tochter Albsuinda hinterlassen. Der König wird im Palaste zu Verona von Hilmichis und Rosemunda ermordet; den Rat hatte Peritheo gegeben.

Weit schwerer wiegen die Ergänzungen durch Paulus. Die Vorgeschichte ist die des 'Ursprungs' bis auf dies: Alboin erlegt den Kunimund selbst und läßt aus seinem Schädel eine Trinkschale machen. Bei einem wüsten Gelage zu Verona heißt Alboin jene Schale bringen und fordert die Königin auf, 'fröhlich mit ihrem Vater zu trinken' — und voll Abscheu beteuert Paulus bei Gott, daß er die Schale noch gesehen habe, als König Ratchis sie seinen Gästen zeigte. Rosimund entbrennt in Rachedurst, und sie faßt alsbald mit Helmichis, Alboins 'Schildträger', den Entschluß, ihn umzubringen. Helmichis rät, den starken Peredeo hinzuzuziehen, und als der sich weigert, legt sie sich in das Bett ihres Kammermädchens, das er zu besuchen pflegt. Als er seine Lust gebußt hat, gibt sie sich zu erkennen: 'Du hast nun solches getan, daß du den König töten oder von ihm sterben mußt', und so willigt er ein. Als Alboin mittags im Schlafe liegt, gebietet sie tiefes Schweigen im Palast, beseitigt alle Waffen, bindet das königliche Schwert an den Bettpfosten und läßt, 'blutgieriger als jedes wilde Tier' — nicht Peredeo, sondern nach Peredeos Rat den Helmichis herein. Alboin fährt vom Schlafe auf, erkennt die Gefahr und greift rasch nach

dem Schwert. Als er es nicht losreißen kann, verteidigt er sich noch eine Weile mit einem Fußschemel. Aber o Jammer, dieser große Kriegsheld und allertapferste Mann wird wie ein Elender niedergestreckt und geht durch eines Weibchens Arglist zugrunde! Und wir hören aus Pauls Worten über den Ruhm des Königs, über die Mächtigkeit seines Körpers, über Begräbnis und Klage die Ergriffenheit vor dem Größten des Volkes, die noch Jahrhunderte später nachzittert. Für Helmichis aber, den Schildträger und Milchbruder, den wir uns doch als einen der Todgetreuen denken, gibt uns Gregor den Grund seines bei Paulus ganz unerklärt gelassenen Verrats: die Königin liebt ihn; möglich auch, daß ihr sein Ehrgeiz entgegenkam: wir haben schon zweimal in der langobardischen Geschichte gefunden, daß die Königswitwe den Nachfolger heiratet, und auch bei Paulus wird sie dann wie schon im 'Ursprung' seine Gattin.

Wir spüren alsbald die ganze anpackende Zielstrebigkeit eines Lieddichters: er läßt Alboin selbst den Schwäher erschlagen haben, und dann führt er noch die Aufforderung, aus der Schädelschale zu trinken ein: was die Geschichte als Grund einer Rache bot, war zu schwach und allgemein. Die besondre Untat verlangte eine schneidende Aufpeitschung, und die bot die schon im Wielandliede, wenn auch nur zusätzlich gebrauchte (S. 301) und nachmals in das jüngere Atlilied weiter gewanderte Schale. Noch Paulus empfand die Aufforderung als ungeschichtlich, wenngleich er das Gefäß sah — und so fehlt es schon im 'Ursprung' —, reihte sie aber anscheinend auf die Erzählung des Königs Ratchis ein. Es erbringt den ungeheuren Auftritt des Gelages. Und da die Königin den Helmichis liebt, stürzt sie ihm — so denken wir uns — auf die letzte trunkene Beleidigung noch brennend in die Arme, um den König alsbald schmählich an seinem Eigensten zu strafen, die lang in Entschlußlosigkeit schwelende Rache rasch mit tödlicher Lust zum Brande zu entfachen.

Alboin wird erschlagen, nicht vergiftet, darin stimmen die langobardischen Überlieferungen gegen Gregor und Fredegar überein, indes Marius undeutlich von 'töten' spricht: das Gift paßt wenig zu dem heroischen Liede, es könnte aus der Fortsetzung übernommen sein.

Aber wer ist der Mörder? Nach Marius und dem 'Ursprung' Helmichis, und der 'Ursprung' führt einen 'râtbano', einen Mordrater Peritheo ein. Erst Paulus vertauscht die Rollen, läßt Rosimund sich mit Helmichis beraten und Peredeo als Tater gewinnen, aber er widerspricht sich selbst dort, wo er Helmichis so nennt. (Eine Umstellung der Namen führt wegen des 'Ursprungs' nicht zum Ziele.) Wir haben auch die Stelle des Textes bei Paulus mit einem Gedankenstrich bezeichnet, wo der Helmichis der Vorstufe und der Peredeo eines Zusatzes unvereinbar zusammenstoßen. Es bleibt für Peredeo keine Rolle übrig, wenn ihm die des Zuratenden genommen ist. Er verschwindet wie ein unbrauchbares Werkzeug, und erst das folgende Kapitel fügt hinzu, daß einige meinen, er sei mit Rosimund und Helmichis nach Ravenna geflohen und, als die ermordet waren, nach Konstantinopel gebracht. Dort hatte er dann sein eignes Schicksal, ein echt byzantinisches: er erlegt im Theater einen gewaltigen Löwen; da werden

ihm, damit er kein Unheil anrichte, auf Befehl des Kaisers die Augen ausgerissen; der Blinde vergilt ihm, indem er bei Überreichung einer Bittschrift zwei seiner Vertrauten packen kann und umbringt. Vielleicht hat jene riesige Kraft die Übertragung des Peredeo in 'Alboins Tod' und den Text des Paulus veranlaßt: sie ließ ihn dem Helden gewachsen scheinen, körperlich. Jedenfalls vollzieht sich nach Paulus selbst die Strafe nur an Helmichis und der Königin.

Dieser Versuch, den Peredeo umzugestalten, wird durch die Einführung des Liedanfangs mit seinen neuen mächtigen Racheantrieben veranlaßt sein: nun war ein Mordanrater, der die Rache erst anstacheln mußte, eine jämmerliche Verdopplung; machte man ihn aber zum Täter, so wurde Helmichis entlastet. Paulus ist in dieser Umwandlung steckengeblieben.

So entfällt auch das elende Dirnenstückchen, das einer altitalienischen Novelle würdig wäre: die Königin braucht nicht mehr zwei Bittgänge und eine niedrige Preisgabe, um bei einem Knechte zum Ziele zu kommen.

Die Mordszene mit ihren Einzelheiten — nur Paulus erzählt sie — denken wir im übrigen ganz dem Liede angehörig. Sie antwortet dem Gelage des Anfangs. Dazwischen liegt nur das Zusammenspiel Rosimunds mit Helmichis. Seelenkämpfe wie Brünhilds in der jüngern Eddadichtung (S. 249f.), etwa daß sich Frauenehre von Liebe leise betrügen läßt, bis dann der letzte fürchterliche Schlag in die Arme des Rächers treibt, oder auch nur Liebesworte, das alles denken wir uns nicht in das Lied hinein: hier entfalten sich in vollem Gegensatze zur eddischen Brünhilddichtung, in der die Mordtat an Sigurd nur wenige Zeilen erhält, die Wirklichkeiten der Ereignisse und Taten in voller Breite, vollem Glanz, und mit ihnen die drei Gestalten, die das Ganze tragen: der gewaltige König, in seinem Gelage-Übermut wie in seinem grausamen Ende dem Ermanrich des Eddaliedes ähnelnd, der trunken höhnend die feindlichen Brüder begrüßt und hilflos den Tod von ihnen empfängt; Helmichis, der wie Iring den eignen Herrn erschlägt; Rosimund, die wie Gudrun und Signy in der Rache über alles menschliche Maß hinauswächst, wie Signy die weibliche Ehre darum preisgibt. Wir erkennen diese Gestalten wieder — und wie sind wir doch gebannt von der neuen Verstrickung, den neuen Zwängen, die sie in ihr inneres und äußeres Schicksal treiben!

Auch wohlbekannte Quellenverhältnisse wiederholen sich hier: Ammian berichtet von Ermanrichs Tode geschichtlich, Jordanes benutzt zugleich ein Lied darüber; Alboins Tod erzählen uns vier Geschichtschreiber, erst der fünfte, Paulus, flicht das Lied ein. Aber: bei Ermanrich leitet uns sicher das erhaltene Gedicht, bei Alboin müssen wir das verlorene unsicher erfühlen. Auf sein Alter ist aus der Überlieferung bei Paulus nicht zu schließen, wir haben nur eine obere Zeitgrenze an dem Todesjahre 572, und dieser Mord ist die jüngste geschichtliche Tat, die im germanischen Heldenliede fortlebt.

Paulus gibt in seinen Trauerworten der Dichtung einen deutlichen Abschluß, dann fällt er in die Geschichte zurück und erzählt das Folgende nur vollständiger und deutlicher als seine Vorgänger.

Helmichis will sich der Herrschaft bemächtigen, aber es gelingt nicht: die Langobarden stellen ihm nach. Da flieht Rosimund, nun seine Gattin, mit ihm, Albsuinda und allen Schätzen zu Longinus, dem Präfekten von Ravenna. Der stachelt die Königin an, die Seine zu werden. Sie reicht dem Helmichis nach dem Bade einen Giftbecher. Er trinkt, spürt alsbald den Tod und zwingt sie mit gezogenem Schwerte, den Rest zu nehmen. 'Und so gingen nach dem Urteil des allmächtigen Gottes die beiden ruchlosen Mörder zugleich zugrunde.' Wenn das noch erfunden ist, so nicht im Heldenliedstil.

8. Ein Opferlied. Hier zwischenein gehört, ungefähr zum Jahre 578, die Bezeugung eines 'gottlosen Gesanges', mit dem die Langobarden, im Kreise tanzend, 'dem Teufel', einen Ziegenkopf darbringen (S. 307). Sie ist die einzige eines Opferliedes bei den Germanen, besagt aber über Art und Inhalt des Gesanges nichts, nicht einmal, daß der ganze Chor singt.

9. Autharis Brautschau. Die heitre Dichtung von der Art des 'Göttertrugs' tritt noch einmal hervor mit König Authari (584—90) und seiner Brautschau. Sie scheidet sich bei Paulus durch Ton und Breite, aber auch durch behagliche Zwecklosigkeit von dem umgebenden Kurzbericht. Denn die Braut, die bairische Theudelinde, uns aus der Geschichte und ihrer Verklärung gleich wohlbekannt (S. 307f.), ist bereits geworben, als nun Authari mit seinem allergetreusten alten Waffenmeister und einer bewährten Schar aufbricht (wie einst der junge Alboin). Er führt sich unerkannt in feierlicher Audienz bei seinem Schwiegervater Garibald ein und bittet, die Braut anschauen zu dürfen, um seinem Herrn daheim von ihrem Aussehen zu berichten. Sie kommt, er betrachtet sie schweigend, und hübsch wie sie ist, gefällt sie ihm sehr. Und weiter bittet er, da sie nun so sei, daß sie gern sie zur Königin hätten, möge sie ihnen einen Becher Wein zubringen, wie sie es als ihre Königin ja noch oft tun werde. Der Herzog erlaubts, und sie trinkt zuerst dem alten Waffenmeister zu. Dann reicht sie Authari, ohne ihn zu kennen, den Becher. Er trinkt, aber im Zurückreichen berührt er ihre Hand und gibt seine Liebe zu erkennen, ohne daß es jemand bemerkt. Sie erzählt es mit Erröten ihrer Amme, und die weiß: 'Es ist der König und dein Verlobter, sonst hätte er nicht gewagt, dich zu berühren. Aber laß uns schweigen, damit dein Vater nichts merkt. Wahrlich, er ist wert, die Krone zu tragen und dein Gatte zu sein!' Denn es war Authari damals in blühender Jugend, edler Gestalt, von lichtem Haar überflossen, ein gar schöner Anblick. Auf dem Heimwege dann, nahe der Grenze, als er noch das bairische Geleite bei sich hat, hebt er sich, so hoch er kann, in den Steigbügeln, schlägt mit aller Wucht die Axt, die er in der Hand führt, in den nächsten Baum und läßt sie dort stecken: 'Solche Schläge tut Authari!' Da merken die Baiern des Geleits, daß er der König ist

Auch gegen das Folgende ist dies Gedicht abgegrenzt: es wird nach einem politischen Zwischenakt der Empfang der Braut und die Hochzeit berichtet ohne ein Wort des Wiedererkennens oder der Erinnerung an das süße Liebesspiel.

Diese kleinen Inseln goldnen Lichts, Theudelinde und Authari, Theudelinde und Agilulf (S. 329 & 307), lassen uns aufatmen in den verschwenderischen Bluttaten der Zeit, und hier weht wahrlich eine andre Luft als in den tragischen Königshallen des Heldenliedes: diese Dichtung entfernt sich nach entgegengesetzter Seite von der Wirklichkeit, und es geht wie in den mittelhochdeutschen Brautfahrtgedichten zu (S. 137): Vater Garibald nimmt die wunderliche Gesandtschaft nicht übel; Authari kommt unerkennbar als sein eigner Gesandter wie König Rother in seinem mittelhochdeutschen Epos und gibt sich heimlich zu erkennen wie er; der Waffenmeister ist überflüssig, aber er gehört zu dem Helden wie Berker zu Rother; die Erwählte muß über und neben der Politik schön sein, wie er es auch ist, und sie hat eine vertraute Alte neben sich wie Oda im 'Rother' und tausend Prinzessinnen vor und nach ihr. Auch Autharis Krafttat am Schlusse wäre nicht Sache eines tragischen Helden, sosehr das Wort 'Solche Schläge tut Authari!' ein Liedwort ist. Lieblich ist das Ganze, kindhaft das junge Paar, und man möchte alles in unverglättete Verse des 12. Jahrhunderts gießen, jugendlich naive, wichtigtuerische wie abermals die des Rother. Ist es nicht erstaunlich, wie viel zu dem Gedichte aus der Frühzeit Kaiser Friedrichs I., des Rotbarts, an einzelnen Zügen und ganzen Gefügen stimmt, das denn doch einen andern, wenn auch verwandten Inhalt hat und weit tiefer seelisch ist?

Dies ist zugleich das Gedicht, aus dem nach Jahrhunderten zum ersten Male die alte Heldenwelt wieder zu uns spricht, und es hat in Stil und Haltung und allem, was kämpferisch ist, vieles, sehr vieles aus der Vergangenheit ererbt. Auch der Viervierteltakt klingt oft wieder aus dem Verse hervor mit seinen abwandelnden Gleichlaufen und sogar Stabreim.

Danach müssen wir uns ein Bild des Verlorenen machen. Denn in Stabreimversen ist uns Heiter-Episches nicht erhalten. Daß es aber dgl. gab, zeigen die Stabungen noch in der lateinischen Prosaauflösung des 'Göttertrugs' und der Vergleich mit eddischen Götterliedern. Die Authariprosa enthält keine glaubliche Stabung, aber wir haben eine ganz junge Brautfahrtdichtung auch in der Edda, die von Helgi dem Hjörvardsohne. Sie war nur Einleitung einer größeren Prosageschichte, die an passenden Stellen nach Art der nordischen Saga mit sog. Losen (eingelegten) Strophen geschmückt war: diese nahm der Eddasammler heraus und verknüpfte sie notdürftig mit einem Auszug der alten Prosa. Immerhin können wir uns danach doch auch in der so viel älteren Autharidichtung, die ihre germanische Zugehörigkeit so deutlich verrät, den Stabreimvers vorstellen

10. Grimoald. Paulus erzählt: Herzog Gisulf von Friaul ist (um 610) von den Avaren geschlagen und getötet. Seine Witwe Romhild mit vier Söhnen und vier Töchtern hält sich in der Hauptstadt. Sie erblickt den jugendlichen Avarenkönig von der Zinne, verliebt sich und öffnet ihm gegen das Versprechen der Ehe die Tore. Aber die Avaren plündern und brennen und führen die Be-

völkerung davon. Daheim töten sie dann die Älteren und verlosen Weiber und Kinder als Gefangene. Darauf ein Einschub. Die drei ältesten Söhne der Romhild ergreifen Rosse zur Flucht, und einer will den vierten, den kleinen Grimoald, weil er noch nicht reiten könne, lieber umbringen, als daß er in Gefangenschaft geriete. Aber der Kleine weint und bittet. Da hebt er ihn auf einen bloßen Pferderücken und mahnt ihn, sich festzuhalten, wenn er könne. Der ergreift die Zügel und folgt den Brüdern. Die Avaren setzen nach, die Brüder entrinnen, der kleine Grimoald wird eingeholt. Der Verfolger mag ihn nicht erschlagen und will ihn zu seinen Diensten bewahren. Er ist froh über die liebliche Beute mit dem langen hellen Haar und den glänzenden Augen. Aber Grimoald, als er am Zügel gezogen hinter ihm reitet und mit Jammer gedenkt, daß er in Gefangenschaft geschleppt werde, 'wälzt in der schmalen Brust ungeheuren Entschluß', reißt sein Schwert — wie er es in solchem Alter haben konnte — aus der Scheide und schlägt es dem Avaren, der ihn dahinzerrt, mit all seiner Kinderkraft über den Kopf. Es dringt ins Hirn, und der Feind stürzt vom Pferde. Grimoald flieht, findet endlich die Brüder und bringt ihnen mit seiner Befreiung und seiner Tat unsägliche Freude. Schluß des Einschubs: Paulus nimmt ohne irgendeine Rückbeziehung den letztvorhergehenden Satz wieder auf ('Die Avaren bringen die Männer um, Weiber und Kinder bestimmen sie für die Gefangenschaft') und kehrt zu Romhild zurück: sie ist dem Versprechen gemäß Gattin des Königs, aber nur eine Nacht. Dann überläßt er sie zwölf der Seinen, und schließlich heißt er sie mitten im Felde auf einen Pfahl spießen: 'Eines solchen Mannes ist sie würdig'. So endete die furchtbare Verräterin ihres Vaterlandes, die lieber ihrer Lust als dem Wohl ihrer Verwandten und Mitbürger diente.

Es folgt aber, durch diese Worte abgetrennt, noch die unliebliche Geschichte ihrer vier braven und beispielgebenden Töchter, die sich durch Vorbinden von stinkendem Hühnerfleisch der Avaren erwehrten und sich, verkauft, doch noch gut verheirateten.

Die so abgesetzte Grimoaldgeschichte war gewißlich kein 'zweiseitiges' Heldenlied, aber Paulus stellt sie ja auch seinen geschriebenen Vorlagen nicht gleich: er benutzt wie sonst heimische, d. h. mündliche Überlieferungen, und ihnen entnimmt er die mancherlei Einzelheiten, die einem klösterlichen Geschichtschreiber nicht sichtbar werden konnten. Er hat noch mehr solche einfachen menschlichen Erzählungen eingestreut, z. B. gleich die augenscheinlich als Gegenstück und aus andrem Geiste gebildete von den vier Töchtern der Romhild oder die von Authari, der, bis zur Südspitze Italiens gekommen, die alte Säule dort mit der Lanze berührt und gerufen habe: 'Bis hierher soll das Land der Langobarden reichen!' Andres derart fanden wir bei Gregor von Tours und Fredegar, und wir konnten sehen, wie es sich von dem einen zu dem andern weiterentwickelte, mit Wunder- und Wandermotiven anreicherte und vermischte (S. 129f., 134ff.), und nachmals sammelte der 'Mönch von St Gallen' ein ganzes Büchlein solcher Geschichten (Kap. IX. 9. 4. 1), das zu den

liebenswürdigsten Hinterlassenschaften der althochdeutschen Zeit gehört, freilich den lateinischen.

Die Grimoaldgeschichte aber ist ein geschmückter Tatsachenbericht, scheint Familiengeschichte, Teilstück einer Saga, wie sie sich im Norden entwickelt und vollendet hat (S. 3ff., 169ff.), die aber hier als Nebenquelle der gelehrten Geschichte dient.

11. Die Geschichte der Familie des Paulus Diaconus. Ein sichreres und besonders bezeichnendes Beispiel für das Werden dieser Kunstgattung ist die Geschichte seines eignen Herkommens, zu der Paulus mit ausdrücklichen Worten von der allgemeinen abbiegt:

'Hier (nämlich hinter der Erzählung des Avareneinfalls) ist aber nun der Platz, die allgemeine Geschichte beiseite zu legen und privatim ein weniges von meiner, des Schreibers, eigner Herkunft wieder hervorzuholen und, weil es die Sache so verlangt, etwas oberhalb in den Ablauf der Erzählung zurückzugreifen. Zu der Zeit also, da die Langobarden aus Ungarn nach Italien kamen, traf auch mein Ururgroßvater Leupchis, aus demselben Langobardengeschlechte, mit ihnen ein. Er starb, nachdem er noch etliche Jahre in Italien gelebt hatte, und hinterließ fünf noch kleine Söhne. Die erfaßte das Unheil der Gefangenschaft, von der wir eben gesagt haben, und entführte sie aus Foroiuli (Cividale) als Ellende in das Land der Avaren. Als sie dort viele Jahre lang den Jammer der Gefangenschaft ertragen hatten und schon ins männliche Alter getreten waren, blieben zwar vier von ihnen, deren Namen wir vergessen haben, in der Not zurück, aber ihr fünfter Bruder namens Leupchis, der nachmals unser Urgroßvater wurde, beschloß, wie ich glaube, auf Eingebung des Vaters der Barmherzigkeit, das Joch der Gefangenschaft abzuwerfen und nach Italien zu ziehen, wo, wie er wußte, die Langobarden saßen, und die Freiheitsrechte zurückzugewinnen. Als er das unternommen und nur mit Köcher und Bogen und wenig Proviant die Flucht ergriffen hatte und überhaupt nicht wußte, in welcher Richtung er gehen müsse, tauchte ein Wolf auf, und der wurde ihm Begleiter und Führer auf seinem Wege. Da er vor ihm her lief und oft zurückblickte, mit dem Stehenbleibenden stehenblieb und dem Weitergehenden voranging, erkannte dieser, daß er ihm von Gott gegeben sei, den unbekannten Weg zu zeigen. Als sie so einige Tage durch Gebirgseinsamkeiten weiterschritten, ging ihm (dem Wandrer) das bißchen Brot, das er bei sich hatte, ganz aus. Wie er nun fastend seinen Weg fortsetzte und ihm vor Hunger die Kraft verging, spannte er den Bogen und wollte den Wolf mit dem Pfeile erlegen, um ihn zu verzehren. Aber der Wolf wich dem Schusse aus und entschwand dem Blick. Da er selbst indes, ohne den Wolf nicht wissend, wohin gehen, und von Hunger geschwächt am Leben verzweifelte, warf er sich zu Boden und schlief ein, und er sah im Schlafe einen Mann, der sagte: 'Steh auf! Was schläfst du? Nimm den Weg auf in der Richtung, in der du deine Füße hältst, denn dort liegt Italien, dein Ziel!' Da stand er alsbald auf und begann in der Richtung zu wandern, die er im Schlafe vernommen hatte, und nicht

lange, so kam er an eine menschliche Wohnung. Dort in der Gegend wohnten nämlich Slaven. Eine Frau, schon alt, sah ihn und merkte sogleich, daß er ein Fluchtling war und Hunger litt. Von Mitleid getrieben verbarg sie ihn in ihrem Hause und reichte ihm heimlich Nahrung, erst nur wenig, um nicht, wenn sie ihm bis zur Sattheit gäbe, sein Leben ganz auszulöschen. Kurz, sie gab ihm entsprechend so viel zu essen, als er mit wiederkehrenden Kräften vertragen konnte. Und als sie ihn für den Weg stark genug sah, gab sie ihm Mundvorrat und zeigte ihm, wohin er sich wenden müsse. Er betrat nach einigen Tagen Italien und kam zu dem Hause, in dem er geboren war. Das war so wüst: ohne Dach und dazu voller Brombeersträucher und Dornbüsche. Es schlug sie nieder und hängte seinen Köcher an eine mächtige Esche, die er zwischen denselben Wänden fand. Er baute dann, von seinen Verwandten und Freunden beschenkt, das Haus wieder auf und führte eine Gattin heim. Aber von dem, was sein Vater besessen hatte, konnte er denen, die es in langem Besitze erworben hatten, nichts abgewinnen. Dieser wurde, wie ich schon zuvor gesagt habe, mein Urgroßvater. Er zeugte nämlich meinen Großvater Arichis, Arichis aber meinen Vater Warnefrit, Warnefrit aber mit seiner Gattin Theudelinda mich Paulus und meinen Bruder Arichis, der in seinem Namen unsern Großvater wiederbrachte. — Nachdem ich dies in Kürze der eignen Ahnenreihe gewidmet habe, wollen wir wieder auf den Weg der allgemeinen Geschichte zurückwenden.'

Und es folgt die Geschichte der Nachfolge Gisulfs

Was Paulus von den Seinen erzählt, ist noch einmal eine einzigartige Kostbarkeit, wie der 'Göttertrug' und 'Autharis Brautschau' für ihre Gattungen. Wir spüren gleich in den ersten Sätzen, wie die ungeheure Spannung zwischen den Geschichtemachern da oben, zwischen ihren Taten und Untaten abklingt Sie verschwindet und mit ihr die Helden, die aus solchen Taten und Untaten ins Übermenschliche verklärt sind. Hier ist die Welt der Geschichteleider, die uns sonst stumm bleibt, zu Worte, sogar zu Schrift gekommen, freilich lateinischer, wie es dem Mönch gewordenen Paulus anstand. Aber wenn auch das Latein tiefe Furchen in die Erzählung gegraben hat, so bleibt doch in dem Fehlen vieler geläufiger Stilkünste und andrerseits z. B. in der immer wiederkehrenden Anknüpfung schlichter Sätze durch Fürworte, bei denen etwa die mit einem 'Er' gemeinte Person nicht scharf grammatisch, sondern nach einfacher Überlegung festgestellt werden muß, ein Zeichen heimischer Erzählart, die man neben die der nordischen Saga halten muß.

Alles, was erzählt wird, ist in den Stammbaum verflochten, und den Stammbaum haben wir bis in Urzeiten als Anfang und Form geschichtlicher Erinnerung kennengelernt (S. 7ff.), haben auch in Versen bei Weitfahrt wie bei Rothari die allmähliche Weiterentwicklung gesehen, die z. B. bei Offa (S. 152), auch bei Ormar (S. 179ff.) zur Grundlage von Heldenliedern werden kann. In unserm Falle aber handelt es sich eben nicht um Könige, sondern um eine Sippe unter tausenden, die ihren Zusammenhang nicht minder hütet:

es ist die mit religiöser Ehrfurcht an die Vorfahren und den von ihnen immer unzertrennbarer erworbenen Boden gebundene bäuerliche Welt, auf der die Kraft des Staates und seiner Könige beruht.

Der Urahn ist mit in Italien eingewandert, er gewann ein Stück Landes: das ist die rechte Zeit für die 'mythische Spitze' eines Bauerngeschlechts, von der die Nachfahren sonst nichts wissen: 'mythische Spitze' schon deswegen, weil fünf Geschlechter von der Einwanderung bis auf Paulus zu wenig sind. In der Tat kann Leupchis, wenn er 568 besitzfähig nach Italien kam, zur Zeit des Avareneinfalls um 610 nicht mehr fünf Söhnchen gehabt haben, und die nicht glaubliche Gleichnamigkeit seines Sohnes wird eher die glaubliche seines Enkels gewesen sein wie bei Arichis. Aber dann kommen die fünf Brüder, die das Besondre erlebten: da setzt denn auch die Saga ein mit vielen Einzelheiten und dem nun christlich gefärbten Wunderbaren, das (wie in nordischen Entsprechungen) dem eigentlichen Helden hilft. Hier ist das der Urgroßvater, dessen Name dann auf seinen Großvater, jene mythische Spitze, übertragen sein wird. Vielleicht ist der Wunderwolf ein Vetter des Bären, der den Hl. Severin über die Alpen führt.

Wo hätten wir in der germanischen Heldenwelt noch einmal die barmherzige Alte in dem Hüttchen mit ihrer sorgfältigen Weisheit? Wo eine so plötzliche helle Wirklichkeit wie die des wüsten Heimathauses und des sinnbildlichen Köchers an dem Baume, der sich aus dem Schutt erhebt? Hier eben soll das Geschlecht wieder wurzeln und wehrhaft weitergedeihen.

Aber dann ist es auch schon wieder vorbei: von Großvater, Vater und Söhnen folgen nur noch die Namen: die standen ja dem Schreiber im Lichte der Geschichte. Davor aber liegt die Überlieferung, die der Großvater gekannt und immer wieder erzählt und so geformt hatte, die Saga. Oder vielmehr nur der Ansatz dazu, wenn man unter Saga nur etwas so voll Ausgebildetes wie die in eigner Sprache und eignem Stil schriftlich gewordene isländische versteht. Noch fehlt die Ausdehnung in die Länge der Zeit und die Breite des Raums, das Verwickeln und Steigern, das Gegeneinander einmaliger Menschen. Andrerseits aber sind wir hier über erzählte Einzelstückchen wie das von Authari an der Südspitze Italiens schon hinaus: es ist die Saga von Pauls Geschlechte, die am Niederschreiben durch die Hand des ehelosen Gelehrten sterben mußte, wenn nicht der Bruder, Arichis mit dem Großvaternamen, sie in einer neuen Welt über seine fränkische Gefangenschaft hinaus (S. 310) fortsetzte oder weitergab.

12. Schluß. Hier ist das Ende der langobardischen Wortkunst. Das große Heldenlied war noch im 6. Jahrhundert abgestorben. (Hätte der Verfasser des 'Ursprungs', hätte Paulus spätere gekannt, so wüßten wir davon.) Es scheint, als sei nach Alboins Tode der Sinn für die tragische germanische Kunst vor neuen höfischen Vornehmheiten, vor der römischen Welt und ihrer alten wie neuen Sprache, als sei der gleichgestellte Krieger-Sänger vor dem bezahlten Spielmann geschwunden. Schon 'Alboins Tod' hat ungermanische

Zusätze, besonders in Gestalt des neuen Schlusses. Der 'Göttertrug' ist auf fremder Voraussetzung aufgebaut. Dieses Heitre muß nicht unbedingt das Jüngere sein. Jedenfalls gehört aber das heitere Autharilied schon der nächsten Geschlechterfolge und einer neuen, ganz andersartigen Kunst an. Nicht daß die alten hohen Lieder schon verklungen wären: wenn wie bei den Burgunden Hof und Adel zuerst ihr Volksbewußtsein verloren, so früh und so sehr, daß schon im 6. Jahrhundert langobardische Herzöge auf Seiten des griechischen Exarchen gegen ihr Volk standen, und wenn es wahr ist, daß die langobardischen Lehnworte im Italienischen den untern Schichten entstammen, die am längsten und schließlich allein an der alten Sprache festhielten, so war es eben das Volk, das diese Lieder bewahrte, bis sie dann, wenigstens dem Inhalt nach und lateinisch, aufs Pergament gerettet wurden.

Ohnehin war ja Alboin der jüngste aller unsrer geschichtlichen Liedhelden. Unter den langobardischen aber zugleich der höchste. Das klingt sogar aus den Wissensversen des Weitfahrers und Rotharis: die Eroberung Italiens gibt ihm da eine erhabene Sonderstellung. Auf ihn haben wir gleich zwei Lieder, und man könnte sogar sagen, daß aus dem jugendlichen Prinzen, der so kuhn vor Thurisind tritt, folgerecht der König jenes wüsten Gelages werde, der dann wie Siegfried dennoch groß und bejammernswert ist in seinem Tode, aber ein Zusammenhang wie dort ist hier kaum beabsichtigt.

Vor dem Herulerschlacht-Lied vom Anfang des 6. Jahrhunderts läge noch das von der Hunnenschlacht in der (S. 179ff.) angenommenen langobardischen Bearbeitung, die uns den gotischen Einfluß noch vor der Ausgestaltung Thurisinds (S. 324ff.) verbürgen würde, und das Ingeldlied, das früh aus der niederdeutschen Heimat nach England gedrungen sein muß und doch schon die neue zweiseitige Form hat (S. 153): auch für die wären dann die Langobarden die Vermittler gewesen. Paulus kennt es nicht mehr. Was der Weitfahrer von Ealhhild erzählt, rechnen wir nicht hierher (S. 153f.).

Mit Rothari beginnt eine Art geschichtlicher Besinnung, die bis auf Paulus tiefer und inniger wird. Die Stammbäume werden aufgezeichnet, das alte Recht und die Stammes-, schließlich sogar ein Stück Familiengeschichte, und man wüßte kaum zu sagen, was uns von all den mühsam geretteten Reichtumsresten holder anblickte, wenn auch die großen Heldenlieder alles überstrahlen, und in ihnen die Gestalt Alboins, des großen Eroberers und hünischen Kämpen, die schon uber Baiern und Sachsen nach England geleuchtet hatte und nun in das Licht einer klassischen Vorzeit gerückt scheint.

Dies alles danken wir nächst seiner dichterischen Eigenkraft dem geschichtlich wissenschaftlichen Sinne der letzten Zeiten langobardischer Selbständigkeit. Aber nicht nur deshalb haben wir eingangs die geistige Erziehung gerade dieses Stammes zu diesem Sinne so umständlich betrachtet, vielmehr soll dereinst in unserm zweiten Bande verständlich werden, wie aus ihm die ersten erhaltenen deutschen Buchwerke erwachsen.

IX. Innerdeutsche Zeugnisse

Unter innerdeutschen Zeugnissen wollen wir die in den Grenzen des alten Reiches bei den Stämmen der Baiern, Alemannen, Franken und Sachsen und zwischeninne der Thüringer erhaltenen verstehen. Wir haben sie in langen Flügen von weither umkreist, ohne in die geliebte Mitte der Erdenwelt hinabzustoßen, von Indogermanen und Römern, von Westfranken, Angelsachsen, Goten, Burgunden und Langobarden, auch von den Nordleuten ist die Rede gewesen, nur von den innerdeutschen Stämmen seit den Runeninschriften, die ja nun ihre Inselhaftigkeit ganz offenbart haben, nicht mehr: als könnten wir nur von außen über diese Stämme berichten, als hätten sie selbst ihrer Vergangenheit nicht mehr gedacht. Der Grund ist einfach. Die Zeugnisse entstehen, wo Griechen und Römer mit Germanen bekannt werden, von ihnen schreiben, ihnen Schrift und eigne Buchbildung vermitteln. Je weniger sich Inner-Deutschland von den Römern unterwerfen ließ, desto weniger hören wir von ihm, und auf ihr Zurückweichen folgen die dunkelsten Jahrhunderte seiner Geschichte, zumal der geistigen. Die späte Bezeugung bedeutet aber nicht spätes Erwachen. Das wissen wir aus der 'Germania' des Tacitus, und wir sehen es aus den Runen, die ja nicht bloße Zeugnisse von Texten, sondern selbst Texte sind. Es ist hier in Deutschland nicht nur viel von Römern, Goten, Burgunden, Langobarden übernommen und umgestaltet wie die Dichtungen von Dietrich oder den Nibelungen, es ist auch Neues geschaffen, wie in diesem Kapitel zu lesen sein wird, und vieles Große, z. B. die Lieder von Offa, Wieland, den Nibelungen, nach England und dem Norden weitergegeben, wo es dann allein oder früher als im Süden bezeugt ist, weil es nicht wie bei uns christlich verfehmt war. Denn bei uns ist jetzt die römische Berührung zugleich die der römischen Kirche, und die ist dem alten germanischen Geiste todfeind. So sind denn die heimischen Zeugnisse des heimischen Verlorenen der traurige Rest, den die allein schreibende Kirche durchgelassen hat, und nur weniges hat sich daneben in volkstümlicher Überlieferung erhalten. Langsam, langsam steigt es von Namen und Einzelworten zu Bemerkungen, Beschreibungen, Übersetzungen, Bearbeitungen, die uns zurückschließen lassen, ein schwer zu bändigendes Gewirr, lateinisch und deutsch, das bis in unsere Tage reicht.

1. Glossen

Unter Glossen verstehen wir die Übersetzungen einzelner Worte, bei uns natürlich lateinischer, ins Deutsche. Sie sind zwischen den Zeilen übergeschrie-

ben, sie stehen am Rande, können auch in den Lauf des Textes aufgenommen werden. Wenn man sie auszieht und die übersetzenden Worte (Interpretamente) neben die übersetzten (Lemmata, Einzahl Lemma) stellt, entstehen Wortsammlungen, die man in der Reihenfolge des Textes belassen oder nach dem Abece anordnen kann. Sachliche Anordnung (z. B. die Bezeichnungen für die Teile des menschlichen Körpers) wird eher aus eigner Überlegung entspringen. Man schreibt ab und um, etwa in eine andre Mundart oder eine jüngere Sprachform; man sammelt solche Sammlungen, mischt sie, ordnet sie neu, läßt aus, fügt hinzu am Rande, am Schlusse oder innen, und es entsteht leicht etwas Unentwirrbares.

Man ist in Deutschland nicht von sich aus auf das Glossieren verfallen: es ist eine alte griechische und danach lateinische 'Kunst', die auf mindestens zwei Wegen zu uns gelangt ist. Der eine führt unmittelbar aus Italien nach Baiern, der andre über die Iren, bei denen das Glossieren spätestens im Anfang des 6. Jahrhunderts begann, zu den Angelsachsen und dann in den deutschen Bereich der Bonifazischen Mission. Das angelsächsische Beispiel des 7. Jahrhunderts ist dort seit etwa 780 vorbildlich geworden — wenn nicht Älteres verloren gegangen ist —: in Bibelglossaren und Sachwörterbüchern sind die angelsächsischen Übersetzungen mehr oder minder gründlich zu deutschen umgeschrieben, z. B. Lupus wulf zu Lupus uuolf.

Damals war aber schon, um 765, anderweit der Grund zu deutschen Glossierungen gelegt, und hier haben wir unvermittelte Einfuhr aus Italien selbst. Hier bestätigt sich die Abhängigkeit auf andere Weise. Grade unsre ältesten Sammlungen sind nicht aus Umsetzung fremder (z. B. angelsächsischer) Interpretamente in deutsche hervorgegangen, sondern daraus, daß man in einem fremden, lateinischen Wörterbuche über jedes Wort, d. h. über Lemmata ebenso wie über Interpretamente, eine deutsche Übersetzung schrieb, z. B. $\overset{\text{chalti}}{\text{Algor}}$ $\overset{\text{frost}}{\text{frigus}}$. Es ergibt sich demnach ein fortlaufender zwischenzeiliger Text, der für das Aufsuchen von Wortentsprechungen wenig dienlich ist, weil die Abece-Ordnung der Lemmata sich natürlich nicht auf die Interpretamente erstreckt. Erst indem man die Interpretamente samt ihren Übersetzungen mit ins Abece aufnahm, also in unserm Falle frigus frost zu f statt zu a (Algor) stellte, erhielt man ein Wörterbuch nach Art jener lateinisch-angelsächsischen und daraus entsprungenen lateinisch-deutschen.

Die zugrunde liegenden lateinisch-lateinischen Wörterbücher aber, aus dem Bedürfnis entstanden, seltene und merkwürdige Worte namentlich des älteren römischen Schrifttums zu verdolmetschen, waren ihrerseits wiederum in jahrhundertelanger Entwicklung vielleicht nicht minder mannigfaltig zusammengestückt als nicht wenige unsrer einheimischen Sammlungen, und davor lagen dann erst die griechischen Vorstufen

Das Übersetzen ist oft kindlich, ja kindisch, besonders zu Anfang: die Kenntnis des Lateinischen wächst erst langsam: man tappt nach Anklängen, für die Abwandlungen nach grammatischen Formen hat man kein Verständnis,

denn man kennt ja in der eignen Sprache kein solches Formenfachwerk und hat für das Auffinden etwa der entsprechenden Zeitwortendungen keine Hilfe im eignen Sprachbewußtsein. Es gibt dann wohl verbessernde, sogar wissenschaftliche Bearbeitungen, aber auch das gefundene Richtige wird beim Abschreiben und Wieder-Abschreiben entstellt und wieder-entstellt und doch gedankenlos weitergegeben. Man kann oft Schwaden von Übersetzungen desselben lateinischen Wortes aus Handschriften verschiedener Zeiten und Gegenden sammeln, die einen Reichtum von Bezeugungen vortäuschen, während sie doch auf eine einzige zurückgehen, und die kann Falsches bezeugen. So ist es mit 23 Belegen von sisigomo 'der Uhu', wörtlich 'Totenklagemann', das einmal fälschlich pelicanus wiedergegeben hatte. (Wir erfahren also auch nicht, was pelicanus wirklich bedeutet, vielmehr etwas ganz andres und neues vom Uhu.) Wie selten aber ist uns einmal eine Glossen-Urschrift selbst erhalten und als solche kenntlich! Wie oft sind die Verwandtschaftsverhältnisse der Belege noch unentwirrt!

Es gelangen so althochdeutsche Formen ins 12., ja ins 14. Jahrhundert, für die, auch wenn sie richtig waren, die Umwelt kein Verständnis mehr haben konnte und die nun umgekehrt den damaligen Lateinern — wie uns Heutigen — Altdeutsches vermittelt hätten, wenn es ihr Wunsch gewesen wäre.

Das Sprachliche an den Glossen geht uns hier nur an, sofern sie uns am frühesten einen deutschen Wortschatz darbieten und später den uns faßbaren Wortschatz der zusammenhängenden Texte mächtig auch über fremde christlich-antike Gesichtskreise erweitern.

Diese Worte vertreten uns zugleich die unterste Schicht der neuen nichtgermanischen Gelehrsamkeit. Wir erkennen hier, was gelesen und durchgearbeitet ist, nicht nur in Büchereien vorhanden war: neben der Bibel hauptsächlich Gregor der Große und Prudentius, Antikes (außer in den überkommenen Wörterbüchern) meist spät und spärlich, wenn man von Vergil absieht, dazu eine ganze Reihe von kirchlichen Schriften in größeren und kleineren Gruppen. Der Schulzweck der Texterklärung ist dabei leicht kenntlich, besonders dort, wo Geheimschrift angewandt, d. h. neben dem Lehrer ein Schüler vorausgesetzt ist. Man sieht, wie nun Scharen von Menschen Jahrhunderte hindurch in zähem Kampfe das Erbe der römisch-christlichen Welt in Textverständnis, Begriffs- und Wortbildung (z. B. der kirchlichen Fachsprache) zu erringen trachten, und man sieht auch, wie sich diese Bemühungen Schritt für Schritt über das ganze Hoch- und Niederdeutschland verbreiten, soweit es überhaupt damals deutsches Schrifttum hervorbrachte. Es spinnt sich aus hunderten von Handschriften ein dünnes Netz schriftlich deutscher Gemeinsamkeit über die Klöster und Stifter, dessen Fäden auch über die leeren Zeiten reichen, aus denen uns nichts zusammenhängendes Deutsches erhalten ist, dessen Fäden uns dann auch das eigentlicher Literarische in Zusammenhängen sehen lehren; sie geben, während ja nur wenige von den Glossenwerken, insbesondere die Wörterbücher und Bibelerklärungen, schon an sich einen litera-

rischen Wert haben, dem Bilde des damaligen deutschen Schrifttums erst seine rechte Tiefe: für das Verständnis der Untergründe sind sie als die tiefste Schicht antik-christlicher Bildung in unsrer Sprache kaum minder wichtig als das lateinische Schrifttum, auf dem sich das althochdeutsche erhebt.

Daraus versteht sich dann endlich auch ihre Bedeutung für die Vorgeschichte des deutschen Schrifttums selbst: sie werden zu Zeugnissen, weil sie eine ganze Reihe von literarischen Bezeichnungen herbeibringen, zu deren Gebrauch das eigne Schrifttum keine Gelegenheit bot: die deutschen Glossen sollten einst ihre lateinischen Lemmata erklären; jetzt erklären umgekehrt die lateinischen Lemmata, was man z. B. unter winileod oder leih verstand, denn erhalten ist davon nichts. Oder: wenn Bardus carminum conditor durch liudari leodslakkeo (Liedschläger) scapheo (Schöpfer) wiedergegeben ist, so schließen wir, daß der Dichtersänger sein Lied (auf der Harfe) 'schlug' usw.

Aber dieser Weg ist schmal und gefährlich. Nur was es im Lateinischen gibt, Fremdes, nicht Einheimisches, tritt so an uns heran: wieweit es mit einem deutschen Worte gedeckt werden könne, hängt in jedem Falle von dem Grade der Übereinstimmung beider Kulturen ab, und je abgezogener ein Begriff ist, desto unschärfer wird die Wiedergabe sein. Furi-uurti in unsern ältesten Glossen übersetzt wörtlich pro-verbium, ist aber nie eine Bezeichnung für Sprichwort geworden; die Übersetzung von Allegoria durch spelpauhan d. h. etwa 'Erzählbezeichnung', meint zwar, daß durch die vorgebrachten Worte etwas andres als sonst besagt werde, beweist aber nicht, daß es bei uns eine Gattung 'Allegorie' gab. Wie oft hat solcherart die Vorlage grade in unsern ältesten Glossensammlungen eine Übersetzung erpreßt, wo Entsprechendes fehlte oder nicht gefunden wurde! Wie oft entscheidet ein zufälliger Anklang! Und keineswegs immer verbessert ein Späterer alte Irrtümer und Leichtfertigkeiten.

Aber wir müssen eben in unsrer Armut auch solche halben Hinweise nutzen: sie konnen mit andern Hinweisen und mit Überlegungen zusammen doch auch zu Ergebnissen führen. Im Falle des leodslakkeo hören wir sogar über das Lateinische hinaus, daß der Deutsche sich den Dichter seine eignen Lieder zum (Harfen-) Spiele singend denkt.

2. Leod

Die älteste deutsche Form von 'Lied' haben wir schon bei Fortunat kennengelernt: die Mehrzahl leudos. Im Althochdeutschen heißt es leod, und das übersetzt lateinisches carmen, meint aber nun i. a. das geistliche, nicht mehr das 'barbarische' (S. 129). Es wird gesungen, und die Harfe gibt die Begleitung wie schon bei Fortunat. leodslakkeo zeigte uns schon die Einheit von Spieler und Sänger (und Dichter). Die Form leod kann Einzahl und Mehrzahl bedeuten, es scheint aber, daß der ursprüngliche Sinn der Einzahl 'Strophe' war, mit andern Worten, daß also ein Lied ursprünglich nur eine Strophe hatte, und diese Be-

deutung ist noch im Minnesang festgehalten. Das zugehörige Zeitwort wäre, statt des gewöhnlichen 'singan', liudeon (wovon dann wieder, wie im Gotischen, liudari 'ein Lieder', d. h. Liedsänger, gebildet ist), aber dessen Bedeutung scheint ins rein Musikalische abzugleiten: ums Jahr 1000 sagt Notker der Deutsche in seiner Psalmerklärung, liudon bedeute, 'daß man seine Freude mit bloßen Neumen (Noten) zeigt', wie etwa beim Halleluja. So gibt denn auch liudunga iubilatio und liudod melodia wieder.

Die Verschiedenartigkeit der 'Lieder' erkennen wir nicht nur, indem wir sie nach ihren durch die Zeugnisse vermittelten Inhalten ordnen: auch die Sprache scheidet sie durch Zusammensetzungen mit leod.

1. Zuerst Winileod. Wini heißt Freund, Genosse, Geliebter mit den verschwimmenden Übergängen von Worten, die gern weniger oder mehr besagen möchten, als ihnen eigentlich zukommt, und man könnte es oft mit 'Freund' (in Anführungshäkchen) übersetzen, dessen verhüllter Sinn den offenen von unten her verdrängt, wie sich denn überhaupt in jenen Zeiten kaum eine andre als fleischliche 'Liebe' von Freundschaft trennen läßt. Das Wort wini gehört von alters (z. B. im Beowulf) in das wechelseitige Verhältnis der Gefolgschaft: im altsächsischen Heliand heißt Christus, heißen aber auch die Jünger wini; und so ist noch Jahrhunderte später goltwine im Rolandliede der Gefolgsmann, der durch die Freigebigkeit des Herren gebunden ist, und umgekehrt im Beowulf der Fürst der goldwine Geata, der Goldfreund der Gauten. Dies wini Freund gibt denn auch vielen alten Männernamen etwas wie eine ursprüngliche Bedeutung: Frowin = Freund des Herrn, Friduwin, auch, mit entstellender Schreibung, Alboin usw.; indes wird das -win und weiterhin -in alsbald zu einer leeren Wortbildungssilbe. Aber wini als 'Freund in der Ehe' und 'Geliebter' setzt sich durch, schon in althochdeutscher Zeit, und so mag auch früh aus dem allgemeinen Lied unter Freunden ein Lied unter 'Freunden' geworden sein.

In den Glossierungen der Kanones, d. h. der gesammelten Konzilsbeschlüsse der alten Kirche, finden wir dann auch die Zusammensetzung winileod. Das Konzil von Laodicaea in Phrygien verbot im Jahre 363, daß man privatos et vulgares psalmos in der Kirche vortrage. Gemeint waren damit im Gegensatze zu den biblischen Texten die Hymnen, die in der orientalischen Kirche schon früh in den Gottesdienst gedrungen waren. Dionysius exiguus, der im 6. Jahrhundert die nachmals von Karl dem Großen ubernommene Sammlung der Kanones herstellte, gab diesen privati et vulgares psalmi die Deutung plebei psalmi 'volksmäßige Gesänge', und das wurde in Karls Zeit, nach Verwandtschaftsverhältnis und Lautstand der Glossen schon um 790, durch cantica rustica aut uuinileod erläutert: da wären winileod also 'bäurische Gesänge' gewesen, gleichgültig, was das Konzil des asiatischen Laodicaea einst darunter verstand. Jüngere Stufen der Glossierung haben noch seculares cantilenas 'weltliche Lieder', auch inepta 'törichte' u. a., und ein weiterer Verdeutscher hat scofleod 'Lieder heimischer weltlicher Dichtung' beigefügt. Eine Gattung ist

hier kaum noch bezeichnet, vielmehr der Gegensatz des allein guten und rechten geistlichen zu dem weltlich-volkstümlichen Gesange.

Im neunten Jahrhundert erhält das lateinische leudos des Fortunat (S. 128f.) die Glossierung uuinileodos. So gewinnt dies Wort zugleich aus jenem Gedichte eine sachliche Ausfüllung, und wenn man den zweiten Fall des leudos bei Fortunat heranzieht, muß man winileod für gesellige Lieder halten, wie die des Kreises, aus dem sich der Hirte und spätere geistliche Dichter Caedmon davonstahl (S. 146), als die Harfe und die Pflicht zu singen an ihn kam: so nach Bedas Englischer Kirchengeschichte.

Die wichtigste Erwähnung aber bringt das Gesetz Karls des Großen vom 23. März 789, nach dem sich nichtregulierte Nonnen 'nicht erlauben sollen, winileod zu schreiben und zu schicken'. Man wird hier nicht an gesellige, sondern an Liebeslieder denken — beide Bedeutungen sind offen — und zwar an geschriebene, die also lateinische Bildung voraussetzen, wie man sie für diese nicht in der Klausur lebenden, meist hochgeborenen Nonnen annehmen kann.

Aber es ist sehr schwer, sich von dieser Dichtung ein Bild zu machen. Wir wissen nichts von Versen Radegundes, mit denen sie etwa die Huldigungen Fortunats beantwortet hätte (S. 123 & 126). Noch aus merovingischer Zeit aber haben sich ein paar lateinische Verse urväterisch-mangelhafter Rechtschreibung auf den Rand einer alten Psalmenhandschrift verflogen: 'Als ich vor mich hin ging und wohl sinnierte, hörte ich einen Vogel zwitschern, und es wich mein Schmerz' — ein Natureingang, zu dem aber der folgende Gleichklang des eignen Herzens verstümmelt zu sein scheint. Niemand sagt uns auch, ob da eine Frau spricht, und eine germanische. In unsrer großen Sammlung karolingischer Gedichte fehlen weibliche: wenn es dgl. gab, so sind sie infolge jenes kaiserlichen Gebotes verschwunden.

Aber wir wissen ja von wirklichen Liebesverhältnissen, sogar zweier Töchter Karls, die beide literarisch gebildet waren, und müssen in die Verse, die ihnen Angilbert, einer der Hofdichter, in seinem Preisliede auf den Kaiser widmete, die viel tieferen Beziehungen hineindenken: von beiden heißt es, daß sie Gedichte lieben, und Bertha, die Mutter seiner Kinder, ist da 'ein Mädchen, aller Gesänge der Musen wert'. Aber einmal mahnt Alkuin, Karls angelsächsischer Berater in geistigen Dingen, denn doch einen Schüler, der als Lehrer an der Palastschule wirkt, nicht nur an seine geistlichen Pflichten, er warnt ihn auch vor den 'gekrönten Tauben an seinen Fenstern, die durch die Gemächer des Palastes fliegen'. Was dürfen wir von diesen im Verkehr mit den höfischen Dichtergelehrten noch ungezügelter gewordnen geistreichen Prinzessinnen erwarten? Eine von ihnen dichtet ja auch eben jener warnende Alkuin unter seinem Dichternamen Flaccus, d. i. Horaz, als seine Delia an, wenn auch halb schmollend und scherzhaft: 'Du hast dich nicht um deinen Flaccus gekümmert, nun geht dein Dichter zitternd am ganzen Leibe, mit einem Verse Vergils auf den Lippen: 'Gewaltiger Sturm, Schnee und Wolken umfangen mich.'' Hat sie gleichermaßen geantwortet? Denn der Westgote Theodulf, Alkuins Dichter-

genosse an Karls Hofe, gibt ihr 'Thrazische Saiten' in die Hand (d. h. solche wie Orpheus sie hatte) und läßt die Musen des Flaccus sie begeistern, und Flaccus bedeutet ja zugleich Alkuin.

Gleichwohl, wir haben nichts dgl., und auch bei zärtlichen Anreden von Seiten der Dichter kann man immer wieder an geistige Schwesterschaft denken. Nein, solche (natürlich lateinischen) Gedichte, die wir ohne Kenntnis von den Personen als Liebesgedichte bezeichnen würden, haben wir nur von Männern an Männer, und so werden wir von vornherein geneigt sein, wenigstens eine ihrer Wurzeln in der literarischen oder wirklichen antiken Knabenliebe zu suchen; eine andre in dem Raub aller göttlichen Gaben der Frauenliebe, der an all diesen Männern begangen ist. Aber es kommt noch etwas Drittes hinzu.

Dieses Gedicht schrieb Walahfried, der Dichter der Reichenau, gestorben 842 als Erzbischof von Mainz, 'an den Freund':

Leuchtet des reinen Mondes Glänzen aus himmlischen Höhen,
Tritt du unter den Himmel und schau mit dem Wunderauge,
Wie von dem Monde, der reinen Ampel, es uns herabglänzt
Und mit dem nämlichen einen Glanze die Lieben umarmt hält,
Die wohl an Leibe getrennt, im Herzen durch Liebe geeint sind!
Konnte das Antlitz liebendes Antlitz nimmer erschauen,
Bleibe doch diese Leuchte uns noch zum Pfande der Liebe! —
Dieses Gedichtlein schickte der treue Freund dir hinüber,
Ob auch in deinem Herzen der Treue Kette dir festhält,
Und so erflehe ich, daß du im Glück seist immer und immer.

Die mannigfachen Wortechos, die für den Lateiner Schmuck waren, dürfen uns nicht stören: wir empfinden die ganze schwellende Fülle des Liebesliedes und bewundern die frühe Einfuhlung der menschlichen Seele in die Natur, zumal den stillglänzenden Mond. Einer der Verse aber heißt

Dieses Gedichtlein schickte der treue Freund dir hinüber:

es ist eben das, was Karl den Nonnen verboten hatte; der Mönch darf, was die Nonnen nicht mehr dürfen, und so ist es erhalten, als sollten wir uns davon ein Bild des Verlorenen machen.

Da brauchen wir kaum noch die zärtlichen Worte an den pusiolus, den 'lieben Kleinen', nämlich den 'Kleriker' Liutger:

Wie einer Mutter das einzige Kind, wie der Erde die Sonne,
wie den Gräsern der Tau, Fischen die wogende Flut,
Wie den Vögeln die Luft, der Bäche Gemurmel den Wiesen,
lieblicher Knabe, so lieb ist mir dein liebes Gesicht.
Könnte es doch geschehn — und es könnte geschehn, wie ich meine —,
o, so komme geschwind, daß ich dich wieder erschau!
Denn seitdem ich es weiß, daß du in der Nähe verweilest,
hab ich doch nimmermehr Ruh, eh ich dich wiedergesehn.

Sterne des Himmels und Tropfen des Taus und Körner des Sandes
seien gering nur an Zahl gegen dein Glück und dein Heil!

Weit schmerzlicher der Hymnus, den sich der unselige sächsische Mönch Godescalc, einst Walahfrieds angestaunter und schwer vermißter Freund, abgewann, verbannt auf eine Insel. Es sollte ein Lobgesang auf den Höchsten sein — dahin ringt er sich auch in den letzten Strophen empor —, und er will singen

Mit dem Munde, mit dem Sinne,
Mit der Stimme, mit dem Herzen,
An den Tagen, in den Nächten
Sußen Sang Dir, heiliger König

Aber bis dahin immer neu in den Strophenanfängen die eingereimten zärtlichen Anreden an den Jüngling, die sich kaum übersetzen lassen: pusiole filiole, miserule puerule, pusillule fratercule, tiruncule clientule und an jedem Strophenschlusse:

O warum gebeutst du mir zu singen?

Man könnte dies Losringen nicht grausamer in die Ketten der Hymnen- und Strophenform legen.

Müßte nicht auch das weibliche Winelied innerhalb dieses Bereiches liegen, wenigstens wenn es lateinisch war?

Wir versuchen aber erst noch auf einem andern Wege zu ihm vorzudringen. Verpönt ist ja das briefliche Verseschicken, und das läßt sich in Zusammenhang bringen mit der seit dem 7. Jahrhundert von dem englischen Gelehrten, Lehrer, Dichter und Frauenverehrer Aldhelm (S. 144) ausgegangenen Gepflogenheit, Briefe (und sogar Urkunden) mit Versen zu schließen.

Die Nonne Leobgytha, nachmals die erste Äbtissin von Tauberbischofsheim, schreibt voll Vertrauen an Bonifaz und fügt stark Aldhelmische Verse hinzu, in denen sie Gott für ihn bittet. 'Die unten stehenden Verslein habe ich nach der Dichtlehre zusammenzusetzen versucht, nicht aus Kuhnheit, sondern aus dem Wunsche, die Ansätze eines kleinen Talentes zu üben, und weil ich deiner Hilfe bedarf. Diese Kunst habe ich von der (Äbtissin) Eadburg gelernt.' Lullus wiederum erklärt sie von Bonifaz zu haben (seinem Vorgänger auf dem Mainzer Erzstuhl), als er einem Briefe an zwei Klosterfrauen (etwa 738) rätselartig überkünstelte Verse Aldhelmischer Art folgen läßt, nicht ohne auf seine Kunststücke hinzuweisen, damit sie nicht für Spielmannsverse (versus iocitae) gelten.

Diese Kunst vererbt sich auf Alkuin, auf Paulus Diaconus, auf Karl selbst, auf seinen Biographen Einhard, dann auch auf Frechulf, Hraban, Johannes Scottus und andere, die uns noch in späteren Jahrhunderten begegnen werden. Meist sind es kurze Abschiedsgrüße, oft künstlich, kaum daß einmal ein tieferes Gefühl aufklingt oder doch der Überschwang durch Aufzählungen hindurchbricht, wie wir sie schon am Schlusse von Walahfrieds Mondlied fanden. Etwa bei Alkuin: 'Die heiligen Sterne des Himmels, die Gräser der grünen Erde, alle

sollen zusammen rufen: 'David (d. i. Karl) lebe überall glücklich! Erde, Himmel, Meer, Menschen, Vögel, wilde Tiere sollen in einem einzigen Hall rufen: Lebe glücklich, du Vater!' Einmal aber sind Verse mit der eignen Überschrift 'Verse desselben', nämlich Alkuins, dem Briefe angehängt und lose beigegeben. Er schreibt an einen weinergebnen jungen Kleriker, den er anscheinend besonders liebt. Einmal, gegen den Erzbischof Arno von Salzburg, bricht Alkuin in heiße Zärtlichkeiten aus und wünscht sich die Entrückung des Habakuk, um mit dem Geliebten vereint zu sein. Aber das ist einem Hieronymusbriefe entlehnt, und es endet in ein paar verbrauchte Grußverse. Offenbar glaubte er am Schlusse — hier folgen noch Nachschriften — einen Aufschwung erforderlich, wie wir es noch heute tun, auch wo wir nicht lieben.

Freilich Frauenbriefe mit Versen fehlen wieder in der karolingischen Sammlung; auch in den Briefen und Schlußversen an Frauen steht nichts von Liebe.

Aber jenen Schlußaufschwung erreichte ja Alkuin schon, ehe er in Verse überging, und auch diese prosaische Art übernahm er von Aldhelm. Dessen einziger erhaltener Brief an eine Frau (vor 705), 'an die geliebteste und liebendste Schwester Sigegytha', schließt in ungebundener Rede sich aufschwingend: 'Lebe wohl, zehnmal Geliebteste, nein, hundert- und tausendmal! Gebe Gott dir sein Lebe wohl!'

Aber die Frauen selbst? Was Karls Schwester und Tochter Gisla und Rodtruda im Jahre 800 ohne Verse an Alkuin schreiben, läßt wenig Herzlichkeit spüren. Nur aus der Vorzeit, vor Karls Gesetz, ist uns doch ein glühender Brief geblieben, der keine Verse zu seinem Aufschwung braucht.

Die englische Nonne Egburg schreibt zwischen 716 und 18 an den jugendlichen Bonifaz, damals noch Winfried, im Überschwang von geistlicher zu weltlicher Liebe taumelnd: 'Seit ich das Band deiner Liebe (caritas), ich gestehe es, in meinem innern Menschen gekostet habe, ist ein Geschmack von Honigsüße in meinem Herzen hängen geblieben. Und wenn ich auch inzwischen, wie ich deinen leiblichen Anblick gewonnen habe, so um ihn betrogen bin, werde ich doch immer mit schwesterlichen Armen deinen Hals umschlingen. Darum du, den ich lieben muß, einst schon mein Bruder, bist du nun in dem Herrn der Herren gleichermaßen Vater und Bruder, denn nachdem mich der bittere und grausame Tod von dem getrennt hat, den ich von jeher über alle andren liebte, meinem leiblichen Bruder Oshere, habe ich dich in Liebe vor jeden andren Mann gestellt. Und um nicht weiter Worte zu machen: kein Tag wälzt sich vorüber, und keine Nacht vergeht, ohne daß ich an dich dächte, mein Lehrer! — — — Darum glaube mir, so kann kein Schiffer, vom Sturme umhergeworfen, den Hafen ersehnen, so kein dürres Feld den Regen, so angstvoll an geschwungener Küste keine Mutter den Sohn, wie ich deines Anblicks zu genießen mir wünsche.'

Der zweite Satz, der mit seinem Latein gegen das Aldhelmische prallt, entstammt demselben Hieronymusbriefe, der auch Alkuin den Wunsch eingab, wie

Habakuk entrückt zu werden, und den er fast so oft wie die übrigen zusammengenommen heranzieht, dem Freundesbriefe an Rufinus. Daß diese Gefuhle echt seien, braucht man nach den mittelalterlichen Schriftsteller-Gepflogenheiten also noch nicht zu glauben.

Das Verhältnis der Geschlechter, das sich so ausspricht, war nicht von vornherein verwerflich. Es liegt die schon von Paulus für die korinthische Gemeinde bezeugte sog. geistige Ehe zugrunde. Grade das engste Zusammenleben ist zur schwersten und edelsten Entsagung ausgebildet und gepriesen: so in der syrischen Legende von Timotheus und Maria. Aber schon Paulus hat die Gefahren, die darin liegen, gut erkannt und gibt die vernünftigen Ratschläge des ersten Korintherbriefes: wer diese Gemeinsamkeit mit 'seiner Jungfrau' nicht erträgt, der heirate sie, das ist keine Sunde; wenn er fest bleibt, desto besser. Aber offenbar hüllte sich zu viel Bösartiges in den schönen Mantel der geistigen Ehe: das Konzil von Nicaea (im Jahre 325) verbot sie, es begann ein starker Federkrieg zu ihrer Bekämpfung, und wenigstens die Edelform wird ausgetilgt. Nicht überall: in Irland erhält sie sich und gehört wie die Berechnung des Osterfestes und die Priesterehe zu den Urtümlichkeiten seiner Kirche, die sie von der römischen unterscheiden und trennen. Ein rührend schönes Zeugnis hat ein Gedicht noch des 10. Jahrhunderts in irischer Sprache auf uns gebracht: auf die 'kleine Verbluhte', mit der der Dichter schon als Knabe das Bett teilte, die mit ihm pilgerte und, als er sich niederließ, weiterpilgerte, mit vier andern Männern lebte, untadelig, um ihre Weisheit und Heiligkeit gepriesen. 'Nun bist du endlich wieder zu mir gekommen nach ermattender Wanderfahrt, ein weisheitsvoller Kampf! Dunkel hat sich uber dein Gesicht gebreitet, ohne Sünde ists nun ein Ende deines Lebens. Du Makellose bist mir teuer, dir gilt mein Willkomm sonder Ruckhalt. Du wirst es nicht zulassen, daß wir in Höllenpein untertauchen, wir wollen eifrig fromme Übung bei dir finden.'

Neben dieser Zartheit findet sich natürlich auch in Irland üble priesterliche Liebschaft. Als Beispiel keltischer Maßlosigkeit aber wird die Geschichte des Hl. Scothine angeführt, der nachts zwischen zwei Mädchen zu liegen und nach Bedürfnis in ein Gefäß mit kaltem Wasser zu springen pflegte.

Diese irre Verhöhnung des Schöpfers kehrt leicht abgewandelt in dem mittelhochdeutschen Epos vom Hl. Oswald wieder: er lebt in enthaltsamer Ehe mit der Frau, die er zu Gewinnung eines Thronfolgers schwer errungen hatte. Dieser Oswald war einst König von Northumberland und in einem keltischen Kloster erzogen (S. 143).

Das eben ist der Weg, den die heilige Zärtlichkeit zwischen Mann und Frau zu dem angelsächsischen Keltenschüler Aldhelm, zu Bonifaz und Alkuin und so nach Deutschland und an den Hof Karls gegangen ist.

Nach all diesen Verwandtschaften war also das winileod lateinisch?

Keineswegs: das ergeben die Glossen. Dann aber sind wir zu der Annahme gezwungen, daß Deutsches, sei es selbwachsen wie der nordische mansongr (Lied auf ein Mädchen) oder nach einem Vorbilde erstmalig niedergeschrieben,

selbständig oder auch eingeflochten in den Briefen der Nonnen stand. Und der Liebesinhalt ist nicht nur durch das Wort wini-leod und die vorgeführten Zusammenhänge nahegelegt, sondern vielmehr dadurch, daß diese Betätigung demselben Karl bei Nonnen anstößig war, der im Jahre des Verbots zugleich die Anwendung des Deutschen in kirchlichen Schriften befahl und damit erst den Grund zu allgemeinerem Deutsch-Schreiben legte.

Das nächstliegende Vorbild ist das englische. Wirklich klingt ja bei Egburg wie Walahfried und ihrer verzehrenden Sehnsucht noch etwas andres auf: die verzehrende Sehnsucht, die das Tragende der meisten und besten angelsächsischen Elegien ist. So hören wir verzweifelnde Liebe jammern in den Rufen der Frau an den fernen Eadwaker:

> Auf meinen Wolf, den weitschweifenden, wartete ich und litt,
> Wenn es regnerisch Wetter war und ich weinend saß,
> Wenn dann der schlachteifrige in seine Arme mich schloß,
> War es mir Wonne, mir wieder auch Leid.
> Wolf! Mein Wolf! Das Warten auf dich
> Machte mich krank, dein Selten-Kommen,
> Die Angst im Gemüt, nicht Essens Mangel ...

Das sind in germanischen Stabversen die Gefühle, die wir in dem englischen Frauenbriefe in lateinische Prosa und dann bei Walahfried in Hexameter gehüllt fanden.

Es scheint aber auch, als ließe sich zuweilen gradezu die Umstilisierung von Gedanken aus Brief- in Elegieformen aufzeigen. In dem angeführten Briefe Leobgythas an Bonifaz heißt es: 'Ich bitte deine Gnaden, geruhe an die alte Freundschaft zu denken, die du vorlängst mit meinem Vater geschlossen hast.' In der Elegie 'Botschaft des Gemahls' klingt es so:

> Ja, bitten hieß er dich, der diesen Baum (mit Runen) ritzte,
> Daß du Geschmückte gedächtest selber
> Im Wissenshort der Wortgelübde,
> Die ihr beide in Einsttagen oft gewechselt,
> Da ihr beide noch mochtet auf den Metburgen
> Der Heimat hüten, hausen zusammen,
> Freundschaft pflegen.

Ob das überkommene Gemeinsamkeiten sind? Englisches findet sich ja auch in Alkuins Lehrgespräch mit Pippin, in seinen Rätseln und andern Gedichten unter lateinischer Sprachdecke. Das Kuckucksmotiv ist schon wegen der Messung cúculus nicht antik, es ist heimisch-englisch, nicht ursprünglich keltisch. Einmal tritt es in dem heiteren Kampfe des Frühlings und Winters um die Wiederkehr des Vogels auf. Hier aber ist der Cuculus zugleich auch ein davongegangener Jüngling; und wie bei Vergil einst Dafnis die Reigen für Bacchus geführt hat, so ist der weinfrohe Cuculus, wie es scheint, gar im Bac-

chus (Wein) ertrunken. Hier ist überdies die Beziehung zwischen Brief- und andern Versen bei Alkuin besonders deutlich: er schrieb dem Cuculus jene Ermahnung mit dem angehängten väterlichen Gedichte (S. 344). Zu den Alkuinischen Versen aber und ihrem Spiel mit Wort und Namen hat ein Weiterdichter eine englische Elegie in lateinischer Sprache gemacht, die wir, um Raum zu sparen, gleich in deutsche Stabreimverse umsetzen

Zärtliche Zähren   entzwingt es dem Vater,
Reißt jäh aus dem Arm ihm   den Erben das Schicksal;
Büßet ein der Bruder   den Bruder, den leiblichen,
Was bleibt zu tun noch   als Trauern endlos?
Drei noch vereint erst,   doch eins im Mute,
Heut auch nicht zwei mehr,   da hinging der dritte,
Dahin ohne Heimkehr;   nur herbes Klagen
Klingt noch dem teuren   Cuculus nach.

Es ist wahr, hier dringen die rednerischen Spitzen der lateinischen Verse noch durch, aber die Düsternis der Stimmung entspricht den einzigen Vorkommen des Kuckucks im Angelsächsischen, nämlich in Elegien.

So mögen denn auch germanische, englische Versvorbilder durch die selbständigen lateinischen Gedichte für Deutschland bezeugt sein und die schriftliche Liebesdichtung deutscher Nonnen nach Inhalt, Form und Stimmung begreiflich zu machen mithelfen. Gut aber ist es, sich zu erinnern, daß die angelsächsische Elegie auch noch die Möglichkeit gibt, die alte weitere Bedeutung von winileod zu erhärten. Denn ihre wühlenden Sehnsuchtsklagen kann auch die Liebe zum Gefolgsherrn und seiner Schar eingeben (S. 340): so in der hinreißenden Vision des 'Wanderers':

Wenn Sorge und Schlaf   zusammen vereint
Den armen Einsamen   oftmals binden,
Dünkt ihn im Herzen,   daß seinen Dienstherrn
Er umklammre und küsse,   auf die Knie ihm lege
Haupt und Hände,   wie in der Halle er einst,
Vergangener Tage,   des Gabenstuhls genoß.
Dann erwacht wieder   der Verwandtenlose:
Vor sich sieht er   fahle Wellen,
Sieht baden die Vögel,   breiten das Gefieder;
Schnee mit Hagel gemengt   schauert vom Himmel.
Dann ist umso herber   des Herzens Wunde,
Sehnsucht nach dem Holden: die Sorge ist neu.
Wenn der Gesippen Reihe   der Sinn durchschweift,
Sie glücklich grüßt,   begierig sie schaut —
Freunde und Gefährten   verfließen hin;
Der Schwindenden Schar   schenkt gar wenig
Gewohnte Worte: das Weh ist neu.

Es ist, wie bei Walahfried, kein Unterschied von den Worten, die dem liebenden Weibe in den Mund gelegt werden: beiderlei ist winileod.

Alkuin hat, als er im Jahre 781 ins Frankenland kam, außer seiner Dichtart und ihren heimatlich-englischen Eigenheiten einschließlich der schweren Sehnsuchtstimmung und der scharfen Sicht in die Natureinzelheiten auch den Brief mit Schlußversen herübergebracht und ist damit vorbildlich geworden. Und so erklärt sich zugleich jenes Merkwürdige, daß man damals am fränkischen Hofe deutsche Verse aufzeichnet, bevor das kaiserliche Gesetz das Deutsch-Schreiben in die Kirche einführte: dieses Schreibenkonnen rührte von den Angelsachsen am Hofe, d. h. von Alkuin her: sie verstanden ja längst die besondre Kunst, die eigne Barbarensprache mit den gelehrten lateinischen Buchstaben und einigen Hilfszeichen wiederzugeben, und wandten sie längst auch für heimische Verse an: das wurde nun auch für deutsche versucht, und so konnten die sich leicht an die Art der englischen anschließen. Aber das Schreiben war in jedem Falle eine Sache gelehrter Bildung, auch wenn Volkstümliches in die Verse einging.

Woher ihrerseits die Angelsachsen das Niederschreiben von Gedichten, und solchen Liebesgedichten in eigner Sprache gelernt haben, das ist nun leicht zu sagen: von den Iren (S. 337). Schwer nur für den heutigen Menschen zu ermessen, welch ungeheure Bedeutung dies Beispiel in der mittelalterlichen Schreibwelt hat: es ist ein Anfang der Möglichkeit, deutsche Dichtkunst nicht nur in Zeugnissen, sondern leibhaftig auf uns zu bringen, wie es dann in dem Fulda des Angelsachsen Bonifaz wirklich begonnen ist (S. 143ff.).

Es gibt schließlich noch eine Möglichkeit, Art und Wesen des verlorenen deutschen winileods zu erkennen: die Zeugnisse der Folgezeit. Nur bleibt leider auf reichlich dreihundert Jahre diese lateinisch-deutsche Kunst in Deutschland für uns stumm. Wenn wir aber das schriftliche winileod richtig bestimmt haben, dann schließt um 1150 der Frauenbrief mit Aufschwung und Versen am Schlusse, nun aber auch erhaltenen deutschen, beweishaft genau an das Entschwundene an. So geschieht es in den Briefen eines gelehrten, wohl als Nonne gelehrten Fräuleins, die sich unter denen des Abtes Werinher von Tegernsee finden. Sie erklärt einem Geistlichen in gewaltigem Überschwang geschmückter Reimprosa, aber auch antiker Gelehrsamkeit ihre grenzenlose Liebe, und es ist bezeichnend, daß hier die von Cicero übernommene 'amicicia' für 'Liebe' gebraucht wird, wie 'wini' auch für 'Geliebter' steht. Die Schreiberin beginnt und schließt mit Versen, alles ist lateinisch, aber auf die Schlußverse folgt noch deutsch:

Du bist mîn, ich bin dîn,
Des solt du gewis sîn.
Du bist beslozzen
In mînem herzen:
Verlorn ist daz sluzzelîn,
Du muost och immer darinne sîn.

Das ist ein winileod oder nun Winelied: deutsch geschrieben und gesandt von einer lateinisch gebildeten Dame; lose beigegeben wie jene Cuculusverse bei Alkuin; und das Verschließen im Herzen ist wiederum einem Hieronymusbriefe (weiterher dem Hohenliede) entnommen: dieses Vorbild wirkt auch hier noch nach. Aber die deutschen Worte, die ja nur den eigentlichen Inhalt des Briefes noch einmal zusammenfassen, sind nicht nur lose beigelegt, sie bestehen auch für sich, und ihre Bestandteile sind auch ohne den Brief ins Unendliche verbreitet: das Winelied braucht selbst nicht gelehrt zu sein. Wir haben hier einen einfachen 'Liebesgruß'.

Auch weiterhin handelt es sich in diesen Briefen meist um Trennungsklagen liebender Frauen, und einmal wird, wie schon von Alkuin-Hieronymus, eine Entrückung wie die Habakuks herbeigesehnt; einmal läuft ein Brief in verstummelte lateinische Verse, einmal auch deutsch aus, aber in Prosa; auch das 'Du bist mîn, ich bin dîn' kehrt wieder in der Anrede des dritten Briefes: 'suo sua sibi se': dem Ihren die Seine, ihm (ergibt die Schreiberin) sich: hier sind überall Zusammenhänge.

Der Abgrund der Zeit ist auch nicht so breit, wie er zunächst scheint. Um die Hälfte wird er schmäler durch die Briefe Froumunds von Tegernsee, der dort um die Jahrtausendwende als Lehrer der Lateinkünste wirkte und uns die Handschrift hinterlassen hat, in der er seine Briefe und Gedichte in bunter Mischung der Zeit nach eintrug (darunter wiederum eins auf einen menschlichen Cuculus): d. h. die Briefe gelten wie bei Hieronymus als Literaturwerke, und dies Beieinander verrät deutlich die Einstellung, von der auch jenes Ineinander von Vers und Prosa ausgehen konnte: der Tegernseer Liebesbrief ist ebenfalls erarbeitet und literarisch.

Dieser Schulgrund war schon von Köln her gelegt und namentlich von Regensburg her, dessen Mauern auch im Ungarnsturm des 10. Jahrhunderts eine seit Karls Zeiten kaum unterbrochene Überlieferung geschützt hatten. Daß neben der lateinischen seit dem Erlöschen der Karolinger keine deutsche Schulung mehr bestand, steht fest, man darf also das Fehlen deutschsprachlicher Winelieder nicht gegen unsre Herleitung ausspielen.

In Tegernsee ist auf dem Froumundschen Boden weitergearbeitet, und noch vor 1050 entwächst ihm der wundersame Ruodliebroman (S. 40ff.), 130 Jahre vor den ersten höfischen Versromanen deutscher Zunge, und wie viel weltoffener und selbständiger als sie! So viel starker sind die Ströme, die das Latein aus aller Welt zuführen kann, wenn auch, zum Zeichen der Brechung des alten Lichts, der Hexameter nun mönchisch reimt. Aber einmal drängt das Deutsche doch hindurch, dort, wo eine Dame dem Helden durch seinen werbenden Freund einen Liebesgruß schickt:

> Dixit: dic illi nunc de me corde fideli
> (Sie sagte: sag ihm jetzt von mir mit treuem Herzen)
> Tandundem liebes veniat, quantum modo loubes

(Es möge ihm so viel Liebes zukommen, wie es Laubes gibt),
Et volucrum wunna quot sint, tot dic sibi minna
(Und soviel Vogelwonnen es gibt, soviel sag ihm Liebesgrüße),
Graminis et florum quantum sit, dic et honorum
(Und soviel Gras und Blumen es gibt, sag ihm auch Ehren)!

Wir kennen diese Aufzählungen hinlänglich aus den karolingischen Briefgedichten, besonders auch die Aufzählungsform Wieviel—soviel, und das 'Du bist mîn, ich bin dîn' heißt im Ruodlieb 'Haec suus ille sua vocitabantur vice versa'. Aber es ist doch bezeichnend, daß auch hier wieder, wie beim Winelied, in einem Meer von Latein bei den Worten eines Liebesgrußes das Deutsche emportaucht.

Zu Anfang des 12. Jahrhunderts finden wir dann endlich in Regensburg einen ganzen Kreis dichtender Geistlicher und Nonnen, vornehmer Kanonissen, die uns das von Karl unterdrückte Verseschicken greifbar vorführen. Eine Dame schreibt:

Als ich dir Verse gesandt, geglättet nach Regelgebote,
Ließest dagegen du nicht mir zugehn würdige Antwort.

Schlimmer:

Denn du verspottest versteckt mich ja mit alberner Freundschaft,
Da du in Worten mich nur, die andern in Werken umarmt hast.

(Ein männliches Gegenstück hierzu in den verstümmelten Schlußversen des zweiten Tegernseer Briefes.)

Hier kann man nicht mehr von geistiger Freundschaft, geschweige Ehe reden: auf diesen Weg muß sich begeben haben was Karl verbot. Es geht überhaupt oft recht grob zu, namentlich auf Seiten des gelehrten Freundes. Schließlich verbietet die Dechantin den Damen auszugehn.

Daß ähnliche Verhältnisse auch in Tegernsee denkbar wären, lehrt eine an Äbtissinnen und Nonnen gerichtete ernstgemeinte Auslegung der Metamorphosen (Verwandlungsfabeln) Ovids, die sonst ungeeignet für sie sein würden. Eine solche hatte schon Theodulf der Spanier an Karls Hofe (S. 341 f.) gegeben. Bei uns aber folgen auf eine widerlich sachliche Aufzählung der göttlichen Liebesuntaten, die so recht zeigt, welche Verheerungen Ovid, der Leichtfertige, anrichten kann, diese unverschämten Verse des geistlichen Lehrers:

Bindet sich unsereiner mit euch durch die Bande der Liebe,
Ist es den heiligen Ehen der großen Götter vergleichbar,
Wenn dagegen wir uns mit Menschen anderen Standes,
Sei es mit Rittern ihr oder wir mit weltlichen Weibern
Mischen, so ist es, als sei Zeus selber herniedergestiegen
Und als habe sich sterblich Geschlecht mit Göttern verehlicht.

Es ist zugleich die Wendung gegen die Ritter darin, die schon in unserm ersten Tegernseer Briefe abgelehnt wird: 'Du tust recht, daß du mich vor den

Rittern wie vor Ungeheuern warnst. Ich glaube dir zwar, aber ich verwerfe sie nicht ganz', und — es folgt ein volles Lob ihrer Höfischkeit und Ehre.

Daß es sich bei all diesem 'Schreiben und Schicken' von Versen durch Nonnen wirklich um ein Fortleben handelt, könnte man auch aus dem Auftauchen dieser Sitte am andern Ende des einstigen Karlischen Reiches, nämlich an dem hochgerühmten Musenhofe von Angers vermuten. Baudri, der 1089 Abt von Bourgueil wurde und ein so gewandter wie eifriger Versbriefschreiber war, ebenfalls Verehrer Ovids und eifersüchtiger Besitzer einer Handschrift seiner Werke, richtet an die studierende Jungfrau Agnes die Worte:

> Die ich versprochen dir habe, die Tafel, die selber du forderst,
> send ich zurück, wenn ich kann, jetzt nämlich hab ich sie nicht.
> Aber ich schicke inzwischen von meiner Seite dir Grüße:
> schicke in Versen alsdann du auch an mich einen Gruß!

Auch hier tut sich eine ganze Gruppe von schreibenden Nonnen auf: hinter dem Versbriefwechsel Baudris mit der geistlichen Domina Emma, der er schließlich seine Verse zur Prüfung unterwirft. Aus dem Liebesbrief wird eine Schulübung.

Baudris musischer Bruder, der einst gewaltig berühmte Hildebert, 1085 Scholaster in Le Mans, 1126 als Erzbischof von Tours gestorben, ein Offenbarer der ganzen blitzenden Herrlichkeit des mittellateinischen zugleich rhythmischen und reimenden Verses, hat sich, wie es scheint, der Schreiberinnen und ihrer Liebe nicht mehr erwehren können. Einmal gesteht er noch einer wie jene Leobgytha verserfahrenen Jungfrau, 'über deren Wortkunst beide Geschlechter staunen', daß er ihre Gedichte zehnmal von neuem wälzt, und meint, sie müßten aus dem Allerheiligsten stammen: er bittet um weitere, seine Verbannung damit leichter zu machen. Dann aber lesen wir unter der Überschrift 'Wie gefährlich der Umgang mit Frauen sei', die eins der vielen Schmähgedichte auf die Frau anzukündigen scheint — ein solches haben wir auch in jenem Tegernseer Kreise — ein ungeheuerlich grobes, funkelndes, prasselndes, aber zugleich balletthaft zierliches Strafgericht über eine Einzelne und darin:

> Spare das Schreiben dir, lasse doch bleiben, mir Verse zu schenken,
> Verse so tierische, leckerlich lyrische, kaum nur zu denken!
> Daß ich dir schreibe nichts, schicke beileibe nichts, nahm ich mir [für jetzt:
> Dreck sind die deinen mir, weg mit den deinen mir, dich geb ich [dir jetzt!
> Selber zu leben mir, Frieden zu geben mir, ist mein Gelübde,
> Ich bin für mich besorgt, sei du für dich besorgt, deine Geliebte!
> Alle zur Liebe dir hole dir, siebe dir, mehr als die Sterne,
> Sei dir auch tröstlicher oder dir köstlicher mancher dann gerne!

Das scheint wohl der Schluß sein zu müssen, ob nun Hildebert wirklich der Verfasser war oder ein Späterer. Indessen schlösse sich hier mit Briefen

an geistliche Damen Hilarius an, der Schüler Abälards, und somit der Briefwechsel zwischen Abälard und Heloise mit all dem Jammer, der für starke Herzen in solche unseligen Bundnisse eingesät ist. Diesem Paare hätte der Rat Pauli an die Korinther vor allen andern gegolten: wir sind an den einstigen Ursprung des geistlichen Wineliedes zurückgekehrt.

Das Winelied, das Karl zu schicken verbietet, ist also ein schriftlich und literarisch gewordenes und wahrscheinlich auf gewisse Themen liebender Sehnsucht beschränktes Winelied des älteren, allgemeineren, volkstümlichen Sinnes, den noch die Kanones-Glossen zeigen, und dies bleibt daneben bestehen.

Schon zur Zeit der Tegernseerin, um 1150, gab es das Wort trûtliet, in dem das alte anstößig oder ungebräuchlich gewordene wine- ersetzt ist. Und das neue Wort meint unzweideutig das ungelehrte einheimische Liebeslied. So sagt der zornige Satiriker Heinrich von Melk in seinem 'Gedenken an den Tod', wo er die Frau an die verwesende Leiche ihres Gatten führt: 'Nun sieh, wie die Zunge in seinem Munde liegt, mit der er die Trautlieder so zu deinem Gefallen zu singen wußte!' Und in seinem 'Priesterleben' hören wir auch das Gegenstück zu jener Pfaffenlehre (S. 350f.), die den Laien vom Liebesspiel ausschließen will.

Hier ist also die Vorstufe des ritterlichen Minneliedes genannt, das dann abermals die alte Elegie heraufbeschwört: die Klage der Frau um den fernen Mann, der sich spröde abwendet, vielleicht andern zuneigt; die vergebliche Botschaft; dazu die Reste epischer Situationen, die allgemeinmenschlich geworden scheinen; kurz was uns an den Liedern des Kürenbergers so übermächtig ergreift, unseres ältesten Minnesangers, und in der Form des 'Wechsels' bis auf Eichendorffs 'Nonne und Ritter' fortlebt: daß jedes der beiden Liebenden, neben dem andern und doch durch Unendlichkeit getrennt, seine Sehnsucht vergeblich ins Leere ruft.

Das Winelied ist dann neben dem neuen Minnelied, das bald auch seinerseits die Liebe gewaltsam ins Geistige hob, das Bäuerlich-Volkstümliche geblieben, das beider tiefste Wurzeln in sich getragen hatte: so gebraucht im 13. Jahrhundert Herr Neidhart von Reuenthal wineliet und wineliedel. Aber damals begann auch 'minne' schon zu sinken und wurde ein verpöntes, unanständiges Wort.

2. Andre Leod-Arten. Gartleoth übersetzt einmal den 'thiasos Bachi', den Reigengesang des Bacchus bei Vergil. Gart bedeutet die Einfriedigung, den Kreis (vgl. unser Garten, aber auch das ablautende Gurt), daher denn die Chore der Engel durch engilo garta wiedergegeben werden. In unserm Falle ist also an einen Kreisreigen mit Gesang zu denken. Das Führen des Reigens ist einmal mit leitan 'leiten' übersetzt. So sind Kreisreigen mit Gesang und Führung zugleich bezeugt.

Sciphleod 'Schifflied' übersetzt celeuma (eigentlich 'der Befehl', nämlich die Taktangabe für das Rudern), und Hieronymus spricht an der zugrunde liegenden Stelle davon, daß das celeuma des Nachwortes einer Rede nach Art froher

Schiffer gesungen werden solle. In der Tat sind Schifferlieder für das Landen, aber auch für die Abfahrt und andres, z. B. für Gestorbene, bezeugt. Ein lateinisches, unter Gedichten aus Karls Kreise, wohl noch dem 8. Jahrhundert angehörig, beginnt vier vierzeilige Strophen jedesmal mit gleicher Zeile, zuletzt:

Heia, viri, nostrum reboans echo sonet heia!
Heia, Ihr Männer, es rufe das Echo zurück unser Heia!
Werfe der Hafen das Echo zurück: wir rufen das Heia!
Schäume zusammengerissen das Meer: wir rufen das Heia!
Halle die Küste von rastlosem Klang: wir rufen das Heia!
Heia naheia helaia naheia heiana heia eleia!

Ein echtes römisches Schifferlied ist das zwar nicht, aber es ist darin eins aus dem Heia des Schlußverses erhoben, und selbst der Ausgang von dem 'Befehl' (in den ersten Versteilen) ist noch erkennbar. Dies Lied ist dann in einer Nachahmung verchristlicht: in dem Liede auf den Hl. Gallus, das erst im 11. Jahrhundert von Eckehard IV. aus dem Althochdeutschen ins Lateinische umgesetzt und uns nur so erhalten ist, hören wir auch, daß der Heilige mit den Seinigen das 'Christo gloria' als celeuma anstimmte. Aber Deutsches haben wir nicht.

Damit sind die in althochdeutschen Worten bezeugten Liedarten am Ende.

Das Schlachtlied, das wir in mehrfachem und unklarem Sinne bei den römischen Schriftstellern fanden, heißt mittelhochdeutsch mit veraltetem Namen wîcliet, aber wir können ihn mit germanischem Inhalt, etwa wie dem normannischen 'Thor hilf!' nicht mehr füllen: das Kyrie eleison u. ä. ist dafur eingetreten, und im althochdeutschen Ludwigsliede von 881 erfahren wir auch seine Stelle vor der Schlacht: 'Der König ritt kühnlich, sang ein heiliges Lied, und alle zusammen sangen Kyrie eleison': Einzelgesang und im Kehrverse einfallender Chor. Auch ein wîcliet nach Kampf und Sieg ist erst mittelhochdeutsch bezeugt.

Ein 'Brautlied' entnehmen wir aus den einkreisenden Zeugnissen des Apollinaris (S. 95), des angelsächsischen brýdleoð und des mittelhochdeutschen brûtliet, wiewohl hier überall mit Beeinflussung aus fremden Quellen gerechnet werden muß: in der 'Hochzeit', einem Gedichte des 12. Jahrhunderts, in dem das volkstümliche Geschehen geistlich ausgedeutet wird, hören wir, daß mit der Braut junge Ritter prächtig geritten kommen, und

hoy, wie sie dô sungen,
dô si sie heim brungen!

Solches lesen wir auch aus Apollinaris.

3. Leich

Um den Sinn von 'Leich' zu verstehen, geht man am besten von dem gotischen Zeitworte laikan 'hupfen' aus, das aber im Urgermanischen vielleicht

noch die allgemeinere Bedeutung 'lusthafter Körperbewegung', leiblichen Spiels hatte. Indes übersetzt Wulfila in der Geschichte vom verlorenen Sohn, wo von Gesang und Reigen der Heimkehrfeier die Rede ist, das griechische Wort für Reigen bereits mit laiks 'Leich'. Im Westgermanischen ist die Bedeutung dann fast völlig auf Musisches beschränkt: rhythmische Bewegung, Reigen, Tanz, auch kultischer, und dazu Instrument- oder Gesangbegleitung. Danach würde man unter angelsächsischem brýdlác, althochdeutschem brûtleih (spr. -leich) einen Hochzeitsreigen mit Gesang verstehen, das was wir in der Tat bei Apollinaris fanden (S. 95). Das Opfer der Langobarden mit seinem Reigen und Gesang (S. 329) war also ein Opferleich. Bei angelsächsischem ecgalác und sweordalác für den alten Schwerttanz wissen wir freilich weder von Wort noch Gesang. In England verengt denn auch das Wort Leich (lác) seine Bedeutung auf 'Opfer', 'Darbringung', 'Geschenk'. Bei uns in Deutschland i. a. auf das Musikalische: Notker III. von St. Gallen († 1022) versteht unter leih die kirchliche Sequenz, deren Form dann in mittelhochdeutscher Zeit auch weltliche Inhalte zu umfassen beginnt und vom strophischen Liede durch das Durchkomponieren unterschieden bleibt. So stellt auch Notker selbst liet und leich als Gattungen des Gesungenen nebeneinander. Meist aber ist bei ihm und in Glossen die Bedeutung noch weiter abgeblaßt zu 'Weise' oder sogar nur 'Klang' und einmal 'Vers'.

Etwas deutlicher sprechen die Zusammensetzungen mit leih, wenngleich die Übersetzung von canticum 'Lied' durch sancleih (bei Notker, zu 'Sang') besagt, daß die Teilnahme des Wortes besonders ausgedrückt werden muß, um das Melodische, das in leih bezeichnet ist, zu dem Sinne 'Lied' zu ergänzen. Umgekehrt wird in harafleih das Melodische als durch die Harfe hervorgebracht beschrieben, oder ferner in karaleih (zu kara 'Trauer', 'Klage', vgl. 'Karfreitag') die Klage sich melodisch geäußert haben, ohne daß wir daraus über Beteiligung geformter Worte etwas erführen. So bezieht sich z. B. clafleih bei Notker (vgl. unser 'klappern') sowohl auf die Töne des Donners wie die des Tympanons.

Aber in andern Verbindungen scheint die ursprüngliche Bedeutung doch wieder hervorzubrechen. Wenn Notker palaestricus durch 'des rangleiches' übersetzt, so liegt ein rangleih = Kampfspiel zugrunde (rangen = ringen, vgl. unser rangeln): hier ist nur körperliches Spiel ohne Musisches. Wenn hîleih im Althochdeutschen schlechthin und immer nur 'Hochzeit' bedeutet (zu hîwo 'Gatte', hî-rât usw.), so meint es doch gewiß nicht nur den musikalischen Klang daran, sondern begreift auch feierlichen Gesang und Tanz und schließlich die Zeremonie; zumal schon leichôd, eine Ableitung von dem unzusammengesetzten leih, hymenaeus 'Hochzeitsgesang' bedeutet und auch die Bezeichnung der Hochzeit als brûthlauft mit ihrem zweiten Teile den Tanz meint (hlaufan heißt 'springen'), der also wohl das Hauptstück der Feier war. Und wenn scînleih mit zaupar zusammen monstrum (gottgesandtes Vorzeichen, Erscheinung) übersetzt, wobei scîn eben gleich 'Schein', 'Phantom' ist, so werden wir in leih auch die Handlung beim Zaubern verstehn, wie denn im Angelsächsischen scínlác

Zauber bedeutet, weiterhin Aberglaube, Sinnestäuschung usw. Die Bedeutung der Tätigkeit beim Zauber ist auch vorausgesetzt, wenn das zugehörige Zeitwort altnordisch leika, angelsächsisch forlácan, mittelhochdeutsch leichen die Bedeutung 'sein Spiel mit jemand treiben', 'betrügen' angenommen hat. So spiegeln sich im Christen eben auch die feierlichen Handlungen und Worte des heidnischen Priesters und seiner Gemeinde.

Diese wandelbaren Worthülsen wieder mit greifbarem Inhalt zu füllen, ist eine undankbare und oft aussichtslose Aufgabe. Seit Apollinaris den Gesang und Tanz zur Hochzeit jenes blonden Frankenpaares, wir würden jetzt sagen: den hîleih gesehen und gehört hatte (S. 95), sprechen so gut wie nur die endlos nachwachsenden kirchlichen Verbote der Gesänge, Tänze, Spiele zu uns. Aber, wie wir schon bei den winileod fanden, diese Verbote gehen großenteils auf Konzilsbeschlüsse der alten Kirche zurück, beziehen sich also auf Verhältnisse, die mit Germanischem nichts zu tun zu haben brauchen. Es ist demnach auch bei der Gebundenheit dieser Texte ein unsichrer Trost, daß sie vielleicht jeweils nach der deutschen Wirklichkeit ausgewählt sind oder daß der fremde Brauch, wie so manches andre, übernommen sein kann, z. T. auch wirklich ist. Überhaupt kann man für damals noch weniger als für heute aus weitergegebnen Verboten schließen, daß dies Verbotne geschieht. Wer wollte aus jener Vertreibung der privati et vulgares psalmi aus der Kirche schließen, daß dort winileod gesungen wurden? Oder daß, selbst im 7. Jahrhundert, noch kirchliche Hymnen hätten verboten werden können (S. 340)? Sie waren längst geheiligt, das Verbot blieb, indem es sich auf andres bezog oder sinnlos wurde.

Jene Synode von Laodicaea (S. 340) hatte auch die Teilnahme von Laien am kirchlichen Gesange verboten, die von Auxerre untersagte im Jahre 578 choros saecularium, d. h. Teilnahme von Laien am Frage- und Antwortgesange der Priester. Das Verbot geht in die sog. Statuten des Bonifaz und somit ins Frankenreich des 8. Jahrhunderts über und verschwindet im 9. Germanisch-deutschen Gesang in der Kirche hat es nie bedeutet, insbesondre nicht 'Tanzleiche'. Die Synode von Auxerre verbietet auch Nonnen (nonnanes, sanctimoniales, puellae) den Gesang in der Kirche (cantica exercere). So auch die Statuten des Bonifaz, so Karls Gesetze von 789 und 802. Cantica puellarum sind also nicht weltliche Mädchenlieder, insbesondre nicht Liebeslieder.

Und so sind seit Laodicaea, auch in den Statuten des Bonifaz (mit unmittelbarem Anschlusse an das Verbot des Laien- und Nonnengesangs) die 'Liebesmahle' (agapae), nämlich die von Geistlichen, in der Kirche verboten. Wirklich scheint wüst genug, was die Synode von Tours im Jahre 461 verbieten muß: in Kirchen Wein verkaufen zu lassen, bis zur Trunkenheit Gelage zu feiern mit Lärm, Gelächter, schamlosen Worten, Zank und Streit, auch mit dem germanischen Minnetrinken. 'Und wenn nicht nur den Priestern, sondern auch allen Geistlichen verboten wird, in Wirtshäuser zu gehn, wie sollte jemand wagen, aus Kirchen Gottes Wirtshäuser zu machen?' Noch das Aachener Konzil von 816 mußte solchem Unfug steuern. Aber an nachlebende germanische Bräuche ist

hier kaum zu denken. Das käme wohl erst nach Vermischung mit den Masken- und Narrenfesten der Geistlichkeit, besonders beim 'Feste der Toren' in Betracht, aber die sind erst viel später und für Deutschland sehr spärlich bezeugt. Das kirchliche Narrenfest der Schuljugend ist etwas andres. Hübsche Einzelheiten davon wissen wir aus dem St. Gallen des 10. Jahrhunderts (S. 25).

Das Konzil von Toledo verlangt im Jahre 589, daß die Gewohnheit ausgerottet werde, an den Heiligenfesten statt dem Gottesdienste Springerkünsten und häßlichen Gesängen seine Aufmerksamkeit zu schenken. Mindestens müßte man den Inhalt dieses Gebots von dem des folgenden abziehen, wenn man Fränkisches daraus entnehmen wollte: das Konzil von Châlon-sur-Saône, zwischen 639 und 54, verlangt, daß die zu Kirchweih und Heiligenfesten Zusammenströmenden nicht unanständige und häßliche Lieder zu Weibertänzen singen, statt zu beten und dem Psalmengesang zuzuhören. Hier müßten doch die Lieder zu Tänzen nicht 'Messe' Aufführungen von Gauklern und dgl., sondern 'Leiche' des Volkes meinen. Noch deutlicher scheinen die Verbote, die Pirmin, der Gründer von Reichenau (724) und Murbach (728), in seinem 'Scarapsus' (Auszug der christlichen Lehre) ergehen läßt, Tänze, Springereien, häßliche und unanständige Gesänge, teuflische (d. h. heidnische) Belustigungen und Spiele an der Kirche oder zu Hause, auf Plätzen oder sonstwo zu bezeugen. Aber dies Sittenbüchlein fällt in seine voralemannische Zeit, er war spanischer Romane und schrieb in diesen Verboten die Predigten des Cäsarius von Arles († 542) aus, der sich die Vertilgung des Aberglaubens spätantiker Religionsmischerei in seiner südgallischen Heimat zur Lebensaufgabe gemacht hatte. So steht denn auch jenes angeblich Germanische unvermittelt neben Antikem, wie der Anrufung der Minerva beim Weben.

Doch lassen sich die kirchlichen Verbote nicht einfach ganz entleeren, entsprechende einheimische Bräuche nicht einfach wegdeuten. Wenn nach einem sehr offenherzigen und strengen Briefe Bonifazens an Papst Zacharias Alemannen, Baiern und Franken dem Verbote des Erzbischofs das Fortleben der heidnischen Neujahrsfeier im päpstlichen Rom entgegenhalten, Straßenumzüge mit Rufen und Gesängen und all die sonstige Ausgelassenheit, so verteidigen sie doch damit einen einheimischen Brauch, der dann auch Umzüge mit Gesängen, Leiche, enthalten haben mag, wie sie Pirmin verbot.

Überhaupt nicht auf Eifern gegen antikes Heidentum zurückführbar scheint eine Bestimmung der bald nach 789 ergangenen sog. Salzburger Statuten: daß alles Volk ehrerbietig, demütig und ohne Kleiderprunk oder 'verführerischen Gesang und weltliches Spiel' bei den kirchlichen Litaneien einhergehe und Kyrie eleison zu rufen lerne, damit es nicht so bäuerisch wie bis jetzt klinge. Hier müssen wir annehmen, daß die Kirche, die sich so viele heidnische Bräuche angeähnlicht hat, auch solche Umzüge in ihre Prozessionen übernahm: sichtbar scheint das an der Echternacher Springprozession, die vielleicht eine altheimische Tanzbewegung fortführt. Wir denken auch noch einmal an die Nerthusfeier (S. 24 f.). Solche Umzüge, namentlich zu Frühlingsbeginn, haben

wir in Volksbräuchen bis heute (S. 26). Das älteste Zeugnis steckt in dem 'Kleinen Verzeichnis von Aberglauben und heidnischen Gebräuchen', das sind Kapitelüberschriften, die mit den Akten der von Bonifaz geleiteten Reformsynode zu Liptinae im Hennegau (742) zusammen überliefert sind: 'Ein Götterbild (heute etwa eine Stroh- oder andre Puppe), das durch die Felder getragen wird'. Vermutlich hat Karl für die Sachsenmission auf diesen 'Indiculus' zurückgegriffen, ihn also den neuen Verhältnissen angepaßt. Einiges ist aber auch niederdeutsch glossiert und dadurch sicher in unsern Kreis gezogen. Darunter 'Über den heidnischen Lauf (cursus), den sie yrias nennen, mit zerrissenen Kleidern und Schuhen'. Dieser Lauf könnte ein Leich oder ein Teil davon sein, und yrias gehört vielleicht zu dem schweizerischen ur 'wild', 'stürmisch', 'böse' und dem norwegisch-schwedischen yr 'wild', 'ausgelassen', 'toll'. Es handelt sich wohl um einen der Volksbräuche des Winteraustreibens, bei dem man dem Darsteller des Winters die Kleider zerreißt.

Weder aus dem Deutschen aber noch aus dem übrigen Germanischen können wir den Wortlaut eines Leiches anführen, es sei denn, daß wir Teile des angelsächsischen 'Flursegens' hierherbeziehen oder Zaubersprüche, sofern sie mit Handlung verknüpft sind. Der Flursegen stammt aus der angelsächsischen Spätzeit und bedeutet ein Christentum, das in seinen Glauben alte medizinische Wissenschaft, alten Zauberwahn und Altgermanisch-Heidnisches mischt. Er zeichnet sich eben dadurch aus, daß er auch die zu den Worten gehörige Handlung mitteilt. Und wenn diese Worte zuerst prosaisch, lateinisch und christlich sind, so gehen sie doch bei der zweiten Opferhandlung in angelsächsische Verse über, die dann auch altgermanische Vorstellungen enthalten, z. B. nach der Bitte an die Dreifaltigkeit: 'Die Erde ich bitte und den Überhimmel.' Dann folgt zu dem Körneropfer, das auf den Pflug gelegt wird, der große Anruf:

Erke! Erke! Erke, der Erden Mutter!
Es gönne dir der Allwaltende ...
Äcker wachsend und aufsprießend,
Voll schwellend und kräftig treibend,
Ein Heer von Halmen, glänzende Frucht,
Und der breiten Gerste Früchte
Und des weißen Weizens Früchte
Und alle Erdenfrüchte! ..

Dann wieder die Handlung: 'Wenn man den Pflug ansetzt und die erste Furche zieht, so spreche man' ... und es folgen die Verse, die wir schon (S. 135) neben den herrlichen Hymnus Sigurds und der erweckten Walküre (S. 52 & 226) gestellt haben:

Heil sei dir Erdflur, der Irdischen Mutter!
Sei du grünend in Gottes Umarmung,
Mit Nahrung gefüllt zu Nutze den Menschen!

Die Muter Erde in Gottes Umarmung, wobei der christliche Gott (wie auch 'der Allwaltende', S. 357) als Ersatz des heidnischen 'Überhimmels' des ersten Versgebetes zu verstehen ist.

Fur alle Einzelheiten dieses Flursegens mit Pflugopfer und erstem Pflügen gibt es außerordentlich zahlreiche indogermanische und besonders deutsche Parallelen in Volksbräuchen. Der Flurumgang ist uns in Deutschland schon 939 bezeugt. So mögen wir uns denn die Worte eines deutschen Opfer- oder auch Umgangsleiches nach den englischen vorstellen.

Leich in der alten Bedeutung, freilich auf Gesang mit Tanz beschränkt, wird im Mittelhochdeutschen durch 'reien' ersetzt. Im Althochdeutschen haben wir das Zeitwort rîhan dazu, aber doch schon in der Bedeutung 'vorsingen', die eine durch den Gesang zu ordnende und zu leitende 'Reihe' voraussetzt.

'Tanz' ist entlehntes französisches danse und taucht in seiner heutigen Bedeutung erst im 12. Jahrhundert bei uns auf. Offenbar ist es angeeignet, weil das Neue in ihm zu fremd war, um durch eine heimische Bezeichnung getroffen werden zu können.

4. Totenklagen und Preislieder

1. Totenklagen. Sisu, nur deutsch, sonst im Germanischen aber aus alten Eigennamen zu erschließen, haben wir als Glossierung von lateinischem naenia, carmen funebre, carmen lugubre, also im Sinne von Totenklage, Klagelied (Finigemal, fur die kirchliche Auffassung bezeichnend, neben giposi 'Nichtigkeiten'.) Dazu ein paar verdeutlichende Zusammensetzungen des veraltenden heidnischen Wortes: sisesang, das aber an seiner Stelle nicht einen Trauergesang, sondern ein trauriges Flötenspiel (nämlich beim Tode der Jairustochter) bezeichnet, und dadsisas (für dôdsisas) 'Totengesänge', das in dem (S. 356f.) besprochenen Verzeichnis heidnischer Bräuche De sacrilegiis super defunctos = 'Religionsfrevel über Abgeschiedenen' glossiert. In diesem Falle scheint neben dem Gesange noch eine Handlung angedeutet. Noch mehr, wenn naenias mit ses-(s)pilon glossiert wird und ses zu sisu gehört; denn spilon wird eine tanzartige Bewegung bezeichnen. Indessen gibt die altsächsische Beichte zu Anfang des 9. Jahrhunderts durch den Satz Ik gihorda hethinussia endi unhrenia (Heidnischkeit und unreine) sespilon — es ist der einzige, der unsre Wortsippe in deutschem Zusammenhange zeigt — lateinisches turpia et inhonesta cantica wieder, und da haben wir nur die immer wiederkehrenden abschätzigen Kirchenausdrücke für heidnische oder nur weltliche Gesänge. Aber daß es sich hier um Heidnisches handelt, ist doch deutlich.

Wenn indes sisigomo, wörtlich 'der Klagemann', den Uhu bezeichnet, so meint das seinen klagend schaurigen Buhu-Ruf und entspricht der volkstümlichen Auffassung als Totenvogel, setzt aber doch vielleicht voraus, daß die Totenklage von einem besonderen Manne vorgenommen wurde. (Während sisimûs die Maus als Seelentier (S. 9f.), Trägerin abgeschiedner Seelen be-

zeichnet.) Etwas Lautmalerisches liegt wohl auch in dem Worte sisu mit seiner ablautenden Verdopplung (vgl. bimbam, piff paff puff), und susen heißt 'summen', 'leise singen', etwa beim Einschlafen von Kindern.

Gegenüber diesem alten Eigenworte können Umschreibungen wie khlagasanc, laitsanc, charasang (kara = Wehklage) wenig besagen; auch chareleich, weinleich können nicht etwa eine Leichform beweisen (S. 354). Die Worte kara, wuof(t) 'Weheruf', klaga brauchen keinerlei musische Formung zu umfassen.

Unter den kirchlichen Zeugnissen sind einige, die näher zu bestimmen gestatten, was dadsisas bedeutet. Denn wenn es im Indiculus (S. 358) sacrilegium super defunctos übersetzt und in der 'Kirchenzucht' des Abtes Regino von Prüm († 915) der Geistliche gefragt wird, ob er carmina diabolica (wörtlich 'teuflische Gedichte' oder Beschwörungen), die das Volk nächtlicherweile über Tote zu singen pflege, verhindert, und der Laie, ob er dgl. selber zu nächtlicher Stunde gesungen hat, wie es das gemeine Volk tue, so sind das also dadsisas. Diese Verbindung der carmina diabolica ist fest und vererbt sich mehrfach, und carmina diabolica für sich allein ist ein stehender kirchlicher Ausdruck für Zaubersprüche geworden, ganz abgetrennt von cantica turpia, den 'unanständigen Liedern', die wir beim Leich (S. 356) und in der sächsischen Beichte (S. 358) fanden.

Helliruna übersetzt in Glossen necromantia 'Totenweissagung', 'Totenbeschwörung', und dies wird anderweit erklärt mit quotiens anima ab inferis revocata, 'immer wenn eine Seele aus der Hölle zurückgerufen' (wird), althochdeutsch (ohne quotiens): sela fona hello gihalota. Da hätten wir also die dadsisas nochmals bestätigt. Hella ist dabei noch nicht die christliche Hölle, sondern das Reich der Toten; rûna ist, wie wir wissen (S. 100), noch ehe es sich zu Runstab und dgl. zusammenfügt, 'Geheimnis', es übersetzt aber auch, schon in unsrer ältesten Glossensammlung, susurrio 'Geflüster' (eben 'Geraune'), und das aus dem Germanischen übernommene finnische runo heißt 'Gedicht', besonders 'Zaubergedicht': so kommen wir auch hier auf dadsisas, auf germanische Totenbeschwörungen.

Wodan, der im Merseburger Zauberspruche den verrenkten Pferdefuß heilt, ist im Norden als Odin Herr auch dieses Totenzaubers. In dem eddischen Liede von Balders Träumen reitet er in die Unterwelt. Er kommt zu dem Grabhügel der Seherin. 'Da begann er der Weisen einen Totenzauber (Walgalder) zu sagen, bis das Weib gezwungen sich erhob und die Tote sprach ...'

Ein andermal haben wir auch die in jugendlich eddischer Dichtung geformten Worte solcher Totenbeschwörung:

Wache, Groa! Wache, du Gute!
ich weck dich vor Totenreichs Tor!

Es sind die Worte Swipdags, der ans Grab seiner Mutter tritt und ihre Hilfe für seinen Weg aufruft.

Daß Totenbeschwörungen von besonderen Weibern vorgenommen wurden, besagt für die Goten der Bericht des Jordanes, wonach König Filimer, der angebliche Begründer des Gotenreichs in Südrußland, die Zaubrerinnen, 'die in der Muttersprache haliurunnae heißen', aus dem Lande getrieben habe. Diese Bedeutung hat auch das angelsächsische hellerune, und die Übersetzung von lamia durch holzruna bezeugt, daß runa auch im Deutschen persönlichen Sinn haben kann.

Tacitus sagt: 'Die Germanen glauben sogar, daß in den Frauen etwas Heiliges und Seherisches ist, und sie verschmähen ihre Ratschläge nicht und lassen ihre Auskünfte nicht unbeachtet. Wir haben erlebt, daß unter dem göttlichen Vespasian Veleda lange bei vielen für ein göttliches Wesen galt; aber auch schon früher haben sie Albruna verehrt, nicht aus Schmeichelei und nicht als ob sie sie erst (wie in Rom geschah) zu Göttinnen gemacht hätten'. Kaiser Vitellius führte — von andern antiken Zeugnissen zu schweigen — eine chattische Frau bei sich, der er ganz vertraute und 'mit deren Wahrsagung er sich beruhigte'. Auch der Name Veleda bedeutet Seherin (irisch ist fili 'der Dichter'): sie hatte den Untergang der römischen Legionen geweissagt und gewaltigen Einfluß erlangt: sie wird Schiedsrichterin zwischen Völkern, Gesandtschaften mit Geschenken kommen zu ihr, aber sie haust unzugänglich auf einem Turm, und einer ihrer Verwandten vermittelt ihre Ratschläge und Antworten. Der Name Albruna — er ist wohl sicher genug aus der handschriftlichen Überlieferung hergestellt — vermittelt zugleich den Zusammenhang solcher Frauen mit den Unterirdischen, wie wir ihn bei den Hellirunen fanden. Völlige Vergöttlichungen aber würden die Saitchamiae sein, die, den idisi des ersten Merseburger Spruches gleich, den Zauber hemmen (S. 47). Und diese Zusammenhänge werden es auch gewesen sein, die im aufwachsenden Christentum bewirkt haben, daß sich jenes göttliche Ansehen in Furcht und Feindschaft wandelte.

Schon im 6. Jahrhundert sind auch die Zaubrerinnen mit den dämonischen nichtmenschlichen Wesen vermischt, die nachts oder im Walde umgehen: den Hexen, die Menschen fressen, denen dann auch Ketzereien und Teufelsverkehr aufgebürdet sind (S. 17). Aber jene 'Zaubersprüche über Tote' sind zugleich noch mit andren Handlungen verknüpft: von Lachen, Scherzen, Singen, Tanzen, Trinken und Schmausen sprechen die kirchlichen Verbote, und Burchard von Worms († 1024) fügt hinzu, daß das bei Leichenwachen geschehe, die für christliche Tote nach heidnischem Brauche gehalten würden. Es ist ein Brauch, der noch heute in Deutschland vielfach gilt.

Reginos Sammlung ist wohl sorgfältig, nimmt aber aus älteren Sammlungen, aus Konzilsbeschlüssen, päpstlichen Dekreten, fränkischen Kapitularien, aus dem römischen Recht, aus Kirchenväterschriften und Bußbüchern, woher aber unser Gebot stammt, wissen wir nicht. Noch weniger, woher Burchard, der Regino ausschreibt und oft genug seine Vorlagen umfälscht, seine Zusätze genommen hat.

Die Frage, was hieran germanisch und deutsch sei, braucht uns aber nicht so zu bedrängen wie beim Leich, weil sie für den Hauptbestand durch die Glossierung dadsisas erledigt ist. Dann aber darf man doch einen andern Titel des Indiculus heranziehen: De sacrilegio ad sepulcra mortuorum 'Religionsfrevel an Gräbern Toter'. Und auch dazu haben wir ein ausführliches kirchliches Gebot und zwar in der für die Geistlichkeit gefälschten Kapitulariensammlung des Benedictus Levita (um 850): die Gläubigen sollen bei ihren Toten nicht das treiben, was vom heidnischen Gebrauch geblieben ist — auch das ein fester Ausdruck —. Wenn sie sie zum Grabe tragen, sollen sie nicht jenes laute Geheul ausstoßen, ... sondern, wenn sie die Psalmen nicht auswendig wissen, 'Kyrie eleison, Christe eleison' für die Seele rufen, und sie sollen auf ihren Gräbern nicht essen und trinken.

Ohne Stütze bleibt dann das Gebot bei Regino, daß, wenn Priester zum dritten, siebten, dreißigsten und Jahres-Tage eines Todes .... zusammenkommen, keiner sich betrinke oder sich Teilnahme an den vielerlei Ausgelassenheiten eines Gelages zuschulden kommen lasse: es ist teuflisch und gegen die kanonischen Gebote. Das kann sich nicht auf heidnische Laien beziehen, wenn auch die Sitte heidnisch ist.

Wir können diese dunklen, wirren, schwankenden Zeugnisse nur mit Hilfe eines eingehenden angelsächsischen und eines gleichlaufenden, fast noch eingehenderen gotischen einzuordnen versuchen: wir haben keine deutschen.

Es wird am Schlusse des Beowulf von des Helden Bestattung erzählt, wie man auf Hronesnässe, dem Walfischkap, den Scheiterhaufen errichtet, ihn mit Waffen behängt und den toten König inmitten darauf legt

Dann fachten auf dem Berge der Feuer größtes
Die Helden an. Holzrauch stieg auf,
Schwarz über der Glut, schwälende Lohe,
Von Wehruf umwunden — der Wind lag still —,
Bis die Hülle der Gebeine zerborsten war
In der Hitze, innen. Mit unfrohem Sinn
Klagten sie ihren Kummer, des Königs Tod.
Die Greisin auch sang Klagegesänge,
Beowulfs Witwe, mit gebundenem Haar,
Sorgenvoll. Sie sagte genugsam,
Daß sie fürderhin harte Heimtage fürchte,
Zahlloses Gemetzel, Mordlust der Feinde,
Drangsal und Haftnot. Zum Himmel stieg der Rauch.

Dann baut man weit übers Meer sichtbar den Hügel auf (nach Art des Odinshügels des schwedischen Königs bei Alt-Uppsala vorzustellen) und birgt die Aschenreste des Toten mit den Schätzen darin.

Dann täten die Helden den Hugel umreiten,
Zwölf Edlingssöhne alle zusammen,

Sie wollten den Kummer klagen, des Königs gedenken,
Worte verströmen, wohl von ihm sprechen.
Sie priesen seine Ritterart und rühmten sein Heldenwerk
Nach allen Kräften, wie es angemessen,
Daß man seinen lieben Herrn mit Lobspruch preise
Treulichen Sinns, wenn er trennen sich soll
Und aus Leibes Hülle geleitet werden.
So beklagten die Krieger der Gauten
Ihren Herrn, den Herdgenossen.
Sie rühmten, daß er war der Weltkönige,
Der Männer mildester und menschenfreundlichster,
Den Leuten lindester und lobliebendster.

Wehruf umwindet Lohe, beides schlägt miteinander gen Himmel: ein Bild, so scharf und wahr, wie man es in den flimmernden Worten des Beowulf nicht oft trifft: es ist der ululatus, das Geheul, das wir christlich verboten fanden, und das angelsächsische wóp entspricht dem deutschen wuof, dem wir auch keine Kunstformung zuerteilen können. Die Klage der Krieger ist dann wohl in Worten zu denken, natürlich aber die Einzelklage der Witwe, die nach dem Tode des Helden den Einbruch der Feinde ausmalt.

Eine neue Handlung, nach zehn Tagen, ist dann der Ritt der zwölf Edelinge um den Hügel, dazu der gemeinsame Preis des Toten, seines Mannestums und Heldenwerks; aber erst die Schlußverse sprechen klarer von seinen lobenswürdigen Eigenschaften.

Attilas Totenfeier erzählt uns Jordanes in seiner Gotengeschichte (S. 164) nach Priskos, dem oströmischen Gesandten am Hofe des Königs (S. 87). Danach wird der Leichnam mitten auf den Feldern in einem seidenen Zelte niedergelegt. Die auserwähltesten Reiter aus dem Hunnenvolke umkreisen ihn wie in einem Zirkus und singen seine Taten in einem Totenliede, wie folgt: 'Der große König der Hunnen Attila, Sohn des Mundzucus, Herr der tapfersten Völker, der mit zuvor nie erhörter Macht allein über die skythischen und germanischen Reiche herrschte, der beide Rom durch Raub von Städten schreckte und nur durch Flehen erweicht einen jährlichen Tribut nahm, statt den Rest zu seiner Beute zu machen. Und als er das alles glücklich hinausgeführt, starb er, nicht durch feindliche Verwundung, nicht durch Verrat der Seinen, sondern in der Blüte seines Volkes, froh unter Freunden und ohne Schmerz: das kann niemand einen Tod nennen, denn niemand kann eine Rache dafür heischen'.

Nachdem der König so beklagt ist, feiert man eine strava, 'wie sie es selbst nennen' (wörtlich: eine Streu), auf seinem Grabhügel in einem gewaltigen Gelage, indem man die Gegensätze miteinander vereint und Freude zur Totentrauer mischt. Der Leichnam wird nächtlich in einem goldenen, einem silbernen und einem eisernen Sarge bestattet; Waffen und Kleinodien werden beigegeben. 'Die Begrabenden' aber finden 'mit dem Begrabenen' den Tod, auf

daß niemand die Stätte wisse: so wie es auch bei Alarichs Begräbnis im Busento geschah.

Man könnte fragen, ob denn das alles gotisch, nicht hunnisch sei. Aber wir wissen ja, daß die gesamte Dietrichdichtung, dazu auch andere Berichte Attilas Hof als germanisch erscheinen lassen, wir sehen, daß eine Zweizahl von Sängern, wie beim Weitwanderer ein Preislied auf Eormanric, so hier eins auf den König vortrug, und wir können dieses neue nun, wenn wir zurückblättern, neben das alte auf Arminius (S. 86f.) stellen, das doch auch erst nach dem Tode des Gepriesenen erscholl. Dann sehen wir den Gleichlauf über drei Stufen: zuerst die preisende Benennung—hier der Befreier, dort der Besieger und Alleinherr—, dann beiderseits die Art der kriegerischen Taten und schließlich der Tod, bei Attila breiter ausgeführt. Die Fülle der antiken Vorbilder (S. 86f.) gibt also dem Preisliede auf Arminius nur seinen äußeren Schmuck, nicht seinen Inhalt und Aufbau; sie raubt ihm nicht seinen Wert als Zeugnis für das deutsche Toten-Preislied, und darin wird es durch die Feier um Attila, aber auch durch die um Beowulf bestätigt.

Die strava ist nicht nur mit einem wahrscheinlich germanischen Worte genannt, vielmehr fanden wir die Sache durch Kirchengebote und Volksbrauch für Deutschland in Anspruch genommen (S. 360), und wenn strava im Slavischen als germanisches Lehnwort dieselbe Sache bezeichnet, so ist das auch ihre Bezeichnung im Germanischen gewesen

Drittens aber stimmen Priskos-Jordanes und der Beowulfdichter darin überein, daß ausgewählte Reiter den Toten umkreisen und dabei ihr Preislied singen. Ein Vorsänger ist nicht da, und so wird der Zusammenklang der Stimmen mangelhaft gewesen sein wie bei dem Trauergesang mit dem nach Jordanes die Westgoten den Leichnam ihres Königs Theoderich aus der Katalaunischen Schlacht trugen. Der Leich gilt also auch in der Totenfeier. Das Vortragen im Reiten kennen wir auch sonst aus dem Beowulf: so erfahren wir das Preislied auf den Grendelbesieger.

Diese Gemeinsamkeiten stammen aus Urzeiten oder aus Übertragung von den Hunnen — vielleicht der Ritt — und den Goten zu Deutschen und Angelsachsen.

Das Totenpreislied auf Attila unterscheidet sich artmäßig nicht von denen auf Arminius und Beowulf. Und wenn man einwendet: dort gelten politische Taten der Geschichte, hier Heldentaten eines märchenhaften Epos, so paßt die Antwort: jenes sind Vorstufen zu diesem, und die Entwicklung geht ja auch weiter: bei Beowulf ist insonders die Freigebigkeit des germanischen Gefolgsherren als neue preiswürdige Tugend hinzugekommen, und das Wunschbild wandelt sich aus dem des germanischen Helden schon wieder heraus zu dem des königlich-gütigen Menschenhelfers und Christen (S. 362), indes der letzte Satz des Attilaliedes noch germanischerweise das Fehlen einer Rache besonders begründen muß. Wie wichtig er war, kann man wiederum aus dem Berichte über den Fall Theoderichs in der Katalaunischen Schlacht entnehmen:

'Es war unser Tod, aber ruhmvoll nach hunnischem Zeugnis, und einer, von dem man hätte glauben können, durch ihn werde der Übermut der Feinde gebeugt werden, als sie eines solchen Königs Leiche mit seinen Ehrenzeichen aus dem Kampfe heraustragen sahen'.

Bei Beowulfs Bestattung fanden wir auch die Einzelklage der Witwe bezeugt. Ebenso klagt Hildeburh am Scheiterhaufen des Sohnes und Bruders: 'sie jammerte in Sprüchen', aber ohne daß wir von dem Inhalte noch etwas hörten. Und so grämt sich der alte Mann, der seinen Sohn am Galgen sieht: 'Dann mag er sein Lied singen, den schmerzlichen Sang. Dann hängt sein Sohn dem Raben zur Freude und er kann ihm, alt und hochbetagt, keine Hilfe bringen. Immer ist er erinnert jeden Morgen an seines Sohnes Hingang, er denkt nicht, einen andren Erbhüter gewinnen zu können in der Burg. Dann hat der Arme durch des Todes Feindschaft Schlimmes erfahren. Er sieht in Kummer vergehend in seines Vaters Behausung den Weinsaal verödet, eine Stätte des Windes, der Freude beraubt, die Reiter schlafen, die Helden, im Grabe; da ist kein Harfengetön, keine Freude im Hause, wie sie einstens waren. Er geht dann zu Bette, singt das Trauerlied, der eine um den einen'.

Das ist nicht mehr der Wortlaut des Klageliedes, aber vielleicht in etwas sein Inhalt. Und wenn sich die Klage der Witwe durch das Ausmalen des eignen Leides abhebt von dem chorischen Preisgesang auf den Toten, so führt dies Mittelglied, der 'schmerzliche Sang' des alten Mannes mit den geprägten Motiven der Klage um seinen Toten hinüber zu der Wehestimmung und den schwermütigen Einzelbildern der angelsächsischen Elegie.

Haben wir Einzelklagen wie die der Hildeburh nicht auch im Norden und bei uns?

Im ersten Gudrunliede der Edda sitzt die Königin schmerzversteint an der Leiche Sigurds. Erst als die Hülle von dem geliebten Toten genommen ist, können Klage und Tränen sich lösen:

'So war Sigurd vor den Söhnen Gjukis,
Wie Ger-Lauch steht, der im Grase wächst,
Wie ein blitzender Stein ins Band gesetzt,
Ein Edelstein vor der Stirn der Jarle.

Des Herrschers Recken hielten mich
Höher noch als Herjans Mädchen (Odins Walküren):
Nun bin ich gebeugt, den Blättern gleich
Der Trauerweide, um den Tod des Königs.

Auf der Bank entbehr ich, im Bette mein,
Den trauten Freund: das taten die Brüder;
Es taten die Brüder Trauer mir an,
Ihrer Schwester schlimmes Weh.'

Hier haben wir den Heldenpreis und die Witwenklage des Beowulfepos in eins. Es schließt sich der Fluch auf die Mörder an, und dann wieder:

'Größere Freude erfüllte den Hof,
Als Sigurd Grani zu satteln ging
Und sie fortritten, zu frein um Brünhild,
Zu üblem Ausgang, die unselige.'

Der erste furchtbare Aufschrei der Königin und dann ihr Fluch sind aus dem Urliede von Siegfrieds Tod vererbt (S. 243). Zwischen beide hinein ist diese Klage des jungen Eddaliedes erfunden, und sie schließt sich unmittelbar an das, was wir an Klagen bei Goten und Angelsachsen gefunden haben.

Bei uns hat sich die dichterische Triebkraft an diesem Punkte ganz anders geäußert, nicht im Heranziehen der alten Form der Wortklage, sondern in ungeheuerlicher Verstärkung der Klagegebärde: ohne einen Laut sinkt Kriemhild zusammen, dann schreit sie gellend auf, Blut bricht ihr vom Munde, aber Tränen hat sie nicht. Die ganze Umwelt wird Kreis nach Kreis in die Klage einbezogen, durch einen Wirbel von Schmerz und Rachegedanken, Trostlosigkeit und Todessehnsucht wird die Unselige hinabgerissen bis zu dem Wiederaufbrechen des Sarges:

Do brâhte man die vrouwen dâ si in ligen vant,
sie huop sîn schoene houbet mit ir vil wîzen hant;
dô kustes alsô tôten den edelen ritter guot.
ir vil liehten ougen vor leide weineten bluot

Aber Worte germanischer Totenklage sind in Deutschland nicht erhalten.

2. Preislieder. Wie nah diese an die Totenklagen grenzen, vielmehr daß sie völlig mit ihnen zusammenfallen können, haben wir bei Arminius, Attila, Beowulf und Gudrun genugsam erfahren, und wir dürfen das Preislied auf Arminius als unser erstbezeugtes in Anspruch nehmen (S. 87 & 363).

Danach horen wir von deutschen Preisliedern zuerst wieder durch Fortunat in dem schon (S. 129) besprochenen Gedichte an Herzog Lupus. Sogar das Wort 'Lied' ist hier erhalten, und hier handelt es sich um einen Lebenden.

Paulus Diaconus berichtet von den quer durch Deutschland zu den Angelsachsen wandernden Liedern auf Alboin und gibt ihre Tugend-Aufzählung wieder, die dann durch Weitfahrt auch in Versen erhalten ist (S. 314). Sie faltet sozusagen auseinander, was Priskos in dem Berichte über Attilas Gelage und das Preislied auf ihn als 'Siege und kriegerische Tugenden' zusammenfaßte (S. 87 & 362). Weitfahrt zeigt dann in seinen Versen über Offa (S. 152), wie sich Episches an solchen wissensvers-artigen Preis ansetzt; hier wieder an den Preis eines Toten. Ebenso fanden wirs aber schon bei Arminius (S. 87) und dann bei Alboin in der Königsliste Rotharis: 'er führte das Heer nach Italien' (S. 314). Hier ist das Epische geschichtlich. Anderswo ist es sagenhaft: dem Preisliede auf den Grendelbesieger verdanken wir eine englische Fassung von Siegmunds Drachenkampf (S. 155). Und wiederum gilt das demselben Beowulf, dem auch der Totenpreis galt mit der Aufzählung seiner liebenswerten Eigenschaften.

Wir bedenken besonders die Einfugung von Geschichtlichem in das Preislied Oder ist sie nicht vielmehr das Natürliche, wenn wirkliche Fürsten, Helden der Geschichte, gepriesen werden? Bildet sich das Heldenlied im engeren Sinne nicht erst danach, zunächst das gradlinige, z. B. der Franken, und, durch eine neue Kluft getrennt, das 'doppelseitige' der Aufgipfelung zu tragischen Seelenkämpfen mit seinen nicht natürlichen einmaligen Voraussetzungen?

In seinem 'Leben Karls des Großen' schreibt Einhard ums Jahr 814 von seinem Helden, daß er als Kaiser die uralten germanischen Lieder ('barbara et antiquissima carmina'), in denen die Taten und Kriege der alten Konige besungen waren, habe niederschreiben und so der Zukunft bewahren lassen. Hier scheint die Beziehung auf Heldenlieder sicher und ist es doch nicht. Denn Einhards Wort von den Taten und Kriegen der alten Könige (veterum regum actus et bella) ist in Karls Kreise schon einmal angeklungen in einem Gedichte auf die Unterwerfung des Baiernherzogs Tassilo im Jahre 787, das den Iren Dungal zum Verfasser hat. Die Muse ermutigt ihn, dem Könige neben den Geschenken der Mächtigen als Gleichwertiges sein 'süßklingendes Lob' in Versen darzubringen, denn die Gaben der Musen werden ewig dauern 'Durch sie werden die berühmten Taten der alten Könige erglänzen und die Werke der gegenwärtigen Zeiten den zukünftigen erzählt', durch die Gaben der Musen wird der Schöpfer der Welt gepriesen: .. mit diesen Gaben gedenke auch du den König zu ehren! Auf die Frage, wer den Frieden gebrochen habe: der Teufel hat den Herzog verführt. Aber weiterhin wird dann der Kriegszug erzählt und — nach einer großen Lücke — die Unterwerfung.

Hier handelt es sich also um Ausschmückung geschichtlicher Taten, und so könnte es auch bei dem blinden friesischen Sänger gewesen sein, von dem wir um 790 im 'Leben des Hl Liudger' wieder die Formel hören, daß er die 'Taten der Alten und die Kämpfe der Könige' singend vorzutragen wußte. Sicher aber verstand so die Worte Einhards der sog. Sächsische Dichter (S. 137) gegen Ende des 9. Jahrhunderts, indem er sie in Verse umsetzte: 'Er (Karl) ließ auch die germanischen Lieder niederschreiben, die der alten Könige Schlachten erzählen', und dann hinzufügte: 'Lieder in der Volkssprache (carmina vulgaria) preisen seine Väter und Vorväter: Pipin, Karl, Chlodwig, Theuderich, Karlmann, Chlotachar'. Soweit wir diese Lieder erschlossen haben (die auf Chlodwig und Chlotachar S. 137ff.) oder noch erschließen werden (Theuderich Wolfdietrich, Kap. IX. 9. 3), geben sie in der Tat ausgeschmückte Geschichte in deutschen Versen, wie es Dungal in lateinischen tut. Es sind nicht 'doppelseitige Heldenlieder', sie gehören zu jenen alten gradlinigen, die allein wir bei den Franken finden und nun in Karls Sammlung annehmen.

Aber sind das Preislieder? Dungal will mit seinem Werke ein solches geben. Wir aber gewinnen so einen Anschluß an unser einziges erhaltenes Stück der Gattung, das althochdeutsche Ludwigslied: es hat eine geschichtliche Königstat zum Gegenstand, den Sieg des westfränkischen Königs Lud-

wig über die Normannen bei Saucourt im Jahre 881, und diese Tat ist nicht zu Sippenzwist und Seelenkampf verdichtet, sondern ganz erzählt und in dem Helden gepriesen (Bd. II).

Wir befestigen so den einst erspähten Weg vom Preis- zum Heldenliede (S 142) und gewinnen einen weitern Anschluß: nämlich an die gotischen Zeugnisse für geschichtliche Preislieder: Jordanes sagt, daß seine Landsleute 'auf ihrem dritten Sitze am Schwarzen Meer' 'in altehrwürdigem (antiquo) Gesang mit Kitharabegleitung die Taten der Vorfahren feierten, eines Eterpamara, Hanala, Fridigern, Vidigoia und andrer, die in diesem Volke einen hohen Ruf haben' (S. 192): das ist ganz die Art der Aufzählung, die wir von dem Sächsischen Dichter kennen. Jordanes führt denn auch selbst für die uralten (prisca) Lieder, die allgemein 'fast wie Geschichtschreibung' den Siegeszug zum Schwarzen Meer feierten, die verschollene Gotengeschichte eines Ablabius an, die auch Kassiodor benutzte, und man könnte nur fragen, ob und wieweit Ablabius eben diese Lieder als Quellen benutzte. Als langobardisches Beispiel haben wir (S. 315) die Geschichte Scaubos angeführt. Doch der war ungeschichtlich?

Ja, aber wer hätte das unterschieden? Was von geschichtlichen Helden gilt, mußte auch von erdichteten gelten (S. 365): 'Siegfrieds Drachenkampf' wäre so betrachtet ein Preislied, und als Heldenlied im eigentlichen Sinne hobe sich nun erst das zweiseitige besonders ab.

Die nordisch-skaldische Sonderentwicklung zur Drapa (S. 168) brauchen wir nicht zu verfolgen. Immerhin haben wir doch (S. 188) in solchem Schlangenhof verschlungener Worte 'Ermanrichs Tod' zum Preise des Königs Ragnar Lodbrok herangezogen gefunden wie den Drachenkampf des Wälsungen im Preislied auf Beowulf (S. 155f.). Und das Eirikslied, soviel der allein erhaltene Anfang erkennen läßt, dem südlichen Fürstenpreis noch näher, noch ohne die handlungslose Wortüberschmückung der Drapa, war selbst episch wie ein Heldenlied, aber bereits eins der jüngeren eddischen, die ihre epische Handlung (wohl sein und seiner Gefolgsmannen Schlachttod wie Ludwigs Schlachtsieg) hinter Wechselreden verbergen (S. 213). Da scheinen also die Grenzen zwischen Helden- und Preislied ganz verloren zu sein. Aber auch dies Stück (von etwa 950) ist wieder noch einem Toten gewidmet.

Vielleicht lassen sich diese Zusammenhänge noch vom Ludwigsliede aus erhellen, indem sie ihm selbst zur Erklärung dienen. Aber auch ohne über die Einzelheiten etwas zu wissen, können wir z. B. doch schon dies sagen: die germanisch-deutschen Preislieder auf Lebende wie Tote haben mehrere Formen gehabt, sind noch Aufzählungen oder werden episch und sogar geschichtlich, sind von einem oder mehreren, vorbedacht oder aus dem Stegreif vorgetragen.

5 Zaubersprüche

Für den Zauberspruch ergeben die althochdeutschen Glossen (außer helliruna, S. 359f.) die Bezeichnungen galdar und galstar. Galdar ist durch das

nordische galdr und das angelsäschsische gealdor als urgermanisch gesichert. Über die Form des Zauberspruchs, z. B. ob mit epischem Eingang oder ohne ihn, eingliedrig oder zweigliedrig (S. 67ff.), ist damit nichts ausgesagt, doch gehört das Wort zum Verbum galan 'singen' (vgl. 'Nachti-gall'), und die Zusammensetzung bigalan ist denn auch für Wodans Tätigkeit in dem Merseburger Verrenkungsspruche gebraucht. Also ist erst die eigentliche Formel ein galdar?

In der Tat weist sie Besonderheiten auf. Der zweite Merseburger Spruch (S. 61) beginnt die Beschwörung:

Sei es Beinrenke, sei es Blutrenke,
sei es Gliedrenke ..

Das ist gebaut wie im angelsächsischen Hexenschußsegen:

Ob es wäre Asengeschoß oder es wäre Albengeschoß
Oder es wäre Hexengeschoß ...
Dies dir zur Besserung vom Asengeschosse, dies dir zur Besserung
[vom Albengeschosse,
Dies dir zur Besserung vom Hexengeschosse ...

Der dreifache rührende Reim des Anfangs ('Sei es', 'Dies dir zur Besserung'; im zweiten Falle abgewandelt: 'Ob es wäre' — 'Oder es wäre'), der rührende Reim des Schlusses (-'Renke', '-Geschoß', '-Geschosse'), der Gedankenreim (Bein — Blut — Glieder —, Asen — Alben — Hexen —) und schließlich der Stabreim (b : b, a : a), der freilich im Deutschen das dritte Glied ausläßt: nicht zu verwundern, wenn man daran denkt, daß die Formel älter ist als die Stabreimkunst. Jene Verschlingung verschiedener Reimarten ist denn auch in den natürlichen Gleichläufen der Schlußverse aufgegeben:

Bein zu Beine, Blut zu Blute,
Ge-lied zu Gliedern, als ob sie ge-leimt wären!

Aber sie findet sich noch in einem isländischen Spruche des 16. Jahrhunderts, der zur Abwehr des Zorns eines gekränkten Großen dient und mit dreimaligem feierlichen Waschen der Hände verbunden ist:

Ich erlege Geldbuße (fésakir), ich erlege Lebensbuße (fjörsakir),
Ich erlege die meiste (größte) Mannesbuße.

Diese Kunst ist also schon urgermanisch oder sehr früh gewandert. Sie ist aber außerhalb der eigentlichen Formeln weit besser ausgebildet.

Als Skirnir seinen Zauberfluch (S. 66) gegen die Riesentochter Gerd ankündigt, da ruft er:

Höret, Riesen, höret Reifthursen,
Ihr Söhne Suttungs, Ihr Asen auch,
Wie ich verbiete, wie ich verbanne
Manneslie be der Maid,
Mannesfreude der Maid!

Hier bilden die doppelten 'Wie ich' und 'Mannes-' wieder einen Anfangsreim, 'Maid' (nord. mani!) dann rührenden Schlußreim, 'Verbiete' und 'Verbanne', '-Liebe' und '-Freude' Gedankenreim; dazu noch die Stäbe b:b, und m:m.

Oder: als Oddrun die Borgny entbindet, heißt es im Eddaliede:

Kräftig sang sie, kundig sang sie
Mächtigen Sang der Maid Heidreks.

Wieder gibt hier die Übersetzung außer den Stäben und dem rührenden Schlußreim auch die Gedankenabwandlung von 'kräftig' und 'kundig', von 'sang', 'sang' und (Zauber-)'Sang' wieder, und wir empfinden die überwirkliche Bindung in ihrer vielfältigen Kraft.

Offenbar gehört dies Verschlingen — das an die nordische Skaldendichtung gemahnt — zur Heimlichkeit und Kunst der Zauberer. Es ist denn auch von der nordischen Dichtlehre, d.h. in der jungeren Edda des Snorri Sturluson (S. 165), wahrgenommen, verzeichnet und mit einer Beispielstrophe versehen, die nun gleich alle angeführten Reimarten auf einmal enthält. Aber es zeigt sich eben auch, daß diese Art des Baus, wenn sie einst der urgermanischen Zauberformel eigen war und sie gattungsmäßig kennzeichnete, bereits über ihr Gebiet auf benachbarte hinausgewachsen ist.

Daß der galdar ursprünglich gesungen wurde, liegt im Namen. Man wird ja doch nicht glauben, daß Skirnirs Fluch, den Götter, aber auch Riesen in der Ferne hören sollen, zu dem sie besonders aufgerufen werden, geraunt oder nur leise gesprochen sei. In einer nordischen Saga dringen die Zauberklänge, die nächtlich vor dem Hause angestimmt werden, ins Ohr der Bewohner, und die Weise ist schön anzuhören. In einer andern Saga singt eine Frau die 'Anlockung der Schutzgeister', also eine Beschwörung, mit so schöner Stimme, daß sich alle wundern.

Die lateinische Entsprechung incantatio 'Besingung', die durch galdar glossiert wird, besagt wohl dasselbe. Aber grade das lateinische Wort hat ebenfalls den Sinn des Besingens vor dem des Bezauberns verbleichen lassen. Und auch das Wort Lied hat im Nordischen die Bedeutung Zauberspruch angenommen. In sisu schien uns (S. 358f.) allenfalls leises Singen zu stecken, in helliruna das leise Raunen, das bis heute in zauberischen Besprechungen gilt, das aber schon in der Zeit der Glossen durch die kirchlichen Verbote gefördert werden konnte. Dann wären galdar-galstar Gattungsworte mit rasch gleitender Bedeutung wie auch leod und leih. Die Gleichsetzung des Vortragenden, des galstrari, mit incantator nicht nur, sondern auch mit praestigiator 'Zauberer', veneficus 'Giftmischer' und mathematicus 'Zeichen- und Sterndeuter' in den Glossen besagt jedenfalls, daß man die ursprüngliche Bedeutung nicht mehr heraushörte. Möglich auch, daß die Stufen vom hellen Singen zum Raunen sich auf verschiedene Gattungen des Zaubers verteilten.

Auch 'garminod' gibt uns keine Vorstellung vom Wesen des Zauberspruches. Es übersetzt incantatio, aber auch murmur 'Gemurmel', und ist Ableitung von

entlehntem lateinischem carmen, das 'Gedicht', aber auch schon in klassischer Zeit 'Zaubergedicht' bezeichnet (vgl. das französische charme 'Zauberspruch').

Notker der Deutsche übersetzt um die Jahrtausendwende die Colchica incantatio, die mit Diamant eingeritzt wird, durch cholchisko germenôd, und in einem selbständigen Satze fügt er dann hinzu, daß es zouuerlichiu (zauberliche) carmina waren, wie die Kolcher in Skythien sie anwenden, und eine Kolcherin war Medea, 'tiu handega galsterara', die furchtbare Zaubrerin: man sieht, wie den Worten damals bereits ihr eigentlicher Sinn verlorengegangen ist.

Daß es auch geschriebene Zaubersprüche gab, bezeugt die Glosse Philacteria vel carmina zaubarchiscrip 'Zauberschriftstück'. Da philacterium mit dem daraus entstandenen plehtar und daneben mit prieveli 'Brieflein', 'kleine Urkunde' verdeutscht wird, so handelt es sich wohl um beschriebene Amulettzettel, also etwas Fremdes. Die lateinische Bezeichnung ist ligamentum 'Bindung'.

Für diese Art des Zaubers mag einmal das Wort saith 'Bindung' gebraucht sein, das im Norden als seiðr 'Zauber' heißt, bei uns aber nur in dem weiblichen Götternamen Saitchamiae ('Zauber-)Bindungshemmerinnen' (S. 47) erhalten ist.

Hleotharsazzo, in jüngerer Form leodarsezzo übersetzt negromanticus, coragius, bedeutet also Zauberer und Wahrsager, wörtlich Orakelsitzer. (Im Angelsächsischen ist hleoðor als 'Orakel' erhalten.) Das herzugehörige liodarsaza ist also der Orakelsitz. Nach der entsprechenden nordischen utiseta haben wir dabei an ein Draußensitzen zu denken, etwa, wie im Rumpelstilzchen (S. 56), auf dem Dache, wie Veleda auf ihrem Turm (S. 360), oder wie im Volksglauben am Kreuzwege, wo dann der Orakelsitzer von Geistern (Verstorbener) Mitteilungen über die Zukunft erzwingt. Die Betätigung selbst, zumal Sprüche oder Beschwörungen, können wir uns nur hinzudenken.

Aus weltlichen Schriften, nämlich aus den Gesetzen und Kapitularien ersehen wir, daß sich die Staatsgewalt früh gegen das Zauberwesen und so auch gegen Zaubersprüche gewandt hat. Die Frage Germanisch oder nicht müssen wir nach dem schon (S. 355 ff.) Auseinandergesetzten von vornherein beiseite lassen: man kann nur sagen, daß das hier Verbotene bei Germanen, insbesondere bei Deutschen in Gebrauch war oder doch als möglich angenommen werden konnte und kann.

Bereits das Westgotische Gesetz hat ein besondres Kapitel über Zauberer und Giftmischer und solche, die sie um Rat angehen: auch diese werden bestraft. Genannt werden Zauberer, Wahrsager und Wettermacher, die durch gewisse Beschwörungen (incantationes) Hagel über Weinberge und Fluren schicken, und solche, die durch Anrufungen von Dämonen (heidnischen Göttern) den Verstand der Menschen verwirren oder die den Dämonen nächtliche Opfer feiern und sie mit bösartigen Beschwörungen verbrecherisch anrufen. Bei den nächtlichen Beschwörungen könnte man wiederum an haljarunas und dadsisas (S. 358 f.) denken.

Das älteste Alemannengesetz bestimmt denn auch etwa 724: Wenn eine Frau eine andre Giftmischerin (herbaria) oder Hexe (stria) schimpft, zahle sie zwölf solidos. Karl der Große verfügt im Sachsengesetze von 802/3, daß Weissager und Zauberer den Kirchen und Pfarrern auszuliefern sind. Auch die ligamenta (S. 370) finden wir seit dem westgotischen und salfränkischen Gesetze verboten.

Aber von Sprüchen zu den Zauberhandlungen hören wir in den Gesetzen kaum einmal. Etwa dies, und hier haben wir wenigstens einen Namen zu einem Zauberspruch: nach dem Gesetze der Baiern von 743 kostet aranscarti 'Ernteschädigung', d. h. nach der lateinischen Umschreibung, wenn jemand das Feld eines andern mit Zauberkünsten bespricht, eine Buße von zwölf solidi.

Nach den Synodalbeschlüssen von Neuching, die im Jahre 772 hinzukamen, soll über die Verteilung der gedungenen Zweikämpfer nicht gelost werden, ehe sie bereit sind, 'damit ihnen nicht etwa durch Beschwörungen oder teuflisches Machwerk oder Zauberkunste Hindernisse entstehen'.

Die fränkischen Kapitularien sprechen von 789 bis 800 von Gauklern, Zauberern, Beschwörern und Beschwörerinnen, Wettermachern, Wahrsagern und Wahrsagerinnen, ohne daß wir über Verbote und Strafandrohungen hinaus Neues hörten. Aber bezeichnend ist, daß Zauberer und Wahrsager, und zwar beiderlei Geschlechts, noch immer beieinander stehen.

Bei den kirchlichen Mahnungen und Verboten ist die Wahrscheinlichkeit, daß sie Gebräuche treffen sollen, die es in Deutschland überhaupt nicht gab, sehr viel größer als bei den weltlichen. Die kirchlichen sind diesmal (vgl. S. 355ff.) weniger in Konzilsbeschlussen als in Predigten und Abhandlungen anzutreffen, aber um so mehr sind sie in großenteils ungeklärten Kreuz- und Querverwandtschaften verfilzt. Am Anfange stehen wohl Predigten des schon (S. 18) herangezogenen Cäsarius von Arles. Sie sind für römisch-provenzalische Verhältnisse des 6. Jahrhunderts gedacht, werden aber in der 'Bauernpredigt' des Martin von Braga, der seine theologische Bildung im Morgenlande erhalten hatte, für seine spanischen und germanischen Hörer angewandt, wiewohl der angegriffene Aberglaube der antike ist! Aus dieser Predigt, aber auch aus denen des Cäsarius hat wiederum Pirmin, der spanische Reichenauer, das meiste für das 22., das Aberglauben-Kapitel seines Scarapsus entnommen. Die 'Homilia de sacrilegiis', Predigt über Religionsfrevel, fälschlich Augustin und fälschlich nordfranzösisch-fränkischem Gebiete zugeschrieben, stammt aus Südfrankreich oder Spanien und entnimmt im 7. oder 8. Jahrhundert Abschnitte von Cäsarius, einiges auch aus der Bauernpredigt.

Alle Angaben in diesen Schriften haben also für uns nur Sinn, wenn wir sie mit weltlich Bezeugtem oder wirklich Erhaltenem bestätigen können: 'Bindungen', Sprüche gegen Krampf, Würmer, Fieber, Nasen- und andere Blutung — aber z. B. nicht die gegen den gar zu südlichen Skorpionenstich. Man sieht, es sind sozusagen medizinische Sprüche, die wir ohnehin als übernommen erkannt haben.

Selbst Hraban, im deutschen Fulda des 9. Jahrhunderts, hat in der alten Schmalspur weitergepredigt. Der Satz, mit dem er auf Wahrsager und Zauberer zu sprechen kommt, ist wörtlich einer alten Augustin (und Cäsarius, auch Eligius) beigelegten Predigt entnommen, stellt sogar wie dort die 'coragos' vor die 'divinos' Wahrsager und 'sortilegos' Loswerfer, die man weder wegen irgend eines andern Grundes noch wegen einer Krankheit heranziehen dürfe. Schwerlich wußte Hraban, was ein caragus, charagus, choragus sei: doch wohl der Führer eines Chors, eines antiken Leichs, und zwar einer, der in dem mittleren a noch die Spur seiner Abkunft von Cäsarius und weiterhin der dorischen Sprache der südgallischen Griechenkolonien trug. Attisch wäre e.

Es hat nichts geholfen: nach den Fuldischen Annalen wirkte 847 die alemannische 'Lügenprophetin' Thioda und hatte großen Zulauf; Kartenlegerinnen und Zaubersprüche gibt es in Deutschland bis auf diesen Tag, nicht ohne einstiges Zutun der Kirche (S. 70f.). Überdies aber: es sind aus der alt- und mittelhochdeutschen Zeit eine Menge Zaubersprüche leiblich erhalten.

6. Sprichworte

Mit biwurti und biwort wird parabola, das 'Gleichnis' Jesu, wiedergegeben, das ja im Deutschen keine dichterische Eigenform ist; und wo es in Zusammenhang für proverbium steht, meint es zunächst auch Gleichnis, bis sich dann bei Notker III., 'dem Deutschen', der Sinn 'Sprichwort' sicherstellt und die von ihm angeführten Sprichworte auch die Formung zeigen, die wir nach den nordischen und angelsächsischen Sammlungen erwarten. Wir sind hier abermals bitter arm: die Einheitlichkeit des Weltbildes, die von solcher Zusammenschau vorausgesetzt wird, sie ist bei uns schon vor Beginn der schriftlichen Überlieferung durch Christentum und Antike zerstört. Sammlung beginnt erst im 11. Jahrhundert, mit der 'Fecunda ratis' des Lütticher Lehrers Egbert, dem 'fruchtreichen Schiffe', reich an lateinischer Schulweisheit in lateinischen gereimten Hexametern: nur ein Teil ist aus einheimischem Besitze entnommen. Es fragt sich also, ob und wie wir diesen Teil zurückgewinnen können, und diese Aufgabe ist noch kaum in Angriff genommen.

Ein einziges Beispiel scheint innerhalb unsrer alten Dichtung, im Hildebrandliede erhalten:

Mit gêru scal man geba intfâhan

ort widar orte

Mit dem Gere soll der Mann Gabe empfangen
Spitze wider Spitze.

Aber ist das ein Sprichwort? Es ist vielmehr eine Lehre, eine Forderung, und die steht auf einer Ebene mit denen, die in den eddischen 'Sprüchen des Hohen' zusammengestellt und zu einem geschlossenen Sittengedichte geeinigt sind: die haben ganz die Stimmung unseres Spruches, die mißtrauischer Bereitschaft des Mannes, der sich selbst schützen muß:

Nach allen Türen, eh ein man tritt,
soll sorglich man sehen,
soll scharf man schauen:
Nicht weißt du gewiß, ob nicht weilt ein Feind
auf der Diele vor dir....
Der Achtsame, der zum Essen kommt,
horcht scharf und schweigt;
Die Ohren spitzt er, mit den Augen späht er:
der Besonnene sichert sich....
Von seinen Waffen gehe weg der Mann
keinen Fuß auf dem Feld:
Nicht weiß man gewiß, wann des Wurfspießes
draußen man bedarf.

Auch das Versmaß unseres Spruches ist bei uns einzig, eben das (im Norden reichliche) 'Spruchmaß', das einen Langvers mit einem (oder zwei) nur in sich stabenden Kurzverse paart, wie in unsern Beispielversen zu sehen ist. Im Hildebrandliede stört der Kurzvers den gleichmäßigen Langzeilen-Ablauf und hat selbst altertümlicher Weise rührenden Stabreim: als wäre der Spruch unmittelbar aus altertümlicher Volkskunst in das Lied versetzt. Die Verbreitung dieser Kampfregel zeigt noch im 11. Jahrhundert die langobardische Chronik von Novalese.

Auch was man als Rechtssprichwort bezeichnet ist ja eigentlich einzuprägender Lehrsatz, und der kann auf dem Wege zum Sprichwort sein, vgl. altfriesisches

Mórth mòt mâ mith mórthè kélà
(Mord darf Mann mit Morde kuhlen),
Féreth mèv mōn mith fía gefállà
(Untat mag Mann mit Gelde büßen).

Wir hatten aber auch wirkliche Sprichworte in Stabreimversen durch die statt des Fordernden ein scheinbar nur Betrachtender redet. Ihn deckt die Allgemeinheit oder Bildlichkeit seiner Worte, während sie ein tieferes Wahre, einen innerlicheren Weltzusammenhang öffnen und durch den allverständlichen Mund der Volksgemeinschaft dennoch das Rechte fordern.

Nach der Versform finden wir diese Sprichworte auch aus Prosa heraus oder erkennen sie, wo sie alleinstehen, auch ohne den Inhalt, der uns sonst mit leitet.

So war in einer St. Galler 'Schularbeit' aus der Zeit der Jahrtausendwende u. a. zu übersetzen 'Quem Deus diligit, hunc exaudit. Cui Deus placabilis, huic exorabilis' (Wen Gott liebt, den erhört er. Wem Gott versöhnlich ist, dem ist er erbittlich). Aber der Schüler wich vom Wortlaut ab und faßte den Sinn in ein vorhandenes Sprichwort andern Klanges, das noch damals die Stabversform festhält:

Temo die héilìgen hólt sìnt, der mag hórskò gebéton
(Dem die Heiligen hold sind, der hat gut bitten).

Bei Notkers III. deutschen Beispielen zu den in seinem Lehrbuche der Logik lateinisch vorgeführten Arten von Schlüssen bleiben wir von Fall zu Fall im unklaren, ob er da wirkliche Sprichworte heranzieht oder für diesen augenblicklichen Bedarf selbst Sätze bildet. Zu dem Beweise 'Vom Ganzen zum Teil' wird angeführt lateinisch Omnibus membris validus pede non claudicat (Wenn einer an allen Gliedern gesund ist, hinkt er nicht mit einem Fuße), deutsch Tar der ist ein funt ubilero fendingo, tar nist neheiner guot (Wo ein Pfund schlechter Pfennige ist, da ist nicht einer gut). Das ist schwerlich ein Sprichwort, ist auch nirgends als solches angeführt. Aber auch die sicheren, anderweit belegten brauchen keineswegs vor-schriftlich heimisch zu sein: Sprichworte wandern über alle Welt:

Ube (Wenn) man alliu dier furtin (fürchten) sal,
Nehein (Keins) so harto (sehr), so den man

ist aus den 'Zweizeilern Catos', einem moralischen Schulbuche des 4. Jahrhunderts, übersetzt, hat schon den neuen, freilich noch ungefügen Endreim und auch den Rhythmus des mittelhochdeutschen Verses.

So iz wât, so wagôt iz
(Wenn es weht, so wackelt es)

ist ein guter stabender Kurzvers. Ein ebensolcher Langvers:

Fone demo limble so beginnit tir hunt ledar ezzan
(Mit dem Flicken beginnt der Hund Leder zu fressen).

Beide sind als Sprichworte anderweit hinlänglich bezeugt, das erste schon in einer verwandten Handschrift mit der Erweiterung

Wenn es weht, so wackeln die Bäume.

Das zweite, schon dem griechischen Dichter Theokrit im 3. Jahrhundert v. Chr. bekannte, hat bei dem Ilfelder Rektor Michael Neander im Jahre 1585 diese Form:

An den Leplein oder Riemen lernen die Hunde Leder essen:

'Leplein' hält den Stab fest, das erklärende 'oder Riemen' zerstört den Vers.

Tunicius hatte schon 1513, in der ersten niederdeutschen Sprichwortsammlung, den Sinn abgetötet:

Van ledder gnagen leert de hunt dat eten.

Peder Lolles dänische Sammlung von 1506 hat die bündigste und versgemäßeste Form, der gegenüber sich die Notkers ausgelaufen ansieht:

Af læp worđer hunđ læđeraadig
(Vom Lappen wird der Hund lederfräßig).

Von anderweit bei Notker vorkommenden Sprichworten bewahrt die alte Form

Tes einen fal (Fall) ist tes anderes knist (Heil).

Dagegen haben zwar den Langvers erhalten, den Stabreim aber verloren

So daz [rêh-]pocchili fliet, so plecchet imo ter ars
(Wenn das Rehböckle flieht, so erglänzt ihm das Hinterteil),
Andere fogela rûment, sparo ist heime
(Andre Vögel verlassen das Land, der Sperling ist daheim).

Beide haben schon alte lateinische, aber auch jüngere deutsche Verwandte, und Simrock verzeichnet in seiner Sprichwortsammlung von dem zweiten sogar eine heute stabende Form

Wenn die Schwalben fortfliegen, bleiben die S(ch)patzen hier.

Das erste erhielte Stabreim, wenn man rêh striche (wie angedeutet): auch der Rehbock wird ja schlechthin Bock genannt.

Aber eine Gewähr für germanisches Alter kann der Rhythmus allein nicht geben, da er sich oft auch in mittel- und neuhochdeutschen Versen frisch eingestellt hat.

Die lateinische Überlieferung wird uns natürlich nur über Vorhandensein und Inhalt eines Sprichwortes, nicht über seine Deutschheit und Form aussagen, wenn nicht anderweite Bezeugung hinzukommt. Die aber erhält dann durch das frühe Latein ein gutes Altersgewicht.

Die einsetzende mittelhochdeutsche Dichtung hat das alte Sprichwort erstickt: ihre Kurzverspaare mit Endreimzwang schlossen die endreimlosen Langverssprüche aus, und einer Umarbeitung der alten Kurzverse widersetzte sich mindestens der immer ebner werdende Zweiviertelaktakt ([Notenzeichen]), der an Stelle des bewegten, mit starken und schwachen Hebungen wechselnden, Stehen oder Fehlen der Senkungen übersehenden Viervierteltaktes ([Notenzeichen]) getreten war.

Swer alten hunt an lannen leit, der vliuset michel arbeit
(Wer alten Hund an Kette legt, der hat umsonst große Mühe)

ist ein braves Reimpaar ([Notenzeichen]), in dem nur einmal, am Schluß, eine Senkung fehlt, und das völlig regelhaft.

Aber wir erkennen aus vielen Belegen seit dem 11. Jahrhundert ein neugeformtes altes Sprichwort darin, und wir erkennen auch die alte Stabung 1:1, die zwei Kurzverse zu einem Langverse verbindet: in lannen und dem älteren, vollständigeren ver-liuset:

So hwer so altan hund an lannûn legit, ther farliusit sîn arbeit

Damit wäre ein Stück alter Freiheit entbunden, und daß hund schwächer betont ist als altan, ließe sich aus dem Sinne erklären. Aber das ist schon wegen gewisser Vers- und Textmängel nicht mehr als eine Möglichkeit der Wiederherstellung, und sonst pflegt es nach mancherlei Beispielen noch viel schlechter darum zu stehen.

Erst wo die Prosa-Überlieferung neu beginnt, können wir wieder hoffen, und da öffnet sich eine andre, ganz wundersame Quelle: die neuhochdeutsche Überlieferung im Volksmunde und den davon genommenen Niederschriften.

Denn es stehen noch heute viele Sprichworte in dem alten, wie eingeborenen Vierviertelakt-Verse, und wenn sie dazu auch den Stabreim in der alten Anordnung (S. 60) tragen, so können wir ja nicht anders als annehmen, daß diese Sprüche die Jahrhunderte seit unserer stabreimenden Zeit ohne Schrift, im Volksmunde, überdauert haben: der sicherste Beweis für die erstaunliche Lebenskraft seiner Überlieferung.

Es ist das Eigentümliche des besagten Verstaktes, daß er, im Gegensatze zu jüngeren, aus der eignen Sprache erwachsen und ihr völlig gemäß ist (S. 59 & 63). So spricht der Mann des Volkes nach natürlicher Betonung und ohne an einen Vers zu denken (denn der Endreim fehlt): 'Wenn die Maus satt ist, ist das Mehl bitter', und erst wenn er sich mehr Zeit nimmt und tiefer atmet, tritt wieder hervor:

Wenn die Maus satt ist, ist das Mehl bitter

Das läßt sich ohne weiteres ins Althochdeutsche umschreiben:

So diu mûs sat ist, ist daz melo bittar.

Daß melo noch zwei Silben hat, ändert an dem Rhythmus nichts; man kann umgekehrt auch, statt des alten bíttàr bíttèr (wie im gesungenen Ich hatt einen Kamerádèn) der gesprochenen Sprache gemäß einakzentiges bítter mit Pause dahinter lesen statt : die Entwicklung des Verses bleibt innerhalb des alten Rahmens.

Und so auch, z. T. mit altertümlichen Worten:

Die Schwieger weiß nicht, daß sie Schnur gewesen

Wenn der Hund wacht, mag der Hirt schlafen

Wenn der Wein niedersitzt, schwimmen die Worte empor

Wein und Weiber machen alle Welt zu Narren

Wer Fische fangen will, muß vorher die Netze flicken

Mit stärkeren Dehnungen:

Feist Land, faule Leute

Lang zu Hof, lang zu Höll

Neben den Langversen, die zwei Kurzverse aneinander binden, haben wir Kurzverse in Sprichwortgebrauch, die nur in sich stabreimen wie jenes ort widar orte (S. 372): Állzuvìel ist úngesùnd, Béllende Hùnde béißen nìcht, Zu stráff gespànnt zerspríngt der Bògen, Énde gùt, álles gùt, Was die Fáckel verzèhrt ist Fáhrnìs (eigentlich ein Rechtssatz), Féuer fángt mit Fúnken àn, Rást ìch, so róst ìch, Erst wâgs, dann wâgs.

Man kann den Kreis dieser lang- und kurzversigen Sprichworte beträchtlich erweitern, wenn man Freiheiten gelten läßt, die unsrer primitiven Dichtung eignen, insbesondre Stab auf der vierten Haupthebung, oder Rhythmus und Wortwahl bessert nach Maßgabe der Änderungen, die wir an Notkers Sprüchen vorfanden:

Wenn der Wagen im Graben steckt, gibts viele Worte

ist schon im 11. Jahrhundert lateinisch bezeugt; das althochdeutsche worto filu brächte das stabende w auf die dritte Haupthebung.

Wenn das Ferkel träumt, so ists von Trebern:

das Bindewort 'ist' kann gewiß nicht den Hauptton der dritten Hebung tragen; setzt man dafür 'träumts' ein, so bleibt zwar der Stab auf der vierten Haupthebung, aber die dritte hat nun eine tragfähige Silbe und obendrein einen (rührenden) Hilfsstabreim wie in ort widar orte.

Man soll nicht èhèr fliegèn, als bis man Fédern hàt:

fur das zu schwache 'hat' stünde im Althochdeutschen habe, und das wäre

ein Vollwort mit der Bedeutung 'besitze'; Simrock verzeichnet die Lesart 'flügge ist' (althochdeutsch 'flucki sî').

Aus dem zerflossenen Sprichworte

Es müßte einer viel Mehl haben, der allen bösen Leuten wollte das Maul [verkleben,

aus der Einreimung ferner in Sebastian Brants Narrenschiff (von 1494)

Der muoß mäl han vil me dann vil
Wer yedems mul verstopffen wil

und dem mittellateinischen

Multum farris habet, qui cunctis obstruit ora

folgern wir

Dér muß vìel Méhl hàben, der das Máùl állen will stòpfen.

Dazu kommen sicherlich Verse, die den Rhythmus wahren, aber ohne Stab sind, wie wir es schon bei Notker fanden

Man muß das Eísèn schmíedèn, solánge ès heíß ìst,

Gebrânnt kînd schéùt das Féuer,
Wer zuérst kòmmt máhlt zuèrst.

Aber allein auf den Vers und etwa auf den darin ausgesprochenen Geist mit seiner sonstigen Form möchten wir doch nicht bauen: auf die unerwarteten Beispiele, die listige Gleichnisrede, das Spiel mit Gegensätzen und Klängen, die kurzen, zweiseitig geordneten Worte. Wir sollen ihn ja erst ermitteln!

Eine Hilfe bieten, wenn auch recht mangelhaft, verwandte germanische Sprüche: mittelhochdeutsches

Wider gift (Gabe) sal man gâbe warten (erwarten)

hätte als ursprünglichen Rhythmus: [Notenzeichen];
nordisch in einem jüngeren Stücke der 'Sprüche des Hohen':

Immer sieht auf Gelt Gabe.

Das mittelhochdeutsche stabreimlose

Zwénè sint eínes hér

hat ein genaues Ebenbild ebendort an dem halben Langverse Zwei sind eines Herr, der seinen Reimstab erst in der zweiten Hälfte findet: Die Zunge ist des Hauptes Mörder.

Das Sprichwort des Drachen Fafnir

Thar er mer ûlfs vôn, er ek éyrò sêk
(Da ist mir Wolfs Erwartung, wo ich die Ohren sehe)

lautet bei uns lateinisch

Inde lupi speres caudam, cum videris aures,

althochdeutsch etwa:

Wolfes bin ich anawart, so ich diu ôrun gisihu.

Urgermanisches Alter ist damit nicht erwiesen: wir haben schon gesehen, wie leicht Sprichworte von Sprache zu Sprache wandern.

Im übrigen ist es wohl kaum glaublich, daß nach dem Absterben des Stabreimverses Sprichworte in Stabreimversen anders als zufällig entstanden wären. Nur wissen wir nicht, wann dies Absterben im Volke, außerhalb des Buches eingetreten ist.

Doch fehlen unter unsern Beispielen — es wird nämlich noch andre geben! — einige der jüngeren Gattungen: die Parodien, die Selbstverspottungen, die Schelmensprüche, die auf fremde Völker, deutsche Stämme oder Stände, insbesondere die Geistlichkeit, es fehlt das Unsittliche oder nur Läßliche der Forderung, und von Bürgerlichem ist noch kein Anklang zu finden. Das innerlich jüngste Beispiel scheint 'Lang zu Hof, lang zu Höll', das auf den Fürstenhaß späterer Jahrhunderte vordeutet. Nur ein einziger 'Weiber'-Spruch ist da in bezeichnender Zusammenfugung: 'Wein und Weiber machen alle Welt zu Narren'. An das Waffentragen gemahnt nur noch das Wort vom überspannten Bogen, und überhaupt ist der völlig vorwaltende Klang der einer spöttlichen Fröhlichkeit. Kennzeichnend für den Gegensatz zur Stimmung des großen eddischen Spruchgedichtes ist jener heitre Vers

Wenn der Wein niedersitzt, schwimmen die Worte empor,

dort aber die Lehre

Nicht klebe man am Becher, trinke Bier mit Maß,
spreche gut oder garnichts,
Niemand wird dein Benehmen tadeln,
gehst du bald zu Bett.

Das rechte Ausdrucksmittel dieser fröhlichen Stimmung ist eine humoristische Bildlichkeit, die nur wenige Sprichworte ausläßt und sich in den meisten Fällen der Tierverkleidung bedient: wir haben es durchaus mit offensinnigen Freiluftmenschen zu tun, und dies Weltaussprechen unter dem Tierbilde ist ihm zum Boden immer weiter wuchernder und tiefer verschlungener, schließlich doch von einem einzigen schlanken Stamme — Reinhart Fuchs — überwachsener satirischer Epik geworden, die wie das Sprichwort vom Tiere redet und den Menschen meint.

Heidnisches liefern unsre Beispiele nicht mehr, aber das Sprichwort vom bequemen Beten des Heiligenfreundes (S. 373) fällt doch noch ins erste Jahrtausend. Daß vor ihm nichts dgl. vorhanden gewesen sei, können wir nicht behaupten, aber diese behagliche Scharfsichtigkeit gegenüber dem Kirchlichen, die so weit absteht von der Selbstaufgabe der Schreiber, sie ist unserm Bauern immer eigen geblieben. In seiner Welt konnte sich das Alte erhalten, von ihr an die neu entstehenden Stände weitergegeben werden, indes sich immer Neues, neu an Form und Inhalt, dem Alten anschloß. Die Lehre daraus aber ist, daß es ein Leben in uns gibt, das die Welt so sieht, wie es sie vor tausend Jahren

sah. Das empfinden wir auch bei andrer Dichtung unseres Altertums. Hier aber braucht es keiner Umstellung, keines Sprunges mit geschlossenen Augen: wir haben die Sprüche noch selbst: sie sind wegen ihrer Anspruchslosigkeit ungestört in ihrer von aller mittel- und neuhochdeutschen Verskunst unberührten Form bis vor kurzem unerkannt geblieben und fortlebend wie Zauber- und Dämonenglaube unter den Hochreligionen: eine einzigartige und ganz unersetzliche Ergänzung zu der großen heldischen Dichtung, die der Geist des Kriegeradels trug, die sich doch aber erst über diesem graswüchsigen Untergrund erhob.

7. Rätsel

Altsächsisches radisli, althochdeutsches ratussa (und Nebenformen) geben lateinisches problema, aenigma, parabola, propositio, coniectura der Glossen wieder. Tunchil, unser Dunkel, das einmal in einer Handschrift des 12. Jahrhunderts auftaucht, nachträglich eingereiht in den Zusammenhang älterer Formen des sog. Salomonischen Wörterbuchs, wird weniger eine Übersetzung als eine Umschreibung des Lemmas enigma (Rätsel) sein. Dem Wortlaut nach ist radisli natürlich unser 'Rätsel'. Aber wenn einmal, zu einer Niederschrift des Gleichnisses von Himmelreich und Senfkorn, den Worten Aliam parabolam ad propositionem dedit (ein ander Gleichnis legte er ihnen vor) als Glossierung beigefügt wird 'zeradislen', so kann das im Neuhochdeutschen nicht 'als Rätsel', sondern nur 'zur Deutung' übersetzt werden. So im 9. Jahrhundert. Diese Verschiedenheit lag einst, wie wir schon in unserm Runenkapitel (S. 100) festgestellt haben, in dem Sinne von 'raten' beschlossen: das Raten der Runen bestand nicht nur in dem Lesen (englisch to read 'lesen', eigentlich 'raten'), sondern auch im Deuten ihres Zusammenhangs und seiner Meinung für die Zukunft. Und daran hängt sich dann natürlich das Raten = 'Rat geben'. In solchem Sinne ist auch mit jenem Gleichnis Christi ein Rätsel aufgegeben. Aber er löst es alsbald selbst.

Von beiden Arten, von den Rätseln, die sich an Gelehrsamkeit und Weisheit, und denen, die sich an Scharfsinn und Witz richten, haben wir aus unsrer Vorzeit wiederum nichts, und wir müssen schon dankbar sein, wenn uns der Norden zeigt, was es bei uns in vor-schriftlicher Zeit gegeben haben könnte, und brauchen ein großes, schwankes Gerüst, um es in das anderweit Erhaltene und etwa auch in die unendliche Masse einzufügen, die zwischen den Völkern wandert.

Zu der ersten Gruppe, den Wissens- und Weisheitsfragen, gehört z. B. das große Vafthrudnirlied der Edda, das wir schon früher (S. 85) herangezogen haben. Odin tritt unerkannt, als Gagnrad, in die Halle des Riesen Vafthrudnir und wird erst auf die Bank eingeladen, als er eine Reihe von mythologischen Wissensfragen richtig beantwortet hat:

Sage mir Gagnrad, wenn dein Glück zu erproben
auf der Diele du denkst:

Wie heißt das Feld, wo zur Fehde Surt
den Göttern begegnen wird?

'Wigrid heißt das Feld, wo zur Fehde Surt
den Göttern begegnen wird;
Hundert Meilen mißt es hin und wieder;
dies ist als Stätte bestimmt'.

Ratklug bist du, Gast! Komm auf des Riesen Bank!
sprich auf dem Sitz im Saal!
Laß ums Haupt uns in der Halle wetten,
Fremdling, auf Vielkunde!

Und nun fragt Odin, und der Riese antwortet, bis er überfragt wird: was Odin dem toten Balder ins Ohr sagte, als er auf den Scheiterhaufen gehoben wurde, kann niemand außer dem Frager wissen, und so ist Vafthrudnir dem Tode verfallen: ein sog. Halslöserätsel, unratbar und unwißbar (und also kein Rätsel), oft in Märchenerzählungen eingekleidet, wie in dem Grimmschen, das gleich den Titel 'Das Rätsel' trägt.

Es gibt in der Edda auch noch andre Einkleidungen solcher Wissensfragen, und einmal richten sich die Fragen auf Kenntnisse in der Dichtlehre.

Im Vafthrudnirliede lautet Odins erste Frage — die Einkleidung kehrt mit leichten Abwandlungen bei jeder wieder wie auch die der Antworten:

Sage mir zum ersten, wenn deine Einsicht taugt
und du, Vafthrudnir, es weißt:
Woher kam die Erde und oben der Himmel,
ratkluger Riese einst?

Darauf könnten wir statt der nordischen jene deutsche Antwort des 8. Jahrhunderts geben:

Das erfragt ich in der Welt als der Wunder größtes,
Daß die Erde nicht war noch oben der Himmel,
Noch Baum nicht wuchs, noch Berg nicht war
Noch irgendein Stern, noch die Sonne nicht schien,
Noch der Mond nicht leuchtete noch die lichte See.
Als da nichts war von Enden und Wänden,
Da war doch der eine allmächtige Gott.

Und die Erzählung der Schöpfung war dann (in der Vorlage) jüdisch-christlich. Es ist das fälschlich so genannte Wessobrunner Gebet (S. 73f.).

Die Antwort auf Odins Frage nach der Herkunft und Geschlechterfolge der Riesen hat ihre nächste Verwandte an dem Völkerstammbaum des Tacitus, namentlich in der Voranstellung des Zwitters (S. 85). Aber auch die Ahnentafeln und Königslisten der Angelsachsen und Langobarden könnten wir als Antworten auf solche Wissensfragen auffassen: König Rothari hat sie nach der Vorrede seines Edictus (S. 313) von alten Leuten erfragt. Und schließlich läßt

sich alles, was man an solchen Wissensversen aufbringen kann, hier anreihen. Nicht daß man die Fragen jedesmal ergänzen mußte: auch in der Edda stehen z. B. so gut wie ohne Text drei ganze Strophen voller Zwergennamen wie in der Schule einst die kleinen Propheten Hosea Joel Amos Obadja ..... Andrerseits ist aber die Ausgestaltung zu einem Scheindialoge zwischen Lehrer und Schüler für jede Art von Wissensvermittlung so natürlich, daß wir sie auch in unsre Urzeit verpflanzen könnten, selbst wenn es nicht durch viele Schulbucher auch schon des frühen Mittelalters nahegelegt würde.

Wir greifen nur eins, wohl das älteste heraus. Die sog. Ioca monachorum, 'Mönchsscherze', wie sie in unsern Handschriften seit dem 8. Jahrhundert heißen, sind wahrscheinlich noch aus dem griechischen Altertum hervorgegangen, und eine Frage wie diese: 'Wer hat die gotischen Buchstaben erfunden? Wulfila, der Bischof der Goten', sie ist ja mit ihrer Beantwortung völlig ernsthaft. Ebenso: 'Wieviel Söhne hatte Noah? Drei: Sem, Ham und Japhet, die die Erde unter sich teilten. Sem erhielt den Morgen, Ham den Mittag, Japhet den Abend. Sie machten drei Teile aus der ganzen Welt, und zwar heißt der eine Asien, der zweite Afrika, der dritte Europa'. Hier ist die Antwort so ausgiebig wie in den Eddastrophen. Kniffiicher werden: 'Wer ist geboren und nicht gestorben? Elias und Enoch'. Und dann die Fragen nach dem 'Ersten' einer Reihe, denen die griechischen Mitteilungen über die 'Erfinder' z. B. eines Instruments oder einer Fertigkeit entsprechen: 'Wer hat das erste Brandopfer gebracht? Abel', und dazu eine Erklärung. Das führt auf gradem Wege zu den heutigen biblischen Scherzfragen: 'Wer war der erste Kutscher? Leid. Denn Jakob sagte: Ich werde mit Leid hinunterfahren in die Grube'. Verwandt sind in den Ioca die Scharfsinnsproben: 'Wer hat seine jungfräuliche Großmutter verletzt? Abel die Erde' (mit seinem Blute). Auch der Beginn der verfänglichen Verwandtschaftsfragen, die aus der Lehre von der Geburt Christi und der göttlichen Dreieinigkeit herrühren und bei den Meistersingern eine höchste widerwärtige Ausbildung genossen haben, er ist hier zu finden und berechtigt den Titel Ioca monachorum: 'Welche Frau hat ihren Sohn eher erkannt als ihren Mann? Maria'.

Bei den Angelsachsen sind diese 'Gespräche' dann auch in die Volkssprache, Prosa und Verse, gelangt. Dabei ist das I(nterrogatio = Frage) und R(esponsio = Antwort) der Ioca zu 'Sage mir' und 'Ich sage dir' der Sprechenden, Salomos und Saturns, geworden; Salomos, dessen gewaltige Weisheit die Königin von Saba mit 'Rätseln' (aenigmatibus) prüft und bald anerkennen muß. Am Schlusse ist dann hier wie dort die Gesprächsform aufgegeben, und es bleibt der Kenntnissatz übrig: 'Der Knochen des Menschen sind insgesamt 218, der Adern (Sehnen) 365'. Was abermals im Germanischen Sache eines oder mehrerer 'Wissensverse' sein würde: wir könnten uns hiernach die Stufen der eignen deutschen Entwicklung ergänzen.

Die zweite Gruppe von Rätseln, nach unserm heutigen Sprachgebrauche die einzige, nämlich die der Scharfsinnsfragen, haben wir schon mehrfach der

ersten benachbart gesehen. Es stehen sich da nicht mehr Lehrer und Schüler gegenüber, sondern zwei Gleichberechtigte, von denen der eine scherzhaft, listig und doch anspornend den andern aus täuschenden Verhullungen neu entwickeln läßt, was er ohne die Verhüllungen längst besaß; bis dann das Lösewort den Blick heiter oder ernst auf niebedachte Zusammenhänge lenkt. Und die Lust an der verrätselten Welt und dem eignen Scharfsinn ist dann hier wohl nicht geringer als dort die am eignen Wissen. Es ist dieselbe Lust, die sich in den Kenningen, den wundersamen Umschreibungen einfacher Begriffe durch zwei oder mehr, besonders in den skaldischen Gedichten ausspricht (S. 168).

Was wir in nordischer Überlieferung von eigentlichen Rätseln haben, ist scharf abgegrenzt und, zierlich eingekleidet, zu einer künstlerischen Einheit gekommen, die das bunte Vielerlei des Inhalts und Geistes zu einer anmutigen Abwechslung macht; aber auch dies Vielerlei bleibt ganz und gar bei heimisch-isländischen Gegenständen und Formen.

Wieder kommt Odin in fremder Gestalt, als Gestumblindi, an einen Hof, und er uberfragt den König Heidrek (S. 175 ff), der sich vermessen hat, alle Rätsel zu raten. Ein Beispiel, zugleich eins der heitersten Belebung, mit aufreizender Kunst immer noch ein Stuck der Decke lüpfend und doch grade durch die Belebung neckisch irre leitend:

Wer ist der Hallende, der harten Pfad schreitet,
den er schon gestern ging?
Nicht mild küßt er, der zwei Munder hat
und auf Golde nur geht.
König Heidrek, kannst du es raten?

Heidrek: Gut ist dein Rätsel, Gestumblindi,
gleich ists erraten:

(Prosa) Das ist der Goldschmiedehammer.

Nur zu einem der Rätsel indes findet sich ein genaues deutsches Gegenstück:

Viere hangen, viere gangen,
Zwei weisen den Weg, zwei wehren Hunden,
Hinten zottelt einer, öfters schmutzig.
König Heidrek, kannst du es raten?

Heidrek: Gut ist dein Rätsel, Gestumblindi,
gleich ists erraten:

(Prosa) Das ist die Kuh: sie hat vier Zitzen und vier Beine, zwei Augen und zwei Hörner, und hintennach zottelt der Schwanz.

Schweizerisch, entstellt:

Vieri gange, vieri hange,
Vieri luege gegge Himmel;
Lueget se in Himmel zue,
Chunt gäng einer hinden zue.

Die gemeinsame Urform, an der nach der Sonderkennzeichnung der einzelnen Züge nicht zu zweifeln ist, müßte nach dem Versbau, der Mischung von Endreim und mangelhafter Stabung noch recht urtümlich gewesen sein, und zwar germanisch.

Mindestens verwandt ist dies Paar (Schwan und Ei, Reiter):

Weißhaarige Weiber trugen,
Mägde beide, ein Bierfaß zum Haus;
Nicht war es mit Händen gewölbt noch mit Hämmern geklopft,
Dennoch war auf dem Eiland Eifers voll der Küfer.

Deutsch: Kümmt ne Tunn (Tonne) ut Engelland,
Ohne Born und ohne Band,
Is tweierlei Bier in.

Die Stabung ist noch gut kenntlich.

Kem en Diert ut Nurden
Hadd vier Uhren.
Hadd söß Fäut un en [langen] Start:
Rad mal, wat is dat?

Das Rätsel erinnert an die Frage Gestumblindis:

Wer sind die zwei mit zehn Füßen,
Drei Augen und einem Schwanz?

Der einäugige Odin reitet auf dem achtbeinigen Rosse Sleipnir.

Aber bei uns ist es noch unmythologisch ein gewöhnliches Menschenkind auf einem gewöhnlichen Gaule.

Von ferne aber grenzt an das Altdeutsche die Zusammenstellung von vier Fragen in einer Strophe, die freilich nur in einer der beiden Überlieferungen des nordischen Textes erhalten ist:

Wer haust im Hochgebirg?
Wer fällt in Talestiefen?
Wer lebt ohne Atem?
Wer schweigt in Ewigkeit nie?
König Heidrek, kannst du es raten?

Die Lösung ist Rabe, Tau, Fisch, Wasserfall.

Gerade weil diese Fragen nicht eindeutig genug sind, um eindeutig beantwortet werden zu können, also nicht eigentliche Rätsel sind, und weil sie sich überstürzen, ehe sie Zeit zum Beantworten lassen, denken wir an das deutsche Trougemundslied:

Nu sage mir, meister Trougemunt,
zwei und sibenzic lant diu sint dir kunt:
waz ist wîzer denne der snê?

waz ist sneller denne daz rêh?
waz ist hôher denne der berc?
waz ist vinsterre den diu naht?
kanstu mir iht des (etwas davon) gesagen,
sô wil ich dich für einen wætlîchen knappen haben.

'Des hâste gefrâget einen man,
der dirz wol gesagen kan:
diu sunne ist wîzer den der snê,
der wint ist sneller den daz rêh,
der boum ist hôher den der berc,
diu rame (der Ruß) ist swerzer den diu naht.
doch wil ich dir in triuwen sagen,
frâgestu mich ihtes (etwas) mêre,
ich sage dir fürbaz an dîn êre.

Dies Lied mit seinen vielen wechselnden und doch gleich gebauten Frage- und Antwortstrophen gehört erst dem 14. Jahrhundert an, steht schon diesseits der großen ritterlichen Dichtung, aber die Gestalt des Trougemund erscheint schon in den spielmännischen Epen des 12. als Wunschbild des weitgewanderten, vielwissenden Spielmanns, und zwar mit dem festen Reime Trougemunt oder Tragemunt auf 'zwei und sibenzic lant wâren im kunt'. Die Zahl erklärt sich aus den Ioca monachorum: 'Wieviel Sprachen gibt es?' 'Zweiundsiebzig'. Der Held kennt also alle. Daher seine Weiheit, daher aber schon sein Name: er ist Umdeutung des arabischen targoman, dragoman 'Dolmetscher', eine Bezeichnung, die uns bis an die Kreuzzüge, schwerlich darüber hinaus zurückführt.

Aber die Gestalt ist weit älter, es ist die des angelsächsischen Weitfahrt, der auch alle Lande kennengelernt hat und diese Kenntnis in 'Wissensversen' zum besten gibt (S. 148ff.). Es läßt sich also auch eine germanisch-deutsche Trougemundsammlung denken. So finden wir denn auch Stabverse darin:

durch waz ist der wolf wîse? ...
von unnützen gengen ist der wolf wîse,
waz ist hôher denne der berc? ...
der boum ist hôher denne der berc.

Dem gehen wir weiter nach.

Das erste Strophenpaar des Liedes lautet so:

Willekome, varender man!
wâ læge (lagst) du hînaht (diese Nacht)?
od wâmite wære (warst) du bedaht (zugedeckt)?
oder in welre (welcher) hande wîse
bejageste (erjagst du) kleider oder spîse?

'Daz hâste gefrâget einen man,
der dir ez wol gesagen kan.
mit dem himel was ich bedaht,
mit rôsen was ich umbestaht (umsteckt),
in eines stolzen knappen wîse
bejage ich kleider unde spîse.'

Es ist die einer Zeit ohne Polizei und regelmäßigen Verkehr natürliche mißtrauische Anfangsfrage an den hereintretenden Fremden, die ebenso natürliche Einleitung der Fragen nach der Welt draußen, ihren Kenntnissen und Weisheiten, was nun, dichterisch erhöht, in den Rätselfragen zusammengedrängt ist.

Hierzu haben wir Entsprechungen im Norden. Als Odin unerkannt in Vafthrudnirs Halle tritt, fragt der:

Wer ist der Mann, der in meinem Saal
sein Wort auf mich wirft?
Nimmer kehrst du, bist du der Klügere nicht,
aus meiner Halle heim.

'Gagnrad heiß ich; gegangen komm ich
hungrig zur Halle dein.
Zutritt, Riese, — bin gezogen weit —
und Gastgruß begehre ich'.
Warum antwortest du vom Eingang her?
Komm auf den Sitz im Saal!
Dann findet sichs, ob der Fremdling an Witz
übertrifft den Thursengreis.

Der Fremde bleibt vorsichtig stehen, und alsbald fragt der Riese seine erste Wissensfrage.

Auch die 'Sprüche des Hohen' haben einen solchen Eingangsauftritt, freilich in die Strophen des Sprechenden einbezogen, und auch da fällt die Vorsicht des ankommenden Fremdlings auf (S. 373).

Wir hören weiter, was der Wandrer braucht: Feuer und Wasser, Gewand, Speise und Trank usw., und abermals heißt es:

Witz braucht, wer weithin zieht:
daheim behilft man sich.

Wenn dann Trougemund auf des Wirtes erste Fragen dichterisch andeutet, wo er die vorige Nacht gewesen: unter freiem Himmel auf dem Lager der Liebe, so läßt Odin, nachdem er durch ein erstes Rätsel-Erraten einen Trunk Bier errungen hat, seinen gestrigen Weg aus den beiden nächsten Rätseln hervorsehen: 'Du gingst (spricht Heidrek bei der Lösung) über eine Brücke, unter ihr war der Flußweg, überm Kopf flogen dir die Vögel, aber rechts und links

hattest du den Erdweg (die Erde); du legtest dich im Schatten nieder, als Tau aufs Gras gefallen war, und kühltest so deine Lippen und löschtest deinen Durst'. Und dann folgen wie bei Trougemund die Rätsel in bunter Reihe.

Wenn dieser Vergleich von Deutsch und Nordisch noch nicht auf eine germanische Vorstufe zurückführt, so führen vielleicht indische Parallelen auf eine indogermanische (S. 74f.).

In den Rätseln des Rigveda, des heiligen Buches der Inder, zugleich der ältesten schriftlichen Überlieferung eines indogermanischen Volkes, finden wir die strophenhafte Zusammenstellung von je vier Fragen und vier Antworten und die Aufreihung an unabgeänderten Formeln wieder:

Ich frage dich nach dem äußersten Ende der Erde;
ich frage, wo der Nabel der Welt ist;
ich frage dich nach dem Samen des Hengstes;
ich frage nach dem höchsten Himmel der Stimme.

'Diese Vedi ist das äußerste Ende der Erde;
dieses Opfer ist der Nabel der Welt;
dieser Rauschtrank der Same des Hengstes;
dieser Brahmane des Wortes höchster Himmel.'

Wir erkennen aber auch, daß diese Fragen von einem Brahmanen an einen Opfernden gestellt sind und zu einem Ritus (des Pferdeopfers) gehören. 'Es ist das sog. Brahmodyam, d. h. Erklärung der Opfersymbolik in Form von Fragen und Antworten'. 'Nicht bloß dem Opferer wurden von einem der Priester Rätsel vorgelegt, sondern auch die Priester mußten einander Rätsel aufgeben, und der Gefragte hatte sie auf die vorgeschriebene Weise zu beantworten'. Damit würde ein kultischer Ausgangspunkt wieder kenntlich, wie er im Vafthrudnirliede gerade eben aufgegeben zu sein scheint. Die Frage nach dem Ursprunge des ersten Geschöpfes und der Entstehung des Weltalls, die wir aus der Edda kennen (S. 381), ist hier in nicht weniger als vier Strophen gefaßt. Die letzte: 'Hier soll reden, wer wohl kennt die Spur des schönen Vogels, die geblieben, aus dessen Haupt die Kühe Milch träufelten und in sein Gewand sich hüllend das Wasser mit den Füßen tranken.' Der schöne Vogel ist die Sonne, die Kühe sind die Wolken oder die Strahlen, das Gewand ist das Regendunkel, mit den Füßen saugen die Strahlen das Wasser.

Ein andres Beispiel des Brahmodyam paßt sich in Art und Stil genau an die Doppelstrophen des Trougemundliedes:

Wer wandelt wohl allein?
Wer wohl wird wiedergeboren?
Was wohl ist das Mittel gegen Schnee?
Was wohl die große Hinstreuung?

'Die Sonne wandelt allein,
Der Mond wird wiedergeboren,

Das Feuer ist das Mittel gegen Schnee,
Die Erde die große Hinstreuung.'

Da grenzt abermals die Wissens- an die Scharfsinnsfrage: die Gattungen waren, wie noch in dem deutschen 'Raten', nicht geschieden. Aber mit dem Schwinden des Heidentums schwand auch die erste Gruppe aus der einheimischen Dichtung.

Übrigens führen auch jene mißtrauischen Eingangsfragen mitsamt ihrer Einkleidung über Germanien hinaus und stützen so die Urgemeinsamkeit. Sie kehren als Beginn in einem alten Gesprächsbüchlein wieder, das mit in unsern frühesten Glossen steckt und seinerseits aus einem antiken Schulbuche überkommen ist: 'Von wannen bist du? Wer bist du? Woher kommst du? Aus welchem Lande?' Und später, in den 'Altdeutschen Gesprächen', sind diese Fragen mit ihren Antworten noch weiter ausgebildet.

In deutscher Sprache haben wir vor Trougemund keine solche Einkleidungen, wir haben nicht einmal nicht-verknüpfende Sammlungen wie die breit und kunstvoll ausgedichteten angelsächsischen, die freilich stark überfremdet sind und kaum als Zeugnisse für ehemaliges Deutsche herangezogen werden können.

Wir haben (seit Bonifaz) unsern Verhältnissen entsprechend nur kleine nicht zusammengefaßte Sammlungen lateinischer Rätsel, bei denen z. T. die Herkunft aus Deutschland, namentlich aber ihre Volksläufigkeit höchst zweifelhaft ist. So bleiben die sechs 'Rätsel zum Lachen' in einer Reichenauer Handschrift des zehnten Jahrhunderts.

'Ich sehe und hebe auf, wenn ich gesehen hätte, hätte ich nicht aufgehoben', mit der in Geheimschrift beigegebenen Lösung 'Leere Nuß', eigentlich 'Nuß' und 'Leerheit' (der Nuß). Ein Scherzrätsel, unlösbar wie eine Gleichung mit zwei Unbekannten, wie in unserm 'Komet se, denn komet se nich, komet se nich, denn komet se', wo das 'se' erst Tauben und dann Erbsen meint. (An einem solchen Rätsel soll Homer aus Gram gestorben sein, weil er es nicht raten konnte: eine unglückliche Halslöse-Geschichte.)

'Es trägt Leben und hat kein Leben, es wandelt weder über die Erde noch im Himmel: Das Schiff'.

(Quid est, quod fuit et modo non est? ambulat circa ignem et operatur obicem unum. Pedem habeo:) 'Was ist das, was war und nun nicht mehr ist? Es wandelt um das Feuer und macht einen Wall.' Vielleicht das Wasser, das zu Dampf geworden ist. Es folgt in Geheimschrift 'Einen Fuß habe ich'. Das würde zwar für das Emporsteigen des Dampfes aus einem Topfe oder einer Tülle passen, es ist aber wohl der für Lösung dieses Rätsels gehaltene Anfang eines neuen, verlorenen: so würde sich der Wechsel von der dritten Person (es wandelt) zur ersten (ich habe einen Fuß) erklären; zu diesem Anfange gehörte dann auch das gewaltsame 'unum' (= einen) des vorausgehenden Schlusses.

Zwei Rätsel aus dem Kreise der wunderbaren Verwandtschaften, um derenwillen wir schon (S. 382) die 'Mönchsscherze' herangezogen haben:

'Ein Mann ritt mit seiner Frau, seine Mutter war meiner Mutter Schwiegermutter' mit der Auflösung: (Der Reiter ist mein) 'Stiefvater'. In Wahrheit täte es auch der echte Vater, und eine zweite Ehe ist nicht nötig. 'Ich trage den Sohn meines Sohnes, den Bruder meines Gatten, meinen zweiten einzigen Sohn.' Die Lösung ist nicht beigefügt: die Frau war Gattin eines Ungenannten, sie heiratete dann ihren ersten einzigen Sohn und hat nun von ihm den zweiten einzigen Sohn, der also der Bruder ihres zweiten Gatten, d. h. ihres älteren Sohnes ist. Es duftet nach Lot und seinen Töchtern und ist auch der Königin von Saba zugeschrieben.

So bleibt (außer ein paar angeschlossenen Rechenaufgaben) nur ein Rätsel, von dem man mit leidlicher Sicherheit sagen kann, daß es einst in Stabreimversen stand, selbst wenn es lateinische Vorbilder hatte. Der Text ist aus dem mangelhaften und in der Mitte zerstörten lateinischen der Reichenau und den über die germanische Welt zerstreuten Fassungen, die bald hier bald dort nachhelfen, mit großer Kunst wieder hergestellt worden; eine Umschrift ins Althochdeutsche braucht daran bezeichnenderweise nur Laute zu ändern, kaum einmal Silben hinzuzufügen:

Floug (Es flog) fogal fedarlôs,
Saz ûf boum blatlôs,
Quam frouwa fuozlôs, fiang (ergriff) inan hantlôs,
Briat inan fuirlôs, frâz (aß auf) inan mundlôs:

Schneeflocke und Sonne.

Sonderlich ist an diesem Rätsel, daß es statt einer Frage nach einem Etwas die Erzählung eines Ablaufs enthält und statt eines Subjektes abermals zwei, deren Eigenschaften aber nicht da sind, sondern sich durch das Erzählen vor unsern Augen entwickeln. Ähnliches fanden wir angedeutet in dem Schwanen- und Ei-Rätsel bei König Heidrek (S. 384). Aber es kann gegen unser kleines Kunstwerk nicht aufkommen.

Es ist eine altertümlich freie Strophenform. Zwei Kurzverse gelten dem Vogel, zwei Langverse der Frau, dazwischen ein leiser Knacks, eine kleine Wendung, eine Verlangsamung in andrer Tonart, eine leichte Variation. Denn nicht mehr ein Substantiv entspricht nun dem Adjektiv (Vogel federlos, Baum blattlos), sondern ein Verb (kam fußlos, ergriff handlos, briet feuerlos, verzehrte mundlos), und so entfaltet sich das Erfragte Schritt vor Schritt aus immer neuem Tun. Und doch ist alles eng zusammengebunden: vor wie nach dieselbe Dreigliedrigkeit, das einsilbige Verbum altertümlich am Anfang aller Verse, ebenso regelmäßig am Schlusse das zweihebige schwere Adjektiv mit dem unablässig gleich klingenden -lôs, in der Mitte überall das Substantiv oder seine Vertretung durch das Fürwort. Über allem das Wechselspiel des Stabreims, der sechsmal bald diese, bald jene zwei von den drei Gliedern enger

verknüpft. Nirgend braucht der Hersteller ein Gerüst oder ein Flicksel: kein Wort, keine Silbe ist zu viel, kaum je gibt es so wenig Senkungen in so vielen Versen: eine gewichtige Miene in einer ergötzlichen Sache. Ein knapp und schön gefugtes Kästchen, das man auch öffnen und innen beschauen kann, das sich aber nicht aus seinen Nuten heben und schöner machen läßt: die in späteren Jahrhunderten erhaltenen Fassungen steigen zu ihm auf oder fließen von ihm ab, und darin liegt die Gewähr für die Herstellung des Einmaligen. Aber wir empfinden sie auch anspruchslos in dem dankbaren Zugehorigkeitsgefühl zu diesem schlichten, traumhaft sachlichen Kunstverstand.

Die 'Frau Sonne' — die lateinischen Verse haben nach lateinischem Sprachgefühl einen Mann daraus gemacht und ihn hie und da an deutsche Fassungen weitergegeben — die 'Frau Sonne' hat auch uns noch einen freundlichen Klang. Solche leichte Mythisierung teilt unser Rätsel ebenfalls mit dem nordischen vom Schwanenei, und sie spinnt sich fort in zahllosen Belebungen des Leblosen, besonders deutlich und gleich vierfach in den Rätseln von den Wellen, die den Gipfel der Heidrekssammlung bilden: die hellhaarigen, weißhaubigen Mädchen, die Schönen, die der Wind von ihren harten Betten auftreibt, daß sie durch die Föhrde ziehen: sie sind dann, wie aus einer andern Welt, Ägirs, der Meergottheit, Töchter genannt. Wir gedenken der Göttin Sunna, die im Merseburger Zauberspruche auftritt und unsre fuß-, hand- und mundlose Frau Sonne vollends menschengestaltig vergöttlicht hat.

Die Rätsel der mittelhochdeutschen Dichtung haben nach Stoff und Stil mit den altgermanischen, etwa den Rätseln für Heidrek, kaum etwas gemein, sie haben sich zumeist auf das Unsinnliche gestürzt, wie schon die lateinischen des Bonifaz, die sich mit den zehn Tugenden und Lastern befassen, und die Ahnentafeln führen wohl meist auf das Mittellatein und auch darüber empor. Es ist ihnen ja weit und breit die Welt vernagelt durch die elende Lehre, die zu Anfang des 13. Jahrhunderts der Dichter Freidank — oder ist es ein Einschwärzer? — hübsch so umschreibt:

> Diu erde keiner slahte treit,
> daz gar sî âne bezeichenheit;
> nehein geschepfede ist sô vrî,
> sin bezeichne anderz dan si sî.

Die Erde trägt nichts von irgend einer Art, was ohne bildliche Bedeutung wäre; kein Geschöpf ist so frei, daß es nicht was andres bedeute, als es ist.

Wer diese Weisheit hat, kann die Dinge nicht sehen, wie sie sind, er müht sich um ihren verborgenen, eigentlichen und eigentlicheren Sinn, und die theologischen Vorbilder beflügeln seine Einbildungskraft rasch in die reine Willkür, wo sie dann, der Gefahr der Nachprüfung entzogen, einen lachhaften Hochmut und giftige Streitsucht züchtet, z. B. bei den Meistersängern. Die reichlichen biblischen und die jetzt erst aufkommenden geschichtlichen Rätsel können uns ohnehin nichts geben.

Nur aus den übrigen und dann aus den im 15. Jahrhundert beginnenden Rätselsammlungen könnte man wieder Volkstümlich-Altes zu gewinnen hoffen. Aber die Aussonderung würde sehr schwierig sein. Sicherlich ist vieles Volkstümliche erst seit der germanischen Vorzeit volkstümlich geworden, war aber vorher lateinisch oder sonstwie fremd. Vieles ist wohl auch durch den Endreimvers innen und außen unkenntlich gemacht. Selten nur führt wie bei dem Kuhrätsel (S. 383) der Vergleich oder wie bei dem Eirätsel (S. 384) die Stabung mit etlicher Wahrscheinlichkeit auf Germanisches.

Von dem ersten der mittelhochdeutschen Spruchdichter, Reimar von Zweter, der 1227 zu dichten begann, haben wir ein Rätsel vom Eis und darin die Bestimmungen:

Darnâch ich eine brugge sach,
diu wart in einer naht geworht (gezimmert) über einen breiten bach ...
Do quâmen zwêne, die die brugge brâchen
unt die beide nie kein wort gesprâchen (Sonne und Wind) ...
Der beider craft die brugge gar zerstôrte.

Brugge breiten bach, brugge brâchen beide, beider brugge: so viele b an betonter Stelle sind doch wohl nicht zufällig, es sind Reste zerstörter Stabverse. Dafür spricht das dänische Rätsel (übersetzt):

Welche ist der Brücken breiteste?
Das Eis ist der Brucken breiteste.

Für Reimars nicht stabende Worte über den Wind

Den einen sach man unt niht hôrte
(den andern hôrt man unt niht sach)

haben wir gar im Vafthrudnirliede einen stabenden Verwandten:

Woher kommt der Wind, der über die Wogen geht,
niemand sieht ihn selbst?

Nach dem (gegen Ende des 13. Jahrhunderts) fahrenden Spruchdichter Boppe ist im Lande Lûsitânia (Lauseland) auf dem Gebirge Capitânia (Kopf), das 'mosic unde mesic' (moosig und morastig) ist,

... ein walt gewahsen vollen (ganz) dornic.
Darinne wont ein wurm von wunderlîcher aht ...
zwei horn stânt an der stirne sîn ..
erne hât (er hat nicht) leber noch die lungen...
die sîten smal, sîn rügge rûch: daz râte, swer da welle.

Sind in allen diesen Versen die Stabungen zufällig oder neu?

Aus den Fragen der sog. Weidmannssprüche, die den Trougemundischen ähneln, könnte man nennen:

Lieber Weidmann, sag mir hubsch und fein:
Was geht vor dem edlen Hirsch gen Holz hinein?

Sein warmer Atem fein
gehet vor dem edlen Hirsch gen Holz hinein.

Aus neuzeitlichen Sammlungen ließe sich z. B. das schöne Flachsrätsel anführen, das eine ganze Langzeile hat, freilich schon zerstört:

As ik noch wäre jung un schön,
drög ik eine blage Kron,
As ik aber wäre old un stiv,
bünnen sei mi en Band umt Liv.
Sei bögten mi, sei schöwen mi,
un Herrn un Fürsten drögen mi.

Solche Stücke gibt es noch mehr: es gölte zu sammeln und zu sichten was man als germanisch geformt ansetzen dürfte.

8. Spel

Spel übersetzt sermo, narratio, parabula, similitudo, fabula, ludicra, mythus. Der Sinn war also recht unbestimmt und dehnbar; das Sprechen, Erzählen steht im Vordergrunde; von einer Kunstform spüren wir auch dort nichts, wo wir sie heute heraushören könnten wie in 'Parabel', 'Gleichnis', 'Fabel'. Zugleich ist die Wertspanne der Bedeutung noch leicht erkennbar, die unsre Unsicherheit noch vergrößert: wenn spel, nach angelsächsischem Vorbilde, in der Zusammensetzung gotspel das Evangelium bezeichnet und auch in foraspel 'Weissagung' für biblischen Inhalt gut genug ist, so übersetzt es doch schon in unsern ältesten Glossen das absprechende fabulas (das seinerseits die schon S. 358 behandelten naeniae erklärt) und hat schließlich bei Notker durchaus den Sinn einer 'fabel'-haften Geschichte, wobei natürlich die kirchliche Einstellung den Maßstab gibt. So bedeutet denn auch mittelhochdeutsches spellen — im Althochdeutschen ist das Zeitwort noch nicht belegt — 'erzählen', 'schwatzen' und paßt wohl zu Märchen und Sagen. Die gotischen, nordischen, englischen Entsprechungen führen nicht weiter.

Für die Wiedergabe von parabula, wörtlich 'Gleichstellung' und dann 'Gleichnis' durch spel, die wir schon im achten Jahrhundert finden, hat das Mittelhochdeutsche die Zusammensetzung bispel 'Beierzählung' gebildet wie bispruch, biwort das Beiwort, Sprichwort, beigegeben zur Erläuterung eines Gedankens, der nicht einmal mitgeteilt zu werden braucht. So daß eine 'lehrhafte (kleine) Erzählung (in Versen)' übrigbleibt. Umgekehrt hat in der heutigen Sprache 'Beispiel' ganz die Beziehung auf das spel, überhaupt auf Worte verloren, wie schon die in '-spiel' liegende sinnlose Herleitung beweist.

Nach den Erfahrungen beim biwort (S. 372) können wir uns gut denken, daß auch beim bispel die menschlich gewordene und sprechende Tierwelt das verhüllende Gewand eines Urteils, nun in Gestalt einer Erzählung, besonders oft habe herleihen müssen: Wer den Drückeberger oder Vorbringer von Aus-

flüchten erkennt, beurteilt ihn ohne Anklage, aber der Gemeinschaft und ihm selbst (wenn er dabei ist) verständlich mit dem Sprichworte vom Rehböckle und seinem im Fliehen lächerlich verräterisch auf- und abgehenden Spiegel; König Theodoald erzählt nach Gregor von Tours einem Manne die Geschichte von der Schlange, die sich in einer enghalsigen Flasche so vollgesogen hat, daß sie nicht mehr hinauskann, und von dem Besitzer den Rat erhält, alles wieder auszuspeien, wenn sie sich retten wolle. Hier hat der König zugleich noch einen praktischen Zweck, und der Mann versteht ihn nur zu gut. So ist es auch mit der Geschichte, die nach Fredegar der Erzbischof Lesio von Mainz dem Könige Theuderich II. von Burgund erzählte, um ihn so zu völliger Vernichtung seines Bruders und Gegners Theudeberts II. von Austrasien zu bestimmen, als er ihn (im Jahre 612) besiegt hatte: der Wolf stieg mit seinen Söhnen auf einen Berg, und als die schon anfingen zu jagen, rief er sie zu sich und sprach: 'Soweit ringsum eure Augen reichen, habt ihr keine Freunde als die wenigen von eurem Geschlechte, vollendet also, was ihr begonnen habt!' Das ist eine 'rustica fabula', ein volkstümliches spel genannt, und in der Tat war es bereits vorhanden, denn es paßt nicht recht zu dem Falle, weil der König ja grade sein eignes Geschlecht angreifen soll.

Ein früher Paulus Diaconus zugeschriebenes lateinisches Gedicht in reimenden Hexametern behandelt behaglich die Geschichte von dem kranken Löwen, dem der Fuchs zu Vernichtung seines Feindes eine frische Wolfshaut als Heilmittel anrät. Es ist die Haupt- und Mittelgeschichte in unserm mittelalterlichen Tierepos. Aber sie ist eingewandert, wie schon die Gestalt des Löwen zeigt: wir haben sie wie auch die von der vollgesogenen Schlange (in unserm Epos der vollgefressene Wolf, der nicht mehr durchs Kellerloch entkommen kann) schon im Griechischen, und dort als Fabel. So bliebe als möglicherweise heimisch die rustica fabula Lesios, aber von der hören wir sonst keinen Laut mehr. Und vielleicht die schönen Hexameter Alkuins von dem Hahn, der sich dadurch aus den Zähnen des Wolfes rettet, daß er seine Stimme preist und seine Eitelkeit verleitet zu singen. Aber die Geschichte steckt in der fremden Fabelform, und dagegen spricht nicht, daß die Schlußmoral nicht völlig zum Inhalt paßt.

Ein Ertrag für das germanische spel über das hinaus, was man von unserm ersten Kapitel annehmen mag, ergäbe sich also von hier aus nicht, wenn die vergleichende Märchenforschung der Finnen nicht wahrscheinlich gemacht hätte, daß es in Norddeutschland und Skandinavien einen einheimischen Kreis von Erzählungen um den Bären, das mächtigste einheimische Tier, statt um den fremden Löwen gegeben habe. Wann er entstanden ist, wissen wir aber nicht, und er ist auch von den Geschichten südlicher Herkunft überwachsen. Jenen Zusammenhang des bispels mit dem biwort können wir aber nun auch von der andern Seite her bestätigen: der arme alte Fahrende Herger, der manchen Hof großer Herren kennen gelernt hat, schreibt um 1170:

Weistu, wie der igel sprach?
'Vil guot ist eigen gemach'

und spielt damit auf die in einer südslavischen Fassung erhaltene Geschichte des Igels an, der von der Füchsin einen ganzen Tag in ihrem herrlichen Hause bewirtet war und nun auch zur Nacht bleiben soll: aber er will lieber nach Hause. Die Füchsin schleicht ihm nach, zu sehen, was er ihrer Einladung vorziehen könne, und der Igel kommt zu einem uralten hohlen Baumstamm, schlieft unterm Laub hinein, streckt sich aus und spricht: 'Mein Haus meine Freiheit'. Diese wunderhübsche Erzählung ist zum Sprichworte geworden, das nur noch durch den einführenden Vers und das Sprechen des Tieres mit seinem Ursprung zusammenhängt.

9. Heldenlied

1. Hilde. Das älteste einheimische Heldenlied, das uns einheimisch bezeugt wird, ist das von der Brautfahrt um Hilde, bezeugt in Baiern-Österreich gegen Mitte des 13. Jahrhunderts durch das mittelhochdeutsche Heldenepos 'Kudrun'.

Sein Dichter möchte zwar die vom Nibelungenliede überkommene Mittelstellung zwischen dem alten Helden- und dem neuen Rittertum und zugleich die hohe Sprache festhalten. Aber der germanische Stoff scheint nicht mehr auszureichen und wird nach Inhalt und Seele falsch ergänzt zum Romantischen, Bunten und Abenteuerlichen hin; neue Menschenarten werden dargestellt und mit neuer gefühlvollerer Kunst durchleuchtet, aber das bedeutet doch zugleich auch einen neuen Abstand von dem edlen Ritter der höfischen Dichtung, ihrer besten Welt und ihrer oft so mangelhaften Seelischkeit. Der Berufsdichter steht eben selbst zwischen diesen beiden Schichten, und indessen beide versinken, lebt er großenteils von der Sprach- und Formkunst seiner Vorgänger und läßt sie ebenso wie manche gedanklichen und sittlichen Überkommenheiten zwischen dem eignen Neuen erstarren.

Seine Nachfolger verfallen bald in spielmännisch-formelhafte Roheit (wie die der Dietrichepen: S. 172f.), und noch vor dem Ende des 13. Jahrhunderts ist es überhaupt mit der Fruchtbarkeit des alten Heldenepos vorbei.

Das Kudrunepos hat für den größten Teil seines Inhalts nicht die Gunst des Gleichlaufs nordischer oder zweiter deutscher Überlieferungen, und da wir es nur in einer einzigen, erst dem romantischen Sinne des Kaisers Max zu verdankenden Handschrift besitzen, so bleibt das Ganze trotz mancher Narben und Risse ein schwer zerlegbarer Block, und man muß schon der Erkenntnis froh sein, daß diese Geschlossenheit der Einzahl des Dichters entspricht. Er hängt in Worten und ganzen Auftritten, in heldischen Vorstellungen und am deutlichsten in der Versform vom Nibelungenliede ab: seine Strophe ist eine künstliche, absichtlich abweichende Nachahmung der in die Vorzeit zurückweisenden nibelungischen. Und beginnt man zu lesen, so vernimmt man die

Vorgeschichte einer Vorgeschichte, nach echter Epigonenweise vorangestellt, und staunt nach dem Willen des Dichters über die bunten Abenteuer, die hier zu scharfer Anfangsspannung zusammengebracht sind, zu denen aber die wesenlos mitspielenden Menschen nicht gehören. Es ist eine romanhafte Welt, und sie entspricht dem gleichen Bedürfnis, das damals den spätantiken Roman 'Apollonius von Tyrus' mit seinen Seefahrten und Schiffbrüchen, seinem Verlieren und Wiederfinden zu deutschem Leben erweckte.

Die Tochter des in der ersten Vorgeschichte am Schlusse glücklich vereinten Großelternpaares, Hilde (nach ihrer Mutter so genannt), wird dann die Heldin der zweiten, und nun erst scheint der Dichter recht in die germanische Rüstkammer zu greifen. In Wahrheit ist diese Rüstkammer zunächst nur ein spielmännisches Epos, von dem uns ein Zeitgenosse des 12. Jahrhunderts, der Alexanderdichter 'Pfaffe' Lamprecht von Trier, Kunde gibt: wir erkennen an Aufbau und Motiven den breiten abendlichen Abglanz eines Brautfahrtgedichtes von der Art der bei Chlodwig und Siegfried gekennzeichneten (S. 137, 240f., 246). Von dort waren auch die Mitspieler in die erste Vorgeschichte verpflanzt, wo sie zu Schatten verwelkt sind: der angeblich so grauenhafte Vater Hagen, der niemals grauenhaft ist (das kommt ihm erst in der Brautfahrtdichtung zu), und Hildes Mutter Hilde, bei der es nicht einmal zu einem neuen Namen langte. Freilich haben wir auch in der zweiten Vorgeschichte noch nicht Menschen, sondern Rollen, eben die des Brautfahrtschemas, wenn sie auch zum Teil, etwa die des singenden Werbers Horant, von dem neuen Dichter gefühlvoll erhöht sind. Ihre Festigkeit haben wir bei Jung-Siegfried (S. 225) kennen gelernt, der in der Rolle des Helfers (wie bei Erwerbung des Hortes) den sonst im Nibelungenliede gezeigten lichten Heldencharakter nicht innehält (S. 246).

Erst der dritte und weitaus der Haupt-Teil — er hat schon rein äußerlich den doppelten Umfang der beiden ersten zusammengenommen — bringt mit der eigentlichen Dichtung die eigentliche Kunst des Dichters zur Geltung, Menschen dieser heldisch-ritterlichen Zwischenwelt ins Einzelne zu zeichnen, die edel duldende Heldin, Hetels und Hildes Tochter Kudrun, und den treuen Verlobten durch die Tiefen neuer Brautfahrtschicksale und Seelenkämpfe wieder emporzuführen, freilich zu dem Schlußchor der vier Hochzeiten, der neben dem furchtbaren Ausgange des Nibelungenliedes so recht den Abstand der beiden Werke zeigt.

So bleibt uns also als Zeugnis für germanisch-deutsche Dichtung nur das Mittelstück der 'Kudrun', die Werbung König Hetels von Hegelingen um Hilde, die schöne, vor aller Welt verborgene Tochter des wilden Hagen von Irland, der alle Freier umbringt.

Hier in dem jungen Epos sind es dann aber bezeichnenderweise schon drei Listen und drei Werber geworden, durch die man die Braut gewinnt: Horant betört sie durch seinen süßen Gesang, Fruote lockt durch seinen herrlichen Kramschatz die Käufer aufs Schiff, der gewaltige Wate zeigt sich im Fechterspiel. Die neue Kunst ist dann, diese Überfüllung wieder zu einer

Einheit zu machen: alle drei wollen Recken sein, von Hetel vertrieben; Horant gelangt vermöge seiner Kunst in die Kemenate, er kann seine Werbung anbringen und die Königstochter zur Besichtigung von Fruotes Kostbarkeiten auf das Schiff einladen; Wate läßt, indes sie an Bord ist, plötzlich die Anker lichten und deckt die Flucht der Seinen wie der Gaute Hygelac (S. 151): es würde die germanisch-heldischste der Rollen sein. Hagen setzt nach, erst im Hegelingenlande ereilt er die Flüchtigen, zu denen nun aber schon Hetel gestoßen ist, wird besiegt und nur durch Hildes Eingreifen vor Wates Wüten gerettet. Jenes ältere Epos, von dem im Jahrhundert vorher der Pfaffe Lamprecht weiß, läßt ihn den Tod finden und nennt auch den Ort der Schlacht:

> Man saget von dem sturme,
> der ûf Wolfenwerde gescach,
> dâ Hilten vater tôt gelach (wo Hildes Vater Hagen fiel)
> zewisken Hagenen unde Waten (in dem Kampfe
> zwischen ihm und W.)...

Das ist das Alte. In dem erhaltenen Kudrun-Epos ist der Tod des verfolgenden Schwiegervaters (nunmehr Hetels) mitsamt dem Namen des Schlachtortes (Wülpensand) in die Brautfahrtkämpfe des folgenden Geschlechts, d. h. vor den neuen Schluß geschoben.

Der hochzeitliche Ausgang ist durch diese rechtzeitigen Todesfälle weder da noch dort gestört: was der Norden gesondert vom Kampfe der wiedererweckten Gefallenen erzählt (S. 12) ist Zutat.

Über das spielmännische Epos des 12. Jahrhunderts aber führen uns ein paar Merkverse des unerschöpflichen Weitfahrers (S. 148ff.) hoch empor:

> Hagena herrschte über die Inselrugier, Heoden über die Glommen,
> Witta über die Eiderschwaben, Wada über die Helsingen.

Heoden ist deutsch Hetel, und Wada (mit dem ablautenden und stabenden Witta) ist deutsch Wate. Aber selbst wenn die Gruppe zufällig sein sollte, so ist es doch nicht zufällig, wenn ein andres angelsächsisches Gedicht (S. 150) den Sänger Deor klagen läßt, daß er durch Heorrenda aus der Gunst der Heodeninge vertrieben sei: es ist Horant, der Sänger der Hetelinge. Die Umgestaltung der deutschen Namen, deren Liedformen (Hetin, Herrant, Wato) schon im 8. und 9. Jahrhundert in Oberdeutschland bekannt waren, ist dem Epiker Lamprecht zuzuschreiben. Wir haben also Hagano, Hetin, Wato, Herrant beieinander und sehen Herrant sogar in seiner Rolle als Sänger, ohne etwas andres von dem Gedichte zu wissen, als was unser spielmännisches Erzählungsgerüst vermuten läßt und etwa Gunthers Werbung bestätigen kann (S. 246f.).

Die Inselrugier Hagens lassen an Rügen denken, zumal die 'Hedinsinsel' Hiddens-ee, nach der nordischen Überlieferung der Kampfplatz und danach epischer Name geblieben, ganz in der Nähe liegt; und auch die Glommen Heoden-Hetels setzt man an die Ostsee, an die pommersche Küste. Damit ist

wiederum Wate angeschlossen: auch seine Helsingen sind Anlieger der Ostsee, wie Helsingborg und Helsingör zeigen, und Wate (zu 'waten' gehörig) kennen wir anderweit als dänischen Meerriesen (vgl. S. 46, S. 193). Seiner Überkraft wäre also nicht erst in dem Epos, das Lamprecht vorlag, sondern schon in einem alten Liede Hagen erlegen.

Dies Lied müßten die Angelsachsen — wie das von Beowulf — vom Festlande mitgebracht und den Kampf aus der Ostsee an die ihnen nun gegenüberliegende friesische Küste versetzt haben, wo auch nach seiner eignen Angabe das ältere Kudrunepos spielt: der Wülpensand liegt an der untern Schelde und dabei abermals eine Hedins-ee.

Das alte Lied aber müßte dann schon im 5. Jahrhundert vorhanden gewesen sein, und Hetel könnte sich zu Offa und Ingeld in räumliche und zeitliche Nachbarschaft stellen, zu der anglischen Hochkultur, die uns nun schon öfter (Kap. III und V) als die stolzeste Sprecherin des Sachsentums entgegengetreten ist.

So kommen wir ganz wie bei der Brautfahrt Gunthers von einem bairisch-österreichischen Heldenepos des 13. Jahrhunderts zu einem rheinisch-spielmännischen des 12. und einem Liede (spätestens) des 5. Eine tragische Fabel aber hat sich das alte Lied trotz schwerer Bemuhungen noch nicht abpressen lassen, so wenig wie das von Offa. Und hier kann nicht wie für das Chlodwigslied des 7. und 8. und allenfalls 'Autharis Brautschau' des 6. Jahrhunderts die Frage aufgeworfen werden Germanisch oder mittelmeerisch? Deutsch oder romanisch? (S. 137 & 330.) Hier ist ja auch noch kein Spielmann tätig, wie in dem rheinischen Epos des 12. Jahrhunderts, sondern der Skop Herrant, der nicht Reimpaare vorträgt, sondern stabende Langzeilen, wie noch der Dichter der Hjörvard-Strophen (S. 330).

2. Iring. Nur ein einziges thuringisches Lied kennen wir, zugleich als letzten Glanz des untergehenden Reiches: wie es auch bei den Ostgoten Ermanrichs, den Hunnen Helches und den Burgunden Gunthers war. Aber wir kennen es wie die langobardischen Lieder nur in lateinischer Nacherzählung, freilich mit mehrfacher Spiegelung der geschichtlichen Umwelt wie bei Hygelac (S. 151): Venantius Fortunatus (S. 126ff.), Gregor von Tours (S. 129f.) und der Sachse Widukind von Corvey sprechen zu uns. Nehmen wir dann noch hinzu was die Weimarer Gräber und ihre Runeninschriften für die Beziehungen des Reiches kurz vor seinem Zusammensturz im Jahre 531 ergaben (S. 117f. & 123), so erscheint es uns fast wie eine einsam beleuchtete Burg inmitten ungeheurer schlummernder Waldweiten.

Von merovingischem Standpunkte aus erzählt Gregor von Theuderich, Chlodwigs Sohn, daß er von Irminfried, dem Könige der Thüringer, um den Anteil an dem Lande betrogen sei, das sie in gemeinsamem Kampfe dem Bruder Irminfrieds abgenommen. Theuderich zieht (im Jahre 531) mit seinem Bruder Chlotachar und seinem Sohne Theudebert gegen die Thüringer aus

und bringt ihnen an der Unstrut eine Niederlage bei, so ungeheuer, daß man auf den Leichen über den Fluß gehen konnte.

Und hier ist der Punkt, wo jenes große Gedicht des Fortunatus einsetzt, 'Der Untergang Thüringens' (S. 128) — Chlotachar erhält Radegunde, die Tochter von Irminfrieds gemordetem Bruder —, und wir mögen danach Jammer und Grauen auch aus Gregors versteinertem Berichte erwachen lassen.

Irminfried aber, dem Theuderich sein Wort gegeben, daß ihm nichts geschehen solle, wird eines Tages, als er mit dem Könige auf den Mauern von Zülpich steht, hinabgestürzt und stirbt.

Was die andre Seite über diesen Krieg wußte oder dichtete, erzählt uns Widukind, der Mönch von Corvey, mit dessen 'Drei Büchern sächsischer Geschichte' nun, 400 Jahre nach den Franken, um 970 die Sachsen von sich zu sprechen beginnen. Die Hauptstücke des Werkes bilden die Regierungszeiten Heinrichs und Ottos I.: für das Kaiserhaus, dem er wahrscheinlich als sächsischer Edeling nicht ferne stand, ist es bestimmt, aber ohne rechte Kenntnis von Kaiser- und Papsttum und Weltpolitik vom Standpunkte des Stammes, der den Franken das Reich genommen habe. Dabei treuherzig unhöfisch und nicht kirchlich, weit mehr nach eigner Erfahrung als nach gelehrten Quellen erzählend, lebendig und nicht ohne Kunst, volltönig und von vaterländischem Schwunge getragen, wo es sich um Kampf und Krieg und vollends, wo es sich um 'den Liebling der Welt und das Haupt des ganzen Erdkreises', seinen Kaiser Otto handelt.

Voraus geht wie bei Paulus Diaconus, dem er auch sonst ähnelt — er hat wohl sein Werk gekannt — eine Urgeschichte des Stammes: von den verschiedenen Meinungen über seine Herkunft; von der ersten Landung in Hadeln und den Kämpfen mit den angeblich dort ansässig gewesenen Thüringern und alsbald auch von dem fränkisch-thüringischen Kriege.

Thiadricus-Theuderich, ein unechter Sohn Huga-Chlodwigs (S. 138), schickt bei Regierungsantritt eine Friedensbotschaft, die aber zugleich einen Königsanspruch erhebt, an Irminfried. Der erwidert die Begrüßung, verschiebt aber die Antwort auf diesen Anspruch, bis er sich mit den Seinen beraten habe. Seine Gattin Amalaberga, ein machtgieriges Weib, ist hier (aus der Nichte des gotischen Theoderich) zur Tochter Chlodwigs geworden, und sie reizt nun durch den Vertrauten Iring ihren Gatten, dem Schwager Theuderich seine uneheliche Geburt vorzuwerfen und sein Reich zu beanspruchen, das ihr, der echten Tochter, gebühre. Dann wird Iring mit einer Fülle von Beiworten vorgestellt: er ist kühn, tapfer, scharfblickend, klug, energisch und geschickt, was er rät durchzusetzen: dadurch hat er Irminfried an sich gefesselt. Der Gesandte Theuderichs erhält trotz alles Abmahnens eine schnöde Antwort: 'Freund- und Verwandtschaft kann ich nicht leugnen, doch muß ich mich wundern, daß er sich erst das Reich und dann die Freiheit zueignen will: meinem Eigenmanne kann ich nicht die Hand geben.' Darauf zornig der Gesandte: 'Ich hätte dir lieber dies mein Haupt gegeben, als solche Worte von dir gehört, denn ich

weiß, daß sie mit viel fränkischem und thüringischem Blute abgewaschen werden müssen.' Theuderich verhehlt seinen ungeheuren Zorn und sagt heitern Angesichts: 'Ich muß erst Irminfried zum Knechte machen, denn ohne Freiheit habe ich ein leeres Leben.'

Man sieht, wie damit ein alter Wortkampf um 'Freiheit' und 'Knechtschaft' zerstört ist.

Irminfried zieht sich nach dreitägiger Schlacht in seine Burg Scithingi-Scheidungen über der Unstrut zurück. Er schickt Iring um Frieden. Theuderich verspricht, den König gnädig aufzunehmen. Das Ende wird dann, nach einem sächsischen Zwischenspiel, ausdrücklich an diese Entsendung Irings geknüpft und besonders erzählt, weil es eine 'merkwürdige Sage' ist.

Das klingt, als hätte die Bemerkung des Paulus Diaconus zu dem 'Göttertruge' (S. 316) diese Erzählung veranlaßt.

Iring ist in der Nacht, die auf den Fall der Burg folgt, bei Theuderich, und als der hört, daß Irminfried entkommen sei — dies nur in dem sächsischen Einschiebsel —, besticht er den Gesandten, ihn durch große Versprechungen herzulocken und zu morden, indes Theuderich selbst daran unschuldig scheine. Als Irminfried dann zu des Königs Füßen liegt, ersticht ihn Iring, der als sein Waffenträger mit bloßem Schwerte daneben stehen konnte. Und alsbald Theuderich, als gedächte er seiner Versprechungen nicht: 'Durch eine solche Untat, durch den Mord an deinem Herrn, bist du allen Menschen ein Abscheu geworden: ich gebe dir den Weg frei, ich will keinen Anteil an deiner Niedertracht haben.' 'Nach Verdienst bin ich allen Menschen ein Abscheu geworden, weil ich in deinen Anschlag eingewilligt habe. Aber ehe ich dahingehe, werde ich diese meine Untat abwaschen und meinen Herrn rächen!' Er schlägt Theuderich mit dem Schwerte nieder, legt über seinen Leichnam den Irminfrieds, daß im Tode noch Sieger sei der im Leben besiegt war, und macht sich mit dem Schwerte Bahn ins Freie.

Da schlägt das Herz, und Fragen drängen sich auf die Lippen. Aber wir hören erst weiter.

Jenes sächsische Zwischenstück erzählt, wie die Burg Scheidungen vielmehr von den verbündeten Sachsen nächtlich erobert, Irminfried aber (wie Ermanrich einst: S. 200, S. 204) mit Weib und Kind entkommen gewesen sei. So muß er erst neu herbeigeholt werden, d. h. nochmals: das Vorausgehende ist Einschub, zu höherer Ehre der Sachsen

Etwas läßt sich vielleicht noch aus einer andern Quelle schöpfen, den uns wohlbekannten Quedlinburger Annalen (S. 137 f.) Da ist der Huge (Franke) Theodorich, Chlodwigs unechter Sohn, vom Vater vor den drei echten zum Könige erwählt, und ihm soll Thüringen zufallen. König ist dort Irminfried und seine Gattin Amelburg, Theodorichs Schwester. Dieser ladet den Schwager zur Feier der Wahl. Irminfried lehnt auf Amelburgs Mahnung ab: Theodorich müsse eher dieser seiner Gattin Knecht sein, als sein oder andrer König und Herr. 'Erst komme er', antwortet er dem Gesandten, 'mit einem Haufen vielfältiger

Schätze und kaufe meiner Gattin, die von beiden Eltern her adlig ist, auf mein Geheiß das Zeugnis der Freiheit ab.' Der Franke läßt zornig zurücksagen: 'Ich werde kommen, wie du befohlen hast, und wenn das Gold mir nicht reicht, werde ich dir für meine Freiheit unzählige Thüringer- und Frankenköpfe geben!' Dann der Sieg mit Hilfe der Sachsen. Der gefallenen Thüringer ist so viel, daß es keiner andern Brücke über die Unstrut braucht (vgl. S. 397). Aber Irminfried entkommt mit Weib und Kind und einem einzigen 'Manne namens Iring' nächtlich aus der eroberten Stadt Schidinga.

Am Anfange spielt hier die Wolfdietrichdichtung ein (S. 403ff.), und es fehlt die Tat Irings, wenngleich er bei der Flucht schließlich genannt wird, aber es ist klar (besonders an der Rolle der Amelburg als Schwester des Franken), daß Widukinds Bericht zugrunde liegt. Indessen ist der Wortkampf der Konige in der Antwort Theuderichs da so mißglückt wie bei dem Chronisten treffend und echt. Wir wissen ja bereits, wie mancherlei Sonderkunde von der Heldendichtung der besaß. Widukinds Werk war der Äbtissin Mathilde von Quedlinburg, der Tochter Ottos I. gewidmet: es ist fast selbstverständlich, daß der Annalist es dort vorfand, als er unter ihrer Nachfolgerin Adelheid (999 bis 1045), der Tochter Ottos II., sein eignes schrieb, und zwar hier unter den Höhen der menschlichen Gesellschaft und Bildung sich noch weiter von den Buchern zu eignem Umblick und eigner Berichterstattung befreiend. Er hatte am Hofe der Kaisertöchter eine mündlich-unmittelbare eigne und in diesem Punkte bessere Überlieferung des Liedes als Widukind. Er kannte, wenn er Iring nach fast 500 Jahren nannte, auch das Lied von ihm — denn Iring war und ist nach unsrer Kenntnis kein geschichtlicher Name —, aber er nahm keinen Anteil an dem Triumph über die verbündeten Sachsen und Franken.

Man kann Widukinds Erzählung leicht in Liedauftritte auflösen. Theuderichs Gesandtschaft vor Irminfried und dessen aufschiebende Antwort; die Königin stachelt Iring auf; er setzt ihren Willen im Rate des Königs durch; Irminfried und der Gesandte; der Gesandte vor Theuderich und dessen Antwort; Kampf, Sieg Theuderichs, Irminfried in Scithingi; Entsendung und Bestechung Irings; er kommt mit Irminfried; Irings Untat, Triumph und Flucht.

Wie sollen wir diesen einzigartigen Ausgang, wie diesen Helden, wie das Lied verstehen? Will der Dichter sich und andre in dem Jammer um den Sturz des herrlichsten Reiches trösten durch eine ungeheuerliche Rache an der Wirklichkeit?

Er löst sich gleich eingangs von der Geschichte, indem er durch eine neue dem gotischen Namen zum Trotz erfundene verwandtschaftliche Stellung der Amalaberga den liedmäßigen Sippenzwist anstatt des Völkerkampfes ermöglicht. Es ist nun ein Zwist wie zwischen Angantyr und Hlöd (S. 175), und zwar an ein geschliffenes Wortspiel gehängt. Das Ziel: daß im Liede die Rache den Sieger erreiche, der in der Geschichte den Besiegten ungestraft gemeuchelt hat; daß der Besiegte Sieger sei, wie Hagen, der den Nibelungenschatz unter Kriemhilds Schwert mit in den Tod nimmt. Ein Werk, schwer glaublich zu

machen und nur bewältigt durch die wunderbare Kraft des Sinnbildlichen in seinem Schlusse.

Den Weg bahnt die Gestaltung der Königin, die, neben einem schwachen Könige, in Verblendung das Schlimme rät, die Iring übermag wie Rosimund den Helmichis (S. 326) und die unbenannte Gattin den Nidud des Wielandliedes (S. 290). Sie wünscht von Iring, daß er den König überrede, auf ihrem Erbrechte zu bestehen, und Iring ist dann ausdrücklich als geschickt bezeichnet zu raten, was er wünsche. Aber auch als klug, kühn, unbeugsam in Durchführung seiner Absicht. In der Tat versteift er sich in der allgemeinen Beratung gegen alle Vernunftgründe auf den Wunsch der 'lasciva mulier': wir wissen nicht, wieviel wir dem lasciva von Übermut, Zügellosigkeit und Verführungskunst beimischen sollen. Durch die aufgezählten Eigenschaften, heißt es, hatte sich Iring den König verbunden, von Treue und Liebe etwa eines nächsten Gefolgsmannes ist nicht die Rede. Er gehört nicht in die Reihe der guten oder der bösen Ratgeber, er ist der Haltlos-Eigensinnige, und wir erleben, wie er sich verliert und zurückgewinnt. Der Hohn des einen in Geschichte und Lied gleich Niederträchtigen erweckt den andern aus starrer Gier zu wilder Wut, und so rettet der den Sieg des Königs und die Rache durch Verrat und Tod hindurch in einer übersinnlichen Zuspitzung, die das tiefer gegründete Ende Hagens zu überbieten scheint.

In der Tat wäre diese Erfindung von überwältigender Kühnheit, und man könnte fragen, ob dieser Schluß durch all die Vorbereitungen wahr genug geworden sei. Denn er stand ja, wenn wir es recht begriffen haben, unter dem Zwange jener fast unmöglichen Aufgabe.

Darüber zu entscheiden, ist alles Gesagte schon wegen des lateinischen Umgusses weitaus zu unsicher. Aber so viel erkennen wir, daß hier eine schon sehr bewußte, rechnende Kunst spricht, in der Aufbau und Gestalten für ein gewagtes Ziel aufs feinste und besonderste zusammengesetzt sind, und wir denken auch hier an die gotische Einfuhr, zumal bei der Entwicklung des Seelischen: hier scheint sie fast in eine Überanstrengung der Charakteristik zu münden.

Das letzte Handeln Irings ist nur blitzhaft zu denken. Und wie er sich durch die starrenden Mannen den Weg ins Freie bahnt, ehe sie (und wir) eratmen, den Weg, den ihm Theuderich in tragischer Ironie unmittelbar zuvor angeboten hat: das mag den Vergleich der unnahbar-endlosen Milchstraße, der 'Iringstraße', hervorgerufen haben, den Widukind mit Recht oder Unrecht an grade diesen Iring knüpft und bei dem Ruhm solcher Tat natürlich findet.

Da 'Iringsweg' auch eine durch dreifache Überlieferung auf das 7. Jahrhundert zurückzuführende angelsächsische Umdeutung ist für das vergilische via secta (est) 'ein Weg (ist) gebahnt', das sich auf den Tierkreis am Himmel, nicht auf die Milchstraße bezog, so muß der Name auf einer schon damals vorhandenen Vorstellung beruhen, und er wird, wie das öfters geschehen ist, von einer irdischen Straße an den Himmel versetzt sein: sie heißt z. B. auch

Waldemarsweg nach dem dänischen König, den man zum Wilden Jäger machte (S. 14). Das ergäbe möglicherweise ein angelsächsisches Zeugnis von des Weitfahrers Art für Irings Weg durch die Feinde ins Weite.

Daß man dies thüringische Lied noch um 1150 in Baiern-Österreich kannte, wie hoch man den Helden einschätzte, wie gut sein besondrer Abgang eingeprägt war, das zeigt das Ältere Nibelungenepos: es läßt ihn nach Dänemark entkommen und Recke bei König Hawart sein, und nun darf er als erster Einzelkämpfer Hagen entgegentreten, ihn verwunden (S. 255) und auch hier (trotz mancherlei Angriffs) heil aus dem Saal entkommen; um aber den nötigen Sieg Hagens anzubringen, bedarf es bezeichnenderweise eines zweiten Ansturms, und der ist schlecht begründet.

Erst mit einer zweiten Woge wird Irminfried in die Nibelungendichtung getragen, und zwar gleich in das erhaltene Epos. Da ist er dann wenig mehr als Statist, gelegentlich einmal in der Nähe Irings, aber ohne Zusammenhang mit ihm: das Lied ist erloschen. Eine mögliche Vermittlung zeigt die kleine Schrift Über die Herkunft der Schwaben von einem süddeutschen Frutolf des 12. Jahrhunderts. Sein Werk beruht auf dem Widukinds, aber an der Stelle des Sachseneinschubs, die Irminfried und die Seinen mit geringer Begleitung entkommen läßt, sagt Frutolf, daß kaum 500 mit Irminfried hätten fliehen können: die wandten sich zum Hunnenkönig Attila.

Diese Überlieferung reicht also nicht über die sächsische Zutat Widukinds zurück. Aber auch der Quedlinburger war nicht Vermittler: nach ihm wären Iring und Irminfried zusammen entflohen, und das entspricht weder unserm Liede noch den beiden Nibelungenepen.

3. Wolfdietrich. Im Falle des Wolfdietrich wird uns ein germanisches Lied wie bei Dietrich durch eine Vielzahl z. T. unfertiger oder bruchstückhafter, neben- und übereinander stehender, mannigfach verflochtener und an Stil wie Wert sehr verschiedener, obendrein manche verlorene Zwischenstufen voraussetzender Epen bezeugt: ein Zeichen epigonischer Schwäche, die nicht mehr eine endgültige, alle weiteren Versuche geschweigende Fassung des Stoffes hervorzubringen vermag, wie es einst dem nibelungischen geschehen war.

Das älteste und beste dieser Epen (mit A bezeichnet), freilich nur ein Anfangsstück, wird gegen 1230 in Ostfranken, die jüngste Zusammenfassung um 1300 in Alemannien entstanden sein: das sieht nicht nach bairisch-österreichischem Ursprungsland dieser Heldenepik aus.

Aus allen vorhandenen Wolfdietrichgedichten hat man eine Vorstufe erschlossen, die um 1215 anzusetzen wäre, aber selbst schon einen sehr bunten Inhalt und namentlich eine Vorgeschichte gehabt hätte, wie wir das z. B. von der Kudrun kennen. Und abermals ist dies eine Vorgeschichte im Brautfahrtschema, als ob es nicht anders gehe. Es ist die Ortnitgeschichte (S. 411f.), die in der ältesten uns erhaltenen und bereits mit dem Wolfdietrich A verknüpften Fassung freilich besonders stark geglättet und verrittert ist. Ihr

Held war einst Herr Hertnit von Nowgorod, dem russischen Garda, aber eben dieser Name hat ihn an den Gardasee entführt und zum Könige von Lamparten gemacht. Niederdeutsche Lieder könnten ihn vermittelt haben. Das Besondre dieser Brautfahrt sind der Wate in altmodischer Überkraft ähnliche Oheim Iljas, ein Überbleibsel der russischen Herkunft, und der schöne, hilfreiche Zwerg Alberich, Ortnits Vater, der sich unsichtbar machen kann; dazu die Rache des Schwiegervaters, der Dracheneier in Ortnits Land schafft und ihn so dem Tode weiht. Wenigstens muß es so ausgehen, wenn Wolfdietrich in Ortnits Rechte treten soll.

Den Inhalt des ältesten Wolfdietrichepos hat man aus den erhaltenen so erschlossen:

Wolfdietrich ist der Sohn des heidnischen Königs Hugdietrich von Konstantinopel. Seine Mutter ist Christin und läßt ihn durch einen Einsiedel taufen. Der Verräter Sabene, dessen Liebe die Königin zurückgewiesen hat, beschuldigt das bärenstarke Kind teuflischer Abstammung. Der Vater läßt es durch den treuen Meister Berchtung von Meran aussetzen, es wird aber von diesem heimlich auferzogen. (Dabei ein Wolfsabenteuer zu Erklärung des Namens.) Nach dem Tode des Vaters erneuern die beiden Brüder den Bastardvorwurf. Berchtung mit seinen sechzehn Söhnen setzt sich für Wolfdietrich ein, verliert aber sechs von ihnen und wird in seiner Burg eingeschlossen. Wolfdietrich macht sich auf, um bei König Ortnit von Lamparten Hilfe zu suchen. Der Meister rüstet ihn mit Schwert und Roß des Vaters aus. Der Gedanke an die Not seiner elf Dienstmannen soll ihn durch alle Abenteuer geleiten. Das erste besteht er mit einer Meerfrau, deren Liebe er abweist (S. 35 & 43). Der Held kommt weiter in die Burg eines Heiden, der ihn mit heuchlerischer Gastfreundschaft aufnimmt. Die Tochter drängt ihm ihre Liebe auf, wird aber als Heidin zurückgewiesen. Der Vater, der ihn als ihren Verführer im Messerkampf töten will, fällt selbst. Nach entbehrungsreichem Ritt kommt Wolfdietrich zu Ortnits Residenz Garda. Er hört aus der nächtlichen Klage der Witwe von dem Tode des Königs durch einen Drachen und beschließt, ihn zu rächen. Auf der Spur des Untiers findet er einen Mann, den es im Schwanze davongetragen hat, und dessen in Wehen liegendes Weib. Den Drachen selbst trifft er in Kampf mit einem Löwen, will dem Löwen beistehn, wird aber mit ihm besiegt und in die Höhle geschleppt. Er findet dort Ortnits Leiche, nimmt ihr das Schwert — das väterliche ist zerbrochen — und erschlägt den schlafenden Drachen mitsamt den Jungen. Helm, Ring und Schwert, dazu des Drachen Junge nimmt er als Siegeszeichen mit. Ein Verräter gibt sich am Hofe von Garda als Sieger aus, indem er das Haupt des Untiers vorzeigt. Wolfdietrich überführt ihn und erweist die Heldentat als sein durch die zuvor ausgeschnittene Zunge. Noch ein zweiter Drache muß bestanden werden, dann erhält der Held die Hand der Königin und kann nun mit Heeresmacht nach Konstantinopel fahren, die Getreuen retten, die Brüder und Sabene bestrafen. Zum Schluß Eintritt in ein Kloster.

Ein solcher Inhalt sieht wenig nach einem germanischen Heldenliede aus. Manches davon entstammt augenscheinlich den höchsten höfisch-ritterlichen Epen, z. B. das Abenteuer der herausgeschnittenen Drachenzunge aus Tristan und Isolde; die Hilfe, die einem Löwen gegen einen Drachen geleistet wird, aus dem Iwein. Zieht man außerdem auch noch die Ortnitfabel ab, so schält sich schon deutlicher ein Gedicht von Herren- und Mannentreue heraus: der von einem Bösewicht verleumdete, von dem getreuen Waffenmeister geschützte Königssohn, der dann, mit den väterlichen Waffen ausgestattet, in die Welt zieht, Hilfe zu suchen, Hilfe findet und sein Reich zurückgewinnt. Dieses Ziel, von Abenteuern und Abenteuern fast verschlungen, taucht doch immer wieder einmal auf, und dann erinnert sich der Held seiner eingekerkerten Dienstmannen.

Vielleicht aber war dies Lied schon umgestaltet in einer Dichtung, die um 1150 in Deutschland vorhanden gewesen sein muß: damals findet sich in dem Epos vom König Rother (S. 266) der getreue Waffenmeister wieder, der mit seinen vielen Söhnen für den Herrn in Not und Kerker gerät und durch gleiche Treue des Herrn daraus erlöst wird. Der Waffenmeister aber heißt da Berker von Meran, und der Herr nennt sich, als er für die Seinen auszieht, mit dem Decknamen Dietrich. Das ist zugleich der eigentliche Name Wolf-Dietrichs oder wie er vollständiger genannt wird 'der Wolf Herr Dietrich': Wolf bezeichnet den Landflüchtigen. Daß es so ist, lehrt um dieselbe Zeit die alte 'Kaiserchronik', die unsern Helden von dem gotischen Dietrich von Berne dadurch unterscheidet, daß sie ihn zu dessen Großvater macht. Und wenn sie von ihm erzählt, daß er von Meran, d. h. Maronia in Istrien her, flüchtig vor König Etzel, in die Lombardei gekommen sei, so entnehmen wir daraus, daß die Ansiedlung des Helden in Konstantinopel und der Übertritt vom Balkan nach Lamparten schon damals zu der Fabel gehörte.

Auch der Weitwanderer kennt unsern Helden nur mit dem einfachen Namen Theodric = Dietrich, und daß kein andrer gemeint ist, ergibt sich aus dem daneben stehenden Seafola: das ist der böse Ratgeber Sabene, das Gegenstück zu Berchter-Berker, und der könnte in dem unmittelbar vor Seafola genannten Becca stecken, wenn es nämlich eine anglische Kurzform für Beorcht-, Bercht- wäre.

Die Heldenliste des Weitfahrers war bereits im 6. Jahrhundert abgeschlossen (S. 148). Fränkische Heimat der Dichtung würden wir etwa schon aus dem Zusatz Hugo, d. h. Franke, zu dem Namen des Helden oder seines Vaters entnehmen (S. 137f.), mehr noch aus der reichen französischen Parallelüberlieferung zu unsern deutschen Epen.

Denn am Wolfdietrich haben wir zum ersten und einzigen Male eine germanische Heldendichtung, die sowohl deutsch wie französisch erhalten ist.

Von einem Floovent erzählt ein französisches Epos des 12. Jahrhunderts, erzählen aber auch gleichlaufende italienische, niederländische, nordische und verwandte französische Dichtungen, die in einer Abenteuerfülle, wie unsre

Wolfdietriche sie aufweisen, kaum noch deren Grundfabel erkennen lassen. Um so besser ist sie, übertragen auf Karl den Großen, bewahrt in der sog. Karlsreise. Anderswo läßt sich sogar der Name des alten Bercht-ung oder Berker (Bercht-ger) in dem des nicht minder treuen und söhnereichen Clarem-baut erkennen, und da hier die zweiten Namenteile nicht stimmen, könnte man auf einen zärtlichen Verkleinerungsnamen wie noch Bercht-ung schließen, der nur aus dem ersten Teile gebildet war: vgl. jenes englische Becca.

Und noch zweierlei Merkwürdiges haben die Floovent-Dichtungen mit unsern Wolfdietrichepen gemeinsam: die Versetzung des Vaters nach Konstantinopel — auch nach der Aussage der Karlsreise herrscht dort ein Kaiser Hugo — und die Erzählung von dem feindlich gesinnten Heidenkönig, dessen Tochter doch den Fremdling liebt und ihm dann auch ihr Reich und so die ersehnte Hilfe zubringt: es ist die Geschichte, die bei uns durch Anfügung der Ortnitfabel ersetzt und an der alten Stelle zu einem Zwischenspiel (mit der Tochter des messerwerfenden Vaters) herabgedrückt ist: das Zeugnis der Kaiserchronik zeigte den Helden schon auf dem Wege nach Lamparten.

Floovent aber ist die lautgerechte Entsprechung eines fränkischen Chlo(d)oving = Chlodwigssohn, d. h. Theuderich-Dietrich, der Frankenkönig von 511—33, derselbe nun der Getreuste, der im Iringliede (aber auch bei Gregor) der im alten Wortsinne Ungetreuste war.

In der Tat lassen sich die Grundzüge unsrer Fabel leicht aus der Merovingergeschichte des 6. Jahrhunderts zusammenbringen: Theuderich, der Sohn eines Heiden und einer christlichen Kebse (auch im Iringliede unechter Geburt beschuldigt: S. 398), hatte mit zwei Brüdern zu kämpfen; sein Sohn Theudebert gleich nach des Vaters Tode mit zwei Oheimen, die ihm auch das Reich nehmen wollten. Aber dieser wurde, wie Gregor sagt, von seinen Gefolgsmannen verteidigt und in der Herrschaft gefestigt: so könnten Vater und Sohn mit ihren wiederum nur halb verschiedenen Namen zusammengeflossen sein. Noch mehr: Gundovald, angeblich unehelicher Sohn Chlotachars I., der auch ein Chlodwigsohn war, hatte nicht nur mit zwei echtbürtigen Brüdern zu kämpfen, sondern er stellt auch die Verbindung mit Konstantinopel her, sofern er dort in Ellende war. Er wurde auch wirklich zum Könige erhoben, aber er fiel (585) vor Erreichung seines Zieles durch Mörderhand. Theuderich II., der Enkel Sigeberts (S. 136), hatte einen Hausmeier Bercht-oald, dem Fredegar zu vielen andern lobenden Beiworten auch dies gibt: 'der in allem die Treue hielt', und als eine Art Hausmeiergestalt dürfen wir uns doch den treuen Waffenmeister Bercht-ung denken.

Wunderlich bleibt die Verpflanzung Chlodwigs nach Konstantinopel. Vielleicht kann man zur Erklärung anführen, daß Gregor ihn, den ersten christlichen Frankenkönig, bei der Erzählung seiner Taufe als 'neuen Konstantin' bezeichnet nach dem ersten christlichen Kaiser. Wahrscheinlich hat man beide sogar gleichgesetzt: in der französischen Dichtung kommt neben Clovis auch Constantin als Name für Floovents Vater vor! Eine Verbindung hatte schon

die Sage von Childerich (Kap. IV. 4) hergestellt, und die eben erzählte Geschichte Gundovalds hält sie fest.

Wiederum können wir nur das Gerüst eines Liedes herstellen. Aber wenigstens einen der Gipfelpunkte des Geschehens läßt noch im epischen Stile des 12. Jahrhunderts der 'König Rother' dort erkennen, wo die Berkersöhne im Verlies wiedergefunden und dann befreit werden: ein schwerflüssiger Auftritt voll rührendschöner Einzelzüge, die weit über die Möglichkeiten eines alten Liedes in epische Breite hinausgewachsen sind.

Einen eigentlichen Wendepunkt hat im nächsten Jahrhundert mit neuen Kunstmitteln der Dichter des Wolfdietrich A herausgearbeitet, indem er den alten Berchtung aussendet, das Kind umzubringen, und grade Berchtung hatte dem Könige bei seiner Freite unerhörte Treue erwiesen, ihm verdankt er Land, Burgen und Ehre. Von ihm also wird nun auch das Höchste und Letzte an Treue gefordert: aber als das Höchste und Letzte erkennt er in schwerem Seelenkampfe die Rettung des Kindes.

Die Szene dieses Seelenkampfes gibt das Wolfsabenteuer, und sie kann kaum schöner gedacht werden. Der entführende Alte, von vornherein unbehaglich im Sattel, den Torwart anschnauzend, zu dem Kinde brummend: 'Was schiert es mich, wenn du frierst!', 'er gedenkt an seine Treue', er ist ratlos vor dem Spiel und der Schönheit des Kindes, und sein Lachen tut ihm weh; er setzt es nieder, aber als er das gezogene Schwert sieht: 'seine Hände wollten es töten, da ließ sein Herz es nicht'; er ist voll Zorn über seine Schwäche; er sieht Gottes Hand, aber sterben muß es doch; es soll durch eigne Torheit in die Wildtränke stürzen, aber er will doch seinen Tod sehen oder die Rettung dem Teufel zuschreiben; Grimm und Jammer wechseln im Herzen des Alten; listig verbirgt er sich im Laub; er fürchtet, daß es zu ihm fliehe, und will die Nacht wachen; sterben muß es doch, da er es so fern verschleppt hat, aber er will ein Wunder sehen, und wenn es den Morgen erlebt, so mag es weiter leben. Und als es dann tiefer Abend wird, die Tiere der Wildnis zum Wasser kommen und der Kleine unter den Wölfen sitzt und ihnen straflos in die funkelnden Augen greift, da ist Berchtung näher geschlichen, das Wunder zu sehen. Er lacht und spricht mit Jammer: 'Dir wird das Leben nicht genommen.' Er erkennt Gottes Willen, und als der Morgen aufleuchtet, ist der Entschluß errungen.

Ein ganz unerhörter Reichtum in der Darstellung dieses Ringens! Aber nicht schnöde aufgezählt wie hier, sondern verflochten in das ahnungslose Lebensspiel des Kindes, in das Auf und Ab der Gestirne: der Raub bei Nacht, der Ritt über die Burgbrücke im ersten Morgenschein, über die Bergleite, an der das Kind im Arm erwacht, kreuz und quer und entschlußlos durch die Wildnis und den langen Tag bis zu der Wildtränke, über der die Sonne schwindet, der Mond emporsteigt und abermals der Morgen kommt. In einem der Epen des 12. Jahrhunderts hätte der feste Vers gestanden 'Er hâte manegen gedanc' oder mit gegensätzlicher Zusammenfassung 'Ez was im liep unde leit': hier aber ist die ganze schwanke Menschlichkeit des Herzens im Weltlauf erfaßt.

Indes: die Wolfdietrichepen erzählen ganz verschiedene Wolfabenteuer, und das heißt doch wohl, daß die erst nachträglich und zur Erklärung des Namens eingeführt sind, als man unter Wolf nicht mehr einfach den Vertriebenen verstand und aus dem 'Wolf her Dietrich' und dem 'Franken Dietrich' einen Wolfdietrich machte.

Diese Erzählung von Berchtungs Seelenkampf gehört also nicht in dies Buch? So stehe sie als Gegenbeispiel zu dem des edlen Rudiger, der gleichermaßen der germanischen Dichtung, aber auch erst der epischen Kunst entsprossen ist, und zeige, was die Wolfdietrichdichtung auf ihrem letzten Gipfel der nibelungischen an meisterlicher Schöne entgegenzusetzen hat.

Das Wolfdietrichlied springt nicht von der Geschichte ab und gestaltet nicht Einzelmenschen aus, um einen tragischen Kampf eigenster Art in ihre Seelen und in wenige eigenste Worte zu pressen, wie wirs eben noch am Iringliede gesehen haben. Es läßt sich nicht nur allenfalls aus ihr herleiten, es bleibt bei ihr und bildet sie in großen merovingisch typisierten Gestalten und Ereignissen ab. Es führt wie das Märchen sicher in die Tiefe und sicher wieder heraus. Seine Verwandtschaft ist nicht 'Dietrichs Ellende': auch der Berner löst seine Mannen aus dem Kerker, aber mit einem furchtbaren Verzicht; hier aber geht alles fröhlich aus, die Guten siegen, die Bösen werden bestraft, und die großen Kinder wissen es eigentlich voraus.

Verwandtschaft zeigt vielmehr das Chlotarlied, das auch fränkisch und merovingisch, aber nicht tragisch ist.

Fast ein Jahrtausend hat diese Fabel in ihrer Aufschmückung mitleben und die Herzen erfreuen können, noch in den späten Drucken des Heldenbuchs, unter dessen roh zusammengepreßten Epen der Wolfdietrich mit dem Ortnit das Hauptstück ausmacht.

Eins der Wolfdietrichepen, B, hat noch eine zweite Vorgeschichte im Brautfahrtschema erhalten, in der des Helden Vater Huge Dietrich, auch schon König zu Konstantinopel, selber in Frauenkleidung zu der Prinzessin im Turm eindringt und sie gewinnt. Der Name setzt nach dem Vorbilde von Wolf das alte Huge (Hugo) vor das aus dem Namen des Sohnes gewonnene Dietrich. Hugedietrich bedeutet dann also nicht mehr 'der Franke Dietrich', sondern 'der Vater Wolfdietrichs': eine alte Chlodwigdichtung darf man hier nicht mehr suchen.

4. Walthari, 1) Der 'Waltharius' und die Schule von St. Gallen. Unter den Überlieferungen des Walthari-Stoffes steht, ein ganz einzigartiger Fall, ein lateinisches Hexameter-Epos des 10. Jahrhunderts voran, der Waltharius manu fortis, 'Walther Starkhand', verfaßt von dem St.-Galler Mönch Eckehard I. und ein Ruhm seiner Schule. Zugleich aber ist dies die einzige vollständige Überlieferung: neben ihr gibt es angelsächsische und mittelhochdeutsche epische Bruchstücke, einen kurzen und schlechten nordischen Prosabericht, sonst nur Erwähnungen, halbe Bearbeitungen, Spiegelungen. Und mit Hilfe dieses Stückwerks sollen wir dem Waltharius das Römische und die eignen

Zutaten abzustreifen suchen und zu einer ursprünglichen Fassung des Stoffes emporstreben. Das wird viel Geduld kosten.

Eckehards Waltharius ist in vielen, selbst für eine lateinische Geistlichendichtung vielen Handschriften überliefert, sie gehen aber wahrscheinlich alle auf die eine zurück, die schon mit den uns erhaltenen schwerfälligen Widmungsversen eines Geraldus an einen Bischof Erchamboldus versehen war. Man nimmt an, daß dies der straßburgische ist, der von 965 bis 93 regierte, jenes der Mönch und Eckehards Lehrer in St. Gallen, der das Gedicht (nach dem Wortlaut der Verse) mehr zum Zeitvertreib als zur Erbauung des Empfängers sende.

Von dem Verfasser sagt Eckehard IV. nach 1022 in den 'Schicksalen St. Gallens', nachdem er die geistlichen Dichtungen des Namensvetters aufgeführt hat: 'Er schrieb auch in den Übungen für den Lehrer metrisch (d. h. in antiken Versen), unsicher allerdings, weil er, der Knabe, noch im Wollen, nicht im Können war, das Leben des Walthari Starkhand, das ich in Mainz auf Befehl des Erzbischofs Aribo nach Können und Kennen verbessert habe. Denn die unlateinischen Eigentümlichkeiten seiner Muttersprache lassen einen Deutschen, der das Lateinische erst lernt, nicht gleich zu einem Lateiner werden. So pflegen denn auch Halblehrer ihre Schüler schlecht zu unterrichten, die da sagen: "Seht, wie man am besten zu einem Deutschen spreche, und übersetzt die Worte in demselben Satze ins Lateinische!" Dieser Irrtum hat auch Eckehard bei jener Arbeit betrogen. Später war es nicht mehr so.'

Diese Beurteilung erscheint uns gegenüber einer solchen vielleicht einzigartigen 'Schularbeit' eines 'Knaben' engherzig oder, da die Wahrheit nicht an der überreichten Reinschrift nachgeprüft werden konnte, sogar auf Kosten des Dichters demütig und unwahrhaftig. Aber die Übersetzung des lateinischen puer durch 'Knabe' legt doch den Sinn des Wortes vielleicht zu einseitig fest: er entwickelt sich im mittelalterlichen Latein nicht nur zu 'Diener' und 'Sohn', sondern auch zu 'Schüler einer Klosterschule' und 'Geistlicher niedern Grades' (Subdiakon und Diakon) im Gegensatze zu den 'seniores', den Priestern: so schon in einer italienischen Urkunde von 874. Es heißt auch gradezu 'Jüngling'. (Zu vergleichen ist das mittelhochdeutsche kint.) Der Dichter selbst spricht ja auch nur von seiner 'Jugend':

> Der du dies liest, verzeihe der zirpenden Grille, erwäge
> Nicht, wie rauh die Stimme noch ist, bedenke die Jugend,
> Da sie, noch nicht entflogen dem Nest, die Höhe erstrebte!
> Dies ist der Walthari-Sang. — Mög euch der Heiland behüten!

Im übrigen ist zu sagen, daß die 'Schicksale von St. Gallen' nicht als 'eigentliche Geschichtsquelle betrachtet werden dürfen', so sehr uns das Anekdotische und Erzählerische daran bei aller hochst einseitigen Parteinahme fur das Kloster und seine verklärte Vergangenheit willkommen ist. Der Verfasser hat — das kommt hier für uns in Betracht — das eigne Archiv, die eignen Urkunden St. Gallens zu benutzen abgelehnt, und so sind seine Zeitbestimmungen

besonders wackelig. Er vermischt im 9./10. Jahrhundert, also in der Zeit Eckehards I., drei Geschlechter von Lehrern und Schulern, im 10. und noch im 11. gehen ihm die Äbte durcheinander, von außenstehenden Männern gar nicht zu reden. Und so soll derselbe 973 gestorbene Eckehard, der den Waltharius noch als 'Knabe' gedichtet habe, nicht nur den Besuch der Herzogin Hadwig im Kloster noch erlebt, sondern auch dem 989 erwählten Bischof Liutold geistliche Gesänge gewidmet haben, so daß es fast nicht mehr wunderbar erscheint, wenn dies Buch behauptet, daß noch jetzt viele seiner Zeitgenossen mit Tränen von ihm erzählten. Der Verfasser wußte nicht, wann Eckehard I. gestorben, geschweige, wann er geboren war; und wenn er eine Berechnung begann, mußte er ihn nach dem Vorigen jünger machen, als die Geschichte zuläßt: daß die Dichtung von einem 'Knaben' herrühre, ist geschichtlich so haltlos wie nach ihrem Wert.

Mit der Abfassung des Waltharius aber dürfen wir vermutlich höchstens bis auf das Jahr 933 hinuntergehn: die Einleitung spricht von einer tausendjährigen Hunnenherrschaft, ohne des Sieges König Heinrichs I. an der Unstrut zu gedenken. Ob die Erinnerung an das alte Waltharigedicht und seinen Attila durch die ungarische Plünderung St. Gallens vom 1. Mai 926 wachgerufen wurde? Denn die Hunnen wurden allgemein den Ungarn der eignen Zeit gleichgesetzt. Wiedergabe einer ungarischen Reiterschlacht freilich, wie wir solche in ihren Besonderheiten, namentlich dem unangreifbaren Vor- und Zurücksprengen, aus zeitgenössischen Berichten kennen, läßt sich in der Schlacht, die Waltharius für Attila gewinnt, nicht finden: sie lebt zumeist von Überkommenem.

Das Jahr 926 ergibt sich aber vielleicht auch anderweit als obere Zeitgrenze für unser Gedicht. Als Waltharius den Sachsen (nicht Iren) Ekivrid sprechen hört, muß er ein Lachen unterdrücken.

Kauderwelsch verrät deine Sprache den Sprossen des Stammes,
Dem die Natur es verlieh, vor andern durch Possen zu glänzen.
Hat mein Arm dich berührt, sobald du mir näher gekommen,
Wirst imstande du sein, den Leuten in Sachsen zu melden,
Daß hier im Wasgengebirg ein Faunengespenst du erblickt hast.

Mit 'Kauderwelsch' ist hier Celtica lingua übersetzt, da ja Ekivrid als Sachse ausdrücklich bezeichnet und der Name zwar dem Hexameter zu liebe mit k statt ck geschrieben, aber keineswegs angelsächsisch ist und an britische Kelten denken ließe; überdies war keltische Sprache in St. Gallen nicht unbekannt (S. 412).

Im Herbst 926 leistete nun der neue St.-Galler Abt Engilbert dem Könige Heinrich I. zu Worms seinen Eid und empfing die Bestätigung. Heinrich aber verstand kein Latein und sprach sein Niedersächsisch: so drang diese Merkwürdigkeit nach St. Gallen

Wenn die Ergebnisse dieser beiden Überlegungen nicht zufällig im Jahre 926 zusammentreffen, hängt es nur von der Bewertung der 'Jugendlichkeit' dieses 'Schularbeit'-Schreibers ab, wann er geboren sein soll.

Vermutlich aber frühstens Ende des 9. Jahrhunderts, wenn er 973 gestorben ist und seine Jugendlichkeit nicht zu lang ausgedehnt wird. Er stammte aus adligem Geschlechte in der Nähe St. Gallens und trat dort in die Schule ein.

Diese Schule muß uns als erstes diese wunderbare, bei unsern Lateinverhältnissen augenscheinlich kaum faßliche 'Schularbeit' wenigstens so weit erklären, als Schulmäßiges darin enthalten ist: durch eine Dressur, die noch hinter den Jünglingen mit der Rute stand und im Schutze der Klostermauern die blasse, abgeblühte Hoch- und Fremdsprache noch einmal zum Wachstum trieb, indes draußen, aber auch in den Herzen das Vulgärlateinische und Romanische oder Deutsche kräftig wucherte. Und in der sog. inneren Schule, die den mönchischen Nachwuchs erzog, darunter unsern Eckehard, war das Ziel höher gesteckt, die Zucht unentrinnbar, indes die äußere ihre Laien Zöglinge minder geplagt ins Leben entließ.

In der Schule des dritten Eckehard († 990), der des ersten Neffe war, wagten nur die Kleinsten anders als lateinisch zu reden: Latein gehörte neben Schreiben, Lesen und Psalmenlernen schon mit in die unterste Stufe des Unterrichts. Die benutzten Grammatiken Donats und Priszians nahmen ihre Beispiele aus Vergils Äneide, und Priszian hatte eine besondre Abhandlung über das Benutzen Vergils im Grammatikunterrichte geschrieben. In St. Gallen hatte man Vergils Dichtungen nicht nur in der geläufigen karolingischen Schrift, sie waren auch in irischer, sogar in altrömischer und somit durch alle Geschlechter des Klosters überkommen; man hatte sie in einer Blütenlese und mit den Erklärungen des Servius (S. 300). Er war auch selbst Schulschriftsteller; er wurde wörtlich übersetzt und auswendig gelernt. Die alten Kataloge fügen auch noch eine ganze Anzahl Handschriften hinzu, die man in St. Gallen nicht nur besaß, sondern nach Ausweis übergeschriebener Wort-Übersetzungen, Glossen (S. 336ff.), auch las und nach Ausweis dabei angewandter, nur für den Lehrer verständlicher Geheimschrift in der Schule behandelte. Die Dichter dienten zugleich als Muster der Lehre vom Versbau, soweit man nicht auch dazu die vorhandenen Lehrbücher heranzog. Denn über dem alltäglichen Latein-Lesen, -Schreiben und -Sprechen, das selbstverständlich schien, stand ja weit das lateinische Dichten, und am 'Schülertage' (S. 25) stimmen die Schüler der Mittelstufe den eingefangenen Abtbischof durch 'rhythmische' Lateinverse milde, die der Oberstufe durch 'metrische'. Wer weiß, wie viel solcher Gedichte in den St. Galler Handschriften stecken! Und wie diese Kunst, besonders als Zeugnis rascher Geistesgegenwart emporgetrieben ist, zeigt die Erzählung Eckehards IV. von dem Knaben Burkhard und der gelehrten Herzogin Hadwig. 'Warum ist der Knabe (zur Lesestunde) mitgekommen?' 'Wegen des Griechischen', antwortete der Lehrer (Eckehard II.), 'um von eurem Munde,

Herrin, etwas zu rauben: er ist sonst wohlbeschlagen.' Und der hübsche Junge, höchst versbereit, antwortet (in reimendem Hexameter):

'Wär ich der Griechen doch einer, o Herrin, da kaum ich Lateiner!'

Sie küßt ihn, heißt ihn, sich auf die Fußbank neben sie setzen, und verlangt weitere 'plötzliche' Verse von ihm. Er sieht beide an, als eines solchen Kusses ungewohnt:

'Würdigen Vers zu verfassen, bin ganz ich von Gaben verlassen:
Starren die Fürstin mich machte, den süß mit dem Kuß sie bedachte.'

Sie aber, sonst so ernst, brach in Gelächter aus, stellte den Knaben vor sich und lehrte ihn (als Verlobte eines griechischen Prinzen) die griechische Antiphone 'Maria und die Flüsse' singen. Und auch später ließ sie ihn kommen, verlangte Stegreifverse, brachte ihm Griechisch bei und liebte ihn über alle. Und als er schließlich davonging, beschenkte sie ihn mit einem Horaz und einigen andern Büchern, 'die wir noch in unserm Schrein haben.'

Daß in der Tat die Kunst, Prosareden zu machen und 'Versstrophen' zu dichten, schon in der Knabenzeit erledigt wurde, lehrt ein Brief Notkers I. an zwei ehemalige Zöglinge, die er mahnt, nun da draußen als Jünglinge diese Kunst weiter zu üben.

Man sieht die Linie, die zu der Leistung des Walthariusdichters, freilich noch immer plötzlich und steil emporführt, man versteht, daß die Fütterung mit Vergil auf allen Stufen der Schule und bei all ihren Aufgaben und insbesondre das ständige Auswendiglernen dazu führen muß, daß die Jünglinge als Hexameter vergilische vorbringen in dem Sinne, daß sich die alten Teile neu zusammenordnen, daß die Worte von selbst zu den alten Bildern und Szenen führen, wo nicht einfach Szene und Bild vorher übernommen sind. Man hatte ja auch ein unverfänglich christliches Vorbild an dem Gedichte der Proba, das ganz aus Vergilversen zusammengestoppelt und in der Bücherei zu finden war. Vergil aber ist seinerseits nicht minder homerisch als Eckehard vergilisch, und so ergießt sich hier die griechische Götterwelt in die Dichtung der Christen und lebt ein wunderliches Scheinleben, bis der Humanismus sie abermals erweckt. Daß Eckehard sich durch mancherlei Eigenkraft vielfach über solche Gebundenheit emporschwingt, steht für sich: auch Dichter können in die Schule gehen, und auch die Verfasser etwa der großen St.-Galler Sequenzen werden ja dort erzogen sein.

Sie hat aber, vom Griechischen ganz abgesehen, das wohl schon zu Eckehards I. Jugendzeit nur noch schwach fortglimmte, nicht allein das Lateinische gelehrt, wenngleich sie auch die übrige Welt durch das Lateinische zu sehen lehrte, indem sie wie das gesamte Mittelalter den alten Schulaufbau von den benediktinischen Vorgängern übernahm. Sie lehrte die sieben artes liberales, was übersetzt zu werden pflegt mit 'freie Künste', in Wahrheit aber besagen will 'einem freigeborenen Römer zukommende Wissenschaften', und zwar zuerst den 'Dreiweg', Grammatik, Rhetorik, Dialektik, dann den 'Vierweg',

Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie. So hat sie in St. Gallen noch Notker I. im 9. Jahrhundert zu Distichen zusammengefaßt, Notker III. im Anfang des 11. lateinisch-deutsch erklärt (Bd. II). Aber freilich waren die Inhalte in der christlichen Handhabung stark verändert und geschrumpft: die Rhetorik z. B. zu einer Anleitung in Prosaschreiben, wie man es für Urkunden und Briefe brauchte, die Arithmetik nächst der Fingerrechnung der Anfänger zum Festlegen des Kalenders und zu Zahlenmystik. Dann erst begann das höhere Studium der Medizin und zuoberst der Theologie, d. h. wohl kaum mehr als Lesen der Schrift mit Hilfe der sicheren alten Erklärer und Auslegung in dreifachem Sinne: geschichtlich, sittlich, mystisch; eine neufindende Theologie gab es nicht. Alle diese Leistungen aber, fast erdrückt von der Last des Übernommenen, auch die der Heilkunde, konnten nicht aufkommen gegen die der 'Grammatik', besonders wenn sie sich mit derMusik verband wie bei Notker I. oder einen Stoff von natürlicher dichterischer Kraft zu bearbeiten hatte wie bei Eckehard I.

Der konnte diese Schule noch zu ihrer hohen Zeit besuchen. Ihr erster heimwüchsiger Lehrer ist Iso, der 852 in Urkunden auftaucht. Die St.-Galler Mönche und nachmals Lehrer Hartmuot und Werinbert, denen Otfried gegen 870 eine Abschrift seines deutsch-gereimten Evangelienbuches schickte, waren noch in die auswärtige Schule von Fulda, zu Hraban geschickt (Bd. II). Werinbert war Lehrer Notkers I. neben dem gefeierten Iren Moengal-Marcellus, der um 850 in die Abtei eintrat und Leiter der inneren Schule wurde.

Damit wurde dieser zugleich der einflußreichste Träger des irischen Geistes im Kloster, der ja so alt war wie die Gründung durch den Iren Gallus selbst und in den diesen späteren Mönchsgeschlechtern kaum noch lesbaren 'irisch geschriebenen Büchern' der Bibliothek abseits gestellt und eingesargt schien, als im 9. Jahrhundert der irische Zustrom sich verstärkte und immer wieder Neues von dem erregend fremden Geiste mit sich führte.

Notkers I. Schüler wurden unter vielen andern jener Abt Salomo III. — vergeblich suchte ihn Notker an die geistige Welt seiner Lehre zu fesseln: er entrann in die Welt der großen Politik und wurde mit dem berüchtigten Hatto von Mainz letzte Stütze des karolingischen Reiches — und unser Eckehard I., dessen Schulzeit also in die Regierungszeit des politisch bedeutendsten, kriegerischsten, gewissenlosesten Herren fiel.

Bei Notker I. hätte Eckehard mehr von dem lernen können, was an Dichtkunst lernbar ist, als bei irgend jemand sonst. Er war, von andern Werken zu schweigen, in einem 'polymetrischen', vielmaßigen, 'Leben des Hl. Gallus' sogar über die Hexameter und Hymnenverse seiner Mitmönche zu 'adonischen' Strophen gediehen, er hatte die neue Sequenzenkunst zur Blüte gebracht und ihr eine Wirkung gegeben, die sich auf Jahrhunderte erstrecken und auch in deutscher Sprache zu immer neuen Gestaltungen führen sollte: es war die Kunst, den nach byzantinischer Art unendlichen, nicht mit Worten, sondern

nur mit Lauten gesungenen Melodieführungen, sog. Vokalisen, gewisser Teile der Messe Worte unterzulegen, je eine Silbe auf einen Ton. Das ergab eine Freiheit von allen bisherigen Vers- und rhythmischen Bindungen, die einen ungekannten, man könnte sagen pindarischen Schwung entband, umsomehr als Notker den natürlichen Sprachrhythmus gelten ließ und, unser erster namentlich bekannter Komponist, zu weltweiter Wirkung alle Herrlichkeiten der Musik über die alterhabenen und nun so neu erglänzenden Bildworte ausgoß. Denn er blieb keineswegs bei den überkommenen Weisen, er stellte Strophen und Gegenstrophen gleicher Silbenordnung wider einander, und wir mögen uns denken, wie sich der Sopran der Knaben über die dunklen Männerstimmen schwang, wie beide unter den Gewölben in- und auseinanderwogten und der Messefeier, aus der das alles entsprungen war, eine herzerschütternde Größe gaben. Wir dürfen ja nicht die Gleichförmigkeit und das Lallen unseres ausgemergelten Gemeindegesangs in die alte Klosterkirche übertragen: Musik gehörte mit zum Unterricht, all die den Tag gliedernden Gebetstunden hatten verschiedenartig melodisches Gewand, und da die Musik hundertgestaltig durch das Ohr, nicht durch Notenbild und Auge weitergegeben wurde, so war die ganze Mönchsgemeinschaft ein großer Chor, dem solcher Zusammenklang in einer höheren Welt ein verherrlichtes Leben war.

Wenn Eckehard ein dichterisches Herz hatte, so konnte es entbrennen an dem glühenden Rausch solcher Sequenzenchöre, und wirklich haben wir Sequenzen von ihm.

Neben Notker stand Tuotilo, der nun auch andern 'Vokalisen' Worte und Gedankeninhalt gab, den sog. Tropen in kirchlichen Gesangstexten, d. h. ursprünglich wortlosen Tonfiguren. Er erweiterte ebenfalls die Möglichkeiten, gab Worte und Weise auch ohne Tropen und schuf durch ihre Verteilung auf zwei Chöre den Wechselgesang, der die Grundlage des geistlichen Dramas und in ihm für alle Folgezeit wirksam wurde: 'Wen sucht ihr im Grabe, ihr Christinnen?' 'Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten, ihr Himmelsbewohner.' 'Er ist nicht hier, er ist auferstanden, wie er vorausgesagt hat. Gehet, meldet, daß er aus dem Grabe auferstanden ist!'

Ob Tuotilo Einfluß auf Eckehard gehabt habe, läßt sich nicht sagen, aber es entsteht durch das was ihm die 'Schicksale St. Gallens' nachsagen, ein Bild von Vielseitigkeit und geistiger Spannkraft, zu denen der junge Eckehard aufsehen konnte: ein Mann von mächtigen Gliedern und starker Stimme; beredt; ausgezeichnet in erhabner Arbeit; ein Künstler in der Malerei; ein Musiker wie die Genossen, aber besonders in jeder Art von Saiteninstrumenten und Flöten — er unterrichtete auch in einem besonders vom Abte dazu bestimmten Raume die Söhne von Adligen im Saitenspiel —; ein tüchtiger Gesandter für nah und fern; erfolgreich im Bauen und in den übrigen Künsten; des Dichtens in beiden Sprachen mächtig (Lateinisch und Griechisch: dies wohl mehr in der Fernsicht Eckehards IV.) und gleich bereit dazu; in Ernst und Scherz so kurzweilig, daß einst Kaiser Karl (III.) dem geflucht hat, der einen Menschen solcher Anlage

zum Mönche gemacht habe; dabei aber, was doch mehr ist als das andre: eifrig im Chorgesang; in der Einsamkeit schwermütig und besonders mächtig, Verse und Weisen zu finden; keusch wie eben ein Schüler des Marcellus, der vor Frauen die Augen schloß. Es ist, als ob wir in der begeisterten Schilderung des Nachlebenden, der hier die Höhe seines verklärenden Erinnerns und seiner Kunst zugleich erklimmt, einem der großen Renaissancekünstler begegneten.

Was es aber in diesem Kreise an Geist, Witz und Laune gab, und damit die unter den Höhen aller Künste und Wissenschaften wehende Luft des täglichen Lebens, das erlesen wir aus den 'Geschichten von Karl dem Großen', die Notker, liebenswürdig sorglos plaudernd, dem eben erst mit prunkvollen Begrüßungsgedichten im Kloster empfangenen Urenkel, Karl III., in offenbar recht behaglicher Sitzung erzählt. Das war im Dezember 883, aber Notker hatte als Gewährsleute den kürzlich abgeschiedenen St.-Galler Lehrer Werinbert und für Karls Kriegstaten Werinberts Vater Adalbert, 'einen Laien und in den Schriften weniger gebildet', der noch in den 'Hunnen'- und Sachsen- und Slavenkriegen mitgefochten und hochbetagt dem Knaben Notker erzählt habe. Ihre Wiedergabe beginnt er freilich mit einer gelehrten Einleitung, die uns in andrer Weise nicht minder als seine Mären ergötzt. Die von 'Schrätel und Wasserbär' kennen wir bereits (S. 38f.), es gibt aber auch heroische darunter: die vom 'eisernen Karl'.

Da erwartet der Franke Otker, der einst Pracht und Macht des Kaisers selbst gesehen hat und nun in Ungnade gefallen ist, mit Desiderius, dem Langobardenkönige, den Heereszug Karls auf einem hohen Turme (Pavias). Und jedes Mal, wenn eine neue Schar herankommt, der ungeheure Troß, das Heer aus allen Völkern des Reiches, die Geistlichen jedes Ranges, das Gefolge, ruft Desiderius: 'Ist Karl dabei?' 'Dabei ist Karl!?' Und jedesmal kommt die Antwort 'Noch nicht!' Mehr und mehr wird der König von Grauen gepackt, stammelnd und schluchzend will er sich in die Erde verkriechen. 'Darauf Otker banges Mutes: "Wenn du auf den Feldern eine eiserne Saat starren siehst und Po und Tessin mit eisenschwarzen Fluten wie das Meer die Mauern der Stadt überschwemmen, dann können wir hoffen, daß Karl kommt." Er hatte das noch nicht zu Ende gesprochen, als zuerst im Westen und Norden es sich wie eine finstre Wolke zu zeigen begann, die den hellsten Tag in schauerliche Schatten hüllte. Und als der Kaiser näher kam, ging von dem Glanz der Waffen den Eingeschlossenen ein Tag auf, dunkler als alle Nacht': Karl erscheint, ganz in Eisen gehüllt und mit Eisen gewappnet, und so auch all die Seinen. 'Eisen füllte die Felder und Wege, der Sonne Strahlen wurden zurückgeworfen von dem blinkenden Eisen. Dem starren Eisen bezeugte das Volk, noch starrer, geziemende Ehre. Bis tief unter die Erde drang das Entsetzen vor dem glänzenden Eisen. "Das Eisen, wehe das Eisen!" so tönte das Rufen der Bürger durcheinander. Von dem Eisen erbebten die festen Mauern, und die Vernunft der Jünglinge verging vor dem Eisen der Männer.

Dies also, was ich armer Stammler und Zahnloser nicht, wie ich gesollt hätte, sondern mit trägen Umschweifen gar zu langsam zu entfalten versucht habe, erfaßte der ausschauende Otker der Wahrheit gemäß in schnellstem Blick und sagte zu Desiderius: "Sieh, da hast du Karl, den du so sehr suchtest!" Und bei diesen Worten sank er fast entseelt zu Boden.'

Die blitzhafte Erfassung des letzten ungeheuren Bildes, der Notker, wie er sagt, mit Worten nicht nachkommen kann, ist für ihn mehr als das lange kluge und doch gleichmäßige Steigern der Spannung in all den Abwandlungen von Frage und Antwort, von Rückblicken und Vorverweisen bis zu den gewaltigen Prachtworten mit ihrem Eisen, Eisen und abermals Eisen, das schließlich auch in die Schreie der entsetzten Burger übergeht. Wer erkennt in diesem kriegerischen Pomp und dieser Wucht, die so auf die Seele hämmert, den zarten, stammelnden Notker? Aber, fügt Eckehard IV. hinzu: zart an Leib, nicht an der Seele, stammelnd im Munde, nicht im Geist. Was rührt hieran von ihm her? Denn Dichtung ist es, das besagt ja schon der Aufbau, nicht Geschichte, schon weil die Belagerung von Pavia vielmehr zehn Monate dauerte. Aber nicht germanische Dichtung, schon weil Wiederholung des Wortes (eisern) bei Abwandlung des Geschehens das Hauptkunstmittel ist, nicht Abwandlung des Wortes bei Wiederholung des Geschehens. Es gibt denn auch eine gleichlaufende arabische Erzählung in den jungen legendenhaften Zusätzen einer Lebensgeschichte Muhammeds, die vor 828 entstanden ist: 'Die Kabilen ziehen mit ihren Banden vorüber. So oft eine Schar vorüberkam, fragte Abu Sofjan: 'Wer sind die?' Wenn Abbas die Suleim nannte, sagte er: 'Was gehen mich die Suleim an?'' Aber wie lahm ist das gegen die Frage (und schon beim Eintreffen einer Schar, nicht wenn sie vorüber ist) 'Ist Karl dabei?'! Und so ist das Verhältnis auch am Schluß, wo Muhammed mit der ganz in Eisen verhüllten 'dunklen Schar' vorüberzieht: "Gepriesen sei der Herr! O Abbas! Wer sind diese?' Ich antwortete: 'Es ist der Gesandte Gottes mit den Auswanderern und Hilfsgenossen.' Da sagte er: 'Bei Gott, gegen diese vermag niemand etwas!'' Es ist eine Wandererzählung, und Notker hat noch eine zweite vergnüglichere von gleichartigem Aufbau: die griechischen Gesandten, die erst den Marschall, dann den Pfalzgrafen für Kaiser Karl halten müssen und niederfallen, dann aber vor der ungeheuren Herrlichkeit des wirklichen Kaisers ohne Atem und Besinnung stumm und leblos in den Staub stürzen. Diese Geschichte ist zugleich der siegreiche Abschluß in dem halb schwankhaften Wettstreit der griechischen und fränkischen Gesandtschaften innerhalb des Büchleins.

Das sind Geschichten, wie sie Notker von dem schriftungelehrten Adalbert gehört haben konnte, der sie aber auch nicht mehr erlebt hatte, und wir hätten hier am 'Eisernen Karl' in einem kriegerisch-weltlichen Stoffe die Vorstufe zu der Aufgabe, die dem jungen Eckehard gestellt wurde: auch das deutsche Heldenlied von Walthari in Latein zu fassen, nun aber auch gleich in Hexameter. Und so ist später das deutsche Loblied auf den Hl. Gallus, das Notkers älterer Genosse Ratpert (neben lateinischen Prozessionsliedern, Litaneien und

Hymnen) gedichtet hatte, von Eckehard IV. in lateinische Reimverse übersetzt.

Daß aber der Waltharistoff nicht der einzige seiner Heldenliedart war und auch die Übersetzung in lateinische Hexameter nicht die einzige ihrer Art, das zeigt jene Prachtstrophe des Hunnenschlachtliedes, die Eckehard herkunftgemäß seinen Attila hinausdonnern läßt, ob wir nun jenen Adalbert oder sonst jemand als Überlieferer denken: wir haben das Lied auf die langobardische Dichtung wirken sehen (S. 179ff.), von ihr konnte es, langobardisch-deutsch, denselben Weg kommen, den in den 'Schicksalen von St. Gallen' die Kaiser und Könige hin- und zurückgehen, mit ihnen die Völkerwanderung der Heere und auch der 'Waltharius', als er, im 11. Jahrhundert, in die Chronik des Klosters Novalese am Fuße des Mont Cenis einbezogen wurde.

Wir finden da einen Auszug, teils in Versen, teils in Prosa, nach der Bearbeitung eines 'metricanorus', eines 'Sängers der nichtreimenden Verskunst', bis dahin reichend, wo Cundharius und Hagano des Waltharius nicht Herr werden können: da sehen sie von seinem Beutel eine Flasche Wein herabhängen! (Der Kampf ist hier in einer Höhle gedacht.) Das Ganze ist eingebettet in die Geschichte eines nach dem unsern genannten Waltharius, der in Novalese auf seine alten Tage Mönch geworden, noch einmal sein Heldentum entdeckt und an Räubern, aber auch sonst wunderbare Taten tut. Alles zum Ruhme des Klosters, und daß der eine Waltharius zur Zeit regis Atile Flagellum Dei (der Gottesgeißel Attila), der andre unter dem letzten Langobardenkönige Desiderius wirkt, das macht nichts aus.

Für uns aber ist hier sonst nichts zu gewinnen: die Chronik ist nicht Quelle, sondern alter Zeuge gelehrter Verbreitung des Waltharius.

Übrigens hat auch der Dichter selbst mit einer Sequenz an den Apostel Paulus, deren minder mangelhaftes Latein selbst die Anerkennung Eckehards IV. fand, ein 'Konterfei' des weltlichen 'Lidius Charromannicus' geschaffen, d. h. die Weise eines Liedes auf Karlmann in lydischer Tonart mit geistlichen Worten unterlegt. Welcher Karlmann das war, steht dahin. Denkt man an den Sohn Ludwigs des Deutschen, der im Jahre 877 mit einem raschen Feldzuge den Westfranken Karl den Kahlen aus Italien vertrieb und das Land für Ostfranken gewann, so haben wir denselben Weg der Verbreitung eines solchen Gedichtes wie zuvor. Freilich könnte es als weltliches wohl die Sequenzenform, wenn es wirklich eine solche hatte, frühstens in Notkers I. Zeit erhalten haben, aber es hindert uns ja nichts, damit ins 10. Jahrhundert und in Eckehards I. Alter hinabzusteigen. Sonst galt das Lied Karls Oheim (S. 360)?

All diese unblutige klösterliche Kriegerischkeit, die ja merkwürdigerweise jeglichem Christlichen zum Trotz schon durch Vergil gradezu gezüchtet wurde und die so wunderbar zu unsern eignen Knabenbegeisterungen stimmt, läßt sich nun bei Notker auch anderweit erweisen.

Er bevorzugte die christlichen Dichter, besonders seinen Liebling, den prudentissimus (klügsten) Prudentius, und das würde die besondre Stellung

erklären, die er in Eckehard I. neben Vergil innehat. Die 'Psychomachie', das in höchst mannigfaltigen kriegerischen Einzelkämpfen dargestellte Ringen zwischen den gewappneten Tugenden und Lastern, wobei diese hoffnungslos benachteiligt werden, lag (mit andern Gedichten des Prudentius) den St.-Gallern in einer Bilderhandschrift vor, die noch durch eine karolingische Bearbeitung hindurch den Ausgang von dem Formenvorrat des Altertums erkennen läßt: das war für den schauenden Schüler ein anmutigerer und bequemerer Weg nach Rom, als der durch das lateinische Wort, ob man die fremdartig aufregenden Bilder nun mit oder ohne gute Lehren besah. Solchen Unterricht vergißt ein Knabe nicht, dem Bilder Wirklichkeiten geben. Daß aber die Handschrift dem Unterricht diente, besagen wieder die zugesetzten deutschen Worte in Geheimschrift: auch hier galt es ja zu lesen, zu verstehen, auswendig zu lernen, den Versbau nachzubilden.

Aber: Notker I. starb 912, und es erhebt sich wiederum die Frage: wie alt hätte der Walthariusdichter damals schon sein müssen, um den rechten Eindruck von einem solchen Lehrer zu empfangen? Das Amt wird nun vielmehr Gerald übernommen haben, den Eckehard IV. ja auch zu den Säulen des Klosters rechnet, als Prediger und Richter preist und als Gefäß des Hl. Geistes ein gottseliges Ende finden läßt, nachdem er vom Subdiakonat ab bis ins hochste Alter immer Lehrer gewesen. Von einer dichterischen oder doch schriftstellerischen Tätigkeit kennen wir nichts als die mühselig aus fertigen Gemeinplätzen zusammengeklaubten Hexameter seines Widmungsgedichtes zum 'Waltharius'. Wenn er aber das Werk so mit Vorwort begleiten und verschicken konnte, so dürfen wir wohl annehmen, daß er wirklich der Lehrer des Dichters war und die alte Schularbeit hervorholte, wie später Eckehard IV. die seines Lehrers Notkers III., des Deutschen. Damit würde sich zugleich erklären, daß wir bis dahin in St. Gallen nichts von dem Werke hören und daß dort keine einzige Handschrift erhalten ist: man schwieg nicht nur wegen des weltlichen Stoffes, sondern auch aus Unkenntnis. Wollte man nach dem Beispiele Eckehards IV. annehmen, daß Gerald den 'Waltharius' erst nach dem Tode des Dichters (973) herausgab, so mußte er allerdings ein ungewöhnliches Alter erreicht haben: Notker I., der Stammler, der damals mehr als sechzig Jahre tot war, soll ja nach den 'Schicksalen' zwar sein Lehrer, aber auch sein besonders naher Freund gewesen sein.

Hier sind offenbar wieder die Zeiten durch die Fernsicht verschoben, und wir kommen auch hier nicht zu Klarheit.

Wenn aber Notker nur noch Lehrer des Knaben, nicht des Jünglings Eckehard gewesen sein kann, so bleibt doch das Nachwirken seiner Leistungen, das unmittelbar zu greifen ist in Eckehards eignen Sequenzen und in wörtlichen Anklängen seines 'Waltharius' an die Notkers. Die 'Taten Karls' lagen schwarz auf weiß vor, und die Bilderhandschrift des Prudentius konnte weiter in der Schule benutzt werden.

Aber wie wir auch die Wirkungen zwischen Notker I. und Gerald, zwischen Schriftlich und Mündlich verteilen, sie bleiben klar und deutlich, und die Leistung des Dichters braucht uns nicht mehr so unfaßlich zu scheinen wie beim ersten Anblick.

Unfaßlich bleibt sie freilich, wenn wir sie als Leistung eines Tages denken.

Wir kennen den Umfang solcher Schulaufgaben am besten aus dem 'Buche der Segnungen' Eckehards IV., des Verfassers der 'Schicksale': dort sind seine eignen aus dem Nachlaß seines Lehrers Notkers III. wieder aufgetauchten zu einer Mustersammlung für die Schule vereinigt herausgegeben (vgl. S. 417), und es sind durchaus kleine Stücke, Lobgesänge für die Kirchenfeste und Tischbesegnungen, wie sie der schulfreien Zeit eines Tages entsprechen mögen: eins, das noch besonders die Beischrift Dictamen debitum ('aufgegebene Dichtung') trägt, zählt 22 Verse; ein andres, Dictamen diei magistro ('Tagesdichtung für den Lehrer') nur 14; manchmal sind mehrere solche Stückchen tageweis aneinandergereiht (Dictamen sequentis diei 'Dichtung des folgenden Tages').

Wie konnte also jemand eine Aufgabe stellen, die 1456 Verse erbrachte?

Eine Mittelstufe finden wir etwa bei Walahfried Strabus im benachbarten Kloster von Reichenau.

Als er achtzehn Jahre alt war, 824, schrieb er auf Befehl des Paters Adalgis eine ältere Prosa-Erzählung von der Vision des sterbenden Wetti, seines Lehrers, in fast tausend Hexameter um, mit derselben Abhängigkeit von biblischen Stellen und antiken Versmustern wie Eckehard I., nur daß Ovid an Stelle des Prudentius steht, aber mit einer Sprach- und Versbeherrschung, die beträchtlich größer ist, neben mythologischen Schnörkeln auch lautliche Kunststücke zu Wege bringt und alles und jedes in Hexameter preßt, wenngleich zuweilen mit gewagten Satzmitteln, selbst das Datum Sonnabend den 30. Oktober 824 nach Christi Geburt im 11. Jahre Kaiser Ludwigs; freilich verbraucht er dazu sechs Verse. Er beginnt wie Eckehard nach dem Eingangsgebet mit einer gelehrten geographisch-geschichtlichen Einleitung, die zwar der St.-Galler Forderung entspricht, daß der Schüler die Lage der Länder anzugeben wisse, die aber (nicht besser als die alten Stammtafeln und Königslisten) in eine Aufzählung der bisherigen Reichenauer Äbte ausläuft mit Angabe der Regierungsdauer eines jeden in Jahren, wiederum alles in Versen. Die Erzählung selbst folgt bis auf einige Verbeugungen vor den ungnädigen Vorgesetzten, akrostichische Versteckspiele gegen Schluß und Nachträge — Walahfried hatte selbst an Wettis Lager gesessen — fast ganz der Prosa: aus ihr stammt Ordnung und Einheitlichkeit des Ganzen, nicht minder das Eigenartige der Fegefeuerstrafen. Walahfried spricht sich denn auch in dem Begleitbriefe an seinen Gönner Grimald bitter genug über den Zwang aus, der dichtungsfeindlich nach Schnitzern schnuffelt und dem Achtzehnjährigen mit Schlägen droht, während er ohne Bindung an eine solche Vorlage, zu der ihm Alter und Wissen nicht auslangen, im Freien schweifend vielleicht Zweiglein hätte pflücken

konnen, seine bäurische Blöße zu bedecken. Er kannte schon damals seine dichterische lyrische Kraft (S. 342) und hat sie früh erwiesen.

So ist hier Walahfrieds Leistung im Zwange geringer: er konnte weder Kunst des Aufbaus noch Phantasie walten lassen, während Eckehard, hundert Jahre spater, grade diese Gaben neben der Vorlage ausspielte: wir konnen beider Werke nur als erstaunliche Leistungen einer besonderen Art von Schule einander beglaubigen lassen und aus Walahfrieds auch Eckehards Alter leichter vermuten.

Aus dem besagten Briefe an Grimald geht übrigens noch hervor, daß Walahfrieds Arbeit zwar von Pater Adalgis aufgegeben, aber ohne Wissen des Abtes und des Lehrers verfaßt ist; Grimald soll nun schützen. Von einer Schularbeit kann man hier also nur noch sprechen, sofern diese Dichtung eine wirklich schulmäßige Aufgabe nach Befehl und im Anschluß an die Schulung desselben Klosters löst.

Für eine derartige Erweiterung des Begriffes Schulaufgabe haben wir aber noch ein näherliegendes Beispiel: im Widmungsbriefe zur Sammlung seiner Sequenzen schreibt unser Notker I., daß er ein Jüngling (iuvenculus) gewesen sei, als er über ihre Kunstform nachzudenken begonnen habe. Er war damals (862) rund 22 Jahr alt: er legte die Arbeit dennoch seinen Lehrern Iso und Marcellus vor, und Iso († 872) verbesserte sie. Wie Großes ist hier aus dem einer Lehrerverbesserung unterliegenden Kleinen geworden!

Könnte man für den Walthariusdichter Entsprechendes annehmen, also auch hier wie bei Walahfried oder Notker 'Schulaufgabe' in weiterem Sinne fassen? Bei Eckehards IV. Unzuverlässigkeit wäre das nichts Unglaubliches. Aber eine andre Erklärung liegt doch näher: daß der Übersetzungsstoff ein germanisches Lied war, dessen kleiner Umfang ein so gewaltiges Anschwellen nicht erwarten ließ, und man kann gradezu sagen, die lateinische Versform, der Hexameter, habe das Epos erzwungen: in ihm standen die geprägten Worte und Wendungen (S. 411), und die trugen von selbst auch die epische Breite in allem Übrigen mit heruber, zumal einem Mönche in weltlichen und kriegerischen Bildern kein Ausweichen vor Vergil und Prudentius übrigblieb. Da bricht denn das Feuer aus, und es ist nicht mehr zu bändigen. Eben darum ist aber auch nicht daran zu denken, daß ein erster Schulversuch etwa nachträglich von dem Jünglinge so ausgeweitet wäre.

St. Gallen bietet ja selbst noch ein Beispiel von solchem plötzlichen Emporlohen. Um die Wende des Jahrtausends zeitigt diese Schule in Notker III., dem Deutschen, eine Weite des Blicks und der Gelehrsamkeit, die an Beda erinnert, und zugleich endlich die Freiheit des Geistes, die ihn nach all der durchrungenen Fremdheit und durch sie alles Menschliche verstehen und endlich in die Heimat des eignen Blutes zuruckkehren läßt, nun aber beladen mit den Schätzen der griechisch-romischen wie der christlichen Welt: er übersetzt Terenz und Vergil wie Boethius und die Psalmen und andres in das tief unter der Würde der Schule liegende Deutsch, Satz für Satz mit Erklärungen,

doch ohne daß wir mehr als die niedrigsten Vorstufen für solche Leistung erkennen könnten. Er tut es für dieselbe Schule, der auch Eckehard I. entwuchs, und mildert wie er den Fluch der Entfremdung des Gelehrten von dem Laienvolke, der seit Übernahme der Lateinschule auf uns lastete. (Bd II.)

Wenn aber der Walthariusdichter nur mit den besten deutschen Zöglingen dieser Schule verglichen werden kann, wie sollen wir dann das Urteil Eckehards IV. über ihn erklären?

Nun, der war in gutem wie in schlechtem Sinne der vollendete Schulmeister, er, der Schüler Notkers des Deutschen wieder fast ganz Lateiner, der letzte in der Reihe der Großen vor und in dem furchtbaren Zusammenbruch, den die Klosterreform von Cluny über die Geistigkeit St. Gallens und der deutschen Welt brachte.

Eckehard IV. hat nicht nur seine ehemaligen Schularbeiten mit beigefügten Bemerkungen und Verbesserungen versehen, sondern ist als rechter Gelehrter und Lehrer auch mit fremden Texten so verfahren. Die Versvorrede aber zu seinem 'Buche der Segnungen' (S. 418) spricht es so deutlich aus, wie es innerhalb der Verrenkungen seines reimenden Hexameters möglich ist, daß er auf dichterische Bilder und Gleichnisse verzichte, weil er mit dem Verse genug zu tun habe:

Mich nichts wissenden Toren — kein größerer ward noch geboren —
Möge der Vers verteid'gen, sollt dichtend ich Ohren beleid'gen,
Da, wenn dem Vers es nur nütz ist, Homer auch nicht immer bei Witz ist.

Alles, was am 'Waltharius' blühend, großzügig und frei war, konnte gegen solche Einstellungen so wenig aufkommen, wie sein nicht gereimter Hexameter in der Schätzung der Zeitgenossen gegen den gereimten. Und nun schrieb der Kunstrichter gar gereimte Hexameter, in denen, zwölf Verse hindurch, sämtliche Worte mit demselben Buchstaben anlauten! Obendrein verlangte Eckehard IV. von andern die Herrlichkeit, deren Fehlen er bei den eignen Versen entschuldigte: er schreibt an den Klosterbruder Immo, wie man Gedichte schmücken müsse. Diese Verse sind zwar unübersetzbar, aber gut verständlich: Gewöhne dich, ein Gedicht mit stolzen (darübergeschrieben: edlen) Worten zu schmücken, die unter sich verwandt sind und derselben Quelle entstammen! (Anmerkung: 'Im Feuer brennend blühte es' ist nicht verwandt. Denn Feuriges blüht wohl nicht. Sondern es glänzt vielmehr, leuchtet, strahlt, schimmert o. dgl. Das nennt die lateinische Beredtsamkeit 'unter sich verwandt'. Siehe Quintilian.) (Eigne Anmerkung: 'brennend blühte es' muß hier das lateinische flagrans floruit ersetzen, auf dessen Doppel-fl wohl diese Stilblüte erwachsen war.) Für 'zwei' sag 'beide', für 'schön' 'heiter', für 'fröhlich' 'im Herzen beruhigt', laß die Saaten fluten, Ikarus mit der Fittige Ruder durch die Lüfte fliegen, mach einen schönen Platz zum Paradies, wiederhole verwandte Worte und verknüpfe sie! Vermeide Deutsches, brauch keine neuen Worte, denk an die reinen Donatformen, nimm nicht immer dieselben Beiworte: Gold sei 'rein',

'lauter', 'rot'! U. s. w. 'Alle unser Speis und Trunk Diene nur der Sättigung' ist ein ganz einfacher, aber gut laufender Vers. 'Sei Zunder erwünschten Lebens hier Die Speise und der Nektar dir' ist ein geschmückter Vers, der beredter und angenehmer wirkt. Jedes zu seiner Zeit. Du aber ahme nach die zu sprechen gelernt haben und mit Weisheit sprechen, raube jegliches Schöne von den Lippen beredter Leute!

Da kam freilich der Walthariusdichter auch nicht mit, und daran ändert es nichts, daß Eckehard IV. selber gegen seine Gesetze sündigte, z. B. in reichlichen vulgärlateinischen Formen, aber auch in Deutschheiten — er, der wie eine Lehrerkarrikatur von gestern seine Klosterbrüder nach dem römischen Senat als 'fratres conscripti' anredete — und daß seine Gedichte gequält und hölzern sind: welcher Abstand, wenn man aus den 'Tischsegnungen' die Verse über die Früchte, die angeblich auf der Tafel erscheinen, mit dem von zartem Leben erfüllten Gartengedichte vergleicht, das uns Walahfried hinterlassen hat. Nicht viel weniger fallen Eckehards IV. Schularbeiten übrigens auch an Umfang und Gewicht neben der einen Eckehards I. zurück.

Solche Urteile, mit denen sich der überflogene Pedant tröstet, haben wir zu allen Zeiten gehabt. Fur Eckehard IV. aber darf als Rechtfertigung der Geist jener Dressur gelten, dem Sicherheit im Kleinsten das Größte schon zu enthalten schien, der dem Lehrer aber unbeschränkte Gewalt gab.

Welche Folgen es haben konnte, wenn man im Kloster eine grammatisch falsche Form brauchte, zeige da die Geschichte des gelehrten Gunzo, der, von Otto I. eingeladen, auf dem Wege von Novara nach St. Amand in St. Gallen wohl aufgenommen und verpflegt wurde, nach Tisch beim Weine aber einen Akkusativ statt des Dativs anwandte. Ein Schüler brachte die Sache herum und meinte, darauf gehöre die Rute, und dann machte ein Mönch ein satirisches Gedicht uber den Unfall. Gunzo fraß seinen Zorn, schrieb aber von St. Amand in leuchtendem Latein einen Brief ausschweifender Gelehrsamkeit und Bosheit an die Bruder von Reichenau, in dem er sich schwer über die widerfahrene Unbill beklagte und mit Anführung vieler Stellen aus den Klassikern zu rechtfertigen suchte. Die Geschichte ist um so hübscher, da man in St. Gallen selber nie zu völliger Reinheit des Lateins gekommen ist.

Die große Verbreitung des 'Waltharius' liegt aber vor dieser Verbesserung durch Eckehard IV., wie sie nach der Vorrede Geralds liegt. Doch könnten wir uns nunmehr ein Bild von der Verbesserung machen, nämlich nach Art und Aussehen der Beischriften zum 'Buch der Segnungen'. Zu ihrer Anbringung brauchte es nur einer einzigen Reinschrift, wenn sie nicht erst in einen vorhandenen Text eingetragen wurden, und daß die verloren ist, kann uns nicht verwundern.

Folgendermaßen ist im Waltharius erzählt: Der Hunnenkönig Attila hat die Franken unter Gibicho, die Burgunden unter Herincus, die Aquitaner unter Alphere zu Tribut und Stellung von Geiseln gezwungen: Herincus entsendet

seine Tochter Hiltgunt — so, nicht Hiltigunt, heißt sie dem Hexameter zuliebe —, Alphere seinen Sohn Waltharius, der ihr von früh auf verlobt ist, Gibicho den edlen Hagano. Attila, als gütiger König dargestellt, sorgt für die beiden Jünglinge und macht sie zu Heerführern; sie schließen Freundschaft. Ospirin, seine Gattin, erzieht das Mädchen und setzt es über Haus und Schätze. Gibicho stirbt, sein Nachfolger Guntharius verweigert den Hunnen den Zins. Darauf flieht Hagano. Nun will Ospirin doch Waltharius durch eine Heirat fesseln, aber er weigert sich. Er beweist im Felde sieghaft seinen Wert. Zurückgekehrt beredet er Hiltgunt zu gemeinsamer Flucht. Sie soll alles Nötige dazu besorgen, hauptsächlich den Helm und die herrliche Brünne Attilas, von Wieland geschmiedet, zwei Schreine mit Goldringen, Angelgerät und — acht Paar Stiefel. Waltharius ladet den König und sein Gefolge zu einem Gelage Als alles trunken ist, flieht er mit der Braut in die Nacht. Das Roß Leo trägt die Schätze. Keiner der Hunnen wagt, nach endlicher Ernüchterung, das Paar zu verfolgen, wiewohl Attila mit jener Strophe des Hunnenschlachtliedes (S. 175) das Ungeheuerste bietet. Am vierzigsten Tage kommen die Flüchtlinge in der Nähe von Worms an den Rhein. Ein Ferge setzt sie über, erhält einen fremdartigen Fisch als Lohn und bringt ihn an den Hof. Guntharius wird aufmerksam und erfährt von der Ankunft der beiden mit ihren Schätzen. Hagano erkennt aus der Beschreibung froh den alten Waffengefährten; Guntharius freut sich, daß so die alte Schatzung zurückkehre, bald aber gilt es ihm nur, so viel Gold nicht aus dem Lande zu lassen. Er wird von Hagano vergeblich gewarnt, zieht mit ihm und elf andern aus. Das Paar hat sich inzwischen zum Wasgenwalde gewandt und ruht hinter einer felsigen Schlucht, die immer nur einem Zugang und Angriff gestattet. Das Mädchen sieht die Fremden nahen, hält sie für hunnische Verfolger und wünscht sich lieber den Tod von seiner Hand, als daß sie das Weib eines von ihnen werde. Er tröstet sie mit Gottes Schutz. Hagano rät dem König zu erfragen, ob sich Waltharius etwa mit dem Schatze loskaufe, und auf die Forderung des königlichen Abgesandten Camalo, Weib, Roß und Schätze auszuliefern, erklärt sich Waltharius zu einer Ehrengabe von hundert Armringen bereit. Hagano warnt abermals vor des Freundes Überkraft — er hat den König in einem Traume verwundet gesehen —, muß sich aber sagen lassen, daß seine Ratschläge so feige seien wie die seines Vaters Hagathie, der seine Feigheit hinter vielen Worten versteckt habe. So sitzt denn Hagano abseits auf einem Hügel und schaut den sich entspinnenden Einzelkämpfen grollend zu. In allen bleibt Waltharius Sieger, und alle seine Gegner finden den Tod bis auf Guntharius, der sich weislich zurückgehalten hat. Auch Patavrid, ein Neffe Haganos, ist gefallen. Nun läßt sich der Gefolgsmann von dem Herrn erbitten: er zögert erst, indem er die Waltharius oft gelobte Treue 'im Busen wälzt', er gibt nach um der Ehre des Königs, nicht um des Neffen willen. Auf seinen Rat tun beide, als wollten sie den Kampf aufgeben und abziehen. Hier das liebliche Bild des Mädchens, das den Schlaf des Helden in ihrem Schoße bewacht und sich die Augen mit Singen offenhält. Als

aber Waltharius am nächsten Morgen aufgebrochen ist, überfallen ihn die beiden auf Haganos Rat im Freien. In dem Kampfe schlägt Waltharius dem Könige ein Bein ab, als er aber den Todesstreich führen will, springt Hagano dazwischen, und an seinem Helm zerspringt das Schwert. Indem Waltharius den Griff von sich schleudert, wird ihm von Hagano die Rechte vom Arme getrennt. Er kann ihm nur noch mit dem zweiten, dem Kurz-Schwert, ein Auge und sechs Zähne herausschlagen. Damit ist der Kampf ohne Entscheidung zu Ende. Waltharius, der 'Alpharide', ruft Hiltgunt zum Verbinden, und die drei scherzen beim Wein, den sie schenkt, über ihre Wunden. Dann trennen sie sich. Waltharius herrscht daheim mit Hiltgunt dreißig glückliche Jahre

Man liest das Gedicht mit zwiespältigen Gefuhlen. Wenn man weiß, daß ein germanischer Liedstoff hinter der Glätte dieser lateinischen Hexameter steht, so ist man voll Bewunderung für diese deutsche Kunst des Umdenkens in eine fremde Welt, in ihre Sprache und Form, wie es nur eine abgeschlossene, über dem heimischen Boden schwebende Schule hervorbringen kann, und jeder, der das Fegefeuer solcher Vorbildung durchgemacht und sich am Ende wiedergefunden hat, glaubt dies freie Schweben, das Kraftgefühl verdoppelter Möglichkeiten, die Erweiterung des Blicks und des Verständnisses für alles Menschliche und seine Unterschiede nun mit Recht zu genießen. Das jedenfalls ist eine große Ernte, daß hier zum ersten Male für uns Deutsche die epische Form gefunden wurde, Jahrhunderte später zwar als in England (S. 146f.) und den Verhältnissen der eignen Zeit gemäß in lateinischer Sprache, aber noch zwei Jahrhunderte und mehr, bevor in Deutschland ein deutsches Epos entstand. Wir können auch an vielen Stellen, z. B. an den breit ausgeführten Vergleichen oder an dem kunstvoll abwechslungsreichen, bei einem waffenentruckten Monch nur als literarisch verständlichen Ausgestalten der Einzelkämpfe, noch gut sehen, wie diese Verbreiterung zu einem Epos bewerkstelligt ist, wenn auch der Fortschritt in den einzelnen Abschnitten noch so rasch bleibt, daß sich doch nur erst anderthalbtausend Verse ergeben. Dabei bewährt sich die Annahme, daß neben den Worten der 'Psychomachie' grade ihre Abbildungen an dieser Ausgestaltung besonderen Anteil gehabt haben: der Zeichner hat ja den allegorischen Sinngehalt des Gedichtes ganz beiseite gelassen, im Mittelstück eine fast ununterbrochene Reihe von Kampfbildern gegeben und sie mit zahlreichen Einzelheiten ausgestattet: beides tut auch Eckehard, und es macht ihn so fremdartig. Hier fand er z. B. die Doppelaxt des Gerwitus, die sonst nur angelesen in ihm lebte

Wir sahen, wie der längeren Sicht des Epos ein planmäßiges Verteilen und Verknüpfen, Anordnen und Abwägen des Stoffes zwischen lyrischen Pausen dient, das sich auch in erdennaher Verständigkeit eingeführter Einzelzüge und Vorbereitungen des Folgenden äußert. Aber grade in den Breiten steckt das Nachbilden von Szenen des Vergil, des Prudenz, der Bibel, und das Ganze lebt völlig in den Worten und Wendungen, sogar in der Phantasieart dieser Vorbilder, die zwar nicht um ihrer selbst willen gesucht sein mussen, aber dem

nach langem Lesen und Lernen antik Gedachten ihr Gewand leihen (S. 411), nicht ohne daß an dem Übernommenen gelegentlich hängen bleibt, was nicht in den neuen Zusammenhang paßt. Z. B. verschwimmt die zuerst klar gesehene Örtlichkeit der Einzelkämpfe rasch: aus dem Felsenspalt, der nur immer einen Gegner heranläßt, wird ein Platz, wo Gerwitus um Waltharius herum sein Roß tummelt, wo die Leichen sich häufen, und es erscheint auch Gebüsch und Baum und ein enger Pfad: es wird so sein, daß vergilische Bilder den Dichter abgelenkt haben. Das eben ist ja auch der Fluch des Hochlateins, das sich nicht der kirchlichen Umgangssprache, geschweige der vulgären nähern will, daß es den Motiv- und damit verbundenen Wortschatz der klassischen Dichter und Prosaschreiber neu und wieder neu anzuordnen kämpfen muß, um echt zu bleiben, indes das Volkslatein aus sich und der Umwelt weiterwächst. Eckehard aber hat damit eine Ausdrucksfähigkeit, die nicht nur anders ist als die deutsche, sondern auch sehr viel reicher und geschmeidiger und sich zumal viel weicher an das einzelne Zuständliche schmiegt. Aber das alles ist ebensoviel Fremdheit.

Fremd freilich auch, was aus der lateinischen Mönchswelt des 10. Jahrhunderts und ihrer Dichtung eingedrungen ist und selber wohl einmal römisch war: außer den mancherlei christlichen Stimmungen, Gedanken und Worten alles Gelehrte, z. B. der Einleitung, wo dem Muster Notkers I. (S. 414) und Walahfrieds (S. 418) entsprechend von der Welt, darin von Europa, darin von Ungarn, darin von den Hunnen und ihrer Geschichte ausgegangen wird. Aber auch die Vermythung umständlicher Sonnenaufgänge gehört dahin, bei denen nicht nur Ceylon eine Rolle spielt, sondern gewöhnlich auch Phoebus auftreten darf und also mit bezeichnender Ruhe alle germanischen Götter überlebt; auch Schlachtschilderungen mit anschaulichen Einzelzügen liegen der zeitgenössischen Lateindichtung nicht so fern wie der mönchischen Wirklichkeit, nur scheint Eckehard hierin der Meister zu sein.

Besonders aber ist noch der gelehrten Mönchswitze zu gedenken, die mit Doppelbedeutungen von Worten und sprachlichen Anklängen spielen, und wie Notker I. von dem prudentissimus Prudentius spricht (S. 416), Eckehard IV. Gallus (der Gallier) und gallus (der Hahn) verwechseln läßt, so ist für Eckehard I. Waltharius ein Silvanus (S. 182), der dornige Hagano ein stechender paliurus (Hagedorn) u. dgl. Auch die Franken als nebulones bezeichnet gehören dazu: ein vortreffliches Schimpfwort, da es zugleich an Nebel und nobel anklingt: als Franci nobiles bezeichneten sich die Ostfranken selbst.

Zu dem geistlichen Gedichte gehören schließlich die dicken und zugleich so wirklichkeitfremden Scherzreden der versöhnten Gegner: Waltharius muß nun Leder zu einem Handschuh erjagen und ihn zum Ersatz seiner Rechten ausstopfen, er muß das Schwert links tragen und die Gattin von links umarmen; und so muß Hagano das verlorene Auge und die ausgeschlagenen Zähne entgelten: er muß nun die Helden schielend grüßen und Brei statt Schweinebraten essen. Ganz ähnlich scherzen z. B. die (im Jahre 885) eingeschlossenen

Pariser über die stürmenden Normannen, die sie mit Pech verbrannt haben, in Abbos Gedicht über diese Belagerung. Dgl. konnte wohl auf dem Boden der Notkerschen Schwänke in den 'Taten Karls' leicht gedeihen.

Kurzum das Gedicht, muß (wie es will) als ein lateinisches Epos, und zwar ein geistliches, des 10. Jahrhunderts beurteilt werden, während wir alles um sein Germanisches hingäben. Indessen ist ja das bisherige Ungermanische mehr Außenwerk: tiefer liegen die Verbiegungen der Menschen und ihrer Taten.

Wenn Waltharius am Abend nach den Einzelkämpfen das nackte Schwert in der Hand haltend zu Gott fleht um ein himmlisches Wiedersehen mit den Gefallenen, so ist das zuerst der 'fromme Äneas' Vergils, der mit gezogenem Schwerte zu seinen heidnischen Gottheiten betet, es ist zweitens der demütige Mönch überzüchteter christlicher Nächstenliebe, und der darunter verborgene germanische Held blickt uns wie mit verlogenen Augen an. Das ist ein Bild des Verhältnisses, das hier auch in der Menschendarstellung vorwaltet. So straft Waltharius ein stolzes Wort seines Mundes gleich selbst durch einen Kniefall. Es ist die Weiche, die ebenso vor dem letzten Kampfe aus den Erinnerungen an die alte Freundschaft und den Bitten an Hagano übermäßig hervordrängt und im Verein mit der peinlich körperlichen Unbesieglichkeit, die auch Haganos Warnungen immer wieder einhämmern, fast schon an Stelle des Helden der inneren Bewährung, wie ihn das germanische Heldenlied einst verlangte, das Wunschbild des christlichen Ritters entstehen läßt. Derselbe Waltharius aber bringt den Betrug und namentlich den Raub an dem gar zu gütig geratenen Hunnenkönig zustande, nachdem er ihm kurz zuvor wie ein humoristischer Philosoph die Vorzüge des Ehelosen-Standes mit ungerührter Sachlichkeit dargetan hatte. Hier ist er wie einer der frommen, listigen und charakterfreien Brautfahrer des 12. Jahrhunderts.

Entsprechend ist es mit Hiltgunt, wiewohl ja niemand bezweifelt, daß Eckehard sie so weich gestalten konnte, wenn er wollte. Aber er stört doch auch dies zaghaft-liebliche Mädchenbild, indem er ihm (für den späteren Raub) alle Schlüssel des Palastes anvertrauen und dann doch, obgleich sie von der Verlobung weiß, nach den Erfordernissen geistlicher Bescheidenheit das Werben des Verlobten erst einmal als Spott auffassen läßt. Daß dann in dem ganzen Verlaufe kein erotischer Ton aufklingt, ist freilich weniger mönchisch als germanisch.

Schlimmer ist es Hagano ergangen, der immer wieder warnt, der dann aus Trotz nicht mitkämpft — wegen des von Guntharius erfahrenen Schimpfes —, nicht weil er Freundes- höher als Mannenpflicht stellte; der statt der Blutrache zu gedenken, die sein Eingreifen erzwingen müßte, eine Rede über die Habsucht hält und dem gefallenen Neffen mit Tränen und Schluchzen sein 'langes Fahrewohl, du Schöner!' nachruft; der denn auch weiterhin nicht wegen des Neffen, sondern wegen des Königs den Kampf aufnimmt; der schließlich den arglistigen Überfall ersinnt, und dann doch vor dem alten Freunde die Blutrache als Grund nennt. Die Entscheidung bleibt also in diesem Durcheinander unklar,

und man könnte bestenfalls ihre Voraussetzungen vielleicht so entwirren, daß man Freundes- gegen Mannenpflicht stellt und daß jener der Trotz nach Guntharis Schmähung und dieser das Gebot der Blutrache zu Hilfe kommt: dann wäre der innere Kampf noch gesteigert worden, aber sehr ungeschickt.

Guntharius, der Straßenräuber, ist freilich von vornherein und bis zuletzt niedrig gesehen (erhält es auch am Schlusse bescheinigt): jugendlich hemmungslos, großsprecherisch, habgierig, feige, unehrlich, schwach unerhörterweise auch an körperlichen Kräften, und man fragt sich, wo die alte Kunst geblieben ist, Licht und Schatten zweckmäßig zu verteilen: Guntharius ist wie von Haß gezeichnet. Aber in einem germanischen Heldenliede konnte er doch nicht als Letzter kämpfen, und auch dann erst als der Letzte der vier, die abenteuerlich den einen Dreizack auf Waltharius schleudern, und der einzige sein, der flieht und davonkommt? Offenbar erzwang es der gegebne Schlußkampf so auf Kosten des königlichen Heldentums.

Auch in der Handlung, die doch der Dichter so meisterlich zu steuern scheint, stolpern wir oft genug über das Nebeneinander von Germanisch, Römisch und Mönchisch. Der Mönch sorgt z. B., weil er den großen Klosterhaushalt kennt, für acht Paar Stiefel auf die Reise, für Proviant und für Gerät zu Fisch- und Vogelfang, weil man doch auch unterwegs leben muß: wie machte das wohl Jung-Siegfried oder Dietrich und Hildebrand, oder auch Parzival? Aber der Stiefel als Maß ist noch eine besondre Klosterphilisterei: von Ratpert, dem Lehrer, der Ausgehen Tod nannte, wird berichtet, daß er im ganzen Jahre nur ein Paar brauchte; Walahfried wartet in einem Gedichte an Hraban vergeblich auf gelobte Stiefel.

Es ist bis heute unklar, ob das edle und besonders benannte Roß nur die Schatzschreine oder auch das Paar tragen soll. Eckehard meint wohl jenes: denn das Paar macht er nachmals mit zwei Beutepferden beritten, Waltharius probiert das seine, 'unbekannte', erst vor dem letzten Dreikampfe aus, und Hiltgunt führt den 'Leo', der den Schatz trägt, am Zügel beiseite. Vielleicht hat auch die Flucht des Äneas aus dem brennenden Troja eingewirkt, die hier jedenfalls in mehreren Zügen nach- und umgebildet ist: da folgt dem Helden die Gattin zu Fuße.

Wie aber sollen wir glauben, daß niemand die Flüchtigen verfolgte, die es doch selbst erwarteten? Konnte nicht Attila wie Guntharius zwölf Mannen oder auch mehr aufbieten? Konnte er nicht befehlen statt zu fragen? Wir merken die Absicht des Aufschubs daran, daß Attila unter der Nachwirkung des Gelages gleich zwei Tage braucht, ehe er Verfolgung beschließt und daß dann ungeheure Worte der Verheißung entlehnt scheinen (S. 175), um die Lücke zu verstecken.

Am schlimmsten aber scheint die ursprüngliche Handlung beeinträchtigt, vielmehr in ihren untersten Grundlagen aus den Fugen gebracht durch den Ausbau des Habsuchtmotivs.

In einem jener Wortwitze bezeichnet Eckehard die Wunden als avarische Ringe, d. h. Ringe aus dem hunnischen Schatze, den Walther mit sich führt. Zugleich aber klingt avaritia 'die Habsucht' dabei an, und die hat der Dichter durch eine in Haganos Munde höchst unpassende, den Zusammenhang schroff unterbrechende, den gleichgewogenen Aufbau breit störende Predigt an Stelle des Seelenkampfes Haganos zum Schlüsselpunkte des Gedichtes gemacht. Hagano muß sie sprechen beim Falle seines Neffen, von dem grad eben gesagt war, daß ihn nicht Habsucht, sondern brennende Ruhmbegier in den Kampf trieb Guntharius verweigert — das ist seine erste Tat nach der Thronbesteigung — den hunnischen Zins; Waltharius und Hiltgunt berauben den königlichen Schatz um eine Pferdelast und nehmen Attılas Rüstung mit; Guntharius will ihnen den Raub abjagen und hetzt darum wieder und wieder seine Leute in den Tod. Nun folgt ihm auch Hagano in den schnöden Kampf, und so erhalten alle drei ihren Lohn. Aus diesem neuen Grundgedanken entstehen zumeist auch jene Verbiegungen der Charaktere.

Eckehard entnahm ihn der 'Psychomachie' des Prudentius: dort ist die Überwindung der Avaritia die letzte Hohe des Gedichtes; danach können Eintracht und Friede herrschen. Und vielleicht steht dahinter wieder Notker I., der Lehrer, der die Habsucht so besonders geißelt in der Geschichte von der Strafe des fränkischen Bischofs, der sich in einem Hungerjahre über die Not der 'Sterblichen, vielmehr schon Sterbenden' freute und seine Vorräte zu unmäßigen Preisen verkaufte, und dem dann eine larva, nach beigeschriebener Glosse ein Schrat, den Wein wegfließen läßt. Ein solches Wesen, einen faunus 'Waldschrat', läßt dann auch Eckehard erscheinen (S. 39)

Vielleicht war die Einführung einer christlichen Moral der Preis, für den uns das Alte, wenn auch entstellt, über den Tag hinaus in neuer Form erhalten wurde.

Soviel aber ist damit sicher, daß Eckehard bei aller Blutsverwandtschaft mit dieser Dichtung ihren besten Sinn zerstört hat: Haganos innerer Kampf und der lösende Entschluß dienen nicht mehr der alten Spannung, Andacht, Erschütterung und Erhebung, sie sind verschlämmt; der Dichter führt mit seinen Verschiebungen in der besten der Welten durch Sünde und Strafe statt durch Prüfung und Bewährung zu dem gegebnen guten Ausgang; was von Erbauung übrigbleibt, ist christlich statt germanisch.

Es fehlt aber auch nicht an germanischen Zugen.

Der sprachlichen Deutschheiten sind nicht so viele, wie der alte Herausgeber Eckehard IV. glauben macht, und wenn man von der durch das Deutsche veranlaßten Vermischung der Vergangenheitszeiten absieht, sind es kaum mehr als die Lateinschnitzer. Man hat viele Reimstäbe hinter den fremden Worten gewittert, verkehrterweise auch da, wo das vergilische Vorbild gar nicht weg zuleugnen ist, aber es ist vielmehr bezeichnend für den Abstand des Dichters, daß sich nur wenige stabende Formeln mit Sicherheit zuruckgewinnen lassen. 'Welandia fabrica' ist wohl 'Welandes werc', das unlateinische 'vitam et artus'

= 'lîb enti lîdi'; das 'rubrum metallum' ist das 'rote' Gold; der dem Römer fehlende Begriff Recke ist einmal in einem ganzen Verse umschrieben als der Held, der wegen einer Übeltat aus der Heimat vertrieben ist u. ä.

Ein gewisser Gleichlauf mit dem Hildebrandliede wird in der Begegnung des Kämpfers Camalo mit Waltharius sichtbar, welche die Kämpfe einleitet: der ankommende Fremdling, dem der Einheimische vor seiner Schar entgegentritt; Frage nach Namen und Geschlecht; Selbstnennung und Erzählung der Schicksale; Anbietung von Goldringen, um den Kampf zu vermeiden, und Zurückweisen; Spott- und Reizreden; Kampf mit der Lanze, beendet durch das Schwert. Diese Gleichheiten sind in mancherlei Abweichungen eingebettet, aber als Camalo auf das Teilangebot das Ganze oder Blut fordert und alsbald die Lanze schleudert, da ruft Waltharius: 'Wenn so es beliebt, wohlan denn!' Und Hildebrand:

'Der wär nun der Feigste des Volks im Osten,
Der den Kampf nun dir weigert, wenn so wohl dich es lüstet!'

Ist das alles nur Verwandtschaft, die aus dem wirklichen Ablauf oder dem Stil solcher Kämpfe herrührt?

Anders scheint es mit der Nachahmung der Hunnenschlachtstrophe und dem Lob, das Waltharius seinem Schilde widmet. Es stehe hier in stabenden Versen — während sonst der Stab sowohl das Latein wie das Epos verfehlen würde:

'Von dem andern schweig ich, den Schild will ich wahren,
Für manchen Dienst bin Dank ich ihm schuldig,
Der sich wölbte entgegen den Widersachern,
Statt meiner Wunden oft Wunden als sein nahm'.

Das ist ein Motiv sowohl der nordischen wie der angelsächsischen Dichtung. Der Rätselkönig Heidrek (S. 383) wird gefragt:

Wie heißt das Tier, das Tapfre schützt?
Es hat blutigen Buckel, birgt die Menschen,
Wehrt den Speeren, bewahrt Leben,
Man legt ihm die hohle Hand in den Leib.

Es ist der Schild. Und die angelsächsische Rätseldichtung hat dann mit den gleichen Zügen nach ihrer Art aus dem Schilde einen lebensmüden Dulder gemacht.

Sollen wir aber dies und besonders die ungeheuren herrscherhaften Worte Attilas, die so gewaltsam aus ihrer Umgebung herausspringen (S. 426), der Vorlage Eckehards zuschreiben, von der wir solche Töne niemals sonst vernehmen? War sie so ungleichmäßig, trug auch sie fremde Flicken? Ist es nicht vielmehr erst Eckehard, der sie aufsetzte, so gut wie die vergilischen?

Aber auch wenn wir dies abstrichen, ließe sich die germanische Vorlage natürlich nicht leugnen. Wie sah sie aus? Wo und wann ist sie entstanden?

Eckehard dachte sich seinen Helden Hochdeutsch redend: Waltharius versteht die Franken ohne weiters, wirft aber dem sächsischen Kämpfer Ekivrid sein Kauderwelsch vor (S. 409).

Aber die Sprache des Helden war auch nicht mehr die der Zeit Eckehards. Wir lesen bei ihm nicht nur lateinisches Guntharius und Waltharius, sondern auch halb deutsches Gunthar(i), Walthare ohne Umlaut; er schreibt Wēlant mit ē statt seines ia oder ie. Das th von Hagathie entstammt sogar dem alten fränkischen Hunnenschlachtliede (S. 182). D. h. seine Vorlage, und zwar muß es nun eine geschriebene gewesen sein, gehörte ins 8. Jahrhundert, wenn sie st.-gallisch war, und wegen der a wenigstens noch in seine Mitte: umgelautetes -heri tritt in St.-Galler Urkunden erst 760 auf; als der deutsche Name Walthari in den Urkunden begegnet (786 & 793), lautet er schon Waltheri und Waldheri. Zu den veralteten a gehört auch das erste in vuarmardus für Warinhardus, und das u in uurimhardus, wurhardus, wrhardus ist falsche Nachschrift der altertümlichen u-Form des a in der Vorlage. Abermals ergibt sich also, daß Eckehard nicht nach mündlichem Vortrage oder aus dem Gedächtnis, sondern nach schriftlicher Vorlage dichtete, was ja wohl auch für eine Schulaufgabe wie für einen Mönch das Passendere ist. Diese Namen gehören sogar gegen die übrigen Handschriften in den Text, sofern sie die älteren sind und den allgemeinen, mündlich entwickelten jungen Formen Widerstand geleistet haben: nur durch solche Entwicklung lesen wir im Nibelungenliede Gunther und Hagene statt unseres Gunthari und Hagano, und woher sollten die späten Schreiber, gar des 15. Jahrhunderts, die alten Formen haben?

Die Namen ergeben aber auch noch mehr. Mit dem th von Hagathie gehört nun wohl auch die Hunnenschlachtstrophe der geschriebenen Vorlage an. Und wenn die Form Warinhardus nicht erst von Eckehard herrührt, so ist damit eine Vielheit von Einzelkämpfen schon für die Vorlage bezeugt. Aber die Namen dazu sind bis auf zwei sonst unbekannt: Helmnod kommt als Mann Dietrichs in Nibelungenlied und Alphart, Hadawart als Mann Etzels in Nibelungenlied und Biterolf vor, beide als Füllsel in Namennöten, aber doch Zeugnisse der Bekanntschaft mit der Waltherdichtung, und zwar, wegen der natürlichen Lautentwicklung zu Hawart und des Fehlens seiner us-Endung, mit der nichtlateinischen. Im Hadawartkampfe aber tritt jener Schildvergleich auf. Umgekehrt finden wir keine nibelungischen Namen, denen doch Guntharius und Hagano entnommen sind, in der Schar unsrer Einzelkämpfer: die Volker und Dankwart und die Kleinen gab es noch nicht, als 'Walthari' und 'Waltharius' entstanden. Patavrid, Camalo und Kimo entstammen ja auch nach ihren p, k und t einer andern sprachlichen Schicht als Burgundia, Gibicho, Guntharius und auch Hagathie: ihre Kämpfe könnten zwar der Vorlage mit angehören, wären dann aber in ihr oberdeutsch, also Werk des Walthari-Dichters, hineinerfunden in den nibelungischen Zusammenhang; und der Kampf Waltharius-Camalo wäre schon von ihm mit jenen Anklangen an Hildebrand-Hadubrands (S. 428), Hadawart schon von ihm mit dem Schildvergleich ausgestattet.

Grade der altertümlich benannte Warinhardus aber, der als Bogenschütze auftritt und am Schlusse um Gnade bittet, ist kein germanischer, sondern ein griechisch-römischer Krieger, ausdrücklich mit dem homerischen Pandaros verknüpft, und die Verse über ihn sind ganz nach vergilischen geformt, z. T. mit wörtlicher Übernahme, so daß für Deutsches kein Platz bleibt: ein von dem Deutschlateiner Eckehard mit Handlung erfüllter Name.

Trogus und Tanastus tragen irische Namen. Sie greifen zusammen mit Helmnod an, indem sie den an dreifachem Seil befestigten Dreizack auf den Schild Walthers schleudern, um ihn zu stürzen oder doch den Schild hinwegzureißen: eine gute Erfindung, des rings geschützten Helden schließlich doch noch Herr zu werden. Aber weder römisch, noch germanisch, sondern irisch. Diese Waffe wird der magische gae bulga sein, mit dem auch Chuchulinn seinem Sohne die Eingeweide zerreißt (Bd. II). Woher Eckehard I. in St. Gallen solche Kunde hatte — auch die irische Verwundung durch Ausreißen eines Armes —, das ist leicht zu sagen, wenn man der irischen Abkunft und Insassen des Klosters gedenkt (S. 308). Unser Notker I., Schüler des Iren Moengal, beginnt denn auch seine 'Taten Karls' gleich mit einer merkwürdigen Geschichte von den beiden Iren, die in Frankreich ihre Weisheit verkaufen wollten: wievielerlei konnte in solcher Umwelt den Knaben von unregelmäßiger, fremder Bildung und Kunde erreichen und auflockern, zumal bei den irischen Mönchen vaterländische und kirchliche Dichtung einander nicht feindlich waren! Auch bei den andern Kämpfen findet sich solche Fremdheit, wenngleich z. T. weniger deutlich.

Eckehard hat also vorgefundene Namen und Einzelkämpfe vermehrt und ergänzt.

Daß selbst sicher alten Namen (wie Warinhard) zugeordnete Kämpfe mit ihrer Einzelausmalung einem germanischen Stabreimliede nicht angehört haben können, ist nach seinen Raumverhältnissen selbstverständlich. Aber wie erklärt sich dann die Vielzahl der Heldennamen, auch nach Abzug der etwa neuen?

Sehen wir uns nach Vergleichbarem in der Heldendichtung um, so finden wir als Verwandtestes das Bild Egils auf dem Runenkästchen (S. 297), wie er unangreifbar von der Tür oder den Zinnen seines Hauses die andringende Feindeschar in Schach hält, von der schon mehrere gefallen oder verwundet sind. Hinter ihm sein Weib. So wenigstens wollten wir nach der zugehörigen Ballade deuten, und auch die hat zwei näher bezeichnete Gegner. Für das vorausliegende Lied können wir (aus der Tellfabel) nur einen Gegner, den König, erschließen.

Ein solches Gedränge genannter Personen wie bei Eckehard aber finden wir (abgesehen von den späteren epischen Entwicklungen, z. B. in der Nibelungendichtung: S. 263ff.) erst in der angelsächsischen Überlieferung wieder, und da lockt das Finnsburgbruchstück (S. 154f.) zum Vergleich, das wiederum eine Belagerung darstellt. Es heißt da zwar auch im alten Liedstil:

Fünf Tage fochten sie, es fiel ihrer keiner
Von dem tapfern Gesinde, sie sicherten das Tor.

Aber daneben in neuer epischer Breite: (Es eilten zur Türe)

Sigferd und Eawa, ihre Eisen zückten,
Und zur andern Türe Ordlaf und Gudlaf
Und Hengest selbst hart auf der Ferse.
Da hielt aber Garulf den Gudhere zurück,
Daß er sein edles Leben zum ersten Gange,
Zum Tore der Halle nicht trage sein Rüstzeug,
Wo im Streite es ihm der Starke entrisse.

So haben wir 9 Heldennamen in nicht ganz 49 Versen, manche nur genannt, manche mit einem Einzelzuge verdeutlicht.

Tun wir zusammen was wir von Egil und Finnsburg wissen, so haben wir ein Gegenbild des Angriffs auf den geschützten Waltharius. Und wenn man anmerkt, daß das Finnsburglied innerlich jung und auf dem Wege zum Epos sei, so ist dagegen zu sagen, daß Eckehards Vorlage, wenn sie dem 8. Jahrhundert angehörte, innerlich so jung sein konnte wie äußerlich. Außerdem aber, daß das Finnsburglied im 8. Jahrhundert bei Alemannen bekannt war (S. 155) und auch für Eckehards Vorlage hätte vorbildlich sein können.

Jedenfalls dürfen wir uns dann die Namen, wenn es auch nicht alle waren, in dieser Vorlage nach Art der im Finnsburg-Bruchstück angebracht denken, wenigstens einige mit ein paar bezeichnenden Zugen, z. B. Ekivrid als Recke aus Sachsen. Ebenso konnte Patavrid als Neffe Haganos eingeführt und damit das Blutrachemotiv als störende Bereicherung verknüpft gewesen sein.

Es gibt auch in der isländischen Saga den Kampf des geschützten Einzelnen gegen die Vielheit der Angreifer, und er ist in zahlreichen Einzelzügen dem des Waltharius ähnlich oder gleich: Gisli, der geächtete Skalde, steht, er aber mit zwei Frauen, hoch auf den Felsen über vierzehn angreifenden Männern, und deren Führer Eyolf hält sich weislich zurück. Einer fordert die Auslieferung der Gattin und der Waffen. Eyolf schleudert den Speer, Gisli schlägt die Spitze ab, aber die Klinge seiner Axt zerspringt im Schwunge am Felsen. Als vier gefallen sind, tritt eine Kampfpause ein, aber Eyolf hetzt die übrigen und verspricht ihnen große Gaben. Vier von den Angreifern sind genannt, darunter zwei Verwandte Eyolfs. Aber diese Erzählung, wenngleich sichtlich auch schon geformt, bleibt in der Wirklichkeitsnähe, die der Familiensaga gebührt, und man könnte daran ihren Unterschied von unsrer Heldendichtung zeigen: ins Einzelne geschilderte Kämpfe, an denen sich auch die Frauen beteiligen, schließlich aber doch das Unterliegen im Ausfall — wie bei Egil —, nachdem die meisten Angreifer getötet oder tödlich verwundet sind

Also sind die Reimstäbe bei Eckehard nicht zufällig, so wenig wie die sonstigen rein germanischen Züge: im 8. Jahrhundert konnte jene Vorlage nur

die Niederschrift eines stabreimenden deutschen Gedichtes sein, wenig älter als die älteste erschließbare des Hildebrandliedes.

So stellt sich auch dies Waltharilied noch deutlicher neben den Ratpertischen Lobgesang auf den Hl. Gallus (S. 415), der an demselben Ort, an derselben Schule, von demselben Eckehard IV. nach schriftlicher Vorlage ins Lateinische übersetzt wurde, der Eckehards I. Werk bearbeitete.

Guntharius und Hagano sind nach Herkunft und Verhältnis dieselben wie Gunther und Hagene von Tronje als Burgunden oder Nibelungen im Nibelungenliede. Das Burgund um Worms ist von Eckehard I. zeitgemäß und wissenschaftlich durch Franken ersetzt, und Guntharius nennt sich dementsprechend einmal 'Haupt der Welt', als wäre er ein fränkisch-deutscher karolingischer Kaiser; das damit freigewordene Burgund wird ebenso zeitgemäß in das Königreich Burgund des 9./10. Jahrhunderts verlegt, hat also keinerlei Gewähr alter Echtheit mehr; Tronje kann nach der gelehrten fränkischen Herkunftssage Fredegars (S. 244) zu Troja geworden sein: wie sollte Eckehard eine solche Gelehrsamkeit nicht im Gedanken an seinen Vergil aufgreifen! Das Schicksal der beiden Helden ist dann aber auch durch die Kenntnis der Nibelungendichtung beschränkt: dort fanden sie am Schlusse den Tod, durften also hier noch nicht sterben, und das hier zu Berichtende mußte in ihre Jugendzeit fallen; ganz wie die Riesenkämpfe Dietrichs vor sein Auftreten im Nibelungenliede verlegt werden mußten.

In der Tat endet der 'Waltharius' ein Jugendabenteuer versöhnlich, und die mittelhochdeutsche Dichtung sagt nichts mehr von den besondern Verwundungen, die Eckehard den drei Helden zuteil werden läßt. Nur die Thidrekssaga berichtet (ohne Zustimmung des Nibelungenliedes) Hagens Einäugigkeit beim Einzug der Burgunden in Etzels Burg; aber der Sagamann hat den 'Waltharius' für seine Valtarierzählung ausgeschrieben und die Einäugigkeit in den Nibelungen-Abschnitt verpflanzt. Dem Verfasser des Biterolf freilich, dem gelehrten Kenner der Heldendichtung, machte der Widerspruch doch Pein, und er schiebt ihn beiseite: wie Gunther und Hagen (und Gernot) wieder gesund wurden, weiß ich nicht. Es waren also doch wohl recht erhebliche Wunden, auch abgesehen von der allein noch heldisch brauchbaren Einäugigkeit.

Gegeben ist auch Attila, nicht der furchtbare der burgundischen, sondern der gütige der gotischen und bairischen Dichtung, die ihren vertriebenen Dietrich von Berne an seinem Hofe Zuflucht und Hilfe finden läßt. Es fragt sich nur, ob Eckehard und etwa schon das althochdeutsche Waltharilied aus der ursprünglichen gotischen Form dieser Dichtung geschöpft haben oder aus deren verlorener und nur aus den Texten des 13. Jahrhunderts erschließbarer Umsetzung ins Deutsche. Man könnte für das erste nicht anführen, daß der 'Waltharius' seinen gelehrt aus Atzilo-Etzel zurückgewonnenen 'Attila' noch in Gallien einfallen läßt: das entspricht weder der gotischen noch der deutschen Dichtung: dort wurde ja in Wahrheit seine Macht von eben den Völkern ge-

brochen, die er hier angeblich zinspflichtig machte, und es war der sehr ungütige Attila. Es ist gelehrt-verkehrte Zugabe des Mönches.

Und zwar stammt sie aus der Schule Notkers I., wie wir aus der Einleitung zum zweiten Buche seines Geschichtswerkchens entnehmen. Da werden die Frankenkönige durch die Hunnen heimgesucht, weil sie den Hl. Desiderius umgebracht, die Hl. Columbanus und Gallus vertrieben haben. Die Hunnen schweifen brennend und verwüstend durch Frankreich und Aquitanien und schleppen was übrig ist in ihr sicheres Versteck, in dem sich mehr als zweihundert Jahre alle Schätze des Westens sammeln, und das, während Goten und Vandalen die Welt beunruhigen. Es sind die Ringwälle der Avaren, die hier mit ungeheuerlicher Übertreibung geschildert werden, und die Avaren, 'die Habsüchtigen' nach dem lateinischen Wortsinn ihres Namens, sind so den Hunnen des 5. Jahrhunderts gleichgesetzt, die bei Eckehard Geiseln und Schätze aus Frankreich und Aquitanien holen.

Nimmt man dagegen an, daß der gütige Attila und sein Hof einer jener deutschen Fassungen entstamme — und darauf führt auch der Name seiner Gattin Ospirin, der in beiden Hälften ungotisch ist —, so sind wir mit unserm Zeitansatz nicht mehr ans 5./6. Jahrhundert gebunden: wir finden beides auch in dem bairischen Liede vom Burgundenuntergange, das ja Dietrich bei eben jenem Aufenthalte am Hofe in die letzten Kämpfe eingreifen läßt und das vor 760 am Mittelrhein bekannt gewesen sein muß (S. 268, 434)

Aus der Nibelungendichtung aber ist auch andres übernommen, und zwar leidlich erweisbar nur aus dem zweiten Teile, eben dem Burgundenuntergange. Wie denn auch das erhaltene Epos nur in seinem letzten Drittel Ähnlichkeiten mit dem 'Waltharius' aufzuweisen hat.

Wir können übergehen, was dort allen Stufen gemeinsam ist, also der Quellenbestimmung nicht dienen kann, z. B. den Saalbrand, auf den der 'Waltharius' einmal anspielt, oder Haganos Warntraum; auch das nicht Vergleichbare, z. B. das Gelage, das Waltharius gibt, um fliehen zu können, und das Gudruns im alten Atliliede, das zu Mord und Rache dient.

Aber wie sollte jemand darauf verfallen, Gunthari und Hagano aus einem Liede mit dem furchtbaren Attila zu nehmen, nämlich dem burgundischen, und dann den gütigen Attila woandersher?

Eigentlich ist ja aber das bairische Lied als Quelle außer durch den gütigen Attila schon dadurch erwiesen, daß Hagano so völlig über Guntharius erhoben und trotzdem sein Gefolgsmann ist: im burgundischen hatte, wie das Atlilied zeigt, noch Gunnar die erste Heldenrolle.

Die durch die Benutzung des bairischen Burgundenliedes gegebne Altersbestimmung bestätigt sich durch die Bezeichnung des Helden

Waltharius heißt 'von Aquitanien'. Equitania ist schon zu Anfang des 9. Jahrhunderts mit Uuascono lant, d. i. der Basken Land glossiert, was jedenfalls erst möglich war, seitdem sie, im 7. Jahrhundert, in Gallien eingedrungen waren, und wahrscheinlich doch auch erst, seitdem Eudo die Titel der Herzöge

von Aquitanien und Wasconien = Gascogne vereinigt hatte, der das Land noch unabhängig zu erhalten wußte; er starb 735. Wenn also Eckehard I. Wascono land in seiner Vorlage las, so macht das Waltharius nicht zu einem Westgoten.

Die Kämpfe spielen sich im Vosagus, zu deutsch Wasago(n) ab. Die beiden Namen gehören in dem Liede nicht ursprünglich zusammen: der Weg von Ungarn zur Gascogne führt sicherlich nicht über den Wasgenwald, und die Namen lauten bis ins Mittelhochdeutsche hinein, bis zum Ausfall des Mittelvokals von Wasagon verschieden. Aber Wasagon hat im Walthariliede doch wohl das Erstgeburtsrecht: weil es heimatlich ist und Walthari hochdeutsch spricht (S. 429). Immerhin kann die Lautähnlichkeit Wascon angezogen haben und dabei von den politischen Verhältnissen unterstutzt sein.

Walthari haben wir nicht nur im 8. Jahrhundert unter den St.-Galler und Lorscher Namen, sondern schon im 7. bei den Langobarden: Rothari nennt ihn in seiner Königsliste (S. 314) als den neunten, als den Vorgänger Audoins, das hieße gegen 540; er kommt auch im 'Ursprung', bei Paulus Diaconus und Prokop vor; von Taten wissen wir nichts. Ebenso reichen die deutschen Hildegunden bis ins 6. Jahrhundert zurück. Alpari ist in St. Gallen für 757 nachgewiesen, bei den Langobarden im 8. Jahrhundert häufig, in Spanien kommt er schon im 7. vor. Alles ohne Beziehung auf die andern Namen des Epos oder auf Waltharis Taten.

Wollte man trotzdem an den Langobardenkönig anknüpfen, so könnte man an Namenübernahme denken wie bei Eleuthir, der als neunter Kämpfer und bei Paulus Diaconus als langobardischer Patricius auftritt, und hätte dann für sich, daß Walthari außer in Urkunden auch in Ortsnamen von Trient und Pavia bis Catania und Messina anzutreffen ist. Gewonnen würde damit nichts als eben der Name.

Ist aber der Wasgenwald und die Gegnerschaft zu den Herrschern von Worms, den Franken mit dem dichterischen Namen Nibelungen oder Burgunden ursprünglich, dann ist auch das alte Lied vollends alemannisch, nicht nur in der zufälligen Niederschrift, die Eckehard I. vorlag, und auch seine oberdeutschen Namensformen (S. 429) waren also alemannisch.

Ein solches zugleich frankenfeindliches und alemannisches Lied, das seinen Helden die höchsten Namen der fränkischen Dichtung und das gesamte fränkische Gefolge tief herabziehen läßt, es setzt doch wohl einen freien, d. h. von den aufkommenden Karolingern noch nicht überwältigten alemannischen Hof voraus. Vielleicht war schon Landfried, der 730 starb, der letzte unabhängige Herzog; der letzte Aufstand wird 746 unterdrückt. Das schließt sich zusammen mit dem Tode jenes aquitanisch-waskonischen Herzogs Eudo im Jahre 735 und der Eingrenzung durch das bairische Lied: 766 fanden wir eine Cremhilt in Worms, wissen aber nicht, wie weit damals die Namengebung nach der Wormser Königin schon zurücklag: es ist nur eine untere Zeitgrenze, und war die Frau vierzig Jahr alt, so war Cremhilt im Jahre 726 am Rheine bekannt. 724

war das Kloster Reichenau von dem aus Spanien oder dem einst westgotischen Südfrankreich stammenden Pirmin gegründet, dessen Weg durch Wascono land noch an vielen gelehrten Spuren kenntlich ist. Er konnte Kunde von dort bringen, wenn nicht der alemannische und der aquitanisch-waskische Herzog durch die Gemeinsamkeit des fränkischen Feindes verknüpft waren: dann lag jene volkstümliche Verknüpfung von Wascon und Wasagon besonders nahe, konnte den Deutsch sprechenden Basken ergeben. Das Reichenauer Verbrüderungsbuch (begonnen 825) enthält unter seinen mehr als 40000 Namen jetzt oder einst ins Gebet der Bruderschaft Geschlossener in der Liste der 'Toten, die unser Kloster durch ihre Freigebigkeit begründet haben', auch den des 'Herzogs Landfried' verzeichnet: ihm konnte in den wenigen Jahren seiner Selbständigkeit zwischen Karl Martells Feldzügen von 725 und 730 dies Lied gewidmet sein.

So würde auch die Bekannt- und Verwandtschaft mit dem Finnsburgliede weit tiefer begründet, als das Vorkommen der Namen Huohhing und Nabi in Alemannien (S. 155) es könnte. Denn die Namen gehören nach Thegans Leben Ludwigs des Frommen dem alemannischen Herzogsgeschlechte: so hießen Urgroß- und Großvater Hildegards, der Gemahlin Karls des Großen, und die alte Form Hnabi ist noch durch eine alemannische Urkunde vom Jahre 773 bezeugt. Das Reichenauer Verbrüderungsbuch aber verzeichnet in derselben Sonderliste und Spalte wie Landfried auch den 'Grafen Nebi'. Und die Reichenauer Chronik Hermans des Lahmen, die auf ältere Annalen zurückgeht, berichtet im 11. Jahrhundert die Klostersage, daß Pirmin im Jahre 724 von den Stammesfürsten Berthold und Nebi vor Karl Martell geführt sei und von ihm die Insel erhalten habe. Da sind wir in dem Kreise, dem wir den Kampf um Finnsburg vorgetragen und den Waltharius gedichtet denken. Diese Umwelt würde zugleich ein frühes Christentum des Liedes erklären.

4. Walthari, 2) Waldere. Von den angelsächsischen Waldere-Bruchstücken (S. 147) besteht das erste aus einer eben beginnenden, dann aber auch noch nicht zu Ende geführten kriegerischen Mahnrede der (hier nicht genannten) Hildegyth-Hiltgunt. Es ist also nicht nur das Maß eines Liedes ins Epische überschritten, sondern es bestätigt sich auch, daß die Jungfrau erst durch Eckehard I. ins Dienend-Demütige umgezeichnet ist. Die Lage entspricht der des 'Waltharius' nach den Einzelkämpfen, doch so, daß die Nachtpause fehlt: das Paar ist von einem 'Walle' geschützt, Waldere, der 'Sohn des Älfhere' und 'Vorkämpfer Ätlas', hat die Feinde draußen besiegt, nachdem seine Friedensgabe, Schwert und Kostbarkeiten, von Gudhere-Gunthari verschmäht ist. Aber nun, vor dem Kampfe eben mit Gudhere, der ihm hier noch ehrlich-allein entgegentritt, zweifelt er an seinem Schwerte, und Hildegyth ruft ihn auf:

'Wahrlich, Wielands Werk ist trüglich
Nicht einem Manne, der Mimming versteht,
Den harten, zu handhaben. Im Heldenkampf fiel vor ihm schon

Todfarb und schwertwund ein Tapfrer nach dem andern:
Vorkämpfer der Hunnen, laß dein Herz nicht nun noch
Sinken heute, dein Heldentum stürzen!'

Und nochmals:

'Sorge nicht um das Schwert! Dir ward der Geschmeide bestes
Zu Hilfe gegeben!'

Das zweite Bruchstück beginnt wieder mit dem Schwerte. Der ungenannte Hagena antwortet, sei es auf die Worte der Hildegyth, sei es auf eine Ruhmrede Walderes: 'Ein besseres Schwert (ist dein Mimming) mit Ausnahme des einen, das ich auch (als bestes) habe, in der bunten Scheide stille verborgen. Ich weiß, es ist das Schwert, das Deodric an Widia selbst, Welands Sohn, Nidhads Verwandten, mit manchem Geschmeide senden wollte zum Lohne für die Befreiung aus Trollengewalt' (S. 193). Welches Schwert es ist, das so mit einer Sonderfabel über Mimming erhoben wird und Waldere so schwere Sorgen macht, das wissen wir nicht. (Gemeint aber könnte sein, daß Hagen es in dem gemeinsam gedachten Ellende bei Etzel von Dietrich empfing, der es etwa nach dem Zerwürfnis mit Witege doch zurück behielt.) Nun also weiß Waldere, daß dies Schwert nicht mitkämpfen wird, und triumphiert, daß ihm also der König, 'der Freund der Burgunden' allein gegenübersteht. Er vertraut, müde (wie er nach den Kämpfen des Tages schon ist), auf die gute Brünne, das Erbe von seinem Vater Älfhere, die auch standhalten wird, wenn abermals Feinde angreifen, 'wie ihr tatet'; besonders aber auf die Hilfe Gottes, die den Seinen immer bereit ist. Womit die christliche Einstellung des 'Waltharius' (S. 435) als die des alten Liedes bestätigt wird.

Die Überbetonung der beiden Schwerter im Waldere deutet wohl an, daß in ihnen das Entscheidende des angelsächsischen Gedichtes lag, während bei Eckehard das Schwert des Waltharius nicht an dem Haganos, sondern an seinem Helme zerspringt.

Die Entscheidung bringt da die 'Psychomachie'

Der letzte Dreikampf ist für Eckehard eine willkommene Gelegenheit der Abwandlung und Steigerung seiner nun schon wohlgeübten besten Kunst. Sobald er beginnt, beginnt auch der Einfluß Vergils, der kurz zuvor in den friedlichen Bildern fehlte. Auf dem Höhepunkte aber zeigt sich plötzlich die stärkste, auch wörtliche Abhängigkeit von der 'Psychomachie' und zwar der Erzählung des Kampfes zwischen Zorn und Geduld. Zorn hat vergeblich den Speer auf Geduld geschleudert: er ist von dem Panzer abgeglitten. Da schlägt Zorn sie mit dem Schwerte aufs Haupt, aber der Helm hält, das Schwert zerbricht, und Zorn schleudert den Griff, der allein in seiner Hand geblieben ist, weit von sich. Kann man etwa nicht ganz so auch von Waltharius erzählen? Und das Bild der bewußten Handschrift von St. Gallen sagt dasselbe: die Klinge liegt in drei Stücken am Boden, die erhobene rechte Hand hält ausholend den Griff. Haganos Rolle ist die der Geduld, er verteidigt sich (und seinen Herrn) leidend.

Wenn Eckehard diese Rolle von Prudentius übernahm, die zugleich die Fortführung des Kampfes samt der fälschlich angekündigten Rache für den Neffen aufhebt, so war wohl der im Waldere angebahnte Wettstreit der beiden Schwerter das Alte und Echte: ohnedies will uns das Hinhalten des behelmten Hauptes statt der kämpfenden Waffe nicht in den Sinn.

Jetzt verstehen wir auch, warum Eckehard die Bezeichnung Welandes werc (Welandia fabrica), die in den Bruchstücken noch auf Walderes Schwert angewandt ist, nun auf die Brünne des Hunnenkönigs übertrug: er wollte das Wielandschwert nicht an dem neueingeführten Helme zerspringen lassen, so läßt er die Wielandbrünne seinen Helden vor einem tödlichen Speerwurf eines Angreifers Randolf (= Guntharius?) schützen. Dann kann aber wiederum die Brünne nicht mehr wie im 'Waldere' (und 'Walthari') Erbstück des Vaters sein.

Sonach hätten wir diesen Aufbau des angelsächsischen Gedichtes, soweit es die Bruchstücke überschauen lassen. Waldere hat die Vorkämpfe erledigt, jetzt ist er ermattet und zweifelt an seinem Schwert, wie es nun gegen die beiden letzten und stärksten Feinde geht. Die Braut beschwichtigt und ermutigt ihn. (Hagena hat dem Kampfe zugeschaut: seine Pflichten sind zwischen dem Herren und dem Freunde geteilt.) Er hat das einzige Schwert, das nicht schlechter ist als Walderes. Aber es wird in der Scheide bleiben. Gudhere muß allein kämpfen. Er unterliegt, Waldere holt zum Todesstreich aus. Hagena springt dazwischen, Walderes Schwert zersplittert an dem seinen. Aber Gott läßt die Seinen nicht zu Schanden werden.

Vieles Alte, Echte ist mit diesen schweren Bruchstucken zurückgewonnen: der Ton wieder germanisch-heldisch trotz des christlichen Schlusses, die Jungfrau gereinigt und erhoben, Waldere vermenschlicht — aber er hat wie Heime (S. 192) bei der Flucht den königlichen Schatz beraubt —, Gudhere und Hagena von dem Überfall zu zweit entlastet, die Handlung begradigt und von vielen Zutaten und falschen Begründungen gesäubert, insbesondere der Schwerterkampf hergestellt.

Anklänge an das hinter dem lateinischen Waltharius liegende deutsche Lied wird man im Waldere kaum zu erkennen wagen. Und doch leitete uns schon 'Wielands Werk' darauf. Denn die Befabelung, die nun Hagenas Schwert über Mimming erheben muß, enthält die deutschen Namensformen Widia und Nidhad (statt Wudga und Nidhäd). Bedeutender scheint, daß wir Haganos Wort

'Entweder fall ich, wohlan! oder tu eine herrliche Ruhmtat!'

in Hildegyths Rede an Waldere hören:

'Endlich ist der Tag kommen,
Da du einzig sollst eins von beiden:
Dein Leben verlieren oder langen Ruhm
Auf der Welt dir erobern, Alpheres Sohn!'

Doch das ist ein allgemein-germanischer Gedanke.

'Nun hole, wenn du es wagst,
Von so germüdem Manne die graue Brünne!'

ruft Waldere dem Könige zu; in unserm Hildebrandliede heißt dies:

'Doch nun magst du vielleicht, wenn der Mut dir langt,
An so altem Mann erobern die Brünne.'

Hildegyth spricht zu Waldere:

'Du hast stets vorn Fechten gesucht,
Kampf ohne Grenzen, drum graute mir um dein Schicksal,
Weil du zu freventlich Fechten suchtest
In dem Anpralle mit andres Mannes
Kampfwillen.'

Hadubrand aber sagt von seinem Vater Hildebrand:

'Er war immer an Volkes Spitze Fechten war ihm zu lieb,
Bekannt war er kühnen Mannen:
Ich glaube nicht, daß er noch lebe.'

Hadubrand denkt geschehen, was Hildegyth fürchtet: die Begier, immer an der Spitze zu kämpfen, bringt den Tod.

Schwerlich sind alle diese Zusammenklänge zufällig. Wenn aber auch der Waltharius in dem Auftritt Camalos mit dem Hildebrandliede zusammenklingt (S. 428), so würde das, wenn wir es nicht zweimal geplündert denken sollen, nicht weniger besagen, als daß es schon der Dichter des Walthari, gegen 730, gekannt habe; daß diese Worte Walderes vor dem Zweikampf schon zum Walthariliede gehörten; daß Gunthari in der Tat allein kämpfte und Hagano erst einsprang; daß die Kämpfe nur einen Tag brauchten.

Ohnehin war es selbstverständlich, daß der Stoff von Deutschland nach England gewandert ist, nicht umgekehrt. Nun aber ist nach Inhalt und Form vor oder neben dem alemannischen Liede kein Platz mehr für eine andre Vorstufe des englischen Liedes: sie fällt mit dem Walthariliede zusammen, und ihre angelsächsischen Verwandtschaften (S. 428) erklären sich nun ebenso wie die Kenntnis des Finnsburgliedes im alemannischen Fürstenhause (S. 435).

Man kann auch nicht mit Hilfe der angelsächsischen Namen darüber emporsteigen: die Waldere-Namen beginnen 680 mit einem Bischof, auch eine Hildegyth kommt vor, zuerst auf einer Runeninschrift, die ins 7. Jahrhundert gesetzt wird. Aber sie beweisen beide in ihrer völligen Beziehungslosigkeit nicht mehr als die häufigen einzelnen Älfhere. Der Weitwanderer weiß von allen dreien bedeutsamerweise nichts.

Die ursprüngliche Schöpfung des schriftlosen Dichters ist aber nicht der schriftlichen Vorlage Eckehards gleichzusetzen, nur reicht die Frist, die zwischen beiden liegen kann, nicht über etwa 725 (S. 435) zurück.

Man könnte sogar einen Weg zeigen, auf dem sich der Übergang des Liedes nach England gut denken ließe.

Im Verbrüderungsbuche von St. Gallen findet sich der Sondereintrag, daß im Jahre 929 der Bischof Keonwald von Worcester auf seiner vom Angelnkönige Adalstean mit reichen Geschenken versorgten Reise durch die deutschen Klöster auch nach St. Gallen gekommen, sich dort vier Tage aufgehalten und das Fest des Heiligen mitgefeiert habe. Er gab von seinen Schätzen aber nicht nur dem Altar, sondern auch den Mönchen und wurde in die Gebetsbrüderschaft aufgenommen, mit ihm sein König und noch sechs andre. Es war zur Zeit, als Eckehard I. noch an seinem Waltharius arbeitete oder aber schon fertig war: er konnte ihn vorlesen oder zeigen und davon sprechen, wie etwa Notker I. mit dem besuchenden Kaiser sprach, das alte Lied konnte in Abschrift oder auch im Kopfe mitgenommen und in England abermals Grundage einer epischen Bearbeitung werden.

Will man danach den Waldere im Bannkreise von Worcester ansetzen, so hat man für sich die Namensformen mit ungebrochenem a (ags. Wealdere) und das Vorkommen wenigstens eines als nordische Entlehnung deutbaren Wortes: des Schwertes 'Kleinod' (gripe). Aber auch die Bezeichnung Gudheres als 'Freund der Burgunden' ist nordisch und gehört dem alten Atliliede an: der englische Dichter bewahrt mit ihr den altepischen Volksnamen, den Eckehard allzu wirklichkeitnah beseitigte. An Adalstean-Äthelstans Regierung (924—41) knüpft man einen neuen Aufschwung der Dichtung, und diesen König feiert das erhaltene Lied auf die Schlacht bei Brunanburh vom Jahre 937.

4. Walthari, 3) Nibelungenlied. Die ersten Anspielungen in deutscher Sprache bringt uns das Nibelungenlied (S. 214ff.).

Als die geladenen Burgunden in Etzels Burg einziehen und ihm Hagen von Tronje genannt wird, da erinnert er sich, daß dessen Vater Aldrian ihm einst als Mann diente und den Ritterschlag von ihm empfing; daß dann der Sohn und Walther von Spanien als jugendliche Geiseln am Hofe lebten. 'Als sie herangewachsen waren, sandte ich Hagen wieder heim; Walther entrann mit Hiltegunt' — die vorher noch nicht genannt war. Beide Helden hatten für den König manchen Strauß ausgefochten.

Weiterhin aber erinnert der alte Hildebrand den Tronjer:

> 'Wer wars, der auf dem Schilde vor dem Wasgensteine saß,
> Als ihm von Spanien Walther so viel der Freunde schlug?'

Es fragt sich, woher der Dichter diese waltherischen Einzelheiten entnahm, aus dem 'Walthari' oder dem 'Waltharius', wobei natürlich der Ritterschlag als junge höfische Zutat nicht zählt und die Kämpfe für Attila nicht für Lied oder Epos entscheiden.

Daß Hagen nicht von Etzels Hofe entflohen, sondern heimgesandt sei, stimmt nicht zum 'Waltharius'. Ebensowenig das Tronje statt des gelehrten Troja Eckehards. Mit alle dem greift der Nibelungenlied-Dichter auf den 'Walthari' zurück, und er gibt ihm und uns auch das altheldisch sprechende Sinnbild zurück: Hagen sitzt auf seinem Schilde, indes er tatenlos den Kämpfen

zuschaut, deren ja schon im alten Liede eine Vielzahl war. Auch Helmnot und Hawart des Nibelungenliedes können wir ihnen nun (S. 429) hinzurechnen. Aber all diese Beziehungen gehören erst der letzten Nibelungenstufe, dem Nibelungenliede an.

Ob auch das 'ältere Epos' (S. 259ff.) die Waltherdichtung schon kannte? Gestalten sind nicht daraus übernommen. Vielleicht könnte der Seelenkampf Rudigers, der zwischen den burgundischen Freunden und dem hunnischen Herrn steht, dem Hagens nachgebildet sein: beide entscheiden sich schließlich für den Herrn, der sie mit Bitten umworben hat. (Aber Rüdiger zahlt mit dem Leben, Hagen bleibt hier unbesiegt.) Das wäre in einer Geschichte der mittelhochdeutschen Dichtung zu entscheiden, desgl. ob der Aufbau der Kämpfe Walthers für die burgundischen vorbildlich gewesen sei, namentlich mit ihrer Zerlegung durch eine Nacht. Aber dann müßte man behaupten, daß der 'Waltharius', nicht der Walthari dies Vorbild abgab, denn der hatte diese Zerlegung noch nicht, und das eben ist nach dem Vorigen nicht glaublich. Es ist auch deshalb nicht glaublich, weil wir dem spielmännischen Dichter des 12. Jahrhunderts nicht ohne weiters Latein zutrauen können. Und dasselbe besagen im Grunde schon die Namenformen: man hat nicht Attila in Etzel, Troja in Tronje zurückübersetzt, sondern Etzel und Tronje sind wie Walther für Waltharius, Gunther für Guntharius, Hagen für Hagano die Endpunkte mündlicher, nichtschriftlicher Überlieferung von dem Walthariliede her und nun für ein verlornes mittelhochdeutsches Waltherlied anzusetzen.

So ist es jetzt auch zu verstehen, daß Walther, der Kämpfer vom Wasgensteine, 'von Spanien' ist: das Uuascono lant ist Spanien geworden, nachdem die politische Rolle der Basken in Frankreich ausgespielt war. Das Nibelungenlied bestätigt hier also die Zusammenhänge zwischen dem alemannischen und dem aquitanisch-baskischen Fürsten, die wir (S. 433f.) für das Waltharilied erschlossen. Auch in diesem Falle sehen wir, daß Wasgen des Nibelungenliedes natürliche Lautentwicklung aus Wasagon, nicht aus Eckehards Vosagus ist, und damit ist abermals die Herkunft der nibelungischen Zeugnisse aus dem Walthari-Waltherliede bezeugt.

Aber aus dem allgemeinen Wasgenwalde ist nun ein bestimmter Wasgenstein geworden.

Er wird gleichgesetzt zwei mächtigen, durch eine enge Schlucht mit überhangendem Gestein geschiedenen und mit zwei Burgruinen gekrönten Felsen bei Obersteinbach nahe der pfälzisch-elsässischen Grenze. Dort hausten, aufwärts bis gegen 1225 zu erschließen, die Herren von Wasichenstein, in zwei Zweige geschieden. Und wenn eine Linie der Familie auf einem Siegel von 1337 sechs (abgehauene) silberne Hände in rotem Felde als Wappen führt, so war hier der eckehardische Kampf festgelegt. An dieses Geschlecht dachte auch wohl der Dichter des Rosengartens C (S. 171), wenn er Walther 'von Wasgenstein' nennt. Danach ist dann im Alphart (S. 173) Walther 'von Kerlingen' in Deutschland geboren.

Aber selbst wenn wir die Unklarheiten des Bildes, das Eckehard von dem Kampfplatze entwirft, dem Anschlusse an vergilische Szenen zuschreiben (S. 423): auch das anfängliche Bild, die für ein Räuberlager geeignete Schlucht zwischen überhangenden Felsen, von der man ins Land sieht, die nur immer einem den Zugang erlaubt, die sich aber nach rückwärts zu einem geschützten und übergrünten Platze für Braut und Rosse ausweitet, sie ist hier nicht vorhanden. Von einem Stellungswechsel aber an den Felsen des Wasgensteins, den man zur Erklärung angenommen hat, ist bei Eckehard nicht die Rede. Dazu ist der Ort uber zwei Tagemärsche von Worms entfernt, so daß Eckehards genaue Zeitangaben hinfällig würden. Er hat also diesen Platz nicht gemeint, ob er ihn nun gekannt habe oder nicht, er hat ihn ja auch nicht genannt: er spricht nur von dem wilden Gebirge Vosagus, hat also wohl keinen Einzelnamen vorgefunden. Und der Waldere nennt nur einen weal 'Wall', was auch 'Felswand' bedeuten könnte.

Also sind wir wieder frei und suchen nicht: wir rechnen außer mit Vergil auch mit den Schweizer Bildern, die Eckehard und vielleicht schon sein Vorgänger in sich trug. Wir kümmern uns auch um die Entfernung von Worms so wenig wie bei Siegfrieds letzter Jagd. Das alles verschob die Ferne, und es paßt zu Eckehard wie zu einem Dichter an Landfrieds Hofe (S. 434f.).

Durch das Zeugnis des Nibelungenliedes wird diese falsche örtliche Festlegung auf den Wasgenstein bis an den Anfang des 13. Jahrhunderts hinaufgehoben, aber sie wird dadurch keineswegs richtiger: am Anfang stand die allgemeine Bezeichnung Wasagon. Möglich, daß schon früh eine Ortssage entstanden, ein Wasgenstein als Kampfort gekennzeichnet ist, den man dann später festlegte.

4. Walthari, 4) Walther. Mehr erwarten wir von den beiden in sich wiederum gespaltenen Bruchstücken eines mittelhochdeutschen Waltherepos.

Da finden wir im ersten Hagen beim Abschiede vom Hunnenhofe; er verteilt Geschenke an 'die ihm die Nächsten waren'. Es scheint dann, als habe sich Walther dem Freunde anschließen wollen, und Hildegunt bitte ihn nun, sie nicht zurückzulassen. Hagen muß ihn erst an das Verlöbnis erinnern, dem auch er einst beigewohnt hat, und es wird nun Walthern um so stärker bewußt.

Das zweite Bruchstück, nicht so zerstört wie das erste, aber leerer, berichtet von Heimkehr und Hochzeit. Hildegunt spricht: '(Nun mögen sie, die Burgunden) uns wohl helfen: sie waren bereit, meinen Wein von meiner Hand (anzunehmen, nach dem Wasgenkampfe). So mögen sie uns heimgeleiten.' Nämlich Volker (des neugewonnenen Hagen nächster Freund!) war ihnen mit sechzig Mann vom Rhein her durch den Wasgenwald nachgeritten, und er geleitet sie durch Burgund nach Lengres, indem er Metz zu vermeiden rät: dort sitzt Ortwin, der würde sie anrennen, was auch Gunther dazu sagen möchte. Sonst wagt sich nun keiner mehr heran. Boten werden vorausgesandt zu König Alpker, und sie erzählen, Walther sei so von Etzel und Helche geschieden, daß

die Hunnen ihm fluchen, denn er hat auf seiner Fahrt ihrer viele erschlagen. Er ist einst bei allen Unternehmungen Etzels vornan gewesen. Die Reisenden werden empfangen — nun sind auch dreihundert oder mehr Guntherische Recken mit ihnen gewesen —, und die Hochzeit herrlich gerüstet. Hildegunt sendet auch heim nach Aragon. Andre Einladungen ergehen nach Engelland, Navarra, Kerlingen, und man überlegt, ob man Etzel und Helche auffordern könne. Es geschieht, und mit den Boten gehen andre an Gunther. Der findet, daß er seine Meinung ja schon durch Volker zu erkennen gegeben habe, und 'ich würde gern kommen, wenn es nicht eine Schande für mich wäre' (d. h. wenn ich mich nicht meines Überfalls schämen mußte). Er will erst noch Hagen um Rat bitten.

Wir finden also manche Bestätigung und manches Neue.

Walther, auch hier Spanier, war ein Vorkämpfer bei Etzel wie Waltharius und Waldere; man versöhnt sich am Schluß, und Hildegunt spendet den Wein dazu wie im 'Waltharius'. Hildegunt erklärt ihre Bereitschaft, ihrem Verlobten überallhin zu folgen, im 'Waltharius' und 'Walther'. Hagen wird wie im Nibelungenliede, aber entgegen dem 'Waltharius' entlassen. Man sieht nicht ein, warum er heim darf, wenn nicht auch Walther, warum man ihn nicht mit Versprechen zu halten sucht wie den Zurückgebliebenen, während für eine Flucht Haganos der Tod Gibichos und die Kündigung des Vertrages sehr starke Gründe waren. Wir halten es also hier mit dem 'Waltharius.'

Neu sind uns die Namen Lengres und Aragon und, abermals aus dem Wormser Bestande des Nibelungenliedes in Anspruch genommen, Volker und Ortwin, dieser mit seinem Trotz gegen Gunther noch besonders ausgezeichnet. Neu ist ferner, daß Walther mit Hagen fliehen will, ohne Hildegunt, und erst ermahnt werden muß. Neu auch die Verfolgung des Paares durch die Hunnen. Sie erhöht die Ähnlichkeit mit dem Brautfahrtschema, das der Dichter zum Gerüste für sein Werk nahm.

Etwas Besondres ist es noch mit den Namen Lengres-Langres, sofern da Walthers Vater Alpker seinen Königssitz hat und die Stadt zu den Vogesen gehört — in deren alter, schon durch Caesar bezeugter Ausdehnung —, während Walther zugleich 'voget von Spanyge' ist. In diesem Strange der Überlieferung wären also noch deutlicher das Gebirge und also der Kampf das Bestimmende gewesen (S. 433, 440), denn ein Baskenland mit der Hauptstadt Langres wäre ja nun erst ganz phantastisch. Vielmehr ist für das 'Vogesenland' (Wasgau in weiterem Sinne) eine neue Hauptstadt gefunden, die nun freilich zu Gunthers und Hererichs ein drittes Burgundenreich begründete.

Dies Langres fiel mit der Grafenwürde dem 1179 gestorbenen Bischof Walther zu, dem Sohne Herzog Hugos II. von Burgund, und seine Nachfolger wurden dann 'Herzöge'. So konnte der erste dieser Reihe dort wohl dem sagenhaften Walther gleichgesetzt werden und seine Stadt in die deutsche Dichtung gelangen.

4. Walthari, 5) Biterolf, Rosengärten und Alphart. Diese kargen Bruchstücke des Waltherepos genügen gleichwohl zu der Feststellung, daß es vom Dichter des 'Biterolf' (S. 171) ausgeschrieben und zur Ausstaffierung benutzt ist, so daß wir nun — freilich mit ungleicher Sicherheit — das Waltherische wieder herausheben können.

Wir erhalten die Bestätigung, daß Walther aus Spanien, Hildegunt aus Aragon stammte, auch daß er ein großer Kriegsheld im Dienste Etzels wurde — dies ließ sich herrlich aufblasen —, und wir hören neu, daß der Aufenthalt der Geiseln am Hunnenhofe, besonders auch Hagens, durch die Freundschaft Rüdigers und seiner Gattin Gotelint verschönt war. Diese beiden stammen natürlich aus dem Nibelungenliede, und so kann denn alles, was mit ihnen zusammenhängt, erst durch das Waltherepos in unsere Biterolfüberlieferung hineingeraten sein: Rudiger wird in jenem trüglichen Gelage mit den Hunnen trunken gemacht; die Flüchtlinge werden von Gotelint in Bechelaren wohl aufgenommen; der mit Heeresmacht nachsetzende Rüdiger läßt nach einem kleinen (dem großen im Nibelungenliede schwächlich nachgebildeten) Kampfe zwischen Freundes- und Mannenpflicht das Paar ziehen. 'Ja auch jetzt ließe ich ihn noch reiten, und nähme er mir auch meine Tochter, so wurde ich ihn niemals festhalten. Er verließ meines Herren Land ganz ohne allen Fehl. Weil ich die Art des Jünglings so ganz erkannte, mußte ich ihn damals reiten lassen', so sagt Rüdiger, als er Walther als Gegner für den großen Scheinkampf vor Worms (S. 171f.) zugeteilt erhält, um Hildegunts Entführung zu rächen. Von den Verfolgungskämpfen bleiben nur ein paar Plänkeleien mit hunnischen Wachtmannschaften, soviel wie genügen, um jene Botenworte des zweiten Bruchstücks zu begründen, daß Walther auf der Fahrt viele Hunnen erschlagen habe. Jedenfalls stimmt diese halbe Verfolgung Rüdigers zu der ganzen des Waltherepos. Nibelungisch ist auch der Zusammenstoß der Flüchtigen mit den Riesen von Mutaren u. a.

Scheiden wir dies Nibelungische aus, so behalten wir doch übrig, daß Hagen allein heimzieht, Walther an Etzels Hofe bleibt und dann auch wie einst Waltharius mit großen Anerbietungen gehalten werden soll. Gelage und Flucht wie bei Eckehard.

Den Kampf Walthers mit den Burgunden, aber auch andres können wir sogar zwiefach abzulesen versuchen: der schwachgeistige Biterolfdichter läßt die Spanier Biterolf und Dietleip, Vater und Sohn, nacheinander zu Etzel reiten, überträgt aber auf beide Stücke dieses Kampfes. Biterolf verläßt heimlich Weib, Kind und Reich mit drei schatzbeladenen Saumtieren, mit seinem Schwerte Welisunc und zwölf statistisch-namenlosen Mannen. Er kommt durch Paris, das nun in natürlicher Weiterentwicklung an Stelle von Lengres (S. 441f.) die Hauptstadt des heimgekehrten Walther ist. Der läßt ihn nach dem Wohin fragen. Biterolf verweigert wirkliche Antwort. König Walther tritt ihm allein entgegen, und jener erkennt ihn an dem spanischen Wappen. Aber in dem Kampfe 'gewinnt er einen grimmigen Mut' und schlägt Walther durch den

Helm bis auf die goldene Haube darunter: ein Wunder, daß er mit dem Leben davonkam. Auch Walther führt ein besondres, weithin als eins der besten bekanntes Schwert. Immerhin bietet Biterolf, verwundet, doch Versöhnung an und bekennt die Verwandtschaft. Eine Einladung nach Paris schlägt er aus, warum, ist nicht gesagt. Sie setzen sich nieder auf den Plan, und Walther muß von dem Hunnenlande, Biterolfs Reiseziel, erzählen und 'wie seine Hand sich im Kampf am Rhein bewährt hatte'. Er läßt Zelte aufschlagen, bewirtet die Fremden, und man plaudert die ganze Nacht hindurch. Dabei kommt nun endlich auch Hildegunt vor.

Auf der Spur seines Vaters reitet dann also auch der Knabe Dietleip ins Hunnenland. Er fürchtet Räuber im Wasgenwald, kommt aber unangefochten hindurch. Er hört, daß die Wormser vom Sachsenkriege (des Nibelungenliedes) heimkommen. Aus Sorge, daß sie ihm nehmen, was er mitgeführt hat, will er Worms vermeiden, setzt er bei Oppenheim über den Rhein, er, der bisher alle Angreifer spielend abgeschlagen hat. Gunther kommt ihm mit Gernot (der ebenfalls neu aus dem Nibelungenliede entnommen ist) und Hagen auf der Straße entgegen. Dieser wird zu fragen entsandt, und da Dietleip Auskunft verweigert, kommt es zum Kampfe, und Hagen wird blutig heimgeschickt. So auch nach ihm Gernot und schließlich Gunther. Das Schwert Dietleips ist doppelt hervorgehoben, und Gunther fürchtet es insbesondre. Versöhnung schlägt auch Dietleip aus und gelobt Rache. So reiten die drei geduckt nach Worms zurück, und man meint dort, der Teufel habe ihnen so mitgespielt, aber sie schweigen über ihre Verwundungen. Hagen fühlt sich durch Dietleip an Walther von Spanien erinnert: diese Kämpfe spielen ja nach Walthers Heimkehr. Eine Verfolgung mit Übermacht verbietet der König. Der Dichter aber fügt jenen Satz hinzu: 'Ich weiß nicht, wie sie gesund wurden, da sie doch wund waren' (S. 432).

Ein Vergleich dieser beiden Angriffe auf Biterolf und Dietleip mit dem auf Walther scheint wohl etwas gewagt, da der eine von Hunnenland nach Spanien reist, die beiden andern umgekehrt; und obendrein ist es Walther selbst, nun als König in Gunthers Rolle, der Biterolf in dessen Waltherrolle angreift. Aber es ist ja in beiden Berichten auf den Kampf Walthers mit den Burgunden Bezug genommen: im ersten muß Walther davon erzählen, im zweiten muß sich Hagen an den Freund erinnert fühlen.

Immerhin wird man sich sehr bescheiden, wenn man nun nicht sowohl für das Waltherepos als vielmehr für das alte Waltherlied etwas zurückzugewinnen sucht. Vieles muß hier ja von vornherein anders sein als dort: daß z. B. die Braut keine Rolle spielen kann und grade Hagens Freundschaft, sein Groll und seelischer Zwiespalt, d. h. sein eigentliches Leben, draußen bleiben muß, das ist selbstverständlich: dies Namenauswechseln tötet ja die Menschen mitsamt ihrem Tun. Ebenso selbstverständlich ist es, daß die Kämpfe auf der West-Ostreise Dietleips nicht im Wasgenwalde stattfinden können, wenn nicht die Burgunden im Westen geradezu auf der Lauer liegen sollen: ihre Stätte ist

nach Osten wie nach Westen hinter Worms und dem Rhein, und zwar, weil es sich um Ritterkämpfe handelt, auf freiem Platze: am Rhein, wie das auch Walther von dem Jugendabenteuer sagt (S. 441). Das wird schon das Waltherepos entgegen der im Nibelungenliede erhaltenen Überlieferung eingeführt haben, und dort können wir noch die des Walthariliedes annehmen. Daß diese Stätte ursprünglich in den Wasgenwald gehört, ist ja auch dadurch neu bestätigt, daß bei Dietleip eigens erwähnt wird, er sei mit besondrer Vorsicht hindurchgeritten, weil er Räuber fürchtete: in der Vorlage Gunther und die Seinen. Ähnlich steht es, wenn Dietleip die Versöhnung und die Einladung nach Worms ausschlägt: er muß es, weil seine Rache ja der Inhalt des folgenden Epos ist; im übrigen war es dadurch gegeben, daß Walthari und Walther heimritten. Wir nehmen es also als vollgültiges Zeugnis für das Waltharilied, wenn Biterolf die Versöhnung annimmt, wenn man auf dem Plan niedersitzt und trinkt, trotz der Wunden, die wir ja durch des Biterolfdichters Zwischenwort besonders bestätigt fanden.

Die Vielheit der Kämpfer lebt allein in den begleitenden Knappen fort, auch Gernot ist nur eine der Zutaten aus dem Nibelungenliede, und man mußte ihn vorsichtig für dessen Zwecke am Leben lassen. Aber die übrige Zweizahl Gunther-Hagen bedeutet für das Waltherepos, daß auch dort die Mitkämpfer namenlose Knappen waren: sie wären sonst für den Biterolf (auch für die Dietrichepen) eine willkommene Beute gewesen.

Daß sich besondre Schwerter gegenüberstehen, ist nur bei Biterolf-Walther gesagt, und Biterolfs erhält den schönen neuen Phantasienamen; bei Dietleip müßten wir das der Gegenseite danach hinzudenken. Aber das Biterolfepos und der Waldere zusammengenommen führen den Zug und damit den Schlußkampf der beiden Schwerter (S. 436) doch wohl auf das alte deutsche Lied zurück.

Und vielleicht ist noch eine andre Gemeinsamkeit der beiden zu verzeichnen. Im Biterolf ist erzählt, wie Dietleip von den Tronjern, den Leuten Hagens, angerannt wird. Drei sticht er von den Rossen und zwar ohne Eisenspitze, nur mit dem Schaft: 'Ich sah hier kein ritterliches Werk, sie liegt noch eben so gut(e) "stille" bei meinem Helme', — warum 'stille' und warum bei dem Helme? — 'deshalb muß sie ohne Schaft sein, denn ich weiß an euch nicht diese Feindschaft'. Was sie auch an Rittern hätten, meinen die Tronjer, jetzt würden sie ihn reiten lassen, und Dietleip ist dankbar, daß sie ihn nur 'versucht' haben Erst als er an den nicht geheuern Wasgenwald kommt, läßt Dietleip sich den Helm reichen und die Speerspitze auf den Schaft stecken. Und vollends gebietet er, als Hagen anreitet, dies 'Scheften' und siegt. Im Waldere hat Hagena ein besondres Schwert in bunter Scheide 'stille' verborgen (S. 436), als er es dann aber doch zieht, gibt es dem Kampfe, nahmen wir an, die entscheidende Wendung, die dann also abermals für das Waltharilied bezeugt wäre.

Um so sichrer sind wir, wenn beide Berichte des 'Biterolf' zur Walthariüberlieferung stimmen, Ursprüngliches zu hören: wenn z. B. Biterolf wie Diet-

leip einen Schatz mit sich führt und um ihn Sorge trägt, so war das einst der von Walther und Walthari geraubte.

Wir nehmen also über das Waltherepos und seine Reste hinweg (aber mit Hilfe des Waltharius und Waldere) für das Waltharilied kurzum dies in Anspruch:

Walthari, sein Freund Hagano und seine Braut Hiltigund sind als Geiseln an Attila-Atzilos Hof, und Walthari ist sein besondrer Vorkämpfer. Hagano flieht. Walthari, vergeblich zurückgehalten, verabredet die Flucht mit Hiltigund, die ihm überallhin zu folgen bereit ist. Gelage und Flucht mit Schatzraub, Angriff Guntharis und Haganos (und ihrer Leute) im Wasgenwalde. In dem Kampfe stehen sich zwei besondre Schwerter gegenüber. Wunden auf beiden Seiten. Versöhnung und Plaudern auf dem (nächtlichen) Anger, Hiltigund ist dabei. Walthari zieht mit ihr heim. Haganos eigentliche Rolle fanden wir nur in der 'still' gehüteten Speerspitze sehr unsicher angedeutet.

Wenn man aber so den Walthari aus dem 'Biterolf' glaubt ablesen zu können, so erhebt sich die verfängliche Frage: warum nicht auch aus dem Herbort? (Das war ein Epos aus dem Dietrichkreise, dessen Inhalt sich aus einer Skizze im Biterolf und einer breiteren Erzählung in der Thidrekssaga erschließen läßt.) Denn viele Taten und Schicksale Herborts ähneln ja Walthers noch viel mehr: Flucht des Einzelnen mit der Braut, siegreiche Kämpfe gegen Verfolger und andre Angreifer, zuletzt gegen Dietrich von Berne und seinen Hildebrant, die ihm die Braut abjagen wollen, ohne tragischen Ausgang. Grade aus diesem Doppelkampf folgern wir Abhängigkeit von der Waltherdichtung, und zwar, weil die Beraubten die Fliehenden verfolgen, Abhängigkeit von dem Epos. Müssen wir nicht auch von daher auf Abschlagen der Angreifer und schließliche Versöhnung mit Gunther und Hagen schließen? Sicherlich.

Das Biterolfepos führt dann (S. 443) Walther auch unter den zwölf Helden auf, die mit ihren Scharen den zwölf östlichen gegenüber auf Seiten der Burgunden stehen und sie gegen jene Rachegeluste Dietleips verteidigen: der Dichter kannte also — sehen wir abermals — die Versöhnung mit den Burgunden. Walther wird mit Dietleip gepaart, aber sie kommen überein, sich in den Kämpfen zu meiden. Der Dichter hätte sonst seinen aus Walther gemachten Dietleip mit Walther kämpfen lassen müssen. —

In den 'Rosengärten' (S. 171), die nicht Heere, sondern nur je zwölf Einzelhelden einander gegenuberstellen, bringt es allein Walther bei der bernischen Einstellung der Dichter zu einem Unentschieden. Auch hier ist Versöhnung mit den Burgunden die Voraussetzung, von Wunden, geschweige tragischem Ausgang ist nicht die Rede.

Wie wenig da Walther mehr ist als ein Name, ersehen wir aus dem 'Buche von Berne' (S. 172): da erscheint er in den Heldenaufzählungen als Walther von Lengers mit Hagen auf Seiten Dietrichs, als Walther von Kerlingen auf Seiten Ermenrichs: dort nach dem Walther-, hier nach dem Biterolfepos. Und trotzdem fehlen wieder alle Kämpfernamen des Waltharius (S. 445)!

Ein Gewinn ist, daß der Held (im Rosengarten C) von Wasgenstein heißt: das bestätigt die Auffassung, die schon das Nibelungenlied von dem Ort der Kämpfe hatte (S. 440) und die erst durch die Verritterung im Waltherepos verdunkelt war.

Im Alphart (S. 173) ist das etwas undeutlicher: da ist in einem gestörten Zusammenhange Walther von Kerlingen bei dem getreuen Eckehard in Breisach (S. 49), und er ist geboren 'ûz Diutschland', der einzige Held der alten Dichtung, von dem das je gesagt ist (S. 440), und weil er es ist, hat er das Recht des Vorkampfes für Dietrich.

Ohne den Wasgenstein ist diese Beheimatung nicht möglich: hier treffen die beiden Berge und die zugeordneten Helden wirklich zusammen, wie wirs (S. 49, vgl. S. 441) vorbereitet fanden: zufällig?

4. Walthari, 6) Die polnische Walthererzählung. Sie steckt in der Chronik des Boguphalus, einem zusammengeflickten Werke des 14. Jahrhunderts, und zwar in dem Berichte über die Ereignisse von 1135, läßt sich aber aus späteren Überlieferungen noch um einige Züge ergänzen.

Waltherus gewinnt, nun ein Pole, die französische Königstochter Helgunda durch seinen nächtlichen Gesang einem deutschen Königssohne ab. Der eilt heim und läßt die Rheinüberfahrt sperren: nur gegen eine Mark Goldes soll sie gestattet sein. Die Fergen erhalten von dem flüchtigen Paare das Gold, verweigern aber das Übersetzen bis auf Ankunft ihres Prinzen. Waltherus hebt die Braut hinter sich auf den Bucephalus, und sie schwimmen hinüber. Als sie eine Strecke jenseits zurückgelegt haben, hören sie den Deutschen nachkommen. Er wirft Waltherus vor, daß er mit der Königstochter geflohen sei, auch den Fährlohn nicht gezahlt habe, und er verlangt Zweikampf um Weib, Waffen und Pferd. Darauf Waltherus: 'Den Lohn habe ich bezahlt, und die Prinzessin ist nicht geraubt, sondern freiwillig gefolgt.' Er siegt, nimmt Schwert und Waffen des Toten, kehrt mit der Braut heim und heilt seine Wunden.

Hierzu eine Fortsetzung. Waltherus nimmt den schönen Fürsten Wyslaus gefangen, ist dann aber lange auf Kriegszügen. Inzwischen läßt Helgunda den Gefangenen aus dem tiefen Turme emporholen und findet an ihm Ersatz. Sie fliehen gemeinsam. Waltherus kehrt heim und erscheint unerwartet in der Stadt des Wyslaus, der selbst auf der Jagd abwesend ist. Helgunda empfängt den Gatten freundlich, läßt ihn aber dann gefangennehmen, und so muß er dem Liebesspiel der beiden zusehen. Gegen ein Heiratsgelöbnis befreit ihn die besonders häßliche Schwester des Nebenbuhlers, und so sterben die beiden Frevler auf ihrem Bette von seinem Schwerte.

Das Biterolfepos schiebt in die Jahre der Dienste seines Helden bei Etzel eine Kriegsfahrt nach Preußen ein. Dort wird er in der Stadt Gamalin gefangen und sitzt vier Jahre in einem Turm. Aber er gräbt sich zu einem andern hindurch und findet König und Königin auf ihrem Bette. Er läßt beide am Leben, nur muß ihm der König als Geisel dienen, bis die Hunnen in die Stadt gedrungen

sind. So kann denn Biterolf zu Etzel und Helche zurückkehren, die schmerzlich seiner geharrt haben.

Wenn auch in diesem Fall Biterolf an Walthers Stelle getreten ist, so hat schon das Waltherepos die Gefangenschaft, die Befreiung daraus und das Bild ohnegleichen gehabt: der Held plötzlich über dem Ehebett des feindlichen Königs.

Dann dürften wir auch die Worte des Waltherus 'Die Konigin ist nicht geraubt, sondern freiwillig mein geworden' in die (S. 443) angeführten Rüdigers hineinlesen. Aber sie hätten dann erst in das Waltherepos gehört. Der Bucephalus bestätigt uns über die Lücken des Waltherepos hinweg den Leo Eckehards als besondern Schatzträger; daß der Held und seine Begleiter im ritterlichen Epos (und danach auch in der Saga, s. u.) überdies besondre Rosse bekamen, ist selbstverständlich. Entsprechend wird dort der Schatzträger ein Saumtier, das aber eben doch erwähnt wird. Daß der Kampf nach der Chronik am Rhein stattfindet, verrät ebenfalls das Waltherepos als Quelle. Im übrigen dient der Rhein nur der Fergen-, nicht der Kampferzählung, und das Motiv ist blind, weil der hohe Preis für das Hinüberfahren nicht hindert hinüberzuschwimmen.

4. Walthari, 7) in der Thidrekssaga. Die 'Klage' (S. 171) erzählt, daß Dietrich, nachdem er in den letzten Nibelungenkampfen alle seine Mannen bis auf den alten Hildebrant verloren hat, mit ihm und der Gattin Herrat nun endlich heim mochte in sein Reich. Beide sind froh daruber. Vergeblich sucht Etzel sie zuruckzuhalten. Herrat kann von Helches Erbe nur 80000 Marke Wert auf besondrem Saumtier mit sich führen. Es wird ihr auch der herrliche Sattel der Konigin gebracht. Der Abschiedsjammer nimmt dem Konige den Verstand. Sie reiten nach Bechelaren, Hildebrant muß den Weg weisen. Dort lebt nur noch Dietlint, Rudigers Tochter, in ihrem Schmerze und wird von Dietrich mit der Hoffnung auf einen edlen Gatten getröstet.

Diese Erzählung, nach Art der 'Klage' wehmutselig gedehnt zu denken, ist in der Thidrekssaga wunderlich ausgestopft und weitergefuhrt. Hier besprechen sich Thidrek und Hildibrand allein. Attila soll nichts erfahren, bevor sie wegfertig sind. Herrad wird erst von Hildibrand, dann von Thidrek gefragt: sie will gern folgen. Am Abend hat der Alte vier Pferde bereit, eins fur Gold, Silber und Kleidung. Er wartet mit Herrad am Burghang, indes Thidrek auf seinen Rat noch einmal zurückkehrt, sich von Attila zu verabschieden. Der wird von ihm aus dem Schlaf geweckt, er bietet vergeblich ein Hilfsheer und ist voll Trauer uber die Trennung. Die drei reiten Tag und Nacht ohne Menschen und Städte zu sehen, Hildibrand voran mit dem Packpferd. Nachtlich ziehen sie an Bakalar-Bechelaren voruber und gedenken wehmutig des Markgrafen. Dann reiten sie am Luruwald (den man mit dem Lürwald sudlich von Soest gleichsetzt), und zwar nur nachts, tags rasten sie im Walde.

Man sieht, wie auch hier die Waltherdichtung eingedrungen ist, und sieht, wie sich das durch Ungereimtheiten verrät: die Heimlichkeit der Verabredung;

das abendliche Entweichen und doch Abschiednehmen wenigstens des einen Thidrek, der den König eigens aus dem Schlafe wecken muß; das Reisen erst bei Tag und Nacht, dann nur bei Nacht, und besonders kennzeichnend die Besprechung erst Hildibrands, dann Thidreks mit Herrad: sie haben ja nun zu zweit die eine Rolle Walthers gegenüber Hildigund. Mit ihr also verabredete er in der Vorlage heimlich die Flucht, und Etzel schlief, als die beiden abendlich oder nächtlich entwichen, und für sie gilt, daß sie allein nachts reisten, allein tags rasteten.

Die Fortsetzung liefert nur die Thidrekssaga, aber wir erkennen nach dem vorigen Muster nun leichter die Einbrüche der Walther- in die Dietrichdichtung.

Jarl Elsung ist mit zweiunddreißig Rittern über den Rhein gekommen. Er hat Kunde, daß Thidrek, an dem er eine alte Rache zu nehmen hat, im Anreiten ist, und so spürt er ihm am Walde nach. Die Reisenden sind beim abendlichen Aufbruch, als sie die Fremden bemerken; Hildibrand vermutet Elsung, und sie beschließen standzuhalten. Thidrek tröstet Herrad. Ömlung fordert die Auslieferung der Frau, dann im Streitgespräch auch die der Waffen. Ein Ungenannter schlägt Hildibrand das Schwert durch die Helmkappe, erst im Helme darunter bleibt es stecken. Hildibrand aber erledigt darauf merkwürdigerweise nicht diesen Angreifer, sondern einen Ingram, indessen Thidrek erst einen unbenannten Ritter und dann Elsung erlegt, alles mit den ungeheuerlichen Schlägen dieser Saga. Weitere sechzehn Ritter folgen summarisch und namenlos. Nun erst greift Ömlung den alten Hildibrand besonders an, indes die übrigen vor dem untätigen Thidrek fliehen, wird aber niedergestreckt. Der Alte schenkt ihm das Leben gegen Auslieferung der Waffen und läßt sich den Grund dieses Angriffs berichten. Und Thidrek schenkt ihm nochmals das Leben (mitsamt den Waffen, auch denen der Erschlagenen zur Buße für Elsung), wenn er ihm Nachricht vom Süden gebe. Das tut Ömlung: König Erminrik ist krank gewesen und jetzt, nach einer fürchterlichen Kur, vielleicht schon tot. Darüber große Freude. Die entflohenen fünfzehn Ritter kehren heim über den Rhein nach — Babilon und berichten den Fall des Jarls und seiner Sechzehn. Sie meinen, der eine der Gegner, der Alte, sei der Teufel gewesen. Ömlung kommt mit zwölf Mannen und den Waffen Elsungs herzu. Er wird freudig begrüßt, und er kann die Vermutung bestätigen, daß Thidrek und Hildibrand die beiden gewaltigen Gegner waren.

Wir erkennen den (auf zwei Personen verteilten) Kampf Walthers vor dem Walde am Rhein, der ja wie Bechelaren erst von der Ortsunkunde des Sagamannes an den Weg Thidreks nach Bern-Verona verlegt sein kann. Als Angreifer war Gunther nicht mehr zu verwenden, so wenig wie Gernot und Hagen: kurz zuvor war ja von ihrem Tode erzählt. So greift der Sagamann zu Elsung, dem Else des Nibelungenliedes, der einer der wenigen Überlebenden und für den abendlichen Überfall besonders geeignet war, weil er schon den auf die Nibelungen am Donauufer unternommen hatte, auch er als Rächer (S. 253). Er wird nach Art der Saga geschickt in die Verwandtschaft eingeknüpft. Der

Hagen zu diesem Gunther ist 'der junge' Ömlung. Der einzige Held, der bei ihm Pate gestanden haben könnte, scheint der junge Ömlung, Hornboges Sohn, der Sigurd nachreitet und ihm sein Roß abgewinnen will: so ist er es, der hier (vgl. Hagen im 'Biterolf') die Frau und die Waffen abfordert: dem höfischen Waltherepos entsprechend nicht mehr den Schatz, den Guntharius als der Habsüchtige allein verlangt (S. 422). Dann aber greift ein Ungenannter in die Streitreden ein und tut auch den Helmschlag auf Hildibrand. Ömlung tritt, erst nun ganz Hagen, als letzter und einzelner Kämpfer wieder auf, und es endet versöhnlich mit dem Gespräch auf dem Kampfplatze.

Offenbar ist der Sagamann um Namen in Verlegenheit. Den besonderen Helmschlag, den Biterolf auf Walther (= Gunther) tut (S. 443), tut hier ein Unbenannter auf Hildibrand (=Walther), und erst bei dessen Gegenschlag stellt sich plötzlich ein Name ein: er schlägt nämlich das Schwert Gram in In-grams Helm und durch den ganzen Mann hindurch. Das Abschlagen der Hand, das Zerschmettern der Kinnbacke und Backenzähne, das bei Eckehard auf Waltharius und Hagano verteilt war, wird hier beides Elsung zuteil, der ja nicht wie Gunther aufgespart werden muß. Dann aber bleibt natürlich kein Grund für Ömlungs Eingreifen, das hier noch einen neuen Kampf vor die Versöhnung setzt und eine doppelte Rückkehr der Geschlagenen nach Babilon-Worms mit sich bringt. Und hier hat Ömlung plötzlich noch zwölf Mannen: sind das die, mit denen Gunther einst auszog?

Die Vorlage für dies Machwerk gab das Waltherepos ab, das folgt aus der Erwähnung der Reisestation Bechelaren: davon weiß (natürlich) weder der Waltharius noch das Waltherlied, aus dem (S. 440) ja erst unser Nibelungendichter seine Kenntnis des Waltherstoffes zog. Da aber das Waltherepos seine Geschichte vor den Ereignissen des Nibelungenliedes spielen ließ, der Sagamann erst danach, so wird aus der Begegnung mit dem lebenden Rüdiger ein wehmütiges Erinnern an den toten, das sich in der Seelenlosigkeit der umgebenden Erzählung sehr sonderbar ausnimmt.

Eben darum fällt hier auch der Name Gernot fort: die Rolle erhält einen Namenersatz an dem plötzlichen und künstlichen 'Ingram'. Und so erhält Ömlung wie im 'Biterolf' Hagen, zu der alten Rolle des letzten Kämpfers unter demselben Namen auch die des Fragers und Herausforderers, er, der Walther allein kannte!

Dem Waltherepos entspricht es auch, daß der Kampf nicht wie im 'Waltharius' auf einem geschützten, sondern auf offnem Platze vor sich geht, wo sich eine Menge und zwar eine größtenteils namenlose zugleich entfalten kann; auch nicht, wie in dem Waltherliede unseres Nibelungendichters, am Wasgenstein, sondern am Rhein vor einem Walde.

Schwerlich zufällig ist die Übereinstimmung der beiden gewaltigen Schwertschläge, die den Helm des Feindes durchdringen, aber in der Haube darunter stecken bleiben — in der Saga sind Helm und Haube vertauscht —: Biterolf (= Walther) trifft damit Walther (= Gunther), und Ingram (= Ger-

not?) den alten Hildibrand (= Walther), d. h. das eine Mal empfinge der Verteidiger, das andre Mal der Angreifer den Schlag. Oder heißt es dem Biterolfdichter zu viel Überlegung zutrauen, wenn man ihn Walther zu Walthers Gegner umdenken läßt? Wenn ja, dann hätten wir hier die ziemlich regelmäßige letzte böse Bedrohung eines nachmaligen Siegers, die den Hörer noch einmal in Spannung versetzt. Dann wäre im Epos also Walther der Getroffene gewesen. Aber auch wenn nein, hätte doch dieser Helmschlag mit dem nichts zu tun, der im 'Waltharius' Hagano trifft, der auch nicht in den Helm eindringt, der vielmehr des Gegners Schwert zerspringen macht.

Danach beginnt die für die Benutzung des Epos beweisende Übereinstimmung von Epos und Saga erst wieder mit dem Gespräch der Versöhnten: wie Walther von 'hunnischen Reichen' berichten muß, so Ömlung von denen Erminriks: es ist die Stelle, an der durch die Kunde von seiner furchtbaren Krankheit endlich wieder Thidreks Reise zu ihrem Rechte kommt.

Schließlich noch jenes Hereinziehen des Teufels bei der schmachvollen Heimkehr der drei (benannten) Wormser: es findet sich an derselben Stelle in der Saga.

Wir gewinnen auf diese Weise abermals eine Menge von Zügen für die nicht erhaltenen Teile des Waltherepos zurück. Aber nicht darum ist es uns zu tun: wir fragen vielmehr, was sich aus ihrem Vergleich mit den andern Überlieferungen für das ursprüngliche Lied ergibt, und finden: die geheime Verabredung Walthers mit Hildegunt, das besondre Schatzpferd, das nächtliche Entweichen, das Schlafen bei Tage und Reisen bei Nacht, die erste Forderung, Hildegunt auszuliefern, die zweite, auch die Waffen abzugeben, Hagen als letzter Angreifer, die Verwundungen an Arm, Kinnbacke und Zähnen, Versöhnung auf dem Kampfplan, Heimkehr beider Teile, alles wie im 'Waltharius'. Daß auch der Ort dazu stimmte, besagt der (Luru-)Wald der Saga: seine Erwähnung muß als erblindetes Motiv der Liedvorstufe des Waltherepos gelten.

Aber grade an dem Kampfe bleibt manches unsicher, natürlich, da der Sagamann zwar Elsung sterben lassen, aber doch die Versöhnung beibehalten wollte: er verteilte die Rollen auf Elsung und Ömlung, wie er offene und geheime Abreise auf Thidrek und Hildibrand, auf dieselben auch die Bedingungen der Gnade für Ömlung und die Kampftaten Walthers verteilte. Elsung empfängt von Thidrek jenen abenteuerlichen Schlag, der aus zweien zusammengefügt war: aus den beiden, die nach Eckehard Waltharius und Hagano empfingen. Sie konnten gemeinsam dem armen Elsung wohl den gewünschten und durchaus erforderlichen Rest geben, und sie hätten dann verteilt dem alten Liede angehört.

Bei den andern Verwundungen, besonders Guntharis, waltet die Phantasie freier. Das tut sie auch bei den Schwertern: Hildibrand trägt hier das Siegfriedschwert Gram und den Thidrekshelm Hildigrim, Thidrek das Schwert Ekkisax; Biterolf führt den Welisunc; Waldere das Wielandschwert Mimming,

Hagena das nichtbenannte Deodrics: es scheint sich in dem immer neuen Aufwallen der Erfindung zu bestätigen, daß die Schwerter hier von Anfang an eine besondere Bedeutung haben sollten.

Merkwürdigerweise ist aber unser Held in der Thidrekssaga schon vorher einmal unter eignem Namen aufgetreten. Er heißt da Valtari, und der Sagamann verrät damit, daß er hier, seiner Lateinkunde (S. 170f.) gemäß, den 'Waltharius' als Quelle benutzte.

Der Inhalt ist nur bis zur Flucht ausführlich erzählt, wenn auch in die Gegebenheiten der Saga hineingepaßt, dann aber erzwingen die ein willkürliches Zusammenstreichen: Valtari, Schwestersohn Erminriks, ist mit zwölf Rittern im Austausch (nicht mehr als Geisel) zu Attila entsandt. Hildigund, Tochter des Ilias von Griechenland, kommt erst zwei Jahr später als Geisel dahin. Sie lieben einander sehr, und Attila weiß es nicht. Bei einem Gartenfest fordert Valtari sie auf, ihm heim zu folgen. Sie hält das (wie bei Eckehard) für Spott, und er muß sie erst mit dem Hinweis auf ihre höchst erlauchte Verwandtschaft von der Wahrheit seiner Worte überzeugen. 'Sei so lieb, fahr heim mit mir! Und so hold bin ich dir, wie Gott mir sein möge.' 'Ich war vier Jahr alt, als ich dich zum ersten Male sah, da liebte ich dich gleich mehr als alles in der Welt, und ziehen will ich mit dir, wohin du willst.' So bestellt er sie zu Sonnenaufgang ans Burgtor mit so viel Gold, als sie in der Hand tragen kann: 'Denn du kennst alle Schatzkammern deiner königlichen Tante.' (Das ist wieder eckehardisch.) Sie kommen unbemerkt mitsamt den Schätzen davon. Dann aber schickt Attila zwölf Mannen nach und gebietet ihnen, den Schatz und Valtaris Kopf zurückzubringen. (Das ist der Rest des Wutausbruchs bei Eckehard.) Valtari sieht sie kommen, springt ab, hebt auch Hildigund und den Schatz vom Roß — es scheint nur eins zu sein — und tröstet die noch zaghafte Braut. Die Verfolger sind nun aber an Stelle der wegelagernden Franken getreten, denn Högni ist hier ja an Attilas Hofe, und da Gunnar dort nicht ist, kann er nicht mit Högni auftreten, auch nicht als einer der Verfolger. Die müssen sich also alle bis auf Högni umbringen lassen, und er entkommt, als nachmals für die Nibelungenkämpfe höchst nötig, in den Wald. Valtari ist 'schwer verwundet': von dem Verluste der rechten Hand ist im Hinblick auf die späteren Kämpfe nicht die Rede. Eben darum ist in der Wahl Verfolgung durch Högni ohne Gunnar oder Überfall durch Gunnar ohne Högni die Verfolgung bevorzugt: der realistische Sagamann konnte den einbeinigen Gunnar des 'Waltharius' nicht brauchen. Damit aber Högni wie bei Eckehard ein Auge verliere, wird nach der äußersten Kürzung des Letzterzählten von neuem begonnen. Valtari und Hildigund essen, am Waldrand gelagert, mit dem der Saga eignen Appetit einen ganzen Schweineschinken zu Abend (dies der Rest der nächtlichen Pause bei Eckehard), und als Högni sie dann noch einmal überfällt, trifft ihn Valtari mit dem Schinkenknochen ins Auge: daher seine Einäugigkeit in dem Sagaberichte vom Burgundenuntergang (S. 257). Der Knochen aber mag aus dem Witze

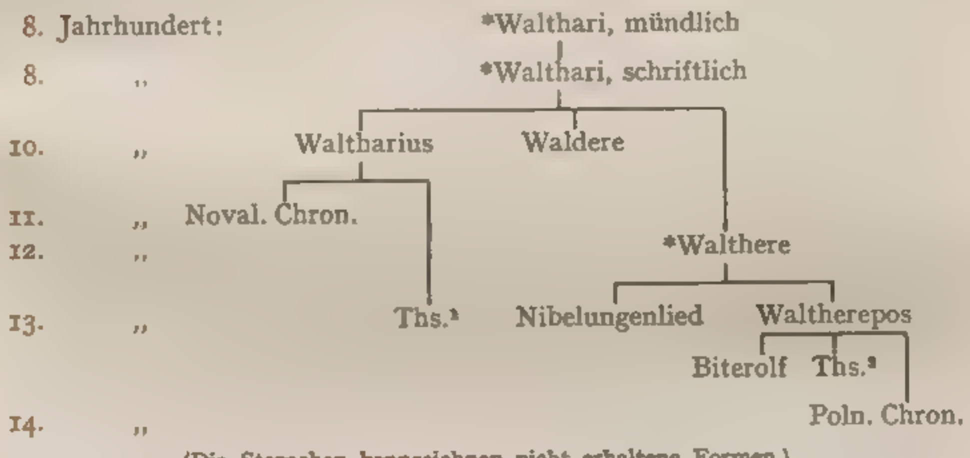
des eckehardischen Waltharius stammen. Hagano wird wegen des Verlustes der Backenzähne nichts Schweinernes mehr essen können. Nach der Heimreise zu Erminrik besänftigt dieser den Hunnenkönig durch Geschenke, d. h. der Stoff muß in den Zusammenhang der Saga gebogen werden.

Das einzige nicht aus dem 'Waltharius' Erklärliche ist der Beiname 'von Wasgenstein', aber der ist nur bei der Verknüpfung mit Erminrik zugefügt, stammt also aus andern Zusammenhängen.

Wenn aber der Valtariabschnitt der Thidrekssaga aus dem 'Waltharius' stammt, den wir vollständig besitzen, so ist er für die Herstellung des alten Walthariliedes so wertlos wie die Novaleser Chronik (S. 416).

4. Walthari, 8) Das ursprüngliche Lied. Sollen wir nun das Walthari-lied des 8. Jahrhunderts zusammensetzen, so können wir uns ihm demnach von zwei Seiten nähern, nämlich erstens vom 'Waltharius', dessen Erben die Nacherzählungen der Thidrekssaga (Ths.[1]) und der Novaleser Chronik sind, und zweitens von den Bruchstücken und Anspielungen des 'Waldere', des Nibelungenliedes, des Waltherepos, von dem dann die Bearbeitungen im Biterolf und der Elsunggeschichte der Thidrekssaga (Ths.[2]) und die polnische Chronik abhängen: dort also die einzige vollständige, aber stark umgefärbte Dichtung; hier nur Einzelzüge, die sich aber wenigstens zu dem heimisch ritterlichen Waltherepos ziemlich vollständig ergänzen.

Eine Ahnentafel würde etwa so aussehen:



(Die Sternchen kennzeichnen nicht erhaltene Formen.)

Danach lassen sich als leidlich sichere Hauptzüge des ursprünglichen Liedes diese angeben. Der Held ist Walthari von Wascono land. Er ist mit Hiltigund, seiner frühverlobten Braut und dem (episch gesprochen:) Burgunden Hagano beim Hunnenkönige Atzilo als Geisel. Sie werden gut von ihm behandelt, und sie tun sich als Vorkämpfer hervor. Walthari und Hagano verbindet engste Brüderschaft. Hagano entweicht, weil daheim König Gibicho

gestorben ist und sein Nachfolger Gunthari den abgemachten Zins verweigert. Nun beschließt auch Walthari zu fliehen. Hiltigund will alles dulden, wenn sie ihm folgen darf. Sie bereiten den Hunnen ein Gelage und entkommen, als alle trunken liegen. Ein besondres Roß trägt den geraubten Schatz. Sie reisen nachts und rasten tags verborgen. Der Ferge am Rhein meldet die Flüchtigen am burgundischen Hofe in Worms. Sie kommen inzwischen zum Wasgenwalde und ruhen an einem geschützten Platze. Gunthari bricht trotz der Warnungen Haganos mit ihm und einer Schar gegen sie auf. Einer der Mannen muß den Schatz und die Frau gegen freien Abzug fordern. Walthari bietet eine Abfindung, sie wird zurückgewiesen, und er erledigt im Kampfe die Untergeordneten. Hagano sitzt (im Widerstreit der Pflichten gegen den Herrn und den Freund) grollend abseits auf seinem Schilde, auch als so mancher Verwandte erschlagen ist. Walthari sorgt um den Endkampf, Hiltigund ermutigt ihn: er hat ein besondres Schwert, aber auch die väterliche Brünne, und Gott verläßt die Seinen nicht. Hagano weiß ein Schwert, das nicht schlechter ist: er selbst hat es, aber es ruht in der Scheide, und der Freund kann nun gegen Gunthari allein kämpfen. Walthari streckt den König nieder, aber als er zum letzten Streiche ausholt, springt Hagano mit seinem Schwerte dazwischen, an dem zerschellt Waltharis, und er schlägt ihm die Rechte ab. Walthari zerschmettert ihm mit dem Kurzschwert das Kinn und raubt ihm ein Auge. So ist Hagano auch dem Herrn treu geblieben. Versöhnung. Hiltigund verbindet die Wunden und schenkt Wein. Das Paar kehrt heim.

Das ist nach allem keine eigenständige Dichtung: es ist ein 'Neulied', eingebaut in gegebne Verhältnisse und Menschen: Atzilo und sein Hof, Gunthari und sein Hof erhöhen eine Ortssage von einem Kampfe, der die unterliegenden Alemannen an den fränkischen Unterdrückern dichterisch rächt, ohne daß der Name des Helden sich bislang hätte deuten lassen. Auch seine Beheimatung im Wasconolande dürfte von dem Anklang an den Namen des heimischen Gebirges, allenfalls auch von der gemeinsamen Gegnerschaft der Alemannen und Basken gegen die Franken und den Mitteilungen Pirmins herrühren. Das Gerüst der Erzählung liefert wiederum eine Brautfahrt, und zwar leichtester Mache. Sogar der Hilde-Name, der dort fast regelmäßig wird — Hetels, Herwigs (in demselben Kudrunepos!) Hugdietrichs, Apollonius', Samsons, Herborts Braut, sie alle heißen so — ist übernommen, und Herborts Geschichte (S. 446) zeigte noch besondren Gleichlauf.

Aus solcher Verwandtschaft stammt also der Optimismus der Handlung und die Problemlosigkeit Waltharis (S. 425): hätten wir nicht die Walderebruchstücke, so müßten wir glauben, daß er der 'Starke' schlechthin ist, der alle besiegt wie eben die Helden der spielmännischen Brautwerbungsgedichte, namentlich der Hl. Oswald, der ja sogar 30000 Gefallene ins Leben zurückruft.

Wir haben es also mit einem der altmodisch-gradlinigen Heldenlieder zu tun, und das einzige Band, das es mit den zweiseitig-tragischen verknüpft, ist der Seelenkampf Haganos. Er ist wie der Berchtungs (im 'Wolfdietrich') ein-

gebaut, ohne die alte Gradlinigkeit zu stören. Aber er gehört nicht einmal dem Helden, sondern dem Gegenspieler. Es spricht sich in solchem Anbringen dasselbe Bestreben aus, das auch das doppelseitige Heldenlied des Seelenkampfes über seine Vorstufen erhob, und noch der Verfasser des Waltherepos glaubte sein Werk durch einen neuen Seelenkampf Rüdigers (nach dem Muster des Nibelungenepos) zu heben. Da führt der Hagens besser zu Spannung, Steigerung und lösendem Ausgang, und er enthält die eigentliche Lied-Größe, vor der das Brautfahrtliche zurücksinkt.

Auch der heldische Stil, den uns, vielleicht noch aufgebauscht, die angelsächsischen Bruchstücke bewahren, wäre von dem Waltharidichter erst angenommen, wenn wir mit Recht die Rolle des Camalo, des ersten aus der Vielzahl, nach dem Hildebrandliede ausgestaltet sein lassen. So würden sich auch die sonstigen germanischen Entlehnungen erklären. Und wenn man dazu eine Aufblähung der Angreiferschar nach dem Muster des Finnsburgliedes annimmt, so unterbaut man damit zugleich die Verbindung mit dem alemannischen Fürstengeschlechte und versteht das Ganze umsomehr als ein zweckhaft höfisches Werk, das noch einmal mit unzulänglichen Kräften die alten Künste des Heldenliedes zusammenspielen zu lassen versucht.

5. Die Harlungen. Das Mythische an den Harlungen haben wir schon im ersten Kapitel überlegt (S. 49ff.). Über ihre menschliche Herkunft ließ sich nichts irgendwie Sicheres sagen. In der Dichtung kennt sie (mit Ausnahme eines schwachen Erinnerungsschimmers bei Saxo, dem Geschichtschreiber der Dänen um 1200) nur Deutschland und England . Die Namen wissen wir bereits von Weitfahrt ('Die Herelingen (besuchte ich) Emerca und Fridla') und dem Quedlinburger Annalisten (Embrica und Fritla), und dieser fügt hinzu, daß Ermanrich sie hängen ließ. Nach Eckehard von Aura (S. 186) saßen sie in Breisach, das dem Breisgau den Namen gegeben habe. Nur in wenigen Punkten geht die mittelhochdeutsche Dichtung darüber hinaus: nach dem 'Buch von Berne' hat sie Ermanrich zu einem Tage geladen, sie gefangen und gehängt, um ihr Land einzunehmen, und weiterhin kann er als Besitzer ihres Schatzes ein gewaltiges Heer gegen Dietrich aufbieten. In der letzten Schlacht erreitet Eckehard, Sohn des Hache, den Ribestein, der hier die Verräterrolle des Sibeche hat (wahrscheinlich eine Nachbildung des französischen Ripemont der Haimonskinder): 'Du wirst nicht länger geschont, du hast mir meine Herren, die getreuen Harlungen, abgewonnen, nun mußt du an den Galgen und wirst nie wieder einen untreuen Rat geben.' Vergebens bietet Ribestein Gold. Eckehard schlägt ihm das Haupt ab, bindet ihn aufs Roß und führt ihn vor Dietrich. Ähnlich in der Rabenschlacht mit Sibeche: er ist nackt quer übers Roß gebunden, und Eckehard droht ihm den Galgen. Wir erkennen also neben Eckehard als Mann und Schützer der Harlungen Sibeche oder Ribestein als Verräter. Die mittelhochdeutschen Namen der Brüder, Imbrecke und Fritele, hören wir aus dem Biterolfepos.

Zu einer zusammenfassenden Darstellung werden diese Einzelheiten erst durch den 'Anhang zum Heldenbuch' (S. 173): Kaiser Ermanrich hat einen Marschall, den getreuen Sibeche. Dessen Gattin stellt der Kaiser nach und erreicht seinen Willen, indem er den Gatten auf Reisen schickt. Nun will der getreue ein ungetreuer Sibeche werden. Er rät, den Brudersöhnen ihr Land, das war im Breisgau und um Breisach, zu nehmen. Es sind zwei starke junge Könige, und ihr Erzieher, zugleich der Vogt ihres Landes, ist der getreue Eckehard, der auf einer Burg unterhalb Breisachs haust. Als er über Land ist, schickt der Kaiser 'und hieß sie henken, und das geschah'. Eckehard läßt alle Schlösser besetzen und verwahren, reitet zum Berner und gewinnt mit seiner Hilfe das Schloß, auf dem Ermanrich sitzt, aber der entkommt mit Sibeche, indes viele seiner Leute erschlagen werden. Dem widerspricht der 'Anhang' selbst, indem er anderweit sagt, daß Eckehard den Kaiser mit andrer Helden Hülfe erschlug. Das müßte das Ursprüngliche sein, und so sagt noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts Agricola, der Freund Luthers, in der Erläuterung des Sprichworts 'Du bist der treu Eckehard, du warnest jedermann'. Der andre Schluß, mit dem Entkommen Ermanrichs, ist dadurch erzwungen, daß von diesem noch Weiteres erzählt werden sollte. Der 'Anhang des Heldenbuches' aber fügt noch hinzu, daß der 'getreue Eckhart' von nun an bis auf den jüngsten Tag als Warner vor dem Venusberge stehe (S. 13). Und er hatte doch nach beiden Erzählungen gar nicht gewarnt!

Aber wir können schließlich diesen Bericht des 'Heldenbuchs' an dem der Thidrekssaga prüfen und ihn ergänzen.

In einem Vorspiel wird hier wie dort Sifka = Sibeche zum bösen Ratgeber. Es werden aber durch seine Ratschläge erst die drei Söhne Erminriks zu Tode gebracht — eine öde Verdreifachung der Friedrichgeschichte —, ehe es mit den Harlungen neu einsetzt. Da ist der Inhalt gut bewahrt, wenn auch die Namen untereinander vertauscht sind; z. B. heißt statt Ekkihards sein Vater Aki (Hache) der Harlungentrost. Sifkas Gattin Odilia verleumdet die Harlungen bei der Königin, daß sie auch sie nicht 'schonen' würden, und als der König hinzukommt, spricht sie die rätselhaften Worte: 'Jetzt ist West- und Südwind und schöner warmer Sonnenschein, dann und wann ein kleiner Regen, aber schön im Norden und Osten: was kommt dann sonst als der junge Embrika und sein Bruder Fritila. Und wenn das so ist, so ist jedes Wild und jeder Vogel im Walde schutzlos. Wundergroßes Aufheben machen sie von sich'. Der König schweigt, aber die Königin sagt: 'Es ist kein Wunder, daß Wild und Vögel keinen Frieden vor ihnen haben, denn jedesmal, wenn sie herkommen zu uns, könnten sich unsre Mägde nicht vor ihnen bergen, wenns nach ihnen ginge.' Der König schweigt, hört aber genau zu. (Mit ihm, heißt es hier plötzlich, war auch Ekkihard gekommen.) Als dann die Königin wiederholt, daß die beiden Brüder auch ihr nachstellen, bricht Erminrik in Zorn aus: 'Wenn nicht einmal du Ruhe vor ihnen hast, sollen sie auch keinen Frieden vor mir haben. Ich schwöre, daß ich nicht eine Nacht da liegen will, wo ich die vorige gelegen

habe, bis wir uns treffen. So hoch sollen sie hängen, daß keines Menschen Kind höher gehangen hat!' 'Nun müssen die Brüder entgelten', sagt Ekkihard, daß (ihr Ziehvater) Vidga zu Thidrek von Berne geritten ist. Wäre er daheim, so würde mancher Helm gespalten und manche Brünne zerschlissen und mancher Schild zerhauen sein, ehe seine Stiefsöhne gehenkt würden.' Der König verstärkt nur seine Drohung. Ekkihard reitet mit seinen Leuten Tag und Nacht, indes Erminrik sein Heer sammelt. Sie springen am Rhein von den Rossen und schwimmen mit ihnen hinüber. Die Harlungen sehen das von ihrer Trellinborg — hier also nicht Breisach — und erkennen den Zwang der Not daran, daß Ekkihard nicht einmal auf die Fähre wartet. Aber sie schlagen die Warnung in den Wind: sie haben von dem Oheim nichts zu fürchten, sie werden sich versöhnen. Aber sie machen die Burg verteidigungsbereit. Erminrik kommt mit seinen Scharen und schleudert die Fahnenstange in die Burg. Vergebens wird um den Grund eines solchen Angriffs gefragt, der König wiederholt nur die Drohung. Die Burg wird belagert, und als sie brennt, fordert Ekkihard die Harlungen auf, draußen mit Ehren zu sterben statt drinnen zu verbrennen. Im Kampfe werden die beiden Brüder zuletzt gefesselt und dann gehängt. Der Stiefvater Vidga kommt zurück und sieht alles Unheil. Da sucht er Thidrek auf, der zieht mit ihm zu Erminrik und — söhnt sie aus.

Demnach stimmen also Heldenbuch und Thidrekssaga i. a. überein. Diese gibt mehr Einzelheiten, und es sind Züge dabei, die altertumlich anmuten, z. B. der Ritt Ekkihards, das Überschwimmen des Rheins, die Warnung, der Ausbruch aus der brennenden Burg. Aber manches trägt das Mal des Unursprünglichen: daß Ekkihard plötzlich am Königshofe zugegen ist, daß neben dem Schützer der Harlungen dann doch noch ein Ziehvater erscheint, vor dem Erminrik seine Drohung nur wiederholen kann und der am Schluß die Rolle des Abwesenden spielt und sich mit dem König aussöhnt, weil er nämlich im weiteren Verlauf der Thidrekssaga noch gebraucht wird. Von Ekkihard dagegen hören wir nichts: weil Vidga ihm seine Rolle genommen hat. Da er aber nicht mit gehängt ist und, wenn man dem 'Buch von Berne' glaubt, noch Rache nimmt, so haben wir ihn entkommen zu denken.

Es erhebt sich also für ihn die Forderung der Rache an Erminrik nicht anders, als sie sich einst für Sarus und Ammius und nachmals für Dietrich erhob, und sie ließ sich doch nur einmal erfullen. So hat man die beiden ersten der dritten als der letzten geopfert: in den Dietrichepen sind Sarus und Ammius vergessen, und Eckehard darf nur Ribestein oder Sibeche erlegen, indes Ermanrich entkommt. Auch die Harlungendichtung hat sich den Folgen des Einreihens in den größeren Zusammenhang nicht entziehen können: nur im Anhang zum 'Heldenbuche' und dann bei Agricola hörten wir doch von Ermanrichs Tode durch Eckehard, auch in der Thidrekssaga können wir ihn nur ergänzen.

Für sich steht da 'Ermenrikes Dot' (S. 174). Wir glaubten zu erkennen, daß dort die Rache der Brüder mit der Dietrichs, die erste jener drei Rachen

mit der dritten verschmolzen ist. Aber es fragt sich doch, ob nicht auch Züge der zweiten, der Eckehards, darin stecken. Unter den zwölf aus dem 'Buch von Berne' zusammengestoppelten Helden, die hier gegen Freysack ausziehen, ist auch 'Hardenacke mit dem Barde'. Versteht man das nicht als Hartnid, über dessen Bart sonst nichts verlautet, sondern als Eckehard, der nachmals immer als langbärtig vorgestellt wird, so ist man bei den Harlungen. Die Buchstabenumstellung innerhalb des Namens würde daher rühren, daß die beiden Hälften in Raumnot, etwa am Zeilenschlusse übereinander standen. Ausschlaggebend aber scheint, daß der König auf der Burg Freysack, also Breisach, sitzt, die er den Harlungen abgenommen und auf der ihn nun Eckehards und Dietrichs Rache zugleich überrascht.

Demnach gehörte zur Harlungendichtung dies: der verräterische Überfall Ermanrichs auf die Harlungen (angestiftet durch Sibeche), den der Warner Eckehard nicht mehr hindern kann, Eroberung der Burg, Henken der Brüder, Gewinn des Schatzes, Rache Eckehards (mit Dietrichs und andrer Hilfe: S. 190), wohl noch ohne die Verkleidungslist von 'Ermenrikes Dot' — wenn sie nicht ein Nachklang der gefeiten Brünnen Hamdirs und Sörlis (S. 187) ist.

Ist das eine Heldenliedfabel? Sie wird es, sofern man dazu eine tragische Verstrickung fordert, erst durch das Mißachten der Warnung Eckehards. Dieses Warnen gehört zum 'getreuen Eckehard': so fanden wir ihn schon bei Wodans Heer (S. 13), so warnt er Tannhäuser, als er in den Venusberg eingehen will (S. 49), so warnt er zuerst als Eckewart die Burgunden vor der Fahrt zu Etzel (S. 254, 271; zwischen Eckehard und Eckewart vermittelt die Form Eckart). In der Harlungendichtung aber ist dies Motiv besonders herausgehoben durch das sorgegepeitschte Überschwimmen des Rheins, das die Brüder sehen und in seiner Bedeutung begreifen — und doch schlagen sie die Warnung in den Wind. So die Thidrekssaga in dem einen der beiden gleichlaufenden Berichte, und sie erklärt das auch: aus dem Übermut der Jünglinge, vor dem nicht Vogel noch Wild im Walde, aber auch Mägde und Frauen und selbst die Königin nicht sicher sind. Vor ihnen will Erminrik die Gattin schützen und braucht dazu nicht einmal den bösen Rat, sondern nur die andeutende Erzählung der Gattin, die sich auf Odilia, nicht auf Sifka-Sibeche stützt, und Odilia ist zuvor nicht als Verräterin eingeführt.

Überall sonst fehlt bei den Harlungen das Warnen, aber daß es für die mittelhochdeutsche Zeit vorauszusetzen ist, ergab schon der Anhang zum Heldenbuche, der Eckehard die Warnerrolle gibt, ohne etwas von seinem Warnen erzählt zu haben (S. 455). Noch mehr bedeutet was die angelsächsischen Namen zu besagen scheinen: ihnen fehlt Eckehard überhaupt. Zufällig? Nein, wenn es richtig ist, daß er aus der Nibelungendichtung übernommen sei (S. 13): der Engländer Ordericus Vitalis kannte statt seiner einen riesischen, keuletragenden Warner vor Wodans Heer: von ihm oder einer entsprechenden deutschen Gestalt hätte Eckehard das Mythische übernommen, weil die Harlungen mythisch waren und also einen mythischen, womöglich

zum 'Heere' passenden Mann brauchten. Er hat sich ja in der Geschichte des Nibelungenstoffes weit unpassenderen Verhältnissen gefügt (S. 261 u. 269).

Dann wäre also der Mord an den zu Neffen Ermanrichs gemachten mythischen Harlungen nur eine Parallelerfindung zu dem an Friedrich gewesen, was ja auch der gemeinsam unheldische Galgentod besagt, und der zieht zugleich die Harlungen, d. h. Leute aus Wuotes Heer, aus seinen Gehenkten heran. Diese Erfindung brauchte wie ihre Vorgängerin im Hamdirliede nur eine einzige Anschlußstrophe und hätte doch Ermanrich auf dem begonnenen Wege zum Wüterich und Vernichter der Seinen weiter geführt.

Die Ausbildung zu einem eignen tragischen Heldenliede durch Heranziehung Eckehards wäre aber erst deutsch gewesen und wäre erst zu Lebzeiten eines festen Bildes nicht nur von Ermanrich dem Tyrannen, sondern auch von Eckehard dem Warner erfolgt.

Im Jahre 1139 war Eckehard bereits mit den Harlungen verknüpft, denn da heißt der Breisacher Berg schon mons (H)echardis, 1125 aber sind sie in Breisach bezeugt. Den Mord ohne die Rolle Eckehards bezeugen der Quedlinburger Annalist und Weitfahrt schon für das 8. Jahrhundert. Dahin führt auch die Namensform Harlung ohne Umlaut. Das Lied denken wir uns als Ausdichtung der angesetzten Strophe vom Harlungenmorde. Es entleiht dazu als Helden, von dem gegebnen ungetreuen Ratgeber Sibeche angeregt, den wohlbekannten getreuen Ratgeber Eckehard (vielleicht unter leichtem Namenswandel) aus dem Nibelungenkreise, wie es der Walthariusdichter mit Gunther und Hagen tut, und läßt die Harlungen in ihrem mythischen Zwielicht: daher das Fehlen jeder geschichtlichen Anknupfung, jedes äußeren oder inneren Heldenkampfes, ja jeder Unterscheidung der beiden: sie sind gegenüber dem entlehnten Helden mit seiner zuverlässigen Rolle und seiner neuen Rache noch leerer als Waltharius gegenüber Hagano. Die Anknupfung ist vielmehr rein örtlich, und zwar alemannisch, und zwar gilt sie, wie es vielleicht auch bei Walthari war (S. 441, 447), einem besonderen Berge. Es ist die Neuliedkunst des bis dahin stumm gebliebenen Alemannien, und sie zeigt sich hier nur blaß und schwach.

6. Der Überfall auf Lüttich. Den Abglanz eines verschollenen Heldenliedes haben wir vielleicht in dem 'Überfall auf Lüttich'. Er ist aber nicht um seiner selbst willen da, sondern dient zur Einkleidung des Martyriums eines nachmals selig gesprochenen Bischofs Landebert von Lüttich, der wahrscheinlich 705 starb. Wir haben davon eine älteste lateinische Nacherzählung aus den dreißiger Jahren des 8. Jahrhunderts

Als 'die leuchtende Morgenröte den Tag begann', geht ein 'Knabe' aus Landeberts Dienerschaft — er heißt Baldowech und hat die Wache — vor das Haus und sieht einen großen feindlichen Heerhaufen verdeckt vom Nebel 'in Scharen und Keilen' herankommen. (Einige aus dem Heere sehen über dem Hause des Bischofs ein leuchtendes Kreuz am Himmel.) Es ist 'eine große Menge von kampfbereiten Kriegern, angetan mit Panzern und Helmen, mit

Schilden und Lanzen, und mit Schwertern umgürtet, mit Pfeilen und Köchern bewaffnet.' Sie schreiten vor dem Sohne des Verderbens, dem gottlosen Dodo, 'mit eisernen Zähnen wie die reißendsten Wölfe, zu verschlingen und das Lamm Gottes zu opfern gewillt, das Christus mitten unter die Wölfe stellen wollte.' Als sie herangekommen sind, beginnen sie, Tür und Tor zu brechen, die Zäune zu zerreißen und hinüberzusteigen. - Wie das der 'Knabe' sieht, eilt er, es seinem Herrn zu melden. Der liegt noch schlaflos, ohne Ahnung, daß ihm das Ende naht. Er springt mit nackten Füßen nach dem Schwerte. Aber Gottes gedenkend wirft er es mit frommen Worten von sich. Da kommen die Feinde an die Pforte, einige schleudern ihre Lanzen und einige stürmen in das Gemach. Aber Landeberts Neffen Petrus und Audolek dringen mit Knüppeln auf sie ein und vertreiben sie. Landebert ermahnt sie und die andern im Hause, ihrer Sünden zu gedenken, er selbst weiß seine Stunde gekommen. Audolek spricht: 'Und du hörst nicht, Herr, daß die Feinde Gottes draußen schreien: "Legt Feuer an, daß das Haus in Flammen aufgehe und sie lebendig verbrennen?"' Aber Landebert weiß, daß das höllische Feuer die Feinde vernichten wird. Und zu seinen Neffen: 'Denkt daran, daß ihr jenes Verbrechens schuldig seid! Wißt ihr nicht, daß Gott die Sünder nicht zweimal bestraft, aber auch keine Sünde unbestraft läßt? Was ihr damals ungerecht tatet, empfangt nun gerecht zurück!' Und er treibt sie von sich. Audolek heißt ihn sein Werk vollenden, ihnen selbst werde es nach Gottes Willen ergehen. Landebert, nun allein, wirft sich in Kreuzgestalt zur Erde und betet. Die 'Henker' dringen ein, und das Schwert frißt alle, die sie finden. Einer aber ist auf das Dach gestiegen und durchbohrt den Bischof mit einem Lanzenwurf. Die Seele wird von Engeln gen Himmel getragen.

Aus dieser Erzählung scheinen zuweilen fast Verse und sogar Stabreime hervorzuspringen. Das Heranrücken im ersten Morgenschein, die freilich zu ausführliche Aufzählung der Waffen, die reißenden Wölfe, der ausschauende und weckende 'Knabe', der (wie Alboin) aus dem Bette springende, zum Schwerte greifende Herr, die Verteidigung durch die Vorkämpfer: dazu ließe sich manches Vergleichbare aus germanischen Liedern beibringen, namentlich für den Anfang.

Denn so lautet in der Hervararsaga (S. 169) das entsprechende Stück des Hunnenschlachtliedes, aus der Prosa frei wieder in Verse gebracht, wie die zugrundeliegenden:

Spähend stand Hervör, Heidreks Tochter,
Auf dem Turm am Tore, als der Tag aufstieg.
Da sah sie am Walde, die Sonne verdunkelnd
Staubwolken steigen stampfender Rosse.

Da sah sies blitzen wie Brünnen von Golde
Lichte Helme und helle Schilde;
Da sah sie das Heer der Hunnen ziehn,
Rosse und Reiter in rascher Fahrt.

'Mit Wehr und Waffen wahret euch gut!
Schwertkampf harret schlachtfroher Goten ...'

Das dänische Bjarkilied setzt voraus, daß die Feinde in einer Julnacht vor der Königsburg landen, als drinnen alles im Schlafe des Rausches liegt. Nur Hjalti, der von einem Gange heimkehrt, sieht das Heer heranrücken, tritt ins Tor der Halle und ruft:

'Tag stieg empor, es tönt der Hahnenschrei;
Mühsal müssen die Mannen gewinnen.
Wachet nun, wachet, wackre Freunde
Adils des edeln all ihr Gesellen!

Har, du Hartgemuter, Hrolf, du Streitkühner,
Tapfre Gefährten, die Flucht nicht kennen,
Ich weck euch nicht zum Weine noch zum Weiberkosen,
Ich weck euch zu Hildes hartem Spiele!'

Das Folgende ist nur in lateinischer Versumschrift Saxos (S. 455) erhalten:

'Greift zu den Schwertern! Nehmt den Schild zur Hand!
Kalten Klingen schreitet kühn entgegen!
Es ruht in eurer Rechten nun Ruhm und Schande.
Tod bringt der Tag uns oder Treubruchs Rache.'

Und schließlich der Anfang des Finnsburgbruchstücks (S. 147f., 154f.):

'...ob es dämmert im Osten, ob ein Drache fliegt,
Ob nicht brennen der Halle gehörnte Giebel!'
Da rief der kampfjunge König laut:
'Nicht dämmerts im Osten, kein Drache fliegt,
Nicht brennen der Halle gehörnte Giebel!
Ein Heer rückt heran, Raubvögel singen,
Es heult der Grauwolf, Gere klirren,
Schild spricht mit Schaft. Nun scheint der Mond,
Der volle, aus Wolken, Wehtat steht auf,
Die diesen Volkshaß fördern wird.
Doch erwachet alle, ihr meine Kämpfer,
Haltet die Schilde, der Schlachtkraft gedenket,
Fechtet zuvorderst, seid freudigen Mutes!'

Daß in unsrer Erzählung besonders zwei Helden ihren Herrn verteidigen und statt seiner die Hauptkämpen sind, könnte auf das Bjarkilied lenken, entsprechend aber heißt es auch im Finnsburgbruchstück, das die Tür von zweien halten läßt:

Da sprang auf manch Degen im Goldschmuck gürtete sich sein Schwert um,
Da eilten zur Türe die edlen Kämpfer

Sigferd und Eawa, ihre Eisen zückten,
Und zur andern Türe Ordlaf und Gudlaf
Und Hengest selbst, hart auf der Ferse.

Aber nach dem germanischen Anfang bricht die Legende verheerend herein, auch mit Bibelstellen arbeitend. Nur noch der Feuerruf, das Gemetzel, der Tod Landeberts könnten ohne weiters echt sein. Und läßt sich das Christliche im ersten Teil leichter wegdenken, sogar einfach einklammern, wie die Kreuzerscheinung über dem Hause, die plötzlich von den Angreifern, nicht mehr von den Angegriffenen her gesehen wird, so scheint weiterhin beides in einander geschoben, etwa in dem Entschlusse Landeberts, das schon ergriffene Schwert um Gottes willen nicht zu benutzen.

Aber es bleiben Widersprüche, die schwerer zu beseitigen sind: die beiden Neffen treten als Verteidiger auf, aber nur einer spricht dann noch, zweimal, und von ihrem Tode hören wir nichts; der angekündigte Mordbrand wird vergessen, Landeberts Leute fallen von den Händen der Eindringenden, er selbst durch einen Wurf vom Dache her und ohne Feuer.

Hier trennt es sich wohl: die Geschichte und Legende berichteten den Tod durch die Lanze, das Feuer gehörte zu der germanischen Brenna, wie uns eine aus der Siegmunderzählung bekannt ist (S. 280); zum Bjarkiliede gehören zwei Schwertbewaffnete besonderer Treue, die den höchsten Tod finden: nach einem solchen Muster ist hier wohl ein einzelner verdoppelt, als Geistliche erhalten sie beide Knüppel, das Feuer fällt weg, und sie werden gleich ganz vergessen.

Der Legendenschreiber hätte also ein germanisches Lied zur Verschönerung des Martyriums benutzt, geschickt, aber auch dort nicht fehlerlos, wo er den germanischen Stil nachahmen wollte — oder was sollte bei diesem Ansturm der 'Keil' neben der 'Schar'? Und wenn auch Grauwölfe echt sind (so im Finnsburgliede): haben germanische eiserne Zähne wie die vierte Bestie im Traume Daniels? Dann aber könnten auch die 'reißenden Wölfe' biblisch sein.

Zum Erweis des so angenommenen Verhältnisses — Einflickung des Vorspiels, Vermischung von Lied und Legende in Fortsetzung und Schluß — müssen schließlich die Nähte dienen, die das Vorspiel mit dem Vorausgehenden und Folgenden verbinden sollen.

Im vorigen Kapitel der Legende ist nämlich erzählt, daß Leute des Bischofs ein Brüderpaar, Verwandte des königlichen Vogtes, getötet haben (und verschwiegen, was eine andre Lebensbeschreibung zugibt, daß Landebert Dodos Schwester als Kebse verunglimpft habe). Der Vogt 'stürzt sich' mit einer großen Schar auf den Gutshof Lüttich. 'Es nahte aber dem Bischof der Ruhm (des Martyriums), dem Vogte die Strafe.'

Hier bricht die Erzählung ab und wendet sich zu Landebert. Nun erst hören wir, daß er in Lüttich angelangt war. Er erhebt sich, singt und betet allein bis kurz vor Tagesanbruch. Dann weckt er die Brüder zum Morgengottesdienst. Danach kehrt er in sein Haus zurück. Sehr müde geht er noch

zu Bett: 'Aber er, auf seinem Lager liegend, erwartete, noch einen beglückenden Schlaf zu schlafen' — als was eintrat? fragen wir vergeblich. Vielmehr wird mit abermaligem Abbrechen und ganz neuem Einsatz wiederum das Anrücken der Feinde, doch nun vom Standpunkte der Angegriffenen erzählt: 'Als es Morgen geworden war und die Morgenröte den Tag begann', wie wenn es nicht schon einmal Morgen geworden wäre, vor jenem Gottesdienste, und es folgt nun unser liedmäßiges Vorspiel. Es reicht bis dorthin, wo die Feinde bereits das Dach ersteigen. Da erst besinnt sich Baldowech, und die Worte 'Als er das gesehen hatte, lief er zum Bischof' leiten zurück auf das 'Er sah die feindlichen Scharen kommen' des Kapitelanfangs, sogar auf das 'sehen', und nun wird einfach jener unterbrochene Satz des vorigen Kapitels mit denselben Worten wieder aufgenommen: der Bischof 'erwartete noch einen glücklichen Schlaf zu schlafen', nun aber endlich mit dem richtigen Gegensatze 'er wußte nicht, daß er dem Endkampfe nahte'.

Durch die beiden gleichlaufenden Sätze über die Schlafhoffnung des Bischofs ist der Einschub scharf begrenzt: es ist in der Tat der Anfang des germanischen Liedes. Weiterhin ist es mehr nur in dem Martyrium zu erschließen.

Der Dichter sieht vom Anfang bis zum Schlusse alles von den Todgeweihten aus, nicht Dodo ist der Held des Liedes, und so schließt es sich mit dem Wahrnehmen des nächtlichen Überfalls, dem Wecken, dem Vorkampf der Zwei und ihrem Tode eng an das von Bjarki.

Wir haben von ihm nur die Anfangsstrophen (S. 461) und ein paar Trümmer, die, soweit sie aus skaldischen Kenningen zusammengesetzt sind, nicht in unser Gedicht gehören. Dazu in dreihundert lateinischen Hexametern Saxos schon erwähnte Umschrift mit den kaum vernarbten Widersprüchen einer langen Vorgeschichte.

Danach ist nicht mehr der König Held des Liedes gewesen: wir hören nur undeutlich von seinem Kampf und Fall, er hatte bereits eine feste Stellung in seinem Kreise wie Dietrich, Karl, Artus in ihrem, und es ist die Dichtung erwachsen, die nur noch seine Helden preist, wie dort die Hildebrand, Roland, Gawan. Helden sind hier also die ersten der Gefolgschaft, Bjarki und Hjalti, gegensätzlich gezeichnet, Hjalti mehr aus der Zwiegespräch-Anlage des Gedichtes lebend, Bjarki durch ein ungeheuerliches Bramarbasieren des Dichters nach Art der französischen Heldenlieder aufgetrieben, so etwa, wie es der Deutsche aus der Geschichte von den Haimonskindern kennt: dreimal muß er in seinem tiefen Schlafe geweckt werden; auch das Feuer vor der Pforte seines Gemaches schiert ihn nicht; langsam wappnet er sich; erst wenn er kommt, beginnt der rechte Kampf; nur von den goldnen Armringen des Königs geschützt will er kämpfen — das ist nachher vergessen —; furchtbar räumt er unter den Angreifern auf; und als ihn der Todesstreich trifft, tobt er gegen Odin und vermißt sich, ihn wie die Katze die Maus zu erwürgen. Erst der Schluß sieht ihn dann ehrenvoll würdig zu Häupten wie Hjalti zu Füßen des Königs liegen.

Diese Verschiebung des Lichtes von dem Herrn auf den Mann hat der 'Überfall auf Lüttich', aber auch das Finnsburglied noch nicht. Andrerseits finden wir aber zu den schon gefundenen Gleichheiten nun auch das Feueranlegen und den Tod des Königs. Und merkwürdigerweise ist auch hier das Feueranlegen und die Zweiheit der Kämpfer verundeutlicht. Namentlich aber: Bjarki und Hjalti fallen als Opfer einer dem Liede als Voraussetzung dienenden Verräterei, ihre Rollen als todgetreue Gefolgsmannen sind schon vorher ausgebildet, und sie haben sie nun mit ihrem Blute zu besiegeln. Und so verfallen die Bischofsneffen der Rache für den vorausliegenden Doppelmord. Die letzten Worte Audoleks 'Uns wird nach Gottes Willen geschehen' hätten wir ins Heidnische umzudenken, etwa nach dem Schlusse des alten Hamdirliedes:

Heldenruhm gewannen wir, sterben wir heut oder morgen:
Niemand sieht den Abend, wenn die Norne sprach.

Man könnte annehmen, daß das dänische Lied, das im Jahre 1030 am norwegischen Hofe und noch um 1200 in Dänemark bekannt war, in einer älteren Gestalt nach Deutschland gelangt sei. Das bleibe dahingestellt, weil wir sie nicht hinlänglich sicher erschließen können.

Wir dürften uns dann immer noch auf das Finnsburglied zurückziehen, wie es vor seiner Verstümmelung ausgegangen sein möge, und sein Weg nach Alemannien (S. 155, 435) führte doch wohl über die Niederlande. Jedenfalls scheint so die Art des hier benutzten Liedes doppelt gekennzeichnet, und wir nehmen die Legende vom Hl. Landebert als letztes Zeugnis verlorener germanisch-deutscher Heldendichtung.

Zeittafel

der hauptsächlichsten angeführten Zeugnisse und Erschließungen

Die Zeugnisse stehen in schräger, die Erschließungen (natürlich auch die selbst erhaltenen Runenritzungen) in grader Schrift. ᛉ am Anfang eines Namens bezeichnet Erstreckung aus der vorausliegenden, ᛉ am Schlusse Erstreckung in die folgende Zeit.



[illegible]	Zeugnisse [illegible]	[illegible] Zeugnisse	[illegible]	IV Merowingische Zeugnisse	V Angelsächsische Zeugnisse	VI Zeugnisse gotischer Dichtung [illegible]	VII Zeugnisse burgundisch[illegible]	VIII Langobardische Zeugnisse	IX Innerdeutsche [illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible] auch mit Ergänzungen [illegible]		[illegible] Zeichen [illegible]						[illegible]	[illegible]
Indogermanische	Dichterische Wut (kultischer) Vers aus [illegible] Zauberdichtung Wurmsegen, [illegible] tung [illegible] Leichenfeiern [illegible] (siehe IX), usw. [illegible]								Wissensfragen und -antworten (rätsel) [illegible]	Indogermanische
[illegible]	[illegible]									[illegible]
[illegible]	[illegible]							[illegible]		[illegible]
[illegible]			[illegible]							
			[illegible]							
	[illegible]	[illegible]	[illegible]					[illegible]	[illegible]	
[illegible]			[illegible] Lustalsin [illegible]						Vergil	[illegible]
	[illegible]	[illegible]						[illegible]	[illegible]	
	[illegible]	[illegible]	[illegible]						[illegible]	
			[illegible]		[illegible]					
		[illegible]			[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	
		[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	
	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	
	[illegible]			[illegible]				[illegible]	[illegible]	
	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
	[illegible]			[illegible]		[illegible]	[illegible]		[illegible]	
	[illegible]		[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	
	[illegible]					[illegible]	[illegible]		[illegible]	
	[illegible]					[illegible]			[illegible]	
[illegible]	[illegible]					[illegible]	[illegible]		[illegible]	
[illegible]	[illegible]					[illegible]	[illegible]		[illegible]	
	[illegible]					[illegible]	[illegible]		[illegible]	
[illegible]	[illegible]					[illegible]	[illegible]		[illegible]	
	[illegible]									
[illegible]	[illegible]						[illegible]		[illegible]	



X. Dichtung und Dichter

1. Dichterisches Germanentum

Wir fragen endlich, ob sich aus diesem mühseligen halb Neben-, halb Nacheinander von Kapiteln, die sich zögernd durch die Jahrhunderte schleppen, etwas wie eine fortschreitende Einheit machen lasse? Schließlich gar das zähe Hinstreben ungefüger, kaum zu umspannender Akkorde zu einem klaren besänftigenden Schlusse?

Die Grundeinheit müssen wir haben an der Liebe, die Ihresgleichen sofort erkennt und umfaßt: so braucht uns die Lehre von der Fremdheit unsrer Vorwelt nicht zu schrecken. Wir fühlen, wenn wir auf Worte, Gedanken, Dichtung der Ahnen in irgend einem Jahrhundert stoßen, unmittelbar: das sind wir, unauswechselbar wir, und möchten mit dem längst Dahingeschwundenen brüderlich in sein Gemach treten; wir empfinden eine stille, gute Gemeinsamkeit gegenüber allem Fremden, ohne es herunterzusetzen.

Sie beginnt zu unterst mit jener Weltbeseelung (S. 8ff.), die alles umgebende Wesen nach dem eignen menschlichen sieht und auch die eigne entfliehende Seele darin aufgehen läßt. Nun spricht sie aus Stein, Pflanze und Tier, spricht immer nur deutsch und Deutsches, im Märchen oder in der Sage, die eben dies Wunderbare erklärt, und jener Igel, der nach allen fremden Freuden des Tages glücklich ist, sich abends im eignen kümmerlichen Bette zu strecken (S. 393f.), er spricht noch dem deutschen Nervenmenschen von heute aus der Seele. Und wenn auch die Götter, die aus diesem Glauben erwachsen waren, längst gestürzt und vergessen sind, so kann es, wenn wir etwa in einer abseitigen Ackerfurche liegen, sommers unter hohen Ähren, uns doch so sein, als müsse jetzt und jetzt auf leises Klopfen eine unsichtbare Tür sich öffnen, eine Wand sich auftun, und wir sähen die Zwerge drunten hämmern oder unsre Toten schauten uns aus dem Korn mit unaussprechlichen Augen an.

Gewiß, dieser Glaube ist schon vorgermanisch, aber er ist auch germanisch und deutsch. Deutsch ist, was die Geschichte aus dem Germanen in uns gemacht hat, durch schwere politische Schicksale und, was unsern Dicht-Bereich betrifft, durch Lehren andrer Völker. Denn der Germane der Mitte ist nicht von der Welt abgeschlossen geblieben. Es beginnt, schon vor der Zeitwende, mit religiösen Lehren des Ostens, es folgt die Schulung durch Griechen und Römer, die Erziehung durch das Christentum, und die Reihe setzt sich in Mittelalter und Neuzeit fort, indes wir selber geben, Eignes wie Angeeignetes,

besonders an den Norden und Osten. Zuzeiten schlagen die Fluten über uns zusammen und das Eigenleben scheint verloren, aber es bricht in gewaltigen Gegenstößen immer wieder durch, schleudert sich das Fremde vom Leibe und erhebt sich zu ungeheurer Kraft. So wie wirs heute erleben. Und dann blüht auch unversehens manches wieder auf, wird uns von neuem sichtbar und lieb, was verachtet und vergessen war, vor allem eben in der Dichtung: der alte unausrottbare Vers, das Rätsel, das Sprichwort in Stabreim-Form: denn auch die Germanen waren, auch in ihrer Dichtung, nicht immer auf hochstiligem Kriegspfade.

Aber immer bleibt von dem Fremden doch Eigengewordenes zurück, das wir herausreißen weder können noch dürfen, wenn uns unser Leben lieb ist. Das Größte die Lehre Christi, die in schweren Kämpfen von mehr als anderthalb Jahrtausenden die germanische Seele gefesselt, gedemütigt und zu einem neuen Gutsein befreit hat, indessen die Lehren der Kirche ihre Gewalt verloren und zerfallen. Für unsre Betrachtung bildet der Einbruch des Christentums vielfach die Grenze, und da ist es schwer, der Bitternis Herr zu werden über die Zerstörung, die es wie Hagelschlag über unsre Felder gebracht hat. Man hat gesagt, sie seien bereits am Verdorren gewesen. Wir wissen das nicht so genau. Wohl aber wissen wir, daß vieles Alte weit besser war als was danach wuchs und daß man anderwärts, auf Island, auch in England ohne Schaden in Ehren halten konnte, was bei uns in heiliger Verblendung zerstampft wurde.

Wir wollen aber nicht vergessen, daß all diese Schätze, die unser waren oder unser wurden, Schätze des Innern und einer Traumwelt sind, die der Dichter sich schafft, wenn er der Wirklichkeit entflieht. Nicht jene, sondern diese Welt ist es, die uns durch die Jahrhunderte gebändigten, gezählten und gesetzlich geschützten Häuptern eines festgefugten Ordnungsstaates schwer verständlich, fremd, furchtbar erscheint, wenn sie etwa aus der Geschichtschreibung der Zeitgenossen, z. B. der merovingischen (nicht des taciteischen Sittenspiegels) hervorbricht oder aus den verächtlichen Redewendungen römischer Dichter: ihnen sind unsre Vorfahren wie Kolonialneger, wild, stolz, aufbegehrend, vielleicht einst gefährlich, aber eben darum gut zu kriegerischem Verbrauch. Da treten denn plötzlich, peinvoll unwiderlegbar, Hab- und Raubgier, Grausamkeit und Tücke und all das hemmungslos Triebhafte neben die Großartigkeit der sittlichen Forderung, das tief Besinnliche und Seelische der Dichtung eben dieser Menschen. Wir suchen ja auch Max Piccolomini mit seiner Thekla nicht in der Wirklichkeit, sondern in Schiller.

Wer in einer mittelalterlichen deutschen Stadt durch Straßen des 16., 17., 18. Jahrhunderts wandelt, der sieht im Anschaun der gepferchten Enge der Häuser die Enge und Unsicherheit ihrer bürgerlichen Welt und weiß: es gibt kein vergangenes Zeitalter, in dem du Mensch des guten oder schlechten Heute atmen könntest.

Aber die Schätze ihrer Seelen, die hättest du gern.

Indessen ist auch innerhalb der Dichtwelten die der Kleinen tief überschattet von der heldischen des Kriegeradels, der uns das Bild des Germanen gar zu sehr nach sich formt und durch seine unerbittliche Größe schon etliche zu eitler Selbstvergottung verführt hat. Gewiß, das Heldenlied brauchte keine Götter mehr, aber Wodan hatte doch einst die Dichtkunst göttlich begründet, er beherrschte den Zauber, seinen und noch zwei andre Götternamen trug eine germanische Frau zum Schutze auf ihre Gewandspange geritzt. Und außerdem gab es Leute, die eine Familien-Saga erzählten, andre die den 'Vogel federlos' ersannen oder beispielhafte Tiergeschichten und hausbackene Spruchweisheiten, die man fast schon für nicht recht germanisch halten wollte, weil sie nicht heldisch sind. Wie, wenn neben ihnen nur ausgewittert wäre, was der Gesetztheit oder überhaupt Andersartigkeit späterer Jahrhunderte nicht mehr entsprach?

2. Entwicklungsreihen der Dichtarten

1. Niedere Gattungen. Wir wagen ein paar Entwicklungslinien. Eine geht von dem einfachen Erzählen aus. Es kann sich mit wirklichem Geschehen, Familien- und andrer 'Geschichte' befassen und im Stammbaum stabender Namen zu stabenden Versen, Zwei- und auch Viertaktern führen, in die sich unter Umständen (schon in den mythologischen Tuistoversen) besondre Nachrichten einschalten; es kann, als 'Sage', Geschehenes erklären und Grundlage von Wissensdichtung werden; es kann, als 'Märchen', in dichterischem Spiel das Wunderbare formen und Grundlage von Heldendichtung werden. Aber Werden und Dauer der Erzählgattungen entnehmen wir nur aus dem Auftreten einzelner oder auch mehrerer Zuge, besonders in Heldenliedern, und aus Rückschlüssen, die viel spätere Aufzeichnungen gestatten. (Kap. I, 1—4.)

Eine Versdichtung läuft nebenher — wir wagen nicht, sie älter oder jünger zu nennen —, deren Form, den Vers von zwei $^4/_4$-Takten, wir auf die 4 + 4 Reigenschritte indogermanischer 'Begehungen' zurückführen wollten (S. 65), deren sprachlich-dichterische Spannung uns etwa die Zwillingsformel zeigt. Die dichterische 'Wut' gab dazu der zauberische Rauschtrank (S. 16). Sie 'rät' den Menschen durch den Mund des Eingeweihten in Frage und Antwort des Weisheits'rätsels', das die Wissensverse und die Muster für Witzrätsel und Sprichworte abgibt. Sie 'rät' auch durch das Orakel der drei Buchstäbe, deren Ausdeutung den Langvers fordert und für die ganze germanische Zeit festlegt. Dieselbe 'Wut' lehrt aber auch, wiederum schon in indogermanischer Zeit, die Beschwörung sprechen: denn es sind die Kurzverse jener Begehung, und von ihnen sind noch viele in ihrer Urtümlichkeit erhalten. Auch die Gesänge des Totenkults werden mit ihren Beschwörungen in diesen Kreis gehören. Wie weit dies alles auch 'Leich'sei, soll heißen Ineinander von Musik, Wort und Körperbewegung, das wissen wir nicht, denn er besteht für uns aus wenig mehr als Etymologie und Bedeutungsentwicklung: Wortzusammenhänge des alten Kultes sind uns nicht überliefert, und von den Felsenzeichnungen über den

Nerthuswagen und die Maskenzüge dauert es viele Jahrhunderte, bis das Fastnachtspiel auch für uns Sprache hat (S. 21ff.). Ebensowenig gibt es für uns eine Entwicklung zwischen den vielerlei etwie bezeugten Liedern und Leichen mit oder ohne Tanz und Begleitung, im Chor oder einzeln.

Nur beim Winileod führt der Pfad, freilich über ungeheure Abgründe, von allgemeiner zu fester Einzelbedeutung und eröffnet schließlich den Blick auf das deutsche Frauenliebeslied aller Folgezeit (S. 340ff.). Aber wenn es auch viel Germanisches angenommen hat, seine Wurzel ist fremdartig, und als Geschriebnes tritt es fremdartig in diese nur gesungene oder gesprochene Dichtwelt. So bleibt denn auch seine Entwicklung außerhalb ihrer Grenzen wie die der Runenschrift: da fanden wir, soweit sie nicht dem Zauber diente, nur geringe Spuren altheimischer Anwendung (S. 113); den Löwenanteil hat die Widmungsinschrift römischen Geistes, und nur der Vers (auf dem Horn von Gallehus) hätte da zu einer neuen Sonderart germanisch-deutscher Dichtung, und zwar von einzigartiger Ortsbestimmtheit führen können.

2. Höhere Gattungen. Den sog. niedern, mehr oder weniger deutlich von uraltem Kult abhängigen Gattungen stellt man die höheren gegenüber, Preis- und Heldenlied. Nun sind ja gewisse Zaubersprüche das Urtümlichste an Formen, was uns erhalten ist: sie erheben sich oft kaum von einfacher Rhythmisierung zum Staben des Kurzverses. Der erzählende Eingangsteil des Merseburger Verrenkungssegens steht mit seiner Verskunst deutlich höher als der eigentliche Spruch, aber auch der zeigt in seinen Gedanken- und Reimverschlingungen künstlerische Absichten (S. 368ff.); der Kurzvers ist, mit dem Langverse gebunden, weder in dem Sprichworte des Hildebrandliedes (S. 372) noch im Vogel federlos (S. 389f.) ein Beweis minderer Kunst: im Norden ist ja solche Mischung die Grundlage der höchstausgebildeten Strophenform eben dieser Gattungen geworden, indes bei uns die sichtbare Entwicklung rasch zum geregelten Langverse führt. Ob und wieweit sich etwa Hymnen des 'bigangs', Leiche, über die uns verbliebenen urtümlichen Reste oder niederen Formen erhoben, können wir nicht wissen.

Was aber das Heldenlied als höhere Gattung mindestens innerhalb des Erhaltenen abtrennt, das ist die Emporbildung im Leben des Kriegeradels patriarchalisch-fürstlicher Gefolgschaft, die also keine abgesonderte Bildung wie die der Klosterschule, sondern eine gesellschaftliche Schicht bedeutet mit erhöhten Ansprüchen an das Menschentum und besonders die Waffenehre. Das sind Ansprüche, die sich wahrhaft beglückend quer durch alles Christentum hindurch bis in unsere soldatische Gegenwart wach und hart erhalten haben. Diese Gesinnung hat sich den adligen Inhalt und die adlige Form des Heldenliedes geschaffen. Das Heldenlied hat die germanische Dichtung im 12. und 18. Jahrhundert vom Untergang gerettet, das mittelalterliche Abendland, dann auch das romantische Deutschland mitsamt seiner Deutschwissenschaft und schließlich, von der Musik getragen, die Welt erobert; es ist die höchste dichterische Eigenkraft, die der germanische Geist je in eigne Form gegossen hat;

von den Gedanken, die von vielen Geschlechtern um die Vorgeschichte insbesondre unsres deutschen Schrifttums gesponnen sind, galten und gelten die stolzesten, liebevollsten und schärfsten ihm, dem Heldenliede. So mußte es auch den Hauptanteil an diesem Buche haben und, da sich bei ihm endlich etwas mehr von Entwicklung erkennen läßt, auch dies letzte Kapitel beherrschen.

1) Preislied. Vielleicht müßten wir ihm auch das Preislied als 'höhere Gattung' beigesellen, wenn bei uns etwas erhalten oder aus der Entwicklung, die es im Norden genommen hat, für Deutschland zu erschließen wäre: da folgern wir schon aus dem 'eddischen Preislied' (S. 213), daß die Gattung ursprünglicher und freier war als die nordische Drapa-Kunst. Jedenfalls aber hängt sie ihrerseits noch deutlich mit den kultischen Totenfeiern zusammen. Den Boden für ihr Emporwachsen bildeten wohl die geschichtlichen Leistungen und großen Eigenschaften des Toten, und für Arminius wie Attila ergab sich aus dem Vergleich der Berichte etwas wie eine feste Form (S. 363). Von da aus erklärten wir uns mit Hilfe Dungals und des Ludwigsliedes auch die Namen, die der Sächsische Dichter anführt, fragend als Namen geschichtlicher Preisliedhelden so gut wie die des Jordanes (S. 367). Auch Scaubo ließe sich ihnen anfügen (S. 315).

2) Heldenlied. Von ihnen kommen wir zu den alten einfältig-geradlinigen, nicht durch Zwiegespräch oder Gruppierung um eine Mittelszene gebrochenen Heldenliedern, die uns der Nordwesten als einzige Form der Angeln (Sachsen) und Franken bewahrt hat: Offa, Wolfdietrich, Chlotachar, in der Brautwerbungsform Hilde und Chlodwig. Bei allen außer (infolge des Mangels an Quellen) bei Hilde sind die geschichtlichen Grundlagen noch wohl kenntlich, für Offa auch in der bereits halb dichterischen Steigerung durch den Weitfahrer (S. 152).

Wie sehr auch diese einfachen Lieder eigner Emporbildung fähig sind, zeigt das von Chlotachar (S. 138ff.).

Wenn aber geschichtliche Erzählung von sagen- oder märchenhafter damals nicht zu scheiden war, so schließen sich hier auch Siegfrieds Drachenkampf, Horterwerb und Jungfrauenerlösung an. Desgleichen bei den noch norddeutschen Langobarden die Besiegung der Wasser-Amazone durch Lamicho.

Für den Drachenkampf könnte man sogar noch tiefere, mythische Grundlagen annehmen, und die Erweckungssage schien uns kultischen Ursprungs zu sein.

Alle diese alten Lieder haben den glücklichen Ausgang, den der einfache Mensch bis heute erwartet und wünscht, wenn ihn dichterische Unwirklichkeit von seiner Welt erlösen soll.

Zwischen dem Nordwesten und Südosten steht das 'Hunnenschlachtlied' (S. 184), und es ist schwer zu sagen, wie man es einreihen soll: wir wissen nicht sicher, was Langobarden und Franken über dem gotischen Grundstock geneuert haben. Der Aufbau ist einfach: Hlöd reitet aus, trifft den Wächter,

schickt ihn zu Angantyr, der Wächter meldet, Angantyr bewillkommnet, Hlöd fordert das Erbe, Angantyr tut sein Angebot, Gizur schmäht; Hlöd reitet davon, berichtet dem Humli, sie ziehen aus, Gizur entbietet die Feinde, meldet, und der Kampf findet statt. Es ist, als wäre ein Kästchennetz für eine Zeichnung vorgedruckt; es ist das kindlich umständliche Besendespiel der Brautfahrt- und andrer stegreifhafter Gedichte noch des zwölften Jahrhunderts, das sich nicht beschleunigen laßt und nichts zu überschlagen erlaubt, das mit vielen Worten wenig zu sagen und für den eigentlichen Inhalt Zeit zu gewinnen weiß. Denn dahinein wird nun (abgesehen von dem Ormar-Einschub) die Großartigkeit von Angantyrs Antwort und Angebot, die Kühnheit Gizurs, die ungeheuerliche Kämpferzahl geschoben. Aber es ist mit Ausnahme der in der Vorvergangenheit liegenden Vorgeschichte mit dem kümmerlichen Schmuck ihrer Aufzählung ein einziger Ablauf einer Menge verwandter Auftritte; ein kaum merkliches Verlangsamen in den Redeszenen und in der Mitte bei der Rustung der Hunnen. Es gleicht noch einer geschmuckten Geschichtserzählung wie bei Offa, aber nun auf der breiten Grundlage der Massenschlacht und doch schon mit höfischem Herausheben der fürstlichen Personen nebst Umgebung. Die Schlacht stammt nicht erst von der katalaunischen ab, weil sie schon samt Gizur in dem langobardischen Zwischenspiel mit Ormar und in der 'Herulerschlacht' nachgeahmt ist; zu ihr gehören natürlich auch die Namen aus dem Schwarzmeergebiet. Aber die erstrecken sich ebenso in die Forderung Hlöds und die Antwort Angantyrs hinein, der königlichen Halbbrüder mit den nordwestlichen Namen, und es bleibt wohl nichts andres übrig, als außer diesen Namen und dem Sprachlichen nur Ausschmuckungen der Schlacht und dgl. für fränkisch zu halten. Denn wenn auch im fränkischen Chlotacharliede die Schlacht bereits verschwunden ist (wie in den serbischen Heldenliedern die zugrundeliegende Schlacht auf dem Amselfeld) und der Völker-Kampf, zu dem der Führer erhöht erscheint, so fehlt ihm doch noch im 7. Jahrhundert die Verengung zum Familienzwist und die Schurzung durch Wort und Widerwort, die fortan seine 'Zweiseitigkeit' bedingen. Die fruchtbare Situation mit den Namen der darin Sprechenden tritt ihre Herrschaft an, beginnt das Vorausliegende andeutend in sich aufzunehmen, das ganze Lied von ihrer Mitte aus zu erfüllen und das Geschichtliche wie das Staatliche vergessen zu machen.

Mit den Völkern verschwinden auch ihre Namen. Ein germanisches Gemeinschaftsgefühl laßt sich nur noch darin erkennen, daß alle in den Heldenliedern Mitratenden und -tatenden dem germanischen Umkreis entstammen, mit alleiniger Ausnahme der Hunnen, deren Ausschaltung ja aber schon in der 'Hunnenschlacht' begann, indem ihre Gesamtheit in den einen Hlöd überging, und der wird erst durch einen besondren Stammbaum aus einem Hunnen zu einem Halbgoten gemacht. Noch einmal treten sie im alten Atliliede auf, deutlich als fremd, ostbarbarisch, irgendwie minderwertig gekennzeichnt, und erst ihre Herrschaft über die Ostgoten fuhrt sie ganz in den Dietrichkreis und

damit in die deutsche Dichtung ein, Etzel wird der Gütige, als Kämpfer nicht weniger als seine Mannen den Germanen nachstehend.

Wir haben klare Zeugnisse dafür, daß daheimgebliebene Germanen lange mit den ausgewanderten Stammesgenossen in Verbindung blieben. Z. B. erzählt Prokop, daß die um 400 unter König Godegisel aus Ungarn abwandernden Vandalen sich die Rechte an ihrem bisherigen Landbesitze vorbehielten und daß vor seinem Sohne Geiserich († 477) im fernen Afrika eine Gesandtschaft aus der Heimat erschien, die Aufgabe dieses Vorbehalts zu erbitten: aber die Volksversammlung hielt für noch weitere Zukunft daran fest. Von 'Vaterland' ist in den beiden alten Schlachtliedern zum letzten Mal die Rede: es würde zu ihren politisch-geschichtlichen Resten gehören, wenn es nicht erst von den Nacherzählern hineingetragen ist. Sonst spürt man im Heldenliede nichts dergleichen. Der Name Burgunden bleibt an den Wormsern haften ein Jahrtausend und mehr über den Untergang der Wormser Burgunden hinaus, und sie erhalten mit 'Nibelungen' daneben einen neuen Namen, der kein Stammesname ist. Goten und Langobarden können ebenso in der Heldendichtung ihre Stammnamen ablegen und Hräden, Märingen, Hadubarden heißen. Nein, das germanische Heldenlied wandert quer durch die germanischen Stämme vom Schwarzen Meer bis nach Island und Grönland; Siegfried den Franken kann vor Burgunden, Baiern, Sachsen, Angelsachsen und Nordleuten ein Stammesbewußtsein so wenig wie ein Sprachunterschied in seinem Eroberungszuge aufhalten; der Ostgote Theoderich ist über die Langobarden hinweg bairisch und alldeutsch geworden. Aber diese germanische Gemeinsamkeit ist die jener gesellschaftlichen, adlig-kriegerischen Schicht, die sich in ihren hohen sittlichen Forderungen gleich weiß und anerkennt und dichterisch verklärt, aber nicht in Massen, sondern in Einzelgestalten, durch die sie das eigne Wesen bestätigt und erhöht fühlt.

Diese Unabhängigkeit von Stammesgrenzen ist es zusammen mit jenen Forderungen, was auch draußen entsprechende Schichten ansprach und das Abendland zwischen Spanien und dem Warägerreich von Kiew eroberte. Das germanische Heldenwesen ist an seelischer Wirkungskraft der ältere Bruder des romanischen Rittertums, das die alte Rolle in einer neuen Welt erneute.

Hier in der 'Hunnenschlacht' haben wir den gotischen Anfang dieser neuen Liedart: die Prachtworte, klingend nach den altnordischen Eiden und Bannen, stechen noch wie ein überhohes Relief aus großem glattem Mauerwerk hervor. Der echtbürtige Königssohn siegt im Zweikampfe über den unechtbürtigen, der Gote über den Halbgoten. Das widerspricht der unerträglichen geschichtlichen Wahrheit, und der Tod des Bastards ist nun im gotischen Sinne der gute Ausgang. Aber er bleibt als Tod von Bruderhand tragisch, das besagt die letzte Strophe. Er bleibt auch sachlich, wirklichkeitsnah, wenngleich ihn die letzten Worte des Siegers jenseitig beglänzen; der Kampf setzt nicht die Massen der Völker, die er verkörpert, in phantastische Maße und Krafttaten um, wie z. B. die Kelten sie lieben: dgl. gehören den alten gradlinigen Liedern

bis herab auf den 'Walthari' an, der vergeblich Heldengröße in der Zahl der Schlachtopfer sucht: Krafttaten und Abenteuer zerstören einander rasch durch lächerliche Übersteigerungen, während das Natürlich-Menschliche menschliche Ewigkeit erringen kann.

In der vielschichtigen Überlieferung von Ermanrichs Tod löst sich ein ganz neues und weiterführendes Familien- und Einzelgeschick vor unsern sehenden Augen aus der Geschichte (S. 184ff.). Der König verfällt tragisch der Rache der Schwäger. Aber auch hier wird das Tragische noch abgebogen, indem sie mehr und mehr zur Bestrafung eines Scheusals wird. (Zum 'Burgundenuntergang' s. S. 272f.)

Es ist der Weg von den großen zu den immer feiner erdachten, unterbauten und ausgemalten Streitigkeiten der Herzen, zu immer geschliffenerer Wechselrede und letzter Wortausprägung, bis dann im Norden die Handlung ganz in fast dramatisches Gespräch aufgeht (S. 167): eine Sonderart, so auf die Spitze getrieben wie etwa die Drapa, nun gar wenn ein altes gradliniges Tatlied wie Siegfrieds Drachenkampf in Gespräch der Kämpfer dargestellt werden soll.

Damit entpuppt sich die 'Zweiseitigkeit' des Liedes, d. h. die Betrachtung der Dinge sowohl vom Blickpunkte des Erzählers als von dem der Sprechend-Handelnden (S. 167), als eine merkwürdige germanische Sonderentwicklung, die eben das Anknüpfen und Vergleichen indogermanischer Verwandtschaften fast unmöglich macht (S. 75f.).

Aber erst auf diesem Wege entsteht das Hervorkehren alles Seelischen vor dem Körperlichen, der unbedingte Anspruch auf sittliches Heldentum, das Wunschbild des germanischen Gefolgschaftsadels; und die unablässige Todesdrohung über seiner Kampfbereitschaft läßt ihn schwermütig den Sieg im Sterben, im tragischen Ausgang finden.

Diese tragische Kunst ist dann zu Burgunden, Langobarden, Thüringern und Baiern, auch nach England und in den Norden gewandert.

Man könnte versuchen, auch da eine geschichtliche Reihe ausfindig zu machen, nach den Vorwürfen der einzelnen Dichtungen. Was zwischen diesen Menschen des tragischen Heldenliedes innerhalb ihres Gesichtskreises vorgehen kann, ist zwar ihrer Gesinnung und ihren Gesetzen entsprechend beschränkt, aber doch wie die Form selbst der Entwicklung fähig.

Anfang und Mitte aller Themen ist Rache und abermals Rache. Und gleich an Hamadeo und Sarulo erkennen wir sie als eisernes Gesetz und furchtbare Knechtung, aber nicht als inneren Trieb. Man muß zum Verständnis einmal die isländische Saga, insbesondre die vom weisen Njal heranziehen: da wird erzählt, wie eine jener überstolzen Großbauernfrauen der Nebenbuhlerin nach nichtigem Streite einen Knecht erschlagen läßt; die antwortet mit gleicher Tat, und so folgen drei Paare Erschlagener, Menschen, die nicht um ihrer selbst, sondern um der Herrinnen willen einem ungesetzlich-gesetzlichen Wahnwitz zum Opfer fallen. Über diese tiefe Stufe erhebt sich freilich in der heldischen Welt der beiden Brüder Rache für die Stiefschwester, aber sie müssen dazu

gedrängt werden. Rache für den Vater bei Rosimund, für die Brüder, später fur den Gatten bei Gundrun-Cremhild, fur die Herren bei Eckehard: immer Leben um Leben, wenn auch Bedingungen, Verwicklungen, Steigerungen nach der Art, die Gestalten zueinander zu fügen, verschieden sind. Die wartende, im Herzen schwelende und dann plötzlich aufflammende Rache wie bei Cremhild und vielleicht auch Rosimund, die Rache des Augenblicks und seiner Besonderheit wie bei Iring, auch die vorbereitete, verratene und dennoch durchgeführte Egils. Und ganz maschinenmäßig, wie zu jenen unterdichterischen Anfängen zurücklenkend die Rache des eigens dafür in der Todesnacht gezeugten Hagensohnes in der Thidrekssaga (S. 259).

Die Rache an einer Unschuldigen, an Swanhild, steht in der Dichtung allein — anders, wie wir sahen, als in der Wirklichkeit —, sie stirbt auch nicht für den Tod eines andern, sondern für den Verrat der Rosomonen, erst später als Ehebrecherin: man sieht, wie die Rache erst in die geschichtliche Geschichte hineingebaut ist. Auch die Rache Brünhilds gilt nur einer Täuschung, und Siegfrieds Tod erhält wechselnde Begründungen, die ein seelisches Nachgraben der Dichter erfordert haben: die eigentliche, aus dem Erweckungsliede herüberreichende hat nicht mehr genügt; der bairische 'Burgundenuntergang' fordert dann eine neuartige Rache für Siegfried den Gatten: erst ein Ergebnis des Zusammenschlusses der beiden Lieder, das so recht ihre tiefe dichterische Fruchtbarkeit kundtut. Es ist als ob hier von Mann und Frau der herrlichere Sohn kommt, der sie beide überstrahlt.

Auch hier steht der fremde Wieland mit seinem erfinderischen Häufen der Rache für seine Verstümmelung und Versklavung allein, und hier fehlt auch der Tod am Schlusse, der sonst die Regel ist, schon weil es zumeist Tod zu rächen gilt.

Eintönig sind diese Rachelieder bei alle dem gewiß nicht. Hier so wenig wie sonst gibt es eine einzige Fabel, die sich wiederholte. das geschieht nur in den Brautwerbungsgedichten, und da immer. Schon die Aufzählung der Rachen lehrte diese Mannigfaltigkeit in engem Kreise, und wenn man sich vergegenwärtigt, welche Gestalten hinter den Namen stehen, so erinnert man sich auch des Reichtums verschiedenartiger Anlage.

Am Anfang die Rache an Swanhild ohne andre Einzelheiten als die der fürchterlichen Hinrichtung, eine Zweckerfindung, die durch ihre Grausamkeit groß wirken muß. Bei Wieland die Vervielfältigung der Rache. Bei Gundrun-Cremhild und Brünhild noch der Aufstieg zu dem feurigen Selbstgerichte: nach den furchtbaren Morden verlangen wohl die innern Gesetze jenes heldischen Lebens etwas wie Herstellung des Gleichgewichts, zumal Männer durch Frauen gefallen sind. Welche Kraft der Sondererfindung in dem Apfelschuß und dem Gedanken, den er einpflanzt, den der Feind selbst zur Reife bringt und erntet; nach dem Racheschuß aber auch hier noch der Anstieg zu dem Tode des Mannes, der seinen Herrn, wenn auch in Notwehr erschoß Furchtbar augenblicklich der letzte Rachebeschluß: durch den Schadelbecher entzündet in

Rosimund, durch den Ring in Brünhild, durch die Worte Theudeberts in Iring. Es genüge! Wir berauschen uns: es ist ja dasselbe Wunschbild heldischer Lebensform, das noch heute unsre Herzen höher schlagen läßt, als wäre nie das Gebot der Nächstenliebe an uns ergangen und tausendfältig segenbringend erfullt.

Die Goten haben denn auch inzwischen, d. h. nachdem das Christentum, und zwar das arianische, in die Kreise der Heldenlieddichter und -hörer eingedrungen war, das Rachethema überwunden. 'Hunnenschlacht' und 'Ermanrichs Tod' allein lassen (in ihren nordischen Fassungen) die menschengestaltig gewordene Macht des Schicksals als Norne auftreten, dann ist es von eigengöttlichen Wesen still, bis Wodan und Frea von neuem auftauchen, nun aber nicht wie in späterer nordischer Dichtung als romantische Erneuerung, sondern sozusagen als Übersetzung fremder Kunst ins Langobardische, die eine längst christliche Welt heiter unterhalten soll. Dazu das Überirdische an Alben und Drachen in den alten Sagen- und Märchenliedern, das mit Brünhild, den Schwanfrauen und den Harlungen auch in die tragischen hineinreicht, aber nicht oder nicht mehr göttlich ist; und im Wielandliede sind diese halbgöttlichen Wesen überlegte Entsprechungen zu den Gestalten der Vorlage.

Nicht daß nun die Heldenlieder im übrigen christlich seien — das bricht erst im Walthari- und im Hildebrandliede in Worte aus —: sie sind gottlos, ihr Gott ist die Kriegerethik, die keiner religiösen Untermauerung braucht (S. 166), freilich eine gar oft knechtende Herrschaft über die ihr Verschworenen ausübt: wir denken an jene Rachen.

Nun aber das Lied vom Tode der Helchensöhne, das alles Leid der Mutter, Witwe und Königin übereinander häuft und sie für den schuldigen Dietrich in tiefster Selbstverleugnung Verzeihung statt Rache haben läßt. Und das ist der Dietrich, dessen Heldentum schließlich in einen übermenschlichen Verzicht verlegt wird, so daß er weiterhin eines Beistands von dieser Welt, Wolfharts, zu bedürfen schien. Wir haben (S. 201f.) diese Verfeinerung dem Einfluß des arianischen Christentums zugeschrieben und einen gleichartigen Verzicht auch bei Thurisind zu sehen geglaubt: er trotzt dem Rachegebot, das der heidnische Ingeld noch über die Liebe siegen ließ. Überhaupt wird nun der Seelenkampf eine begehrte Krönung: im Ingeldliede scheint er nachträglich hinzugefügt, im Wolfdietrich erhält ihn nachträglich der treue Diener, im Walthari der Gegenspieler: so kommt er auch in die gradlinigen Lieder und eine Brautfahrtdichtung; Berchtung und Rüdiger erhalten ihn erst im Epos (dieser zu besserer Verknupfung der beiden Teile des Nibelungenliedes, und dann kampft er noch einen zweiten im Waltherepos). Aber schon Irings innerer Kampf schien uns ja überspitzt: diese Kunst eilt ihrem Ende zu. Wir denken uns also die burgundische Heldenliedkunst schon zuvor von der heidnisch-gotischen abgezweigt. Noch 'Alboins Tod' hält die alte Art fest. Auch das Wielandlied gehört in diesen Kreis: es ist nicht mehr ein natürliches Sagen- oder Märchenlied wie die um Beowulf oder Siegfried, sondern ein künstliches, durch die Schwan-

frauen und Egil bereichertes Lied (S. 298ff.) mit einer über-ausgebauten Rache, ein Lied großer Unterhaltung, nicht mehr des Selbstbestätigens und -erhöhens.

Bei den Burgunden, in fränkischer Nachbarschaft, geschieht nun auch die Verbindung der tragischen gotischen Kunst mit der untragischen fränkischen, des geschichtlichen mit dem Sagenhelden, und zwar durch eine Brautwerbung, die nun tragisch wird, weil die Frau schon eine Rolle hat, nämlich die des Erweckungsliedes, so daß sie jetzt zwischen zwei Männer zu stehen kommt. Sie wird nun die Heldin an Stelle des werbenden Königs, und in ihrer Brust spielt sich der tragische Widerstreit der Gefühle ab, dem dann der immer noch harmlos-überstarke Siegfried mit zum Opfer fällt, ein Widerstreit, der nach Verständnis und Zeitgeschmack immer neue Deutungen zuließ oder forderte (S. 473). So erhält, wenn wir (S. 179f.) richtig vermutet haben, Lamicho zu der märchenhaften eine 'geschichtliche' Tat.

Anders ist es, wenn Dietrich nachträglich Held eines märchenhaften Jugendabenteuers und sein Befreier der einstmals geschichtliche Witege wird, der als Vidigoja obendrein ein Vermittler zwischen Preis- und Heldenlied ist. Dabei spielt auch das Waldleben eine Rolle, das, wie man nicht minder an Ormar und Siegmund sieht, geschichtliche zu Märchenhelden macht. Das ist schon spätere Entwicklung.

Desgl. der unterhaltliche Göttertrug: hier tritt wie auch an den Schluß von 'Alboins Tod' das Mittelmeerisch-Spielmännische heran. Und 'Autharis Brautschau' klingt uns bereits ganz deutsch-spielmännisch.

Man hat auch eine Entwicklung von den 'Ur-' zu 'Erb-' und 'Neuliedern' erkannt (s. z. B. S. 454).

Erblieder, die im Wandel der Anschauungen aus den Urliedern erwachsen. Unser bestes Beispiel der bairische 'Burgundenuntergang' im Anfang des 8. Jahrhunderts, der die Rache nach der bairischen, ursprünglich gotischen Auffassung Etzels völlig umkehrte und damit durchweg die Menschen, ihre Beweggründe und Handlungen verschob (S. 267ff.); das einzige Beispiel zugleich, das uns einen klaren Begriff von der Breite der Wandlungsfähigkeit eines Liedes geben kann. Da entstehen dann Schichten, indem Altes, auch wenn es nicht mehr paßte, vielleicht um des geprägt-geheiligten Wortlauts willen bewahrt wurde. Solche Reste und Zwiespältigkeiten halten das Werk aus der Gegenwart und ihren Maßen heraus, wie etwa die Lutherworte in der heutigen Sprache es tun, schaffen einen neuen besonderen Stil und bedeuten eine immer tiefere gemütliche Verfestigung in den Hörern und Liebhabern. Sie sind ein Hauptkennzeichen des Nibelungenliedes (S. 217), und uns haben sie oftmals auf dem Wege zu verlorenen Vorstufen geleitet.

Nur den Schluß einer solchen Entwicklung erkennen wir am Hunnenschlachtliede. Es hat sogar zwei Bearbeitungen bis zu der uns erhaltenen Form erfahren, und was sie geändert haben, ist nicht durchaus begrenzbar (S. 469f.). Aber sicher gehört zu ihnen die Umstellung der Sprache vom Gotischen zum Langobardisch-Deutschen (S. 181), die hier wie bei den Dietrichliedern mancherlei Ein-

griffe mit sich gebracht haben mag; eine Vorstellung davon machen wir uns mit Hilfe des Wielandliedes (S. 166). Und wie vieles kann auf den langen Wegen verloren gegangen sein!

'Neulieder' entstehen, wenn man für vorhandene Gestalten neue Handlungen erfindet, die dann den vorhandenen an- oder eingereiht werden, z. B. den Mord an den Harlungen zu den übrigen Untaten Ermanrichs fügt oder das altgegebne Paar Gunthari und Hagano einem neu herbeigeholten Walthari gegenüberstellt — beides in dem am Heldenlied noch unbeteiligten Alemannien und beides nun auch an besondre Örtlichkeiten geknüpft —; hierher gehört als erstes auch jenes Märchenabenteuer Dietrichs und Witeges und viel später noch die Riesen- und Rosengartenkämpfe mittelhochdeutscher Lieder.

Inzwischen aber bezeichnete es schon das Absterben der alten Kunst und ihren letzten Zusammenhalt, wenn das Waltharilied ganze Stücke aus andern Liedern übernahm: das ging weit über die Ähnlichkeiten in Worten, Wendungen und Motiven hinaus, die wir für das Deutsche zwar natürlich nicht erweisen, aber nach der sonstigen Überlieferung annehmen können. Der 'Überfall auf Lüttich' schließlich übernimmt gar ein umfängliches Liedstück für einen Legenden-Stoff.

Diese ganze Entwicklung, soweit wir sie übersehen, hat vier Jahrhunderte gebraucht. Ob und wie lange es das alte gradlinige Heldenlied schon vorher gab, wissen wir nicht, jedenfalls reichte es nun mit Offa im 4., Hilde und Siegfried im 5., Chlodwig und Wolfdietrich im 6., Chlotachar im 7., Walthari im 8. Jahrhundert über die ganze Spanne, überlebte aber das doppelseitige in der Folgezeit als Lied wie in der kindlichen Verbreiterung der spielmännischen Epen des 12. Jahrhunderts, auch in den kleinen Dietrichepen des 13. Das doppelseitige beginnt für uns bei den Goten gegen Ende des 4. Jahrhunderts, vielleicht schon mit der ersten Hunnenschlacht, sonst jedenfalls mit 'Ermanrichs Tod'; im folgenden ist es schon bei den Langobarden (Ormar, Herulerschlacht, dazu vielleicht Ingeld) und Burgunden (Siegfrieds Tod, Burgundenuntergang, Wieland, möglicherweise der sonst heimatlose Egil); die neue Dietrichart ist im 6. Jahrhundert bei den Langobarden anzutreffen (Thurisind, daneben noch das volle Rachelied von Alboins Tod), und sie führen es spätestens im 8. in Baiern ein (Cremhild); zu den Thüringern ist es wohl (im 6. Jahrhundert: Iring) unmittelbar von dem verwandten gotischen Hofe gekommen.

Hierbei ist einiges weggelassen, was sich als zu trümmerhaft (Rumetrud, Siegmund) nach seinen Formen nicht einordnen ließ, aber sonst bereits zeitlich einigermaßen festgelegt ist.

Man sieht schon, wie Ur-, Erb- und Neulieder sich überlagern und die Unterscheidung stumpf wird. Denn wenn wir auch von den Brautwerbungen absehen, so fragen wir doch etwa, ob Siegfried nicht zu einer ersten Jugendtat die zweite und dritte erst nachträglich erhalten habe, weil er bereits bewährt war. Jedenfalls war er doch schon der fertige dreifache Held, als er für Gunthers Werbung gewonnen wurde. Das gab also schon im 5. Jahrhundert ein Neulied

Und zu fast derselben Zeit die fränkische 'Hunnenschlacht' ein Erblied. Dasselbe galt sicherlich für die verlorenen langobardisch-bairischen Formen vom 'Tod der Helchensöhne' und 'Dietrichs Ellende'. Andrerseits wäre am Ende des 6. Jahrhunderts der 'Tod Alboins', des jüngsten der Helden doppelseitiger Lieder, noch ein Urlied gewesen.

Die Brautwerbungsgedichte aber erfordern eine besondere Betrachtung. Sie sind völlig gradlinig, so sehr, daß die einzelnen Erzählschritte im voraus genau bestimmt sind bis auf den einen: die List, mit der diesmal die Braut gewonnen wird. Aber die ist oft genug ererbt statt neu. Und der Aufbau ist uralt. Nicht nur, daß ihn der Gleichlauf der Hilde- und der Chlodwigdichtung auf eine gemeinsame Vorstufe zurückführt, vielmehr weisen die darin herrschenden Vorstellungen — daß die Väter ihre heiratsfähigen Töchter verbergen, daß sie alle Freier umbringen oder einkerkern, daß sie Entführer und freiwillig Entführte auf Leben und Tod verfolgen — solche Vorstellungen weisen auf Zeiten, in denen sich die Kauf- noch nicht gegen die Raubehe durchgesetzt hat, in denen man außerhalb der Sippe nur durch Gewalt in den Alleinbesitz eines Weibes kommen kann. Wie weit solche Urzeiten zurückliegen, wollen wir nicht untersuchen, aber es ist klar, daß dem Erzählen nach dem fertigen Muster das nach dem wirklichen Geschehen noch vorausgehen mußte, aus dem das Muster erst entstand. Jedenfalls aber wären dann die Brautwerbungs-Heldenlieder die ältesten, die wir erreichen können und nicht etwa an das 4. Jahrhundert gebunden.

Offenbar ist gerade hier (vgl. S. 275f., 470) der feste Aufbau ein Zubehör der schriftlosen Dichtung: er gibt dem Gedächtnis einen Halt und ermöglicht es, Neues in eingeführter Form 'angenehm' zu machen: wie auch das Volkslied vieler eingefahrener Gedankengleise bedarf, um wenigstens einen neuen Zug anzubringen. Der feste Aufbau ist es auch, der im Verein mit sprachlichem Formel- und Flickwerk das Stegreiferfinden und den Stegreifvortrag ermöglicht. Er ersetzt der schriftlosen Zeit was der schriftlichen die Vorlage ist, und wir sehen im 12. Jahrhundert, wie der alte Aufbau nochmals in die Spielmännischen Epen weitergegeben wird, mit kindlicher Verlängerung oder Wiederholung der alten Erzählschritte, ja mit Verdopplung des alten Inhalts, ohne Sorge um neue Worte und Verse, aber bereit, immer neue Inhalte mitzuteilen.

Das Brautwerbungsmuster ist ja auch nicht auf sein eignes Gebiet beschränkt geblieben, es vergewaltigt stufenweis die gegebenen Wirklichkeiten (bei Chlodwig: S. 137), es paßt sich, wie wir öfters festgestellt haben, auch verwandten Stoffen an und dient z. B. im 'Buch von Berne' immer wieder als bequemes Fachwerk für die Vorgeschichten. Es hat neben sich eine Sonderbildung in dem Brautraubmuster, das z. B. bei Walthari und Herbort angewandt wird (Fehlen besondrer Werber, Entführung durch den Einzelnen usw.). Allgemeiner gebräuchliche Stützen des Erzählungsaufbaus haben wir beim Hunnenschlachtliede erwähnt (S. 469f).

Zur Erläuterung mögen noch die fertigen Fachwerke dienen, die der schriftlose serbische Heldengesang bis zu unsern Tagen in ganz erstaunlicher Kraft

festhielt: wenn dort ein kümmerlicher, wegen eines Mordes landflüchtiger Bauer nach ungeheuren Besendungen und Vorbereitungen des Landesherrn zu einem Helden wird, dem der Schnurrbart in Rabenfittichen über die Schultern weht, und zum Sieger eines gewaltigen Zweikampfes, nach dem er ebenso das Köpfen des Gegners wie die großen Gaben an Land und Leuten edel verschmäht, und das alles in einer einzigen dichterischen Nacht —, so steigert das wohl unser Verständnis für den innern Zwang der Formen unsrer Heldenlieder. Er ist das, was in der schriftlichen Überlieferung unseres Mittelalters die Vorlage ist.

Wenn sonach im 8. Jahrhundert das Heldenlied im engeren Sinne, das zweiseitige, zu Ende geht, so trifft das mit einem weltgeschichtlichen Ab- und Anlauf zusammen: das fränkische Großreich verschlingt die kleineren Höfe und ihre freie Gefolgschaft (S. 485); das Waltharilied, mit den Gebresten eines Greisenkindes wieder in die einfältig-gradlinige Kunstübung der Urzeit zurückfallend, wird doch Grundlage unseres ersten, fremdartig lateinischen und christlichen Epos.

3. **Liedverknüpfungen.** Wir haben bei diesen Betrachtungen jedes Lied als Einheit mit selbständiger Fabel angesetzt, so daß es, wenn auch in andrer Form, denselben Stoff wie ein Epos umfassen kann, wie z. B. Waltharilied neben Walthariusepos. Bei den nibelungischen Liedern aber fanden wir, daß in der Überlieferung keins mehr ohne irgendwelchen Bezug auf ein anderes ist. Es sei denn Siegmunds Drachenkampf im Beowulf. Aber auch da ist durch den Namen ein Bezug angedeutet; er braucht freilich kein besondres Lied zu meinen (S. 221). Bei uns nimmt der 'Drachenkampf' durch Auslassung des Hortes Rücksicht auf den 'Horterwerb'; im Norden sind beide Lieder eins geworden (S. 222). Dieses Zusammenwachsen ist aber doch zugleich für die Kraft jener behaupteten Einheitlichkeit der beste Beweis, denn es stehen die beiden Fabeln nicht neben einander, sondern sie sind durch Gleichsetzen der beiderseitigen Mitspieler zu einer geworden: die Form der mündlichen Dichtung hat triumphiert, wir sind noch in vorepischer Zeit. Auf dieselbe Art fanden wir den Drachenkampf in der Jungfrauenerweckung des zweiten Seifriedliedes aufgegangen — hier ist sogar noch weiter geschritten, indem Brünhild zu Kriemhild gemacht wurde —, aber auch die Jungfrauenerweckung in den nordischen Liedern von Siegfrieds Tod, nur blieben hier Reste von ihr außerhalb bestehen (S. 231), und wir sehen die Dichter immer wieder vergeblich am Werke, die Doppelheit in eine Einheit aufgehen zu lassen oder von neuem reinlich zu sondern (S. 246ff.).

Für eine größere Zahl von Fabeln war dies Verfahren von vornherein aussichtslos. Da ergab sich von selbst wieder das dem Fortgang des Lebens entsprechende Aneinanderreihen, sobald man mehrere Fabeln an denselben Helden band. Das liegt bei Siegfried aber vor all unsrer Überlieferung.

Nach der Reihenfolge der Ereignisse muß 'Siegfrieds Tod' vor dem 'Burgunden-Untergang' liegen. Unser ältester Text, das erste Atlilied, setzt denn

auch ein Lied 'Siegfrieds Tod' voraus (S. 251f.), und schon sein ältestes erreichbares deutsches Urbild hat sich auf den Nibelungenhort berufen (S. 271): wir kommen nicht zu einer Vorstufe des 'Burgunden-Untergangs' empor, der 'Siegfrieds Tod' nicht bekannt ist. Das ist die Beziehung der beiden Lieder, die im Cremhildlied verstärkt, in dem erhaltenen Nibelungenliede abermals verstärkt und nun zur Einheit eines Nacheinanders in der neuen epischen Form geworden ist.

Andrerseits braucht das Urlied von 'Siegfrieds Tod' nicht den 'Burgunden-Untergang', wohl aber setzt es 'Drachenkampf', 'Horterwerb', 'Jungfrauenerweckung' voraus (S. 246).

Es gab also, soweit wir zurückreichen, schon zwei nibelungische Liedergruppen, eine mit dem Untergange der Burgunden und eine mit Siegfried als Ausgangspunkt, und auch diese hat sich im 'Hürnen Seifried' (S. 219) dem Epos mindestens genähert, indem da Drachenkampf und Tod als Einleitung und Schluß vor und hinter jenes unursprüngliche Gemisch von Drachenkampf und Erweckung gestellt und dazu noch verbindende Einschübe angebracht wurden (S. 219, 228); in der Edda bleiben diese Lieder, um die 'Vaterrache' bereichert, zwar noch selbständig, wenn auch an verbindender Prosa aufgereiht, durch die 'Weissagung der Vögel' und noch später durch die des neuerfundenen Gripir gegliedert, der in einem besonderen Liede die zukünftigen Schicksale seines Neffen Sigurd verkündet; in der Sigurd- und Völsungensaga (S. 278ff.) aber sind auch sie dann in die Form des Epos eingegangen, wenn man die Sagaprosa so nennen will, freilich nicht entfernt so ausgeglichen und abgestimmt, wie es im Nibelungenliede geschehen war.

Und so reicht im Norden der Zusammenhang von den Völsungen bis auf Siegfrieds Tod, in Deutschland von Siegfrieds Jugend (die im Nibelungenliede nur in wenigen Strophen herangezogen wird) und seinem Tode bis zum Untergange der Burgunden (auf den alle drei Teile des 'Hürnen Seifried' nur vorausdeuten).

Nun kennt aber das 'alte' Sigurdlied der Edda umgekehrt doch auch den 'Burgundenuntergang', wiewohl nur in Prophezeiung. Wie kommt das? Davon, daß beide Lieder (mit dem 'Wieland') schon als zusammengehörig gemeinsam nach dem Norden gewandert sind (S. 304). Eine natürliche Annahme: wenn die Lieder im Süden einzeln entstanden und einander zugewachsen sind, wie hätte sich das im Norden wiederholen können! Dort ist dann die Reihe noch um die 'Vaterrache', die Vorgeschichte (auch des Hortes) und gleichlaufende jüngere Lieder bereichert.

In ganz andrer Weise wachsen die gotischen Lieder zu- und aneinander. Sie finden alsbald einen bestimmenden Anziehungs- und Mittelpunkt in der trotz aller Entlastungen durch Sibeche immer selbstverständlicheren Bosheit und Tyrannei Ermanrichs, dessen Wirkungskreis und Lebensdauer nun stets weiter ausgedehnt werden müssen und schließlich auch Dietrichs Entwicklung festlegen. Nur das Hunnenschlachtlied bleibt wie in einer abgeschlossenen Vor-

zeit ganz außerhalb. Nicht minder das Geschichtliche an 'Ermanrichs Tod'. Aber dies Lied ist, wie es uns vorliegt, bereits aufgeschwellt durch die Hinrichtung Friedrichs; die der Harlungen kommt hinzu und muß gerächt werden. Die Rache wird undurchführbar, weil nun auch Dietrich Opfer des Verwandtenmörders werden soll, und der muß nun eigens dazu an Otachers, des natürlichen Dietrichgegners, Stelle treten. Das Lied von den Helchensöhnen muß ihren Schützer am Hunnenhofe und sieglos zeigen. Das schien zu Dietrich zu passen, der dort in dem von Ermanrich veranlaßten Ellende sei. Die gute Kameradschaft mit Witege und die Kämpfe gegen albische Ungeheuer mußten also in glückliche Jugendzeit daheim und auf Fahrten fallen. Schließlich kann dann, schon in epischer Zeit, der Berner auch noch in die Nibelungenkämpfe einbezogen werden: er steht immer an Etzels Hofe sozusagen zur Verwendung bereit, aber indem er dort alle seine Mannen verliert, ist nun die mehr und mehr erwartete Wiedereroberung der Heimat überhaupt unmöglich gemacht: Ermanrich muß natürlichen Todes sterben, ehe Dietrich, nur noch mit der Gattin und dem Waffenmeister einziehen kann; Hamadeos und Sarulos wie Eckehards Rache sind wenigstens auf diesem Hauptzuge der Entwicklung vergessen und dafür die Einheit erreicht, die sich in der mühseligen Schwäche der Dietrichepen ausspricht.

Aber der Einheitsdrang kam nicht zu Ruhe, nachdem die beiden großen Kreise, der nibelungische und der gotische, in einen zusammengeflossen waren: durch den Sieg Dietrichs über Gunther und Hagen; Einzelkämpfe ihrer Helden in den Rosengärten und Scharenkämpfe im Biterolf, die sich gleichermaßen kühnlich für den Vorrang Dietrichs und der Seinen entschieden, holten dazu auch alle sonst irgend erreichbaren Namen herbei. Eine wirkliche Gesamtform erreicht nur der Norden im Aufbau der Thidrekssaga, freilich eine, die das alte Heldentum eingebußt hat, ohne das ersehnte Rittertum dafür einzutauschen.

4. Charakterentwicklungen. Die Menschen in den alten gradlinigen Liedern haben wie in den Märchen keine Einzelcharaktere, sondern nur die ihrer Rolle: in den Brautwerbungsgedichten der junge König, der weise Berater, der kluge Helfer, die schöne Prinzessin und ihr mächtiger, böser Vater. Chlodwig, Chrotechilde und Gundobad werden ihrer geschichtlichen Charaktere entkleidet, um in die Rollen eingehen zu können und erhalten den listigen Werber zugeteilt (S. 137). Es ist wie bei uns in dichterisch zurückgebliebenen Gattungen: der liebende Held, die komische Alte, der Theaterbösewicht (mit mephistophelischer Maske), und in der Oper sind sie obendrein nach der Stimmhöhe festgelegt: der liebende Held singt Tenor, seine Heldin Sopran usw. Jung-Siegfried ist unerschrocken und stark wie die andern Drachenbesieger, der Waffenmeister Hildebrand ist so alt und treu wie Berchtung; Ormar gleicht Gizur in derselben 'Hunnenschlacht', und beide verhalten sich gleich zu Hervör und Angantyr (S. 175 ff.). Das einzelne Lied scheint ja auch, namentlich, wenn es nur einen einzigen drangvollen Auftritt herausgreift, keinen Raum zum Herausarbeiten eines Charakters zu haben, der von seinem Sondergesetze getrieben

wäre. Er muß im Gegenteil, wenn er in der Kürze verstanden werden soll, so sein, wie ihn der Hörerkreis nach seinem Wunschbilde oder dem Gegenteil davon, jedenfalls nach der Heldenliedart erwartet: ein immer zum Höchsten bereiter junger, manchmal noch kindhafter Held; ein reifer, auch in furchtbarster Prüfung nicht wankender Gefolgsmann; ein guter Ratgeber oder auch ein böser; ein greiser und weiser Waffenmeister, der seinen König von Kind an erzogen und beschützt hat und sein Letztes für ihn tut; der König selbst, der in Waffen und Treuen nur der erste unter Gleichen sein will, aber auch ein übermütiger Kraftmensch; ein mehr asiatischer Despot und zuhöchst ein König, der sich in Selbstbescheidung faßt; erblühte königliche Jungfrauen und Frauen, Rächerinnen ihrer Ehre, und im Schatten der Hintergründe sorgende Heldenmütter, einmal auch, in Helche, wahrhaft großes mütterliches Verstehen und Verzeihen.

Das alles ist bis auf diese Schmerzenskönigin ausgesprochen männlich, und auch die Frauen so, wie dieser enge Kreis der Gefolgsmannen sie wünscht und sieht: sie sind männisch — Brünhild und Hervör sogar in Waffen —, wenn sie nicht wie wertlos unter den schweren Händeln verschwinden: Freawaru, Ingelds Gattin, Baduhild in den Fäusten des Alben. Außerhalb des Langobardischen und Keltischen nicht ein Hauch von Schwüle oder nur Süße, nichts von Leichtfertigkeit und Liebesspiel. Eben dies verrät das Mittelmeerische an Rumetrud (S. 322ff.) und Rosimund (S. 326ff.), das Keltische an der Blutschande Signys (S. 282), aber es bestätigt die Worte, die Tacitus von der Sauberkeit und 'späten Liebe' der jungen Germanen allgemein aussagt.

Aber Abschattungen, etwa zwischen den einzelnen Königen, auch Stufen sind doch wohl zu erkennen, wenn man die Charaktere zu der Entwicklungsreihe der Lieder in Beziehung setzt: die Gestalten der Brautwerbungen bleiben starr die gleichen, und Walthari ist erst neu aufgeschmückt; eine Gestalt wie die Irings steht erst am Ende. Es gibt auch fein ausgemalte Unterscheidungen innerhalb desselben Liedes, wie der drei jugendlichen Rächer in 'Ermanrichs Tod', gröbere zwischen den burgundischen Brüdern: die erwachsende Kunst der Doppelseitigkeit und des Gesprächs hebt sie von einander ab. Aber alle sind Männer desselben Königshauses, und man spürt es schon wie einen Windhauch, wenn Fremde hineintreten: bei Siegfried, der noch ein Hans im Glück, bei Brünhild, die noch ein prächtiger Schatten, bei Wate, der noch ein Riese war. Sie werden dann angeglichen. Aber bei Brünhild kommt dies Angleichen nicht zur Ruhe: die Unirdische ist immer wieder unverstanden (S. 473). Das Verschwinden der drei Schwanfrauen gibt einen wehmütig seelischen Klang, während es doch ein fester Sagenzug ist. Aber in diesem künstlichen Liede gibt auch der Bruch der Handlung in der Mitte zwei Wielande: den weichen Schwärmer und den unerbittlichen rechnenden Rächer des tragischen Heldenliedes, also eine Charakter-Entwicklung, aber beide passen nicht in die Gesellschaft der Könige und ihrer Krieger.

Im allgemeinen wird indessen das Auseinanderfallen von Charakteren erst durch Verknüpfen von Liedern, also auf dem Wege zum Epos möglich sein und dort, wo Erb- und Neulieder mit alten Rollen freier verfahren.

Derselbe Gunther sinkt von dem Helden des alten 'Burgundenuntergangs' zu dem des jüngeren bairischen, zu dem des 'Walthari', der kaum mehr als ein Wegelagerer ist; dieselbe Brünhild wird in drei unabhängigen Liedern von Sigurds Tod aus der beleidigten Frau zur gekränkten Liebenden und zum verlassenen Mägdelein (S. 227, 249f.). Vidigoja, der alt-geschichtliche Held wird — wir wissen die Wege nicht recht — zweideutig und ein Schurke. Dietrich hat Dietmar in sich hineingenommen und erlebt so jene christliche Wendung, bildet so die Doppelgrundlage der späteren Hochgestalt der deutschen Epik. Kriemhild, erst Rächerin der Brüder, dann des unvergleichbaren Gatten, wird Herrin in zwei nibelungischen Heldenliedern und gewinnt im Epos (S. 277) jene unerrechenbare Dichte des Menschlichen, die kein Einzeldichter willentlich erschafft.

In Ermanrich aber ist schließlich der Charakter selbst die aufbauende Kraft geworden: wir sahen, wie seine Bosheit ihn zum Herren eines immer größeren Kreises von Dichtungen macht und wie er und mit ihm der entlastende Sibeche darüber wieder zur Rolle ohne Eigenseele wird.

Es ließe sich vielleicht noch manches andre als Maßstab einer geschichtlichen Entwicklung des Heldenliedes verwenden: die Kunst des Erzählens und des Zwiegesprächs mit der Hervorbildung der Gipfelworte, das Zurückgehen des Sinnbildlichen, das Anwachsen des Stimmungshaften (das im Norden zu der neuen Blüte gehört), die Zeichen malerischer Eindruckskunst, überhaupt Stil und dann Sprache und Vers: so kommen wir ganz sanft zu dem bei unsrer Überlieferung Unmöglichen, und so wollen wir uns genügen lassen. Aber vom Dichter aus können wir noch ein letztes Mal auf die Dichtung zurückblicken.

3. Der Dichter

1. Der niederen Gattungen. Eine Bezeichnung für einen aus der Menge herausgehobenen und sonderbegabten Erzähler der Sagen oder Märchen ist uns nicht bewahrt, wenn man nicht ein spelsekko bei Notker als 'Erzählung-Sager', 'Geschichtenerzähler' auffassen will, das gut zu althochdeutschem warsecco 'Wahrsager' und mittelhochdeutschem maeresager 'Märchenerzähler' paßt (S. 392). Aber es übersetzt an seiner Stelle den Namen eines unbekannten römischen Gottes Favor.

Die älteste von Gottesdienst und Zauber ausgehende Vers-Dichtung dachten wir bei der Priesterschaft und setzten sie (S. 15f., S. 65, S. 467) in Beziehung zu dem dunklen Rausch, den der Name ihres Herrn, Wodans, andeutet: im Norden ist er gradezu Gott der Dichtung, bei uns doch wenigstens einmal der höchste Meister des Zaubers. Ob das nordische thulr, das einen in göttlichem Rausche Schauenden bezeichnet, auch auf den Dichter angewandt wurde, ist zweifelhaft; bei uns ist das Wort nicht überliefert. Tacitus und die späteren

Römer sagen von Dichtern nichts, und da eine gemeinsame germanische Bezeichnung fehlt, so fehlte wohl auch ein Dichterstand, der nicht priesterlich war, wenn auch Dichter nicht fehlten.

2. Scop und spiliman. Die deutschen Bezeichnungen beginnen mit unserm ältesten lateinisch-deutschen Wörterbuche und zugleich ältesten deutschen Buche, dem 'Abrogans' von etwa 765 (Bd. II), wo Bardus = carminum conditor versehentlich in doppelter Übersetzung wiedergegeben wird:

Bardus	=	liudari ein 'Lieder'	leodslakkeo 'Liedschläger'
carminum			sanc 'Sang'
conditor		scapheo 'Schöpfer'	scaffonti 'Schaffender'.

Das Latein ist dem alten Wörterbuche des Festus entnommen, das ein älteres der Zeit des Augustus auszieht und seinerseits von Paulus Diaconus ausgezogen ist. Der aber erklärt richtig, daß Bardus gallisch-keltisch sei und den Sänger bezeichne, der das Lob tapferer Männer singe, und fügt unrichtig hinzu, daß das Wort von dem Stamme der Barden herkomme. Jedenfalls sind die Übersetzungen ja nicht selbständige Worte, sondern Ableitungen von 'Lied', obwohl die erste als liuthareis 'Sänger' schon im Gotischen vorkommt (S. 340). Die Bedeutung des über das Vortragen hinaus Schöpferischen kommt erst in den folgenden Worten recht zur Geltung —, wenn sie nicht nur durch die lateinische Vorlage hervorgepreßt sind. Bezeichnend aber, daß der 'Liedschläger' vielleicht schon vierzig Jahre später und vielleicht in Reichenau comicus ubersetzt.

Das Wort scop taucht bei uns erst um die Wende des 8. zum 9. Jahrhundert im Murbach-Reichenauer Gebiete auf, und die mehrfach vorkommende Verbindung psalmscof und seine Verwendung für das lateinische vates 'Seher', 'Dichter' sichert ihm einen würdigen Sinn. Der bleibt in der Wiedergabe von tragoedia durch scopfsanc bis ins 12. Jahrhundert.. In Glossen des 9. ist skof, skopf = poeta 'Dichter', und noch im Mittelhochdeutschen heißt schopfen 'dichten', schopfbuoch ein 'Buch mit Gedichten'.

Aber den wirklichen Inhalt des Wortes müssen wir wieder erst in der angelsächsischen Dichtung und ihrem scop suchen. Der steht nach dem Beowulf in der Halle des Königs: 'da war Harfengetön, heller Sang des Skops': er singt dort zur Harfe. Oder: 'ein Skop zuweilen sang laut' in der Halle des Königs Hrodgar, 'da war fröhliches Treiben'. Ein andermal heißt er ausdrücklich des Königs Skop, und da eben singt er das Heldenlied von Finn.

Diese Art von Sängern hat sich uns ja auch selbst vorgeführt in Gestalt des Weitfahrers (S. 148ff.): der zählt die unendliche Reihe der Könige auf, die er erfragt, der Völker und Helden, die er besucht hat: das ist die Wissenschaft der Zeit; er läßt hie und da in raschen Worten, nicht nur in angeführten Namen erkennen, daß er von ihren Taten weiß und sie wohl besingen könnte. Aber noch mehr hebt er hervor, wie er Herrscher preisen kann und wie gewaltig sie ihn beschenkt, wert gehalten, mit ehrenvollen Aufträgen gesandt

haben: er hat ja den Nachruhm zu geben, 'bis alles dahin ist, Licht und Leben zugleich'. Das ist alles ins Phantastische gehoben: zwar ist der Sänger noch eines Königs Mann wie die andern in der Halle und hat ererbtes Land daheim, aber er wandert raum- und zeitlos über Jahrhunderte und Menschengeschlechter und ist so schon gelockert und im Absteigen bei allen Ruhmreden: wir sehen den Weg, der einst zum verachteten Sänger an der Straße fuhrt, wenn auch dies Wandern noch nicht den Standessinn des späteren 'Fahrens' und des 'Fahrenden' hat.

Im Kloster Lindisfarne ist das Heldenlied von Ingeld (S. 153) bereits an die Tafel der Mönche gelangt: 'Da soll', eifert Alkuin in einem Briefe vom Jahre 797, 'das Wort Gottes gelesen, der Vorleser, nicht der Kitharaspieler gehört werden, Predigten der Väter, nicht Lieder der Heiden: was hat Ingeld mit Christus? Eng ist das Haus, beide kann es nicht fassen. Der himmlische König will mit heidnischen und verlornen Königen, die es nur dem Namen nach sind, keine Gemeinschaft haben, weil der ewige König im Himmel herrscht, jener verlorne heidnische in der Hölle klagt. Laß die Stimme der Lesenden in deinem Hause hören, nicht den Haufen der Lachenden auf den Plätzen. (Schon 793 schrieb er: 'Es sollen in deinem Hause die Vorleser, nicht die Spielleute, ludentes, auf den Plätzen gehört werden.')

Und so führt ein andrer Weg im Beowulf zu dem Sänger, der bei Tafel christlich die Erschaffung der Welt nach dem ersten Buche Mose besingt — noch in den altgermanischen Formen. Es ist der Weg, den auch Caedmon ging (S. 146)

Der Weitfahrer weiß ferner von einem Genossen Scilling, mit dem zusammen er vor dem Siegesfürsten den Sang erhob, 'laut zur Harfe das Lied aufrauschte, wo dann mancher Mann von stolzem Mute, der es wohl verstand, mit Worten sprach, daß er nie besseren Sang hörte'. Es ist die Zweiheit, die auch schon gotisch war (S. 363).

Der Sänger Deor, der von Wielands und Beadohilds und von vieler andrer Helden Unglück weiß und sich in seiner Elegie mit ihnen tröstet (S. 150), er war einst Skop der Heodeninge, dem Herren teuer: 'Viele Winter hatte ich guten Gefolgschaftsdienst, holden Herrn, bis Heorrenda nun, der liedkräftige Mann, den Landbesitz empfing, den mir der Männer Schützer einstmals verlieh.' Auch hier ein gleichberechtigter Mann der Gefolgschaft, Landsasse wie Weitfahrt, und nun losgerissen. Was er hier singt, hat zwar auch epische Taten zum Hintergrund, aber es ist Lyrik: auch das kann zum Bereiche des Skop gehören.

Wie die Dichtung dieser Männer in das Leben eingereiht ist und der König teilnimmt, sagt herzbewegend der Beowulfdichter: 'Da war Erzählung und Gesang; der alte Scylding, der Vielerfahrene, erzählte von vergangnen Zeiten; ein Kampfkühner rührte zuweilen die liebliche Harfe, das Holz der Lust, sprach zuweilen einen Spruch, wahr und schmerzlich; zuweilen erzählte wahrheitsgemäß wundersame Kunde der großherzige König; zuweilen begann wieder,

von Alter gebunden, ein greiser Kämpe um die Jugend zu klagen, um die Kampfkraft: das Herz wallte ihm innen, wenn er, an Jahren alt, an so vieles dachte.'

Wir erinnern uns auch noch einmal der 'kunstvollen Gedichte', die zwei 'Barbaren' vor Attilas Tafel zu seinem Preise sangen: 'Die Gäste blickten auf die Sänger, die einen freuten sich über die Gedichte, die andern dachten an ihre Kämpfe und begeisterten sich, manche aber kamen zu Tränen, denen der Leib durch die Zeit kraftlos geworden und das Herz zur Ruhe gezwungen war' (S. 87). Und da reiht sich dann der Bericht des Apollinaris über die römisch-burgundischen Tafellieder an (S. 93f.).

Es beginnt aber im Beowulf auch irgend einer der Gefolgsleute beim Heimritte vom Grendelmoor aus dem Stegreif vorzutragen — wie es dann bei den nordischen Skalden geläufig wird —: da fand ein Mann 'liedergedenk, der sehr vieler alter Sagen Menge wußte, andre richtig gebundene Worte. Der Mann begann wieder, den Weg Beowulfs weislich zu ordnen und mit Klugheit eine geschickte Erzählung zu geben, mit Worten zu wechseln' — und es folgt nach dem Preise von Beowulfs Tat das Heldenlied auf Siegmund-Siegfrieds Drachenkampf.

Vieles verschlingt sich in diesen lebensvollen Zeugnissen: jeder aus der Gefolgschaft in der Halle oder draußen kann Skop, d. h. also Hofdichter und Hofsänger, sein, aber der fahrende Skop, der 'Dichtersänger' hebt sich doch schon heraus; weder Erfinden und Vortragen noch Vortrag und Musik noch Dichtgattungen sind geschieden: Preis heutiger Taten, Lieder vom Heldentum der Vorzeit — Deor läßt seinen Vorrat erkennen —, daraus erwachsende Klagelieder, die sich ganz an Lyrik verlieren; aber auch nüchterne Kenntnis- oder Weisheitsverse aus dem Munde desselben, der auch Preis- und Heldenlieder weiß und selbst kühn eine neue Fabel oder auch geistliche, christliche Stoffe wie die Schöpfung gestaltet.

Das alles kann auch hinter unserm armen christlichen Übersetzungsworte scof gelegen haben, wird auch wirklich dahinter gelegen haben: Horant bezeugt es, der in der Kudrun aus dem scop Heorrenda erwachsen ist (S. 396), im Verein mit den englischen Berichten und dem von Bernlef, dem blinden Sänger von Preis- und doch wohl auch andern Liedern (S. 366).

Aber der Stand sinkt, indem seine Voraussetzungen sinken und das Heldenlied abstirbt: an Stelle jenes gegenwärtigen Heldensinns tritt mehr und mehr ein Geist der Erinnerung; der königlichen und fürstlichen Höfe und Hallen und der Gefolgsmannschaften, deren patriarchalisch-kriegerischer Geist den Sänger als einen Ihresgleichen trug, deren Schönheitsbegriffe er teilte und begluckend zu erfüllen trachtete, ihrer wurden zusehends weniger durch das Entstehen zusammenfassender Großreiche; die Sprachen und mit ihnen die Völker wachsen auseinander, grenzen sich ab, erschweren das Wandern ihrer Dichtungen über die ganze germanische Welt, das uns wie nichts andres ihre Urgemeinsamkeit vor Augen führt; das Lateinische, das Romanische, das

Christentum gewinnt von Süden nach Norden die Höfe, den Adel, das ganze Volk und drängt den Sänger aus Rang und Brot in immer tiefere Schichten und immer weiter nach Norden. Was beim Weitfahrer begonnen und in seinem Namen ausgesprochen war, ist bei Bernlef vollendet, 'der von den Umwohnern sehr geliebt wurde, weil er freundlich war und die Taten der Alten und die Kämpfe der Könige schön vorzusingen wußte.' Es wird unter Bauern, in der Nähe von Delfzyl gewesen sein, wo der Hl. Liudger damals predigte: er läßt den Blinden vor sich führen, macht ihn zum Christen und heilt ihn.

Daß schon um 800 in den Lehrsätzen der altkirchlichen Konzile, den sog. Kanones, das Verbot, plebeios psalmos 'volkstümliche Gesänge' in der Kirche zu singen, schließlich auch durch scofleod erklärt wird, haben wir schon fruher gehört (S. 340). Eine andre Glosse, freilich nachträglich übergeschrieben, so daß sich ihr Alter schwer schätzen läßt, gibt comici mit scophare wieder: der Dichtersänger ist zum Spaßmacher geworden

Die Herleitung des Wortes ist unsicher, sie muß von den angeführten Zeugnissen gestützt werden, nicht umgekehrt. Die einzige germanische (und indogermanische) Verwandtschaft scheint altnordisch und angelsächsisch scop 'Spott'. Aber die angelsächsische Glossierung mit comicus, satyricus, ioculator, namentlich auch althochdeutsches ludibrio ('zum besten', 'zum Spott') scopfa sind zu jung, als daß sie nicht jenes Absinken der Bedeutung schon voraussetzen könnten, und das nordische scop, sächlichen Geschlechts, hilft uns wenig, weil grade dort männliches scop für 'Dichter' fehlt. Verlockend ist freilich das Verbum scopa 'laufen', in schwedischen Mundarten auch 'hüpfen': bei ihm läßt sich an den Opferleich der Langobarden anknüpfen, mit dem ein Sang und Tanz im Kreise verbunden war (S. 329). So wäre der scop doch Erbe des Priesters, und der Bedeutungswandel gliche dann fast dem von Leich (S. 353 ff.). Aber es schien uns ja grade wesentlich, daß es eine neue Art von Dichtern war, die bei Hofe unter Ihresgleichen ihre Eigenkunst zeigten, und etwas Spöttliches fanden wir in den Zeugnissen nicht als Anfang, nur etwa einen Gesang, der zu 'fröhlichem Treiben' in der Halle stimmte.

So versuchen wir davon auszugehen, daß scop 'Dichter' im Nordischen fehlt und auf das Englisch-Deutsche beschränkt ist, also wohl etwas im Nordischen und Urgermanischen nicht Vorhandenes, im Westgermanischen Neues bezeichnet, nämlich den Träger des gotisch-deutschen Heldenliedes, der auf jene neue unkultische, selbstverantwortliche Art in einem neuen Kreise auftrat und daher sogut ein Lehnwort brauchen konnte wie heute etwa ein eingeführter Sport. Dies gotisch-deutsche Heldenlied war in der Tat etwas im Norden Unbekanntes: es wanderte erst im 8. Jahrhundert ein. Und wie der neue Name Skalde für den nordischen Hofdichter erst von den Iren entlehnt wurde, so mag scop ein verlorenes gotisches skups fortsetzen. Es hätte den Weg eingeschlagen, den wir von gotischen Kirchen- und Kulturworten wie irbarmen, armherzi, toufen, tiufal, sambaztag u. a. wissen. Er wäre verräterisch gekennzeichnet durch die merkwürdige Zweiheit der Auftretenden bei Priskos wie bei Weitfahrt,

der den gotischen Hof so gut kennt. Für scop würden wir freilich scap und nach der Verschiebung scaf erwarten, wenn anders jene beiden Abrogans-Übersetzungen scapheo und scaffonti (S. 483) mit ihrem Anschluß an einen Stamm scap- nicht zwei Zufälle sein sollen. Denn das lateinische condere der Vorlage heißt nicht ohne weiters 'schöpfen' oder 'schaffen'. Wir müßten dann einen Ablaut ansetzen, wie in gotischem slauhts (spr. slohts) 'Schlacht(en)' neben slahs 'Schlag' zu slahan 'schlagen', deutschem 'Furt' zu 'fahren', unser Wort aber wäre sonst gebildet wie gotisch wraks 'der Verfolger' zu wrikan 'verfolgen', und scapheo verhielte sich zu scaf wie reccheo 'Verfolger', 'Recke' zu gotischem wraks 'Verfolger'. Ein solches Wort mit seinem abweichenden Stammvokal und ganz vereinzelter Bildung konnte sich neben der andern Ableitung von dem Stamme scap-, die ebenfalls einen 'Schaffer' bezeichnet, nämlich scap- in 'Schöffe' um so besser erhalten. Auch das bairische muoze blieb neben dem eingeführten lateinisch-gotischen muta für 'Zoll'. Im übrigen wissen wir von den Namen der Heldendichtung aus vielen Proben, wie sie ihre Laute beim Wandern von Volk zu Volk wechseln, und wissen auch von jenen Kulturworten, daß sie unverstandene lautliche Besonderheiten fortschleppen: das b in irbarmen 'erbarmen', den Vokalklang in tiufal 'Teufel' u. ä. So auch hier das unerklärte pf in scopf neben scof. Und dazu käme sachlich die merkwürdige Zweiheit der Auftretenden.

Der fremde Gast aber bei den Germanisten wende sich hier weder mit Grausen noch mit Ehrfurcht: er merkt zwar, daß sie noch mancherlei andres können, aber auch, daß sie nicht so sicher sind, wie sie tun möchten.

Welchen Sinn das Wort einst im Gotischen gehabt hätte, wissen wir nicht. Jetzt aber würde sich die Möglichkeit bestätigen, scop in vereinzelndem Sinne als 'Schaffer' oder 'Schöpfer', nämlich des neuartig-gotischen Heldenliedes zu verstehen, so wie im Norden der Skalde der neue Sondername des neuen Hofdichters wurde. Das stimmt zu den beiden ältesten Abrogans-Zeugnissen: es tritt mächtig die Bedeutung des Schöpferischen am Dichter hervor, das wir in jenem völligen Umdenken und Neugebären der alten Stoffe wirksam fanden. Diese alte Würde hören wir selbst in dem kirchlichen psalmscof noch, und der Sinn des Spöttlichen oder Komischen dürfte wie im Angelsächsischen erst aus kirchlicher Abneigung und dem Sinken und Vermischen des Standes mit den eindringenden ioculatores, histriones und mimi entstanden sein (S. 486).

Diese mimi sind ein römisches Erbe: es ist der Rest der dramatischen Kunst, die schließlich in Zirkus und Amphitheater heruntergekommene Possen vorführte: Akrobaten, Zauberkünstler, Tänzer, Musikanten usw., sicherlich oft sehr unanständig und grob, aber auch Künstler darunter, die Könige untereinander ausbaten und sandten: so der Kitharasänger, der von Theoderich dem Großen zu Chlodwig kam. Theoderich ließ solche Leute auftreten, um das Volk zu gewinnen, hielt sie aber auch am Hofe als Spaßmacher, und wir wissen sogar von einem 'Ober Mimus' des Vandalenkönigs Geiserich den Namen. Auf

sie und ihre Verderblichkeit für die Seelen wendet sich achthundert Jahre und mehr der ganze Zorn der kirchlichen Schreiber.

Für diese mimi, scurrae, ioculatores haben wir seit Anfang des 9. Jahrhunderts das Wort scirnun, das dann schließlich frommerweise auch zur Bezeichnung der Unzüchtigen von Sodom herhalten muß, während es doch kaum etwas andres als einen Lustigen bezeichnet. Die tänzerische Seite der Tätigkeit eines Mimus treffen tumari (vgl. taumeln), hlaufo und uuepfari, die schauspielerische antalari, alle faßt zusammen spiliman.

Diese Bezeichnung stellt sich schon um 800 ein: sie übersetzt scurra 'Possenreißer' im zweiten Buche der Könige dort, wo vom Tanze König Davids spöttisch die Rede ist. Weiterhin aber gilt spiliman auch für histrio, mimus, thymelicus, scenicus, ioculator und verdrängt die übrigen Bezeichnungen, wie es im Lateinischen ioculator tut und wie es in der Kraft und Dehnbarkeit der Wortbedeutung begründet ist: spil ist zuckende, lustbetonte Bewegung, die sich zu Sport, Tanz, Schau-Spiel, Saiten- und anderm musikalischem Spiel, Spiel im Kindersinne, Scherz, Spott erweitert und wieder verengert.

Wenigstens aus der gotischen Überlieferung wird deutlich, daß scop und spiliman nebeneinander bestanden. An Attilas Hofe traten erst jene beiden Skope auf (S. 87), die den Ruhm des Herrschers in kunstvollem Liede priesen, dann belustigten ein Narr und ein häßlicher Zwerg die Gesellschaft durch ihre Späße. Auch in jenem Briefe Alkuins (S. 484) sind die Spielleute draußen und die Männer drinnen bei Tafel schwerlich dieselben.

Allein indem der Skop sinkt, mehr und mehr mißachtet und verpönt in der neuen christlichen Welt, kommt ihm der Spielmann entgegen

Gregor von Tours berichtet zum Jahre 589 von einem königlichen mimus, der von den Trauben an der Kirche des Hl. Martin naschen wollte: da bleibt ihm die Hand haften und erstarrt. Kein Lachen, keine Gaukelkunst nützt, und so ruft er denn das Volk zu Hilfe mit Worten, die noch die Vielreime des romanischen Lateins erkennen lassen. Im Grunde bestanden auch die Späße jenes Zwerges am Hofe Attilas z. T. aus Sprachverrenkungen.

Ein scurra spricht auch vor Karl dem Großen Verse, die uns wenigstens in lateinischer Übersetzung erhalten sind, und anderweit wird uns bezeugt, daß ioculatores Gedichte selbst verfassen.

Wie sehr ein solcher Übergang von Skop zu Spielmann und von Spielmann zu Skop auch stofflich begründet war, haben uns die langobardischen Zeugnisse gelehrt. Die 'Brautschau Autharis' ist nach Inhalt wie Form ein andres Gedicht als 'Alboins Tod'. Daß beide von demselben Skop vorgetragen, vielleicht auch verfaßt waren, scheint nach der Vielseitigkeit des beowulfischen (S. 484f.) sehr wohl denkbar, und wir hätten in ihm dann den Übergang zu der leichteren Gattung, welche die Zukunft hatte. Wir sehen aber auch an der Gestalt des Peredeo etwa und dem angeklebten Schlusse des Alboinliedes (S. 329), wie das Antikische oder Romanische, das im engeren Sinne Spielmännische, stofflich

eindringt und wie es die Fabel des 'Göttertrugs' schon völlig beherrscht: wenn es noch ein Skop war, der das sang, dann jedenfalls einer von neuer Art, und wir brauchten eine neue Bezeichnung für einen solchen Dichtersänger, wenn wir das eingebürgerte 'Spielmann' wegen seiner ursprünglichen des Spaßmachers, des römischen mimus vermeiden wollten. Aber es würde Zusammenhänge zerreißen, die schon das Mittelalter stillschweigend geduldet hat. Sie gehört zu den vielen Kunstbezeichnungen, die wir in unserm Dichtbereich so ungreiflich wandelbar gefunden haben.

Jener oberen Schicht von Spielleuten, die gleich ihren altgermanischen Vorfahren, wenn sie nicht einem Gefolge angehörten, durch die Lande zogen, haben wir die Erhaltung der alten Fabeln zu verdanken, so wenig auch in den folgenden Jahrhunderten geistlicher Vormundschaft von ihnen zu sehen ist.

Aber wenigstens ein Zeugnis ist doch da. Denn Saxo Grammaticus (S. 455) berichtet um 1200 von 'einem Manne, der von Geburt ein Sachse und von Kunst ein Sänger war' und der (im Jahre 1131) den von ihm entbotenen und begleiteten Herzog Kanut Laward von Schleswig dadurch vor den Mordabsichten des dänischen Königs zu warnen suchte, daß er ihm 'das herrliche Gedicht von Kriemhilds allbekanntem Verrat an ihren Brüdern' vortrug. Nach einem späteren von Saxos abhängigen Berichte hieß er Siwardus und sang das Lied dem Herzog gleich mehrmals. Ein Hofmann also, aber ein zugewanderter, ein Einladender wie Wärbel und Swemmel im Nibelungenliede (S. 253), ein Fürstenbegleiter wie Weitfahrt (S. 149), ein Kenner alter Lieder und Vortrager beim Ritt wie im Beowulf (S. 485).

Solche Lieder konnte anderthalb Jahrhunderte später auch der Fahrende Marner noch singen, der nach langem mühseligem Wanderleben auch seinen Tod an der Straße fand. Er verrät in einem Gedichte, daß die Leute, wenn er seine Strophen vorträgt, lieber von Dietrichs Ellende oder von Rother oder vom getreuen Eckehard oder von Witege und Heime hören wollen oder auch, 'wen Kriemhild verriet' — es ist das 'allbekannte' Lied des sächsischen Sängers — oder von Siegfrieds Tod: beides bestand also neben dem längst fertigen Epos für sich als Lied wie in der Edda und nach Art der Seifriedslieder; alles aber steht beim Marner in demselben Rang wie 'höfischer Minnesang': auch der wird von ihm verlangt, und nicht minder schreibt man ihm das rein Musikalische wenigstens der 'freien' (nicht liturgischen) Sequenz zu.

So haben also diese Spielleute zu aller kirchlichen Feindschaft auch das Gebirge von Schwierigkeiten überwunden, das ihnen die Umgestaltung des Stabreims in den Endreim entgegenwarf, und haben dabei den alten Stil und Geist nicht verloren, wenn auch vieles erneuert, beschädigt und zerrüttet, hie und da auch verroht oder aus heiter possenhaft geworden ist: selbst das ein Zeichen der Gemeinsamkeit des Berufsdichtertums. Sie haben Unersetzliches, Unermeßliches für die Erhaltung des germanischen Geistes geleistet: in langer, langer Kette hängen sie, einer nach dem andern, namenlos, jeder einzelne vergessen, an den Skopen der germanischen Fürstenhalle bis zu den Tagen, da

ihnen der rückgewandte, heimatfeste Sinn der bairisch-österreichischen Ritterwelt vor den fremden höfischen Epen zur Verewigung durch die Schrift verhalf: Aussetzen, auch nur um eines Menschenlebens Länge hätte den Tod dieser schriftlosen Überlieferung, der tausend Einzelheiten einer nur durch Berufslernen weitergebbaren Kunst bedeutet, und nie mehr hätte sich die schwere Unterlassungsschuld der Schreibkundigen büßen lassen.

Sie haben sogar in diesem Reimstile (und das wird Rücksinken zu einer urtümlichen vorskopisch-spielmännischen Kunst bedeuten) neu erfunden, wie das Lied der Treue zwischen dem Herzog Ernst und seinem Werner von Kiburg. Und wenn auch die heitrere Fabel, die rohere Ergötzlichkeit überwiegt, so schafft sich doch auch sie ihr Meisterwerk in dem 'Spielmannsgedichte' von Salman und Morolf, in dessen eigentlichstem Helden sich der Spielmann selbst darstellt als den verschlagenen, allen Gefährden des Lebens gewachsenen Tausendkünstler: er singt, wenngleich angeblich königlicher Abkunft, doch mit der 'deutschen Harfe' an der Straße und empfängt einen Schilling zum Lohne. Es ist wiederum ein Hofsänger, der seinen Stand so verherrlicht — wer sollte es sonst tun? Aber wo wäre hier die Grenze zwischen Spielmann dem Spaßmacher und Spielmann dem Dichter, zumal wenn auch heitre Dichtung überkommen war? Auf der andern Seite aber hat auch die große tragische Dichtung im älteren Nibelungenepos ihren Spielmann fast verköniglicht in der Gestalt Volkers, der nun wieder ein Herr der Gefolgschaft, sogar Hagens Freund und ein gewaltiger Kämpfer ist, seine besondern neuen Auftritte erhält und gar von Dietrichs Hand fallen darf, aber eben doch Spielmann heißt und auf nächtlicher Schildwacht in Etzels Burg die Seinen in den Schlaf spielt. Und schließlich hat doch auch die Wirklichkeit einen Ritterbürtigen, der gleichwohl ein Fahrender und ein 'gehrender' Spielmann war, auf die Höhen des Lebens an fürstlichen und Kaiser Höfen geführt und ihm wie dem alten Weitfahrer ein Lehen gegeben: in Walther von der Vogelweide, der die alten lyrischen Gattungen des Spielmanns mannigfaltig emporentwickelte, am gewaltigsten im politischen Liede, aber doch auch von dem alten Heldenliede wußte

Inzwischen ist längst das schreibende dihton 'dichten', eigentlich 'diktieren', also noch eine Zwischenstufe bedeutend, bei uns eingezogen.

Dies Nebeneinander von Skop und Spielmann, das Absteigen des einen, das (Wieder-) Aufsteigen des andern, hat Seinesgleichen und gewinnt eine Bestätigung an der Geschichte der russischen Byline (S. 76): sie geht als Heldenlied der Kiewer Großzeit von den Gefolgschaftssängern aus, die Skomorochen (Spielmänner) bringen fremde Stoffe, es entsteht seit dem 14./15. Jahrhundert die einheitliche Byline, sie gelangt, als die freizügigen Skomorochen im 18. Jahrhundert absterben, wie unser Heldenlied im isländischen Rückzugsgebiete, an die beharrsamen Bauern. Bei ihnen wird sie dann zu einer Volkskunst, die ohne Beschränkung auf einen Sonderstand, ohne klingenden Lohn, aber hochgeehrt, nun freilich ohne Neuerfinden und mit Aufgabe der Instrumentalbeglei-

tung und Erlernen dem Verfall preisgegeben, in gewissen Familien des hohen Nordens noch bis auf unsre Tage gelangt.

3. Vortrag. Hauptfrage ist die Begrenzung des Musikalischen.

Der Bardit hat ja mit Kunst schwerlich zu tun (S. 84). Aber schon bei dem Gesange, der nach dem Schlachtsiege aus dem Lager erklingt, ist das anders, und dann wird 'Singen' auch von den Liedern auf Arminius und den Stammbaumversen gesagt (S. 85), bei Apollinaris 'singt der burgundische Vielfraß' (S. 93). Chor- und Einzelgesang scheint dabei keinen Unterschied zu machen. Bei seinem Hochzeitzuge (S. 95) gehört Gesang zum Tanze, bei dem Langobardenopfer (S. 329) desgleichen.

Aber wie wir für das Indogermanische 'Singen' nicht von lautem und gehobenem Sprechen unterscheiden konnten (S. 65f.), so ist es noch im Gotischen: siggwan (spr. singwan) steht sowohl für das Singen der griechischen Vorlage wie für Vorlesung der Hl. Schrift, das ja in einem liturgischen Tonfall geschehen sein wird. Dieselbe Doppelheit im Altnordischen und Angelsächsischen. Und so sagt man auch im Althochdeutschen, daß der Prophet 'singt', die Bücher 'singen' von Jesus, ein Gebet wird 'gesungen'. Wir kämen also auf etwas, das in der Mitte zwischen unserm Singen und Sprechen läge, ein dem liturgischen, noch in der katholischen Kirche geübten Sprechen mit musikalisch herausgehobenen Anfängen und Schlüssen Vergleichbares oder auch auf ein Rezitativ.

Daß es als etwas Eignes, nämlich als das Musikalische gegenüber dem Inhaltlichen empfunden wird, erkennt man an der Bildung einer besonderen Formel 'singen und sagen' für 'gesungene' Mitteilung eines Inhalts, das was Weitfahrt 'durch Gesang sagen' nennt.

Wenn der Gesang so sehr viel mehr als bei uns dem Sprechvortrag ähnlich ist, so stimmt dazu, daß man heute auf Island unter kvedha rimur (Reimweisen vortragen) 'eine halb gesprochene, halb gesungene Ausführung mit eigentümlich wuchtigen Betonungen und geringem, aber durchaus fixierbarem Tonumfang' versteht. Als letzte Ausläufer eddisch-skaldischer Weisenüberlieferung gelten die isländischen Melodien, die ein französischer Musikwissenschaftler im Jahre 1780 aufgezeichnet hat, darunter die in den Raum einer Quart beschlossene der Völuspa, des 'Gesichtes der Seherin'. 'Es handelt sich um eine noch sprachnahe — daher engräumige — Rezitationsmelodik, die aber doch nicht einer gewissen Erhebung zu melodischer Stilisierung entbehrt. Gewiß sind die Grundelemente formelhaft, wie in jedem echt epischen Singen, aber es ist doch erstaunlich zu beobachten, welche Fülle und welch reiche Abstufung an Kadenzen dieser kleine Tonraum in sich schließt. Nicht nur der Wechsel der Kadenztöne, sondern vor allem auch der Wechsel der Bewegungsrichtungen ist zu beachten. Es handelt sich um ein wahrhaft ziel- und kunstvoll disponiertes Melodiegefüge, nicht um schlichte Anreihung und formelhaftes Wechselspiel wie in den altfinnisch-estnischen Runenweisen'. Als ähnlich, noch einfacher wird die Weise für die 'Sprüche des Hohen' bezeichnet.

Wir können nicht weiter folgen, weil auch die Sprache der Musikwissenschaft vor Fremdlingen dunkle Schleier hinter sich herabsenkt, aber wir hören doch aus den angeführten Worten die musikalische Wirkung der beherrschten Mannigfaltigkeit der sprachlichen Füllung des fest bleibenden Verstaktes. Wir wagen auch noch den weiteren Schritt mit der Annahme, daß man früher einmal 'schlichte Anreihung' gleicher Einzelversweisen für genügend gehalten habe, die dann von einer Endversweise mit Schlußsenkung der Stimme begrenzt worden sei, und suchen damit das Fehlen des Zeilensprungs (des sog. Enjambements) und die Ungleichheit der Strophenlängen alter Gedichte zu erklären. wurde sie nicht sonst den Begriff 'Strophe' aufheben?

Wenn wir uns ein solches Weiterfuhren der Grundweise auf die Dauer unerträglich denken, so haben wir vergessen, daß unser Sprechen der immer gleichen Viertakter ohne das musikalische Herauswolben des Wort- und Satzakzents noch viel eintöniger ist. Daß aber die Annahme zweier Grund-Versmelodien, einer den nächsten Vers anknupfenden und einer abschließenden — so findet man es noch im Kinderliede —, auch im Heldenliede glaublich ist, das lehrt das Beispiel der altfranzösischen Singfabel von Aucassin und Nicolette: ihr sind drei Kurzzeilenmelodien beigegeben, die ersten beiden schließen zwei Kurz- in eine Langzeile zusammen, die dritte gilt der letzten Kurzzeile und schließt ab. So steht in der mittelalterlichen Musiklehre die Vokalfolge euouae (aus [secula] seculorum amen) als Aufforderung, nun wie im Sinne so auch in der Musik den abschließenden Tonfall eintreten zu lassen.

Daß die Musik des Heldenliedes grundsätzlich anders wäre als etwa die des Zauberspruches, brauchen wir nicht anzunehmen, wenn wir allen Gattungen denselben Urvers geben (S. 65 ff.). Daß Zaubersprüche oder Merkverse durch ihre Formelhaftigkeit, ihre Gleichläufe und Wiederholungen ein-'töniger' sind als der starkbewegte Heldenliedvers tut dem keinen Abbruch. Ebensowenig umgekehrt die Einschränkung der Möglichkeiten, die Takte zu füllen und die Stäbe zu setzen, im epischen Verse

Innerhalb dieser Möglichkeiten würde sich auch die Frage beantworten lassen, wann in germanischer Dichtung der Sprech- den Gesangsvortrag verdrängt haben könne: wenn der Satz nicht mit dem Verse zu Ende ging, sondern in den nächsten übergriff, mußte da nicht die alte Melodie zerstört werden?

Wir wissen es nicht. Aber wir wissen, daß mit dem Übergange vom Lied zum Epos und zur Niederschrift die Lebensbedingungen des Verses und seines Vortrags sich änderten und daß neue fremde Musik übermächtig eindrang.

Wir treffen Herrant-Heorrenda als Horant viele Jahrhunderte später in unserm Kudrunepos wieder, wie er die junge Konigstochter mit Gesang betört, daß sie fast schon um deswillen seines Gefolgsherrn Gattin werden möchte. Und hat er vorher drei Weisen gesungen, daß der wilde Hagen mit seinem Weibe aus der Kemenate hervor an die Zinne 'muß' und die Kranken gesund werden oder das Wild im Walde seine Weide läßt, das Gewürm statt im Grase zu 'gehen', die Fische statt in den Wogen zu 'fließen' ihren Weg vergessen, daß

der Pfaffen Sang in der Kirche verblaßt und die Glocken nicht mehr klingen wollen und alle Wesen die Sehnsucht nach ihm ergreift, — nun:

Erhob er eine Weise, die war von Amilê,
Die nie ein Christ noch hörte und keiner lernte je:
Nur er allein vernahm sie auf fremder Meeresflut.
Damit diente bei Hofe Horant der tapfre Jüngling gut.

Niemand kennt Amilê, unvorstellbar fast der einmalig-einzige Gesang auf fernem Meer, den der einzige einmal vernahm; und dächte man auch an die wunderbaren Sirenen, noch wunderbarer wäre, wie sie hier verfluchtigt sind: man kann die schwebende Jenseitigkeit der unfaßlichen Gottesgabe, das Überwältigende einer verführerisch fremden Kunst nicht hinreißender aussprechen.

Ob und wie das galan (S. 367f.) sich über das singan erhoben habe, können wir nicht sagen. Denn wenn auch die Nachtsangerin unter den Vogeln nahti-gal heißt, so wird doch auch von dem Dammerungsvogel (uht-fogal), dem Hahn gesagt, daß er singe. Liudon schließlich schien uns ein wortloses Jubeln zu bedeuten, aber doch erst in der Kirche. In heimischer Anwendung bedeutet das Hauptwort dazu 'Lied' und 'Strophe' (S. 339f.).

4. Begleitung. Immerhin ist leod schon bei Fortunat mit harpa verknüpft, und harpa im Gegensatz zu den Instrumenten andrer Völker als das germanische bezeichnet (S. 129). In dem Namen liegt, daß seine Saiten zum Zupfen sind (vgl. das altnordische harpa 'reißen'). Der Fund von Lupfenberg, aus einem Alemannengrabe des 4.—7. Jahrhunderts, zeigt eine Harfe mit sechs Saitenwirbeln (drei Saiten). Ein solches Instrument kann nur sehr geringe, 'heilig-nüchterne' Klangwirkung gehabt haben Es würde, da volle Griffe zu 'gesprochenen' Versen weder für die Worte noch für das Instrument moglich sind, die Beschränkung auf Begleiten der 'Gesang'-Stimme bedeuten, das vielleicht die Gleichstimmigkeit zugunsten einer 'gewissen Freiheit des Umschreibens und Ausschmückens' aufgeben, vielleicht auch die Einsatzhöhe festhalten mochte. Eine harmonische Begleitung, ein programmatisches Ausdeuten oder gar etwas Melodramatisches darf man von solcher Harfe nicht erwarten.

Wir finden das Harfespielen, wenn wir alle germanischen Nachrichten zusammennehmen, zu geselliger und Einzel-Lyrik, Preis- und Heldenlied, für die Könige selbst wie für ihre Sänger bezeugt: wir gedenken des mit den Zehen harfenden Gunnar im Schlangenturm (S. 251) und des belagerten Vandalenkönigs Gelimer, der sich ein Brot für den Hunger, einen Schwamm für das verwundete Auge und, 'als guter Spieler', eine Kithara (Harfe) vom Feinde erbat, um sein Lied auf das hereingebrochene Unglück zu begleiten; der Preislieder, die Fortunat zur Harfe gesungen sein läßt; der zur 'Kithara' gesungenen, die Jordanes erwähnt. In deutscher Sprache ist zunächst wiederum so gut wie nichts da, und wir können wiederum nur mit Hilfe des Angelsächsischen ein Schattenbild entwerfen. Wir haben das Wort Harfe unter den althochdeutschen Glossen und zusammen mit angelsächsischen und altnordischen. Mit dem

angelsachsischen hearpslege 'Harfenschläger' besagt das uns schon bekannte leodslakkeo, daß man zum Liede die Harfe 'schlägt', und leodslekko übersetzt einmal comicus, das seinerseits auch scof wiedergab (S. 486). Deutlicher ist die Verbindung der Harfe mit dem Leich in der Glossierung harafleih, und sie wird spät erläutert durch die drei Leiche, die König Rother seinen gefangenen Getreuen sang, daß sie ihn daran erkennten.

Jenen leodslakkeo müssen wir uns nun wie im Beowulf denken: dort tönt zu dem festlichen Treiben, das jeden Tag in König Hrodgars Halle herrscht, 'der Harfe Klang, heller Gesang des Skops (der die Erschaffung der Welt, ein ander Mal das Heldenlied von Finn singt). Der 'Harfe Wonne' heißt 'das Freudenholz', 'der Baum der Musik', und sie gehört mit in die schmerzliche Erinnerung an entschwundenes Glück, die den angelsächsischen Dichtern so süß ist. Und Gunnar im Schlangenhofe in heldischer Härte so groß wie sein Gegenstück Gelimer in seiner fremden Weiche klein, sie zeigen zusammen in ihren lauten Unwirklichkeiten die Ausdrucksgewalt einer dichterischen Kunst an, die alles Wirklich Mittlere nicht will.

Den Spielmann, sofern er Erbe einer fremden Kunst ist, brauchen wir nicht in die Harfenschläger einzubeschließen. Apollinaris nennt eine ganze Reihe Musikanten nach ihren fremden Instrumenten, die der westgotische König Theoderich II. gegenüber dem Saitenspiel zum Preis- oder Heldenliede verschmähte. Des deutschen Spielmanns Instrument ist dann neben der Harfe die Fiedel, wie sie seit karolingischer Zeit bezeugt und zumal in der Hand Volkers von dem spielmännischen Dichter des älteren Nibelungenepos verherrcht ist.

5. Dichter und Sänger. Es bleibt schließlich die Frage: wie verhält sich dies Vortragen zum Dichten?

Wir erahnen nur den Unterschied zwischen dem alten Dichter, der einer magischen Welt gegenübersteht und sie als Träger einer Begnadung in einer rauschhaften 'Wut' erfaßt oder zauberisch beeinflußt, und dem neuen, der im Preis- und Heldenliede eine wirkliche Welt erhoht und seines Selbstkönnens bewußter ist. Aber eine feste Grenze kann es da kaum geben: wir wissen bis heute von vielen Dichtern, daß sie das Beste von traumhafter Eingebung gewinnen. Immerhin glaubten wir (S. 486f.), Skop als Bezeichnung einer besonderen höfischen Liedgattung verstehen zu dürfen.

Aber wie scheiden wir von beiden den Vortragenden?

Unsere alte Übersetzung von bardus durch leodslakkeo (S. 483) besagt, daß Dichter und Sänger eins sind. So wird man auch das angelsächsische wodhbora 'Wut-(Dichtkunst-) Träger' verstehen. Bei Stegreifvortrag ist das selbstverständlich, und auf den war auch der Losdeuter angewiesen, wenngleich ihm wohl viele Mittel, Reime und Gedanken zu finden, zur Verfügung standen (S. 99). Dasselbe forderte die Geselligkeit, wenn die Harfe herumging und den Sänger bestimmte, wie in Caedmons Falle (S. 146). Das reicht empor bis zu

einer beinah unfaßlichen Stegreifkunst der zugleich silbenzählenden, silben-, stab- und endreimenden Skaldendichtung, aber auch zu dem Preislied, das der Skop bei gemeinsamem Heimritt auf den Grendelbesieger singt. Wegen der Schwierigkeit können wir also Stegreifkunst nirgends ablehnen.

Andrerseits tragen jene beiden Sänger an Attilas Hofe (S. 485) 'gemachte', d. h. nach griechischem Sprachgebrauche kunstvoll gemachte Preislieder vor. Daß man das (nach irischer Art) schulmäßig lernte, hören wir nie, auch zu der Überkunst der Skalden nicht. Aber wir hören über Caedmon: man erklärt ihm ein Bibelstück, er bringt es am nächsten Morgen in einheimischen Versen zurück, und dann hat er ihm den Geist eben dieser Verse gegeben: das zeigt ein Vergleich seines Hymnus auf die Erschaffung der Welt (nach dem 1. Buch Mose) mit der 'Übersetzung' desselben Inhalts im Beowulf, und auch die soll dort nach einem Skopliede wiedergegeben sein.

So mögen wir uns auch das Brüten über einem Heldenliede denken, das dann am nächsten Abend 'im festlichen Treiben der Halle' von den Lippen springt. Wir haben da ebensowenig wie bei Ahnentafeln oder Wissensversen Beispiele fur Stegreif: auch das Lied von Siegmunds Drachenkampf lag doch jenem Reiter im Beowulf bereit?

Wohl aber hören wir, daß Lieder andrer gewußt und vorgetragen werden. So ist es doch wohl, wenn wie vor Attila oder bei Weitfahrt zwei Sänger zusammen auftreten, wenigstens bei einem von ihnen. Und sicher ist es so, wenn das alte Bjarkilied (S. 464) im Munde des Skalden Thormod zur Anfeuerung in der Schlacht von Stiklastadir dient (1030). Die Erb- und Neulieder, auch die Übersetzungen beruhen auf solchen Kenntnissen.

Am schönsten ist das wieder ausgemalt — wir erinnern uns schon — im Beowulf (S. 485). Da weiß ein liederkundiger Mann aus dem Stegreif, doch weislich ordnend, mit 'andern Worten', geschickt vorzutragen: wir hören also, daß der neue Vortrag, zumal in andrem Munde eine Abwandlung des Wortlauts mit sich bringt. Von der Breite dieser Möglichkeiten wissen wir nichts, es sei denn, daß sie zu völliger Umdichtung führen können. Aber hier ist dann auch der Platz, wo all jene Gedächtnishilfen ins Werk treten von dem leicht stabenden Ersatzwortschatz, zu den Variationsworten, den festen Wendungen, die schon der Losdeuter benötigt (S. 494), zu der Wiederholung ganzer Strophen mit gleichem Ablauf und den festen Erzählungsrahmen z. B. der Brautwerbungen.

Auch da verschwimmen die Begriffe Dichter und Sänger. Der Dichter behält kein Eigentum an seinem Werk, kein einziger Dichtername ist überliefert; der Vortrag ist für den Hörer die Hauptsache: wenn auch unser 'leodslakkeo' bardus übersetzt, ausgesprochen ist in dem Worte doch nur der Sänger, der sich selbst begleitet. Bernlef gilt als Sänger wie Weitfahrt, Scilling, Heorrenda und noch Horant: zu den lyrischen Verfassern Gelimer und Deor haben wir keine deutsche Entsprechung.

Hier beginnt denn auch der Abstieg zu den Nur-Vortragenden und weiter.

Auch beim Spielmann läßt sich natürlich die Grenze zwischen Dichter und Vortragskünstler nicht festlegen. Jedenfalls kann die Fremdheit seiner Herkunft und seiner Stoffe eigne Dichtung auch bei ihm selbst da nicht ausschließen, wo man ihn vom Skop scheiden könnte.

Wenn sonach der Dichter kaum einmal vom Vortragenden zu trennen ist, so müssen wir seine Eigenart doch wieder von den Texten erfragen, ohne wissen zu können, welche Stufe seines Werkes durch einen Vortrag aufs Pergament gelangt ist, sei es in Versen, sei es nur in Berichten und Zeugnissen.

Was den germanischen Dichter, wenigstens den 'Hofdichter' unsern heutigen Vorstellungen so unmittelbar entsprechen läßt, das ist die Selbständigkeit seines Erfindens. Mancher, der über der Arbeit am deutschen Schrifttum des Mittelalters solchen Anspruch eingebüßt hat, ist schon entrüstet gewesen, daß man bei der Wiederherstellung germanischer Gedichte dem Einzelnen so viel Eignes zugetraut hat. Während doch selbst dort, wo einmal etwas aus den gewaltigen Schätzen des Südens oder Ostens entlehnt ist wie beim Wielandliede, nur die Selbstandigkeit und Sicherheit eines fast dämonischen Kunstverstandes zu bestaunen ist, die das Fremde so völlig eingedeutscht und in die widerstrebendste, anspruchsvollste aller Formen gebracht hat, daß es ohne Kenntnis der Quelle nicht als fremd erkannt werden könnte! Die deutschen Dichtungen des Mittelalters, besonders auch die großen epischen der höchsten Blütezeit sind mehr oder weniger freie Übersetzungen oder doch Bearbeitungen lateinischer oder französischer Texte, und die Berufung auf die Quelle sichert Wahrheit und Wert. Aber das ist doch erst die Folge des Eindringens von Christentum und Schrift. Sprach einst der selbstbewußte Königsdegen, dessen inneres Gesetz allein seine dichterische Bindung bestimmte, so wurde in der geknechteten Monchswelt der Schreibenden das Geschriebene göttlich, es enthielt das Gesetz, von dem abzuweichen der Seele tödlich sein konnte: der christliche Stoff war fertig, nie zu überbieten, allenfalls mit Gottes Gnade zu deuten. Auch als dann im 12. Jahrhundert eine erste nichtkirchliche Bildung im Christentum entstand, die ritterliche, empfing sie Inhalt und Form ihrer Dichtung fertig von außen, von Frankreich, und es galt nur, beides den staunenden deutschen Ohren und Herzen verständlich zu machen, ohne das Fremdartig-Schöne zu zerstören. Nur langsam läutert es sich hie und da zum Eigenmenschlichen, das ja in der alten Heldendichtung vielmehr am Anfang steht, sie grade aus geschichtlichen Massenberichten losreißt und eine tragische Gewalt offenbart, die auf der Welt nicht Ihresgleichen hat. Ihre lebenspendende Bindung liegt nicht im Inhalt, sondern in der Form vom Verse an bis empor zu der engsten Auswahl fruchtbarer Auftritte und der Aufgipfelung in dem einen, der den inneren Kampf zum Siege oder die Rache zur Reife bringt in Worten, die so nur einmal gesagt sein dürfen. In solchem Zwange wird die Wirklichkeit geläutert nach dem Wunschbilde des kriegerischen Dichters, und so ändert sich der Inhalt, wenn sich dies Wunschbild ändert. Das bairische Lied vom Burgundenuntergange ist nur im Rahmen noch das alte burgundische, Gestalten

und Handlungen tragen zwar größtenteils noch die alten Namen, aber ihr Inhalt ist neu, weil nun Kriemhild den Gatten, nicht die Brüder rächen muß und Etzel ein gütiger König, kein Scheusal ist. Es ist die letzte Fortbildung des Verfahrens der Brautwerbungsdichter mit dem urtumlich festen Rahmen für immer neue Werber und ihre Besonderheiten. Zugleich aber wird nun die Bedeutung jenes Weitergebens klar. Wir wissen zwar nicht, ob die uns erhaltene Fassung eines Liedes nicht schon die Erhöhung einer früheren ist, oder was jeder neue Vortrag hinzutut, aber wir sehen, was die Verknüpfung von Liedern (S. 478ff.) hervorbringt: die übermächtigen Gestalten von Kriemhild oder Hagen sind nicht so geschaffen, sie sind gewachsen, wenn auch nicht Tropfen um Tropfen wie die Kalksäulen unsrer Höhlen, und was ihnen zuwuchs, war wiederum aus dem germanischen Stoff, und so ist das alles Fleisch von unserm Fleisch, Geist von unserm Geist, und wir glauben alles, was sie sagen oder tun, im Tiefsten zu erfühlen, auch dort, wo Widersprüche zwischen Alt und Neu entstanden sind und Risse klaffen.

Was besagt neben solchen Gestalten und den Erschütterungen, die sie unsern gläubigen Herzen bringen, all die feine Läuterung zu kostbar-fremdem Seelenadel, wie sie das ritterliche Epos vorführt, ohne seiner Zierlichkeit je zu vergessen. Da zwingt ein deutscher Ritter Wolfram von Eschenbach, selbst schon an dem Überwert des Höfischen zweifelnd, fremden Königen, deren Namen wir kaum aussprechen können, seinen grüblerischen Tiefsinn, seine männliche Innigkeit ein und steigert das Werk des welschen Meisters und Vorbildes in langem, schwerem Kampfe zum höchsten Glanze, den so Fremdes fur wenige Versteher und viele Nichtversteher haben kann, und seine Nachbildner versinken rasch in Unform, Schwulst und Dunkel.

Dort im Heldenlied und -epos aber spüren wir, wie eine schöpferische Gestaltung, von allen verstanden und getragen, wächst und welterobernd durch die Zeiten bricht, und daß es einen tieferen Sinn hat, wenn wir nicht wissen, wer aus einem Ur- ein Erblied, oder ein Neulied 'schuf', wer übersetzte oder nur, sei es willkürlich, sei es unwillkürlich mit neuen Worten vortrug.

Zur Karte

Mitteleuropa mit den wahrscheinlichen Staatsgrenzen der Jahre 476—89 und den wichtigsten erwähnten Örtlichkeiten

Die Fundorte von Runeninschriften sind (in der Reihenfolge des Textes) durch arabische, die umgrenzten germanischen (und einige andre) Staatsgebilde durch römische Zahlen bezeichnet, wie folgt:

(1 Negau)
2 Miltenberg
(3 Heidelberg)
4 Vehlingen
5 Torsberg
6 Nydam
7 Gallehus
8 Wijnaldum
9 Britsum
10 Kragehul
(11 Gellep)
12 Arum
13 Westeremden
14 Unterweser
15 Kowel
16 Dahmsdorf
17 Prex
18 Sedschütz
19 Niesdrowitz
20 Szabadbattyán
21 Pallersdorf
22 Breza
23 Freilaubersheim
24 Osthofen
25 Schretzheim
26 Wurmlingen
27 Balingen
28 Gammertingen
29 Hailfingen
30 Herbrechtingen
31 Nordendorf
32 Steindorf
33 Friedberg
34 Ems
35 Engers
36 Ferwerd
37 Arlon
38 Soest
39 Weimar
40 Charnay
41 Bulach
42 Tjurkö
43 Skodsborg
44 Lindholm
45 Ethelhem
46 Auzon

I Angelsachsen
II Überreste des weström. Reiches
III Westgoten
IV Friesen
V Franken
VI Burgunden
VII Angeln
VIII Sachsen
IX Alemannen
X Odoakers Reich
XI Thüringer
XII Ostgoten
XIII Kelten
XIV Rätien } nachmals zu Baiern
XV Noricum }
XVI Oström. Reich.

Zur Hunnenschlacht
Dnjestr
Pruth
Marupol
Schwarzes Meer
Jona
Lindisfarne
Bangor
Jarrow
Wearmouth
Whitby
York
Worcester
Canterbury
Trundholm
Bremen
Bardowiek
Münster
Köln
Zülpich
Prüm
Fulda
Trier
Metz
Paris
Chartres
Reims
Meaux
Le Mans
Orleans
Tours
Auxerre
Angers
Luxeuil
Reichenau
Bregenz
St. Gallen
Freising
Passau
Salzburg
Mutaren
Bechelaren
Etzelsburg
Brenner
Clermont
Lyon
Vienne
Turin
Padua
Bobbio
Ravenna
Raben
Arles
Aquae Sextiae
Marseille

Schriften-Nachweise

Die Schriften-Nachweise sind teils für den Gelehrten, teils für den Laien bestimmt; sie erheben keine bibliographischen Ansprüche, sondern sollen dem nächsten Gebrauch dienen. Sie sind den Seiten und Absätzen des Textes entsprechend numeriert, innerhalb der Absätze durch Semikolen geschieden. Wegen abgekürzter Titel vergleiche die folgende Liste. B. = Berlin, H. = Halle, L. = Leipzig; die Jahrhundertzahlen der Erscheinungsjahre fehlen, wo kein Zweifel möglich ist; eingeklammerte Zahlen neben der Abkürzung o. J. sind erschlossen.

I. Zeugnisse für vorgermanische Wortkunst

1. Möglichkeiten

S. 1 *1)* Hans Schulz, Abriß der deutschen Grammatik, [2]bearb. v. Fr. Stroh, B. u. L. 33, S. 5 ff.; H. Arntz, Gemeingermanisch, in der Festschrift f. H. Hirt, Heidelberg 36, II 429 ff. *4)* H. Seger, Vorgeschichtforschung und Indogermanenproblem, ebda. I 1 ff.; O. Reche, Entstehung der nordischen Rasse und Indogermanenproblem, ebda. I 287 ff.; J. Andree, Ursprung und Herkunft der frühesten Kulturen der nordischen Rasse, FuF 15 (39) 208 ff.; W. Wüst, Deutsche Frühzeit und arische Geistesgeschichte, München o. J. (39); F. R. Schröder, Germanentum und Alteuropa, GRM. 22 (34) 157 ff.

S. 2 *0)* E. Sprockhoff, Zur Entstehung der Germanen, in der Festschrift Hirt I 255 ff.

2. Mitteilung

S. 3 *2)* A. Wesselski, Die Formen des volkstümlichen Erzählguts, bei Spamer, Die deutsche Volkskunde I, L. o. J. (34), S. 216 ff.; L. W. v. Sydow, Kategorien der Prosavolksdichtung, in Volkskundliche Gaben J. Meier dargebracht, B. u. L. 34, S. 253 ff.; W. Aly, Volksmärchen, Sage und Novelle bei Herodot und seinen Zeitgenossen, Göttingen 21; Pauly-Wissowa, Realenzyclopädie der klassischen Altertumskunde [2]XIII 1. 1021 ff.; Paulus Diaconus, Historia Langobardorum IV 37 in MGh., Script. rer. Langob.

S. 4 *1)* A. Heusler, Die Anfänge der isländischen Saga, BSB 14, Nr. 9; ders. bei Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde IV. 67 ff.; G. Neckel, Die altnordische Literatur, L. u. B. 23, S. 104 ff.; H. de Boor bei H. Schneider, Germanische Altertumskunde, München 38, S. 417 ff.; A. Heusler, Litbl. 60 (39), 18 ff.

S. 5 *3)* Schmid-Stählin, Geschichte der griechischen Literatur I, München 29, S. 696 u. 711; Herodot, hersg. v. H. Stein, I 2, [4]B. 01, Anm. zu II 143. *4)* F. Weißbach, Die Keilinschriften der Achämeniden, L. 11, S. 9 ff., 123 ff., 127.

S. 6 *3)* D. Westermann, Afrikaner erzählen ihr Leben, Essen o. J. (38)

S. 7 *1)* K. A. Eckhardt, Ingwi und die Ingweonen, Weimar 39, S. 4 ff.

3. Sage

1. Allgemeines. *3)* F. Ranke, Volkssagenforschung, Breslau 35; F. v. d. Leyen, Volkstum und Dichtung, Jena o. J. (33), S. 9 ff.; G. Neckel, Sagen aus dem germanischen Altertum, L. 35, S. 5 ff.; W. Peuckert, Deutsches Volkstum in Märchen und Sage, Schwank und Rätsel, B. 38, S. 95 ff.; L. Weiser-Aall, ZfVk. 8 (38) 193 ff.; dies., Volkskunde und Psychologie, B. u. L. 37, S. 12 ff. *4)* dies., ebda. S. 44, 106, 79 ff.

S 8 *5)* Peuckert S. 110f.; G. Mensching, Vergleichende Religionswissenschaft, L. 38, S 79
S 9 *o)* Lincke im Hwb.M. II. 215
2. Seelenüberfahrt. *2)* Prokop, Gotenkrieg IV. 20; v. d. Leyen und Höttges, Lesebuch der deutschen Volkssage, B. 33, S. 1ff. u. 126. *3)* Homer, Odyssee Buch 11; A. v. Scheltema, Der Osebergfund, [2]L. 38, S. 21f.; G. Baesecke, GRM. 24 (36) 173ff. *5)* Ausgabe Elster, L. u. Wien o. J., VI. 85ff
3. Wanderung in Tiergestalt.
S 10 *1)* Heimskringla I. 18
4. Werwolf. *3)* v. d. Leyen-Höttges S. 26 u. 142; E. Mogk im Reall IV. 511f.; Meuli im Hwb.A. V. 1848ff.; Sti. Bonifacii opera, Ausgabe Giles, II, London 44, S. 105. *4)* O. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen I, Frankfurt a. M. 34, S. 22ff.; v. d. Leyen, AfdA 54 (35) 158ff.; ders., Obd.ZfVk. 11 (37) 95; Höfler, ebda. 10 (36) 35ff
5. Drachen *5)* J. de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte II, B u L. 37, S. 356f.; L. Winter, Die deutsche Schatzsage, Diss Köln 25, S 61ff
S 11 *1)* Weiser-Aall, Volkskunde S. 21f.; v. d. Leyen-Höttges S 42; St Hirschberg, Schatzglaube und Totenglaube, Breslau 34
6. Wiedergänger. *3)* Ranke S. 39 u. 90, S 106ff; Wisser, Plattdeutsche Volksmärchen I, Jena 14, S. 21ff
S 12 7. Toter im Berg. *1)* de Vries II 89f; E. Mogk in Pauls Grundriß der germanischen Philologie [2]III, Straßburg 00, S 257
8. Geisterschlachten. *3)* Mengis im Hwb.A. III. 546ff.; K. Meisen, Die Sagen vom Wütenden Heer und Wilden Jäger, Münster i. W. o. J. (35), S. 20f., 22ff.; Paulus Diaconus, Hist. Langob. II. 4; R. Wünsch, Blätter f. hess. Volkskunde 2 (03) 177ff
9. Wuotes Heer. *5)* K. Meisen, Die Sagen vom Wütenden Heer u. Wilden Jäger, v. d. Leyen-Höttges S. 16ff. u. 137f.; G. Neckel, Sagen S. 21ff.; O. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen; v. d. Leyen, AfdA. 54 (35) 153ff.; Höfler, Obd. ZfVk 10 (36) 33ff.; v. d. Leyen, ebda. 11 (37) 97ff.; M. Ninck, Wodan und germanischer Schicksalsglaube, Jena 35, S. 28ff, 74ff, 101, 145f.; Höfler, ZfdA. 73 (36) 109ff
S 13 *o)* Meisen S. 71ff. *1)* Caesarius von Heisterbach, Dialogus miraculorum, hersg v Strange, II, Köln 51, S 330 (XII. 20), 'Concubina sacerdotis'. *2)* Meisen S. 30f.; Höfler S. 143ff. *4)* Waschnitius, Percht, Holda und verwandte Gestalten, WSB 174 (13), 2. Abhandlung, S. 159f.; Höfler S. 16ff
S 14 *1)* Ninck S. 30ff.; H. Schneider, Die Götter der Germanen, Tübingen 38, S. 178; ders., AK. S. 237ff. *2)* Ninck S. 28 u 76ff. *4)* Realenz. [3]XV. 790; E. Rohde, Psyche, [2]Freiburg 98, I. 9. *5)* Realenz. [3]XIV. 2772ff.; Rohde II. 80ff. u. 407ff.
S 15 *o)* Meisen S. 27f.; K. Meisen, Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande, Düsseldorf o. J. (31), S. 446ff.; Ionae Vitae sanctorum Columbani . . ., hersg. v. B Krusch, Script. rer. Germ., B. 05, S. 213f.; G. A. Bürger, Sämtliche Gedichte, Ausgabe Hempel, B. o. J., S. 179ff. *1)* A. Hillebrandt, Vedische Mythologie [2]II, Breslau 29, S. 285ff. *3)* W. Hövelmann, Die Eingangsformel in germanischer Dichtung, Diss. Bonn 36, S. 46ff.; Edda, Hávamál Str. 105—10, Snorra Edda, Ausgabe Jónsson, Kopenhagen 00, S. 83—85
S 16 *o)* de Vries II. 180ff.; Hávamál Str. 138ff., Genzmer II. Nr. 26, Sijmons-Gering, Kommentar zu den Liedern der Edda I, H. 27, S. 146ff. *1)* de Vries II. 148ff.
10. Frau Holle; Hexen. *3)* Schwarz im Hwb.A. VI. 1478ff.; Waschnitius, WSB. 174; Lincke im Hwb M. II 215ff.; Grimm, Deutsche Sagen, [3]B. 91, Nr. 4—8; v. d. Leyen-Höttges S. 35f. u. 148; Boudriot, Die altgermanische Religion in der amtlichen kirchlichen Literatur des Abendlandes vom 5.—11. Jahrhundert, Bonn 28, S. 54f
S 17 *o)* Steinmeyer-Sievers, Die althochdeutschen Glossen, B. 79ff., IV. 209. 7; J. Franck bei J. Hansen, Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns, Bonn 01, S. 616ff.;

L. Weiser-Aall im Hwb.A. III. 1827ff.; O. Lauffer, Die Hexe als Zaunreiterin, in Volkskundliche Ernte H. Hepding dargebracht, Gießen 38, S. 114ff. *1)* Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 15; Edictus ceteraeque Langobardorum leges, hersg v. Fr. Bluhme, Hannover 69, § 376; Isidor, Etymologiae XI. 4. 2. *2)* H. Schneider, AK. S. 297. *3)* Franck aaO. S. 638f.; Weiser-Aall im Hwb.A III. 1917

S. 18 *1)* Boudriot S. 55. *3)* H. Güntert, Kalypso, H. 19, S. 60ff., 89ff.; Waschnitius S. 175. *4)* Waschnitius S. 144ff.; Meuli im Hwb.A. V. 1784. *5)* A. Kauffmann, Germania 11 (66) 414ff., Birlinger, ebda. 17 (72) 78; Baesecke, ZVfVk. 22 (12) 179f

S 19 *1)* Notkers Marcianus Capella, hersg v Starck-Sehrt, H 35, S 111 5, de Vries II 351ff.; H. Schneider, AK. S. 291. *3)* Waschnitius S. 175 u. 178. *5)* ders. S. 169ff

S. 20 *0)* Helm, Altgermanische Religionsgeschichte II, Heidelberg 37, S. 23f *1)* Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 24; Lincke im Hwb.M. II. 219ff.; K. Tönges, Lebenserscheinungen und Verbreitung des deutschen Märchens, Gießen 37, S. 69; W Grimm, Kleine Schriften II, L. 82, S. 234f. *5)* Hauschild, ZfdWf. 11 (09) 149ff. u. 165ff; Bolte-Polívka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm I, L. 13, S. 207ff

S. 21 *4)* J. v. d. Goltz, Von mancherlei Hölle und Seligkeit, München 36, S. 3ff, R. Eisel, Sagenbuch des Vogtlandes, Gera 71, S. 21 Nr. 35

11. Perchta

S 22 *0)* J. Grimm, Deutsche Mythologie [4]I, B. 75, S. 231 u. 177; Waschnitius S. 154f.; S. 164; S. 147. *2)* Meuli im Hwb.A. V. 1744ff., 1830ff.; Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen; R. Stumpfl, Kultspiele der Germanen, B. 36, S. 3ff.; Höfler S. 56; Meuli im Hwb A. V. 1755ff. *4)* Höfler S. 45f.; R. Much, Die Germania des Tacitus, Heidelberg 37, S. 382ff.

S. 23 *2)* Meisen S. 19f. *3)* Meuli im Hwb.A. V. 1755f. *4)* Edict. cet. Langob. leg § 31, § 376 (§ 197); Aldhelmi opera, Ausgabe Ehwald, B. 19, S. 445 (De virginitate Vers 2244); Steinmeyer, Gll. II. 17. 43 u. 469. 4; Hrotswithae opera, hersg. v Strekker, L. 06, S. 138ff

S 24 *1)* Meuli im Hwb.A V. 1765, Vergil, Georgica II 387, Steinmeyer, Gl. II 634 60; Fr. Vogt (und Koch), Geschichte der deutschen Literatur, [4]L. u Wien 19, S 260ff (hier noch mit farbiger Abbildung), Bruggemann, Vom Schembartlaufen, L. o J (36). *3)* Almgren, Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden, deutsch von Vrancken, Frankfurt a. M. 34, S. 362[1], S. 18ff.; F. Altheim, Neue Felsbilder aus der Val Camonica, WuS. N.F. 1 (38) 12ff.; Almgren S. 14. *4)* Tacitus, Germania Kap 40

S. 25 *1)* Güntert S. 57f. *2)* Fehrle, Tacitus, Germania, [2]München 35, S. 105ff, Hofler S. 84ff.; Edda, Grímnismál Str. 37; Gering, Die Edda, L. u. Wien o. J (92), S 77; de Vries I. 131ff. *3)* Meuli im Hwb.A. V. 1827ff.; Holl im Reall. I. 356ff.; Fastnachtspiele Bd. 1—3, hersg. v. A. v. Keller, Stuttgart 53, Nachlese 58, Mittelniederdeutsche Fastnachtspiele, hersg v. W. Seelmann, [2]Neumünster 31. Sterzinger Spiele, hersg. v. O. v. Zingerle, 2 Bde., Wien 86; Wehrmann und Walther, Lübecker Fastnachtspiele, Nd. Jb. 6 (80) 1ff.; Brandstetter, Luzerner Fastnachtspiel, ZfdPh. 17 (85) 347ff; Eckehard IV., Casus Sti Galli Kap 26 (Ausgabe Meyer v. Knonau, St Gallen 77, S. 104ff) *4)* L Lier Das Nürnberger Fastnachtspiel, Diss L 89; V Michels, Studien zu den deutschen Fastnachtspielen, Straßburg 96, S 93; Lier S 12ff

S. 26 *2)* Lier S 8, A Körte, Die griechische Komödie [4]L 30, S 4ff, Almgren S 9f u 70; Höfler S 88

S 27 *0)* J Grimm, Mythologie [4]I 214ff, S 219 *1)* Keller Nr 30; H Sachs, Fabeln und Schwänke, hersg v O Goetze 1, H 03, S 84ff, v Zingerle Nr 16 Lier S. 15, Ein altes Neidhartspiel, hersg v Schonbach, ZfdA 40 (96) 368ff Keller S 413 *2)* v. Zingerle, ZfdMythol 3 (56) 203 *4)* Erich Beitl Wörterbuch der deutschen Volkskunde, L. o J (36), S 5/1

S. 28 *1)* Karpf, Über Tiermasken, WuS. 5 (13) 91ff. *3)* Th. Murner, Von dem großen Lutherischen Narren, hersg. v. Merker, Straßburg 18, S. 101 u. 47f. *5)* O. Schade, Klopfan, Hannover 55, S. 24 u. 37. *7)* Meisen S. 98f.

S. 29 *2)* Meisen, Nikolauskult S. 449f.; Höfler S. 80ff., S. 289[414]. *3)* Höfler S. 91ff.
12. Wilde Leute und Riesen. *4)* v. d. Leyen und Spamer, Die altdeutschen Wandteppiche im Regensburger Rathause, Regensburg 10, S. 16ff.; Boudriot S. 51

S. 30 *0)* W. Mannhardt, Wald- und Feldkulte II, B. 77, S. 5ff. *2)* de Vries II. 402ff.; Völuspá der Edda Str. 19f., Gering S. 6; Grímnismál Str. 31ff., Gering S. 75f. *3)* Völuspá Str. 17f., Gering S. 5; Sijmons-Gering I. 21; de Vries II. 395f. *4)* Mannhardt I. 34ff. *5)* MGh., Script. II. 676; Lorscher Chronik, hersg. v. Schnorr v. Carolsfeld, NA. 36 (11) 30

S. 31 *0)* MGh., Script. I. 348 *1)* Tacitus, Germania Kap. 43; Meringer, WuS. 9 (26) 107ff.; MGh., LL. II. 1. S. 59 § 21. *2)* Mannhardt I. 35ff. *6)* ders. I. 86ff.

S. 32 *1)* v. d. Leyen-Höttges S. 21f. u. 139ff. *2)* Mannhardt I. 99; ders. I. 74ff. *3)* V. Höttges, Typenverzeichnis der deutschen Riesen- und riesischen Teufelssagen, Helsinki 37, S. 135f. u. 140; S. 156f.

S. 33 *2)* L. Weniger, Altgriechischer Baumkultus, L. 19, S. 11f.; Hesiod, Werke und Tage Vers 145; *Ἔργα καὶ ἡμέραι* erklärt v. U. v. Wilamowitz, B. 28; Homer, Odyssee 23 190ff.; O. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde [2]I, B. u. L. 17, S. 448ff.; Hesiod, hersg. v. Rzach, L. 02, Fragment 134; Prosaische Edda, hersg. v. E. Wilken, [2]Paderborn 12, S. 20. 14 u. 83. 9. *3)* de Vries II. § 327ff.; F. R. Schröder, Altgermanische Kulturprobleme, B. u. L. 29, S. 97ff.; U. Holmberg, Der Baum des Lebens, Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B. XVI, Helsingfors 22, S. 9ff., bes. S. 13f., 28, 53, 57ff. *4)* Mannhardt I. 5ff.; v. Wilamowitz zu Vers 187

S. 34 *0)* Mannhardt I. 39ff. *2)* ders. II. 133f.; v. d. Leyen-Höttges S. 138; Mannhardt I. 90f.; A. Taylor, Northern parallels to the death of Pan, Washington University Studies X (22). *3)* Mannhardt I. 88ff.; Homer, Odyssee 9. 354ff.; Hackman, Das Polyphemmärchen in der Volksüberlieferung, Helsingfors 04; Settegast, Das Polyphemmärchen in altfranzösischen Gedichten, L. 17; A. Wesselski, Versuch einer Theorie des Märchens, Reichenberg i. B. 31, S. 17 u. 148; v. d. Leyen, Nd.ZfVk. 13 (35) 51. *4)* Mannhardt II. 103ff.

S. 35 *0)* Höttges S. 192. *2)* Deutsches Heldenbuch III, Wolfdietrich B II. 301ff. *3)* Wolfdietrich A, hersg. v. H. Schneider, H. 31, XI. 469ff. *5)* Dt. Heldenbuch V. 217ff.; H. Schneider, Germanische Heldensage I, B. u. L. 28, S. 255ff.; H. Steinger im VfL. I. 490ff. *6)* I. v. Zingerle, Germania 1 (56) 120ff.; Eckenlied Strophe 136. 5 u. 159. 9; Str. 19; Str. 15; Str. 115

S. 36 *0)* Str. 80 u. 185. 5. *2)* Str. 156. 6. *3)* Str. 171. 7. *4)* J. Grimm, Mythologie [4]III. 494. *6)* de Vries I. 282ff., II. 358ff.; Heliand Vers 1397

S. 37 *0)* P. Zaunert, Hessen-Nassauische Sagen, Jena 29, S. 66f.; John Meier, Beitr. 16 (92) 81f.; Braune, Beitr. 23 (98) 246ff.; F. R. Schröder, ZfDeutschk. 44 (30) 448[1]; A. Brandl, Forschungen und Charakteristiken, B. u. L. 36, S. 14; Sprater, Die Pfalz unter den Römern II, Speier 30, S. 87ff., vgl. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins 82. 239ff. *1)* H. Schneider, AK. S. 252
13. Zwerge. *3)* A. Lütjens, Der Zwerg in der deutschen Heldendichtung des Mittelalters, Breslau 11; E. H. Meyer, AfdA. 13 (87) 28f.; Krappe, Archiv 158 (30) 9ff.; E. Schröder, ZfdA. 57 (20) 143f.

S. 38 *1)* Weiser Aall im Hwb.A. I. 29ff. ('Kobold'); Ranke, ebda. I. 281ff.; de Vries II. 373 *2)* Zeitler, Goethe-Handbuch I, Weimar 16, S. 503f. *3)* J. v. Freiberg, hersg. v. A. Bernt, H. 06, S. 249ff.

S. 39 *0)* v. d. Leyen-Höttges S. 56 u. 160. *1)* Monachus Sangallensis, De Carolo Magno, hersg. v. G. Meyer v. Knonau, St. Gallen 20, S. 20ff. (Kap. 23); deutsch: Insel-

bücherei Nr. 440. *2)* Marwede, Die Zwergsagen in Deutschland, Diss. Köln 33, S. 47. *3)* Weiser-Aall, Volkskunde S. 59; Waltharius Vers 763ff

S. 40 *2)* Ruodlieb, hersg. v. Seiler, H. 82. *3)* Ruodlieb S. 78ff. u. 300f.; Dt. Heldenbuch V. 234 Str. 82; Thidrekssaga, hersg. v. Bertelsen, I, Kopenhagen 05, S. 179. 5. *4)* Der Nibelunge Not, hersg. v. K. Bartsch, I, L. 70, II, L. 76—80; Str. 87ff.; v. Kralik, Wiener Prähistor. Zeitschr. 19 (32) 324ff

S. 41 *1)* Nibl. Str 94ff.; Str. 493ff.; Lütjens S. 21. *2)* Gering S. 143 Str. 11; Neckel, Edda II. 199 unter vísi; A. Heusler, Nibelungensage und Nibelungenlied, [2]Dortmund 29, S. 110. *3)* H. Schneider I. 351ff.; K. Voretzsch, Epische Studien, H. 00, S. 250ff. u. 406ff.; H. Hempel, Nibelungenstudien I, Heidelberg 26, S. 163ff. *4)* Dt. Heldenbuch III. Ortnit Str. 73; Str. 93ff

S. 42 *0)* Str. 168, Str. 173. *1)* Str. 285; Str. 367; Str. 440. *2)* Ths. I. 34. 17ff *4)* H. Schneider I. 267ff.; Lunzer, Beitr. 50 (27) 160ff.; Laurin, hersg. v. Müllenhoff, [2]B. 86 u. ö.

S. 43 *2)* Dt. Heldenbuch IV. 201ff.; Ehrismann, LG. II. 2 2, München 35, S. 172f.; Marwede S. 95f. *3)* Grimm, Deutsche Sagen Nr. 153.
14. Wassergeister. *4)* Neckel, Sagen S. 199f. *5)* Wolfdietrich A 471ff.; Erich-Beitl., Wb. S. 806ff

S. 44 *2)* Procopius, De bello Gothico II 25; Adam v. Bremen bei Clemen, Fontes historiae religionis Germanicae, B. 28, S. 72. *4)* Der Münchener Oswald, hersg. v. G. Baesecke, Breslau 07; Vers 632ff. *5)* Nibl. Str. 1533ff.; Str. 1537.

S. 45 *1)* Wesle, Beitr. 46 (22) 234f. *2)* Kudrun, hersg. v. B. Symons, [2]H. 14, Str. 1166ff. *3)* J. Grimm, Mythologie [4]I. 354. *4)* Neckel, Sagen S. 201f. *5)* Völundarkviða der Edda S. 112ff., Genzmer I Nr. 1; Grimm, Kinder- u. Hausmärchen Nr. 193, J. Grimm, Mythologie [4]I 345f

S. 46 *1)* v. d. Leyen-Höttges S. 38 u. 148f.; Paulus Diaconus, Hist. Langob. I. 15; W Bruckner, Die Sprache der Langobarden, Straßburg 95, S. 156; R. Much, ZfdA. 62 (25) 121f , E Gamillscheg, Romania Germanica II, B. u. L. 35, § IV. 39; W. v. Wartburg, Die Entstehung der romanischen Völker, H. 39, S 145 *2)* v d. Leyen-Höttges S. 128; Grimm, Deutsche Sagen Nr. 521; Altdeutsche Blätter I (1836) 128ff (Handschrift der Leipziger Universitätsbibliothek H 1279 15 Jahrhunderts)
15. Walküren. *8)* Genzmer, Beitr. 44 (20) 162ff.; J. Grimm, Mythologie [4]I. 354 *9)* Mogk im Reall. IV. 475f.; H. Schneider, AK. S 243f.; ders., Götter S. 20 u 127, G. Neckel, Walhall, Dortmund 13 S 74ff

S. 47 *1)* Homer, Ilias 18. 534ff., 22. 209, 23. 78; 'Hesiods' Schild des Herakles Vers 248ff *3)* Steinmeyer, Die kleineren althochdeutschen Sprachdenkmäler, B. 16, S. 365ff.; W. Vogt, ZfdA. 65 (28) 97ff.; Tacitus, Annalen 16. *4)* Wilh. Schulze, Kleine Schriften, Göttingen 33, S. 478f.; S. Gutenbrunner, Die germanischen Götternamen der antiken Inschriften, H. 36, S. 163f. *5)* Neckel, Sagen S. 282f.; Grimm, Dt Wb. XIII. 132b

S. 48 16. Rückblick. *3)* R. Merkel, Theol. Literaturzeitung 63 (38) 479f

S. 49 17. Harlungen. *1)* Fr. Panzer, Deutsche Heldensagen im Breisgau, Heidelberg 04; Much, Mitteilungen d. schles Gesellschaft f Volkskunde 27 (26) 20ff., E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch [2]I, Bonn 00, S. 763ff, [3]II 1 1255f; Matthaei, ZfdA 43 (99) 321[3]

S 50 *0)* Helm I. 322ff u 223ff, de Vries I 186ff, Schrader, Idg Reall. [2]II. 237f.; L v Schroeder, Arische Religion, I 19, S 438ff

S 51 *1)* F Kluge, Nominale Stammbildungslehre, [3]H. 26 § 64 2 *2)* Beowulf Vers 1198
18 Brunhild *5)* F R Schroder, ZfDeutschk 44 (30) 433ff.

S 52 *1)* A Aarne FFComm. 3, Helsingfors 10, Nr 410, S 17f, Ranke, DtVjs. 14 36, 290, v Sydow, Arkiv 43 (27) 237f.; Fr. Panzer, Studien zur germanischen Sagengeschichte II, München 12, S. 110ff.; Kahlo im Hwb M I 55 Krappe, Archiv 172 (37) 1ff; Löhmann, ebda 173 (38) 152ff; Edda Fjölsvinnsmál Str. 31f., Genzmer

II. 15. 31f., vgl. Skírnismál Str. 8 u. 17, Genzmer II. 4. 8 u. 17. *2)* G. Neckel, Die Überlieferungen vom Gotte Balder, Dortmund 20; de Vries II. 234ff. *3)* Sigrdrífumál der Edda Str. 3, Genzmer II. 17. 4; F. Kluge, Ags. Lesebuch, [3]H. 02, Nr. XXVI. *4)* Edda, Grímnismál Str. 37, Genzmer II. 11. 30f.; Hrólfssaga kraka Kap. 28 (Ausgabe F. Jónsson, Kopenhagen 04, S. 83f.); L. Weiser, Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde, Buhl 27, S. 75ff.; H. Freudenthal, Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch, B. u. L. 31, S. 274ff., 291ff. *5)* Fr. Vogt, ZVfVk. 3 (93) 349ff.; de Vries I. 302; Höfler S. 112 20

S. 53 *0)* de Vries I. 132ff.

4. Märchen

1. Allgemeines. *3)* A. Wesselski, Versuch einer Theorie des Märchens, Reichenberg i. B. 31; v. d. Leyen, Volkstum und Dichtung, Jena o. J. (33), S. 18ff.; R. Petsch, Wesen und Formen der Erzählkunst, H. 34, S. 1—32; C. W. v. Sydow in der Festschrift f. John Meier, B. u. L. 34, S. 253ff.; A. Wesselski, Die Formen des volkstümlichen Erzählguts, bei Spamer, Die deutsche Volkskunde I, L. o. J. (34), S. 216ff.; K. Tönges, Lebenserscheinungen und Verbreitung des deutschen Märchens, Gießen 37; K. Wagner, Formen der Volkserzählung, Gießener Beiträge zur deutschen Philologie 60, Gießen 38, S. 250ff.; F. Ranke, Märchen, bei Spamer, aaO. S. 249ff.; W. Peuckert, Deutsches Volkstum in Märchen und Sage, Schwank und Rätsel, B. 38, S. 3ff.; R. Petsch, Die Kunstform des Märchens, ZfVk. 7 (37) 1ff.; F. Ranke, Märchenforschung, DtVj. 14 (36) 246ff.; v. d. Leyen, Über das Germanische und Deutsche im deutschen Märchen, ZfVk. N.F. 8 (38) 83ff.; H. Honti, Volksmärchen und Heldensage, Helsinki 31 und Besprechung v. Heusler, Litbl. 54 (33) 219ff.; M. Luserke, Der gesellige Brauch des Geschichtenerzählens und ...'Sage', Die Neue Literatur 40 (39) 439ff

S. 54 *2)* K. Glöckner, Brentano als Märchenerzähler, Jena o. J. (37); Kurt Schmidt, Die Entwicklung der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen seit der Urhandschrift, H. 32. *3)* Märchen der Brüder Grimm, Urfassung nach der Originalhandschrift der Abtei Ölenberg i. E., hersg. v. J. Lefftz, Heidelberg 27; Wisser, Das Märchen im Volksmunde, Hamburg 25; Hagemann, Zur Lebensform der deutschen Volkserzählung, ZfdB. 14 (38) 1ff

S. 55 *4)* Peuckert S. 36ff

2. Einzelmärchen. *5)* Aarne-Thompson, The types of the folk-tale, FFComm. 74, Helsinki 28, Nr. 720

S. 56 *1)* Roscher, Ausführliches Lexicon der griechischen und römischen Mythologie II. 1, L. 90ff., S. 69; Roscher, ebda. III. 2, 1870; L. Wolff, Die Helden der Völkerwanderungszeit, Jena 28, S. 203f. *2)* Aarne-Thomson Nr. 500; Lefftz S. 59f.; K. Schmidt S. 303ff

S. 57 *1)* v. d. Leyen, Lesebuch des deutschen Volksmärchens, B. 34, S. 165; Bolte-Polívka S. 490ff. *2)* Aly im Hwb.A. VI. 950ff.; 1. Mose 32. 24ff.; Richter 13. 18 und Kautzsch, Die hl. Schriften des Alten Testaments, übers. u. hersg., [4]I, Tübingen 09, S. 53f. u. 365 mit Anm.; Jesaias 43. 1; R. Meißner, ZfVk. 27 (17) 100ff.; Weiser im Hwb.A. II. 115ff. *3)* W. Marwede S. 88ff. *4)* Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 89; Bolte-Polívka II. 273ff.; Aarne-Thompson Nr. 533; v. d. Leyen, Lesebuch d. dt. Volksmärchens Nr. 5; Mammer, Die altfrz. Bertasage und das Volksmärchen, H. 35; v. d. Leyen, ZfVk. 8 (38) 83f.; Tönges S. 69f

S. 58 *2)* P. Arfert, Das Motiv von der untergeschobenen Braut in der internationalen Erzählungsliteratur, Diss. Rostock 97, S. 59f.; Mammer, aaO. S. 154ff., 236ff

5. Versbau

S. 59 1. Germanischer. *2)* A. Heusler, Deutsche Versgeschichte I, B. u. L. 25, § 380ff.; H. Kuhn, Beitr. 63 (39) 228ff

S 61 *1)* Steinmeyer, Sprachd. S. 365. *3)* Salomon, Die Entstehung der deutschen Zwillingsformeln, Diss. Göttingen 19.

S 62 *1)* Notkers des Deutschen Werke, hersg. v. Sehrt und Starck, I, H. 33, S. 68. 4; Die Schriften Notkers und seiner Schule, hersg. v. P. Piper, III, Freiburg u. Tübingen 83, S. 275 26 *3)* v. Richthofen, Altfriesische Rechtsquellen, B. 1840, S. 7. 12 u. 19. 22

S. 63 2. Versbau verwandter Völker. *1)* Stolz-Schmalz, Lateinische Grammatik, [5]hersg. v. Leumann und Hofmann, München 28, S. 185ff. *2)* Pasquali, Preistoria della poesia Romana, Florenz 36, S. 75ff.; Bickel, Lehrbuch der Geschichte der römischen Literatur, Heidelberg 37, S. 101f.; ders. S. 28ff., S. 61. *4)* Kuno Meyer, Über die älteste irische Dichtung, Abhandlungen der preuß. Akademie der Wissenschaften 13 Nr 6, S. 3ff

S. 64 *1)* Lewis and Petersen, A Concise Celtic Grammar, Göttingen 37, S. 69, Meillet, Esquisse d'une histoire de la langue latine, Paris 28, S. 20ff. *3)* v. Wilamowitz, Griechische Verskunst, B 21, S. 89ff. *4)* ders S. 103; S. 289f. *5)* ders. S. 287f

S. 65 *1)* H Weller, Anahita, Grundlegendes zur arischen Metrik, Stuttgart o. J. (38), S. 27ff.; S. 36ff. *2)* ders S. 40ff *3)* R Trautmann, Die Volksdichtung der Großrussen, I, Das Heldenlied, Heidelberg 35, S. 62ff
3. Indogermanischer Versbau. *4)* Wesche, Beitr. 61 (37) 261

S 66 *0)* Schrader, Idg. Reall I. 187f
4. Losungsverse. *2)* Tacitus' Germania, Ausgabe Fehrle, [2]München 35, S. 12ff, Much S. 129ff. *4)* Sigrdrifumál der Edda Str. 7 u. 9, Gering S. 213; Arntz, Handbuch der Runenkunde, H. 35, S. 232ff. *5)* Skirnismál der Edda Str. 34ff., Genzmer II. 4. 34ff

S 67 *2)* Heusler, Versgeschichte I. § 128

6. Zaubersprüche

1. Urverwandschaft. *4)* R Petsch, Spruchdichtung des Volkes, H. 38, S. 71ff.; de Boor im Reall III. 511ff.; Schrader, Idg. Reall II. 676ff.; A Kuhn, ZfvglSprachf. 13 (64) 49ff

S. 68 *1)* Steinmeyer, Sprachd. S. 374f. *3)* Kuhn, ZfvglSprachf. 13 (64) 68

S. 69 *3)* W. Vogt, ZfdA. 65 (28) 117ff.; G. van der Leeuw, Zschr. f. Religionspsychologie 6 (33) 161. *5)* Grendon, Journal of American folk-lore 22 (09) 110ff

S. 70 *0)* G. Jungbauer, Deutsche Volksmedizin, B. u. L. 34, S. 110.
2. Wanderung *1)* Kuhn, ZfvglSprachf. 13 (64) 135; Gollancz, The book of profection, London 12, LXXXI. *2)* Schönbach, WSB. 142 (00) VII. 124ff; Matthaeus 8. 16 u. 8. 32; Marcus 7. 32ff.; Apostelgesch 3. 6. *3)* W. Wackernagel, ZfdA. 4 (44) 576

S 71 *0)* v. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche im Frühmittelalter, Tübingen 21, S. 690f.; G Baesecke, Der Vocabularius Sti. Galli in der angelsächsischen Mission, H. 33, S 157f
3. Medizin. *1)* Schrader, Idg Reall I 58ff; Cockayne, Leechdoms . . . of early England, I, London 64, XXff XXVIIIff 382ff, Sigerist, Studien und Texte zur frühmittelalterlichen Rezeptliteratur L 23 besonders S 170 u. 185; J. Jörimann, Frühmittelalterliche Rezeptarien, L. 25 v. Oefele, Keilschriftmedizin, Breslau 02. *2)* A. Kuhn, ZfvglSprachf. 13 (64) 60f *3)* Grein-Wülcker, Bibliothek der angelsächsischen Poesie, L. 81ff., I. 323, de Boor bei H. Schneider, AK. S. 325

S 72 *1)* F. Ohrt, Trylleord, Kopenhagen 22, Nr. 212; Dirksen, Zschr. d. Vereins f. rhein. u. westf. Volkskunde 1 (04) 206. *2)* Jörimann S. 5ff, 155ff.

S 73 *0)* Jörimann S 61ff. *1)* Steinmeyer, Sprachd. Nr. VII. *3)* W. Vogt, ZfdA. 65 (28) 128

7 Andere Versdichtungen

4) Edda, Võluspá, Genzmer II Nr 5. *5)* Steinmeyer, Sprachd Nr 2

S. 74 *0)* Nach H. Naumann, Frühgermanentum Mit 45 Abbildungen, München 28, S 78.

1) Geldner und Kaegi, Siebenzig Lieder des Rigveda, Tübingen 75, S. 165f. *2)* H. Graßmann, Altorientalische Texte zum Alten Testament, ^{2}B. u. L. 26, S. 130f. *3)* Baesecke, Voc. Sti. Galli S. 123f. *4)* de Vries II. 386ff., 410ff.

S. 75 *0)* Specht, Zfvgl. Sprachf. 64 (37) 1ff.; Hövelmann S. 16ff.; Schrader, Idg. Reall. I. 189ff.; Lommel, ZfdA. 73 (36) 245ff. *2)* Winternitz, Geschichte der indischen Literatur I 2, L. 08, S. 259 u. 261f.; Th. Nöldecke, Das iranische Nationalepos, ^{2}B. u. L. 20; Schaeder, Firdosi und sein Werk, NJb. 13 (37) 411ff.; Finsler, Homer ^{3}I, B. u. L. 13, S. 59ff., S. 339f.; E. Bethe, Die Sage vom Troischen Krieg, III, L. u. B. 27. *3)* B. Niebuhr, Vorträge, hersg. v. Isler, I, B. 46, S. 12ff., 86ff.; H. de Sanctis, Storia dei Romani I, Turin 07, S. 22ff.; Pasquali S. 73f.; Bickel S. 383f.

S. 76 *1)* Braun und Frings, Beitr. 59 (35) 261ff., 302ff. *2)* Trautmann S. 99, 104ff.; M. Murko, ZVfVk. 19 (09) 13ff.; G. Gesemann, Geistige Arbeit 1 (34) 5ff.; M. Braun, Beitr. 59 (35) 261ff.; Braun-Frings, Beitr. 59 (35) 289.

II. Römische Zeugnisse

1. Vom Vorgermanischen zum Deutschen

S. 77 *1)* Walther Schulz, Indogermanen und Germanen, L. 36, S. 75ff.; M. Lintzel, Die Germanen auf deutschem Boden, Von der Völkerwanderung bis zum ersten Reich, Köln 37, S. 12ff.

S. 78 *1)* Plinius, Naturalis historia IV. 28. *2)* Ludw. Schmidt, Die Westgermanen, ^{2}München 38, I. 71ff.; C. Borchling u. R. Muuß, Die Friesen, Breslau 31, S. 1ff.; Arntz-Zeiß, Die einheimischen Runendenkmäler des Festlandes, L. 39, S. 108ff. *3)* L. Schmidt, Westgermanen S. 33ff.; W. Foerste, FuF. 15 (39) 312ff.; O. Scheel in den Jahresbänden der Wiss. Akademien 1, Kiel 38, S. 145ff. *5)* Steinbach, Studien zur westdeutschen Namens- und Volksgeschichte, Jena 26, S. 151ff.; Gamillscheg, Germanische Siedlung in Belgien und Nordfrankreich, Abhandlungen d. preuß. Akademie d. Wissenschaften 37, Nr. 12, S. 3ff., 166ff.; v. Wartburg S. 116ff.; F. Steinbach u. F. Petri, Zur Grundlegung der europäischen Einheit durch die Franken, L. 39. *6)* Much S. 362f.

S. 79 *1)* Tacitus, Germania Kap. 39. *2)* L. Schmidt, Westgermanen S. 194ff. *4)* ders., ebda. S. 3ff. *5)* L. Schmidt, Die Ostgermanen, ^{2}München 34, S. 565ff.; Baesecke, Beitr. 58 (35) 98ff.; K. Simon, ZfdA. 74 (37) 229ff.; Wegewitz, Die langobardische Kultur im Gau Moswidi, Hildesheim u. L. 37, S. 150f.; F. Tischler, Fuhlsbüttel, Neumünster 37, S. 65ff.; G. Körner, Die südelbischen Langobarden zur Völkerwanderungszeit, ebda. 38, S. 7f., 20ff. *6)* L. Schmidt, Ostgermanen S. 129f.

S. 80 *1)* Gamillscheg III. 182ff.; v. Wartburg S. 87ff. *2)* Th. Frings, Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache, ZfdGeistesw. 1 (38) 194ff.; E. Rooth in der Festschrift für C. Borchling, Neumünster 32, S. 24ff.; ders., Vetenscaps-societeten i Lund Årsbok 1932, S. 35ff.; ders., Studia germanica tillägnade E. A. Kock, Lund u. Kopenhagen 35, S. 289ff.; Frings, Germania Romana, H. 32, S. 3ff. *3)* W. Krogmann, Deutsch, B. u. L. 36. *4)* H. Schulz, Abriß S. 19ff., 65ff.

S. 81 *2)* Baesecke, Beitr. 59 (37) 96ff.; Th. Steche, ZfdPh. 62 (37) 34ff.

2. Tacitus

S. 82 *2)* Erläuternde Ausgaben der Germania von Schweizer-Sidler, ^{8}von Schwyzer, H. 23; von Reeb u. a., L. u. B. 30; mit Übersetzung und Erklärungen von E. Fehrle, ^{2}München 35; Die Germania des Tacitus, erläutert von R. Much; E. Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania, L. u. B. 20, Ergänzungen ebda. 22; Bickel S. 187ff., 389ff., 403f. *3)* Herodot I. 133

S. 83 *0)* Germania Kap. 37. *1)* Baesecke in Der Deutsche und das Rheingebiet, hersg. v. G. Aubin u. a., H. 26, S. 154ff.

S 84 *1)* Germania Kap. 3. *2)* Much S. 49ff; A Heusler, Die altgermanische Dichtung, B. o.J. (23), S. 54; Tacitus, Historiae 4. 18. *3)* Ehrismann, LG. I. 17f. *4)* Germania Kap. 3; Brambach, Corpus inscriptionum Rhenanarum, Elberfeld 67, Nr. 653; H. Schneider, Götter S. 198; Tacitus, Historiae 2. 22, vgl. Annales 4. 47; Historiae 4. 18

S. 85 *1)* Tacitus, Annales 1. 65, Historiae 5. 15. *3)* Germania Kap. 2; Baesecke, GRM. 24 (36) 161ff.; Genzmer, ebda. 14ff. *5)* Edda, Vafthrúdnismál Str. 29, 31 u. 33, Genzmer II. 12. 39

S. 86 *1)* Genzmer, GRM. 24 (36) 14ff mit Herstellung des Textes; F. R. Schröder, Archiv f. Religionswiss. 35 (38) 233f.; H. Güntert, Der arische Weltkönig, H. 23, S. 315ff.; A. Christensen, Trebrödre- og Tobrödre-Stamsagn in Danske Studier (hersg. von Kristensen u. Olrik) 12 (16) 45ff. *2)* Hesiod, Fragmenta 8. *3)* Herodot IV. 5. *5)* Reitzenstein, Hermes 48 (16) 268ff.; Münzer, ebda. 617ff., R. M. Meyer, ebda. 471ff.; Jiriczek, GRM. 6 (14) 113ff.; Norden, Urgeschichte S. 273f.

S 87 *0)* Xenophon, Cyrop. I. 2. 1; Priskos, Historia gothica, Bonner Ausgabe, S. 205.

3. Zwischenspiel

2) Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande von der Urzeit bis in das Mittelalter, II, Mainz 23, S. 48ff., 319ff.; C. Schuchardt, Vorgeschichte von Deutschland, [3]München u. B. 34, S. 237ff

S 88 *0)* Schuchhardt S. 254f. *1)* Kiekebusch, Der Einfluß der römischen Kultur auf die germanische, Stuttgart 08, S. 1ff. *2)* Gamillscheg I. 268f.; A. Bach, Geschichte der deutschen Sprache, L. 38, S. 41ff.

S 89 *1)* S Gutenbrunner, Die germanischen Götternamen der antiken Inschriften. *3)* Germania Kap. 9; Zangenmeister, Neue Heidelberger Jahrbücher 5 (95) 46ff.; Helm I. 352ff; Gutenbrunner S. 24ff., 115ff., 156f., 159ff

S 90 *0)* Gutenbrunner S. 101f

4. Julianus Apostata

1) Juliani imperatoris opera, hersg v Hertlein, L [illegible], S [illegible]

5. Ausonius

2) Die Mosella des Ausonius, hersg u erklärt von C. Hosius, Marburg 94; Ausonii Mosella, übersetzt u. erklärt von W. John, Trier o. J. (32); Marx, Rhein. Mus 80 (31) 368ff

S. 91 *0)* Mosella Vers 165ff. *1)* Carmen IX, Ausonius, hersg. von Peiper, L. 86, S. 114ff

S 92 *0)* A. Bacmeister, Alemannische Wanderungen, Stuttgart 67, S 76ff., besonders S 81

6 Apollinaris Sidonius

2) M. Schanz, Geschichte der römischen Literatur IV. 2, München 20, S 43ff

S 93 *1)* Apollinaris Sidonii epistulae et carmina, Ausgabe Luetjohann MGh, Auct ant VIII. Nr. 12

S 94 *0)* Briefe I. 11. *1)* Riese, Anthologia latina I[2], L 94, Nr [illegible]85, deutsch nach F Leo, Deutsche Rundschau 32 (82) 416. *3)* Briefe V [illegible]

S 95 *0)* Riemann, Handbuch der Musikgeschichte I, L 04, S. 87 v Jan, Die griechischen Saiteninstrumente, L. 82, S 20 *2)* Carmen V Vers 211ff

III. Runen

1. Das Futhark

S 96 1. Die südlichen Vorbilder *1)* H Arntz, Bibliographie der Rundenkunde L 37; H Arntz, Handbuch der Runenkunde H 35, W Krause Wesen und Werden der Runen, ZfDeutschk 51 (37) [illegible]ff u 345ff, W Krause, Runeninschriften

im älteren Futhark, H. 37; H. Arntz, Die Runenschrift, ihre Geschichte und ihre Denkmäler, H. 38; K. Reichardt, Schrift, bei Schneider, AK. S. 431ff.; K Reichardt, Runenkunde, Jena 36; Beiträge zur Runenkunde und nordischen Sprachwissenschaft, hersg v. K. H. Schlottig, L. 38 = Festschrift Neckel; H. Hempel, Der Ursprung der Runenschrift, GRM. 23 (35) 401ff.; A. Nordling, Runskriftens ursprung Arkiv 53 (37) 233ff., S. Agrell, Die Herkunft der Runenschrift, Lund 38; F. Altheim u. E. Trautmann, Vom Ursprung der Runen, Frankfurt a. M. o. J. (39); W. Krause, Geistige Arbeit 6 (39) Nr. 19. *2)* M Hammarström, Om runskriftens härkomst, Helsingfors 29

S 97 *1)* Kretschmer, ZfdA. 66 (29) 1ff.; Neckel, Zfvgl. Sprachf. 60 (33) 82f.; Specht, ebda. 130ff.; Messerschmidt, Studi Etruschi 7 (33) 523f.; J. Lindquist in der Festschrift Neckel S. 86ff. *3)* Gutenbrunner bei H. Schneider, AK S. 6; Much, ZfdA. 69 (32) 17ff

S 98 *3)* Mentz, Rhein. Mus. N.F. 86 (37) 193ff.

S 99 *1)* F. Dornseiff, Das Alphabet in Mystik und Magie; L. u B. 22, S. 11 u. 151, 162. 5, 167. 3, 168. 6; S. Agrell, Die spätantike Alphabetmystik und die Runenreihe, Lund 32, S. 7f.; [G. Björk in Symbolae Osloenses, hersg. v. S Eitrem u. E Skard, XIX, Oslo 39, S 87ff.;] Heinevetter, Würfel- und Buchstabenorakel, Diss Breslau 12, S. 33ff. *2)* Kluge, Ags. Lesebuch, [4]H. 15, Nr. XXXI. 1ff. *3)* Corpus inscriptionum Latinarum, hersg. v. Mommsen, I, L. 63, S. 267ff.; F. Buecheler, Carmina Latina epigraphica I, L. 95, S. 159ff. (Nr. 331).

S 100 *2)* Cicero, De devinatione II. 41; Tibull I. 3. 11f. *4)* Kuhn in der Festschrift Neckel S. 54ff

S 101 2. Die westgermanische Erfindung. *1)* v Grienberger, Beitr 21 (96) 200ff.; Jungandreas, ZfdPh. 60 (35) 105ff. *5)* ders., ebda. 60 (35) 105ff., 61 (36) 227ff

S 102 *3)* Arntz-Zeiß S. 357ff. *4)* H. Wirth, Die heilige Urschrift der Menschheit, L. 31—36; Th. Weigel, Germanisches Glaubensgut in Runen und Sinnbildern, München 39, de Vries I. 132ff

S. 103 *1)* Tacitus, Germania Kap. 43; Much S. 381. *3)* Edda, Sigrdrifumál Str 6, Gering S. 213

S. 104 *1)* Skírnismál der Edda Str. 36 1, Genzmer II 4. 37; E. G. Graff, Althochdeutscher Sprachschatz, B. 1834ff., VI. 612; Edda, Atlakviđa Str. 8, Genzmer I. 4. 8; Atlamál Str. 6ff., Genzmer I. 7. 4ff

S. 105 *1)* Agrell, Alphabetmystik S. 9f.; [E Sierke, Kannten die vorchristlichen Germanen Runenzauber?, Königsberg u. B. 39;] Agrell S. 8; [Sierke S. 116ff;] Dornseiff S. 61ff., 106, 131. *3)* Baesecke, GRM. 22 (34) 413ff; U. Kahrstedt, GgN. 189 (27) 1ff.; L. Schmidt, Westgermanen S. 87; E. Norden, Alt-Germanien, B. u L 34, S. 169ff., 198ff.; Gutenbrunner S. 52ff.; de Vries I. 167f

S. 106 *0)* Cassiodorus, Variae VIII. 12; F R. Schröder S. 45ff

2. Inschriften

1. Der Weg zu den Lautrunen. *1)* Altheim, Klio 31 (38) 51ff.; L. Schmidt, Westgermanen S. 131ff.; Ammianus Marcellinus XVI. 12. 43

S. 107 *1)* Norden S. 198ff.; Altheim-Trautmann S. 74ff. *2)* Arntz, Rheinische Vorzeit 1 (38) 101ff.; ders., Runenschrift S. 106f.; F. Kluge, Ags Lesebuch [4], Nr. XXXI 4ff. *3)* A. Mentz, Rhein. Mus. N.F. 85 (36) 347ff

S 108 *1)* [Sierke S. 114ff.;] Krause in der Festschrift Neckel S. 35ff., S. 49; H. Schneider, Götter S. 216f.; Krause, Runeninschriften Nr. 38; [Sierke S. 98f.;] Krause in der Festschrift Neckel S. 46.

S. 109 *1)* Krause, Runeninschriften Nr. 62, Nr. 85. *2)* ders., ebda. Nr. 8f. *3)* [Sierke S. 1ff.;] de Boor in Deutsche Islandforschung I, herg. v. W. H. Vogt, Breslau 30 S. 126ff

S 110 *3)* Baesecke, GRM. 22 (34) 413ff.; Krause Nr. 78; Brenner, Korrespondenzbl. des Gesamtvereins 1913 S. 354. *4)* Norden S. 24ff.; Krause Nr. 13; Nordling, Arkiv 53 (37) 278; F. R. Schröder S. 56ff.; Baesecke, GRM. 22 (34) 414f

S. 111 *1)* C. Schuchhardt, Vorgeschichte S. 279ff. *2)* Nordling, Arkiv 53 (37) 266f. *2)* Anglische Inschriften. *3)* Krause Nr. 77; [Sierke S. 73;] Krause Nr. 13 *4)* Krause Nr. 76

S. 112 *3)* Wrede, AfdA. 18 (92) 308. *5)* Neckel, ZfdA. 58 (21) 225ff.; Gjessing, Norsk tidskrift for sprogvidenskap 7 (34) 253ff.; Mackeprang, Aarböger 1936 S. 71ff.; E. Moltke, ebda. S. 97ff.; de Vries II. 25f.; v. Jenny, Kunst, bei Schneider, AK. S. 474

S 113 3 Friesische Inschriften. *1)* Arntz-Zeiß Nr. 39. *3)* Harder, Archiv 170 (36) 218f.; Arntz-Zeiß Nr. 6, 9 und 38; J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, ^{4}L. 99, I. 186 u. 227; Siebs in Pauls Grundriß ^{2}II. 522. *4)* Venantius Fortunatus, hersg. v Fr. Leo, VII 18 in MGh., Auct. ant. IV, B. 81—85

S. 114 *0)* Kuhn in der Festschrift Neckel S. 57. *1)* Arntz-Zeiß Nr. 37 u. 14 4. Weserrunen. *2)* H v. Buttel Reepen, Zur Vorgeschichte Nord-West-Deutschlands, Oldenburg 30; T E. Karsten, Die neuen Runen- und Bilderfunde aus der Unterweser, Helsingfors u. L. 30; M. Hammarström u. Karsten, Zu den neugefundenen Runeninschriften aus der Unterweser, ebda. 30; A. Lasch, Nd. Jb 56 (32) 165ff.; K. Reichardt S. 59ff.; W. Krause, Die Kunde 6 (38) 28f.; F. R Schröder S. 45ff.; Furtwängler, Bonner Jahrbücher 103. 5ff., 107. 37ff., 108. 242ff.; 114. 193ff. *3)* v. Buttel-Reepen S. 34ff, 98ff

S 115 *4)* Veeck, Die Alamannen in Württemberg, B. u. L. 31, S 82 u. 303; Arntz, Handbuch S 149ff

S 116 *0)* Krause Nr. 71. *1)* A. Lasch, Nd. Jb. 56 (32) 179 5. Der Ostweg. *2)* Krause Nr. 87; Arntz-Zeiß Nr. 2 u. 1. *3)* Krause Nr. 11; Shetelig, Norges Indskrifter 3. 12ff., 253ff.; ders., Bergens Museums Årbog 1930, S 10; Marstrander, Norsk tidskrift for sprogvidenskap 1 (28) 120ff., 170f., 185 Gutenbrunner bei Schneider, AK. S. 18f. *4)* Arntz, Handbuch S 68, 80, 104 *5)* Krause Nr. 30 und S. 428, Arntz-Zeiß Nr 5 u 3

S 117 *1)* Krause Nr. 96; Arntz-Zeiß Nr 32 *2)* Krause Nr 95, Arntz-Zeiß Nr. 27f 6. Innerdeutsche Runeninschriften *3)* Krause Nr 90—100; Arntz-Zeiß Nr. 15, 26; 29, 40, 7, 17, 18, 22, 24, 25, 31, 16, 12, 13, 14, 37f, 42; 30, 33; 36; Krause Nr. 5; Arntz-Zeiß Nr. 11 u. 10.

S. 118 *3)* M. Schönfeld, Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen, Heidelberg 11, S. 272; Bruckner § 46ff.

S. 119 7. Der römische Einfluß. *1)* Krause Nr. 90; Arntz-Zeiß Nr. 24; Arntz, Archiv 175 (39), 204; ders., Archiv f. Religionswiss. 35 (38) 49f. *3)* Krause S. 646; F. H Kraus, Die altchristlichen Inschriften der Rheinlande I, Freiburg i B. 90, Nr. 14; A. Riese, Das rheinische Germanien in den antiken Inschriften, L. u. B 14, Nr. 4602; ders., Nr. 4599—602.

S 120 *0)* Riese Nr. 4437; Nr. 4455; Nr. 4449a, 4436, 4439, 4497; Kraus Nr. 251, 256; Riese Nr. 4430. *1)* Kraus Nr. 63; Riese Nr. 4595, 4446; Kraus Nr. 264, 276, 278. *3)* Krause Nr. 96; Harder, Archiv 170 (36) 219ff

S 121 *1)* Greven, Die Siglen DM auf altchristlichen Grabinschriften, Diss Erlangen 97, S. 155f.; G. Baesecke, Der deutsche Abrogans und die Herkunft des deutschen Schrifttums, H. 30, S. 128; Capelli, Lexicon abbreviaturarum, L. 01. *4)* E. Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit, ^{2}München 39, S. 341f. u 359f.; Kraus Nr. 30 u. 265ff.; Harder, Archiv 168 (35) 18ff. und ebda. 173 (38) 145ff.; Krause Nr. 100A. *5)* Krause Nr 81 83, Nr 35, Nr 36

S 122 *1)* Steffens, Lateinische Paläographie, ^{2}B. u. L. 29, S III, Gutenbrunner S. 246, Arntz, Handbuch S. 171f. *2)* Th. Bergk, Inschriften römischer Schleudergeschosse, L. 76, S. 50ff, 94ff., Nr. 13, 16, 37, 50f, 54f, 153 *3)* Krause Nr 1, Dornseiff S. 63; Riese Nr 4586; Kraus Nr. 22

S. 123 *2)* Tituli statuariorum sculptorumque Graecorum cum prolegomenis, hersg. v. G. Hirschfeld, L. 71. *3)* A. Götze, Die altthüringischen Funde von Weimar, B. 12; Krause Nr. 98. *4)* Venantius Fortunatus, Ausgabe Leo, Appendix I u. III

S. 124 8. Angelsächsische Runen. *1)* Arntz, Die Runenschrift S. 88f. *3)* v. Grienberger, ZfdPh. 41 (09) 419ff.; Harder, Archiv 162 (32) 227ff.; A. Goldschmidt, Elfenbeinskulpturen II, B. 18, S. 55f. u. Tafel 59. *4)* E. Wadstein, The Clermont Runic Casket, Uppsala 00; S. Pfeilstücker, Spätantikes und germanisches Kulturgut in der frühangelsächsischen Kunst, B. 36, S. 131ff

IV. Merovingische Zeugnisse

1. Venantius Fortunatus

S. 126 *1)* Venantius Fortunatus, Ausgabe von Fr. Leo, MGh., Auct. ant. IV; R. Koebner, Venantius Fortunatus, seine Persönlichkeit u. seine Stellung in der geistigen Kultur des Merowingerreiches, L. u. B. 15; Manitius, Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters I, München 11, S. 170ff.; O. Bardenhewer, Geschichte der altkirchlichen Literatur V, Freiburg 32, S. 367ff. *2)* Venantius Fortunatus, Carmina II. 2; IX. 1

S. 127 *0)* v. Winterfeld, ZfdA. 47 (05) 73ff.; Carmina X. 9; VI. 8. *1)* Carmina VI. 1, besonders 43ff.; Singer, Beitr. 42 (17) 538ff. *2)* Fredegarii et aliorum chronica, Ausgabe von B. Krusch, MGh., Script. rer. Merov. II, III. 59

S. 128 *3)* Venantius Fortunatus, Carmina VII. 18; Appendix I (u. III) der Ausgabe von Leo. *4)* Meißner, ZdfA. 52 (10) 84ff

2. Geschichtschreibung

S. 129 *3)* Voretzsch in Philologische Studien = Festgabe für E. Sievers, H. 96, S. 105ff.; ders., Einführung in das Studium der altfrz. Literatur, [3]H. 25, S. 65ff. Ausgaben: MGh., Script. rer. Merov. I u. II, hersg. v. Krusch; Hampe im Reall. II. 328ff. u. 85ff.; Manitius I. 223ff.; Bardenhewer S. 357ff

S. 130 *1)* Gregor II. 40—42 in MGh., Script. rer. Merov. I. *2)* van Scheltema, Der Osebergfund, L. 38. *3)* Salviani presbyteri Massiliensis opera omnia, hersg. v. Fr. Pauly, Wien 83

S. 131 *0)* Salvianus V. 2; VI. 2. *1)* ders. V. 5. *2)* ders. IV. 14

3. Merovech

4) Baesecke, GRM. 14 (36) 175ff., mit den Literaturangaben.

S. 133 *2)* Scriptores rerum mythicarum Latini tres, I, Celle 1834, Nr. 43; Servius zu Vergils Aeneis VI. 4, Ausgabe Thilo und Hagen II. 5ff.; Baesecke, Beitr. 61 (37) 376; M. Haupt, Opuscula II, L. 75/76, S. 221ff. *4)* S. Loeschke, Die Erforschung des Tempelbezirkes im Altbachtale zu Trier, B. 28, S. 14 u. Abb. 6 u. 25

S. 134 *1)* Hoops, Kommentar zum Beowulf, Heidelberg 32, S. 304; Lex Salica, hersg. v. Hessels, London 80, S. 426

4. Childerich und Basina

2) Voretzsch in der Festgabe f. Sievers S. 77ff.; Baesecke, GRM. 14 (36) 180f. *3)* Gregor II. 12.

S. 135 *2)* Fredegar III. 11f.

S. 136 *3)* Liber historiae Francorum, Kap. 6 u. 7. *4)* Reall. II, Tafel 15 Nr. 6; Schuchhardt S. 303f.

5. Chlodwig

S. 137 *1)* Gregor II. 28. *2)* Fredegar III. 17—20, Liber historiae, Kap. 11—13; Grimm, Deutsche Sagen Nr. 430. *3)* Baesecke, Münchener Oswald S. 266ff.; I. Schröbler, Wikingische u. spielmännische Elemente im zweiten Teil des Gudrunliedes, H. 34, S. 53ff. *4)* MGh., Script. III B. 1. 9; Beowulf Vers 2503

S. 138 *o)* MGh., Script. III. 22ff.; E. Schröder, ZfdA. 41 (97) 24ff.; R. Holtzmann, Sachsen u. Anhalt 1 (25) 64ff.; MGh., Script. VI. 17ff.

6. Chlotachar II

3) H. Suchier, ZfromPh. 18 (94) 175ff.,; Voretzsch in der Festgabe f. Sievers S. 95ff.; ders., Einführung S. 79ff. *4)* Liber historiae, Kap. 41.

S. 139 *o)* MGh., Script. rer. Merov. II. 405, Kap. 14

S. 140 *1)* de Boor bei H. Schneider, AK. S. 384; Helgaviđa Hundingsbana I der Edda Str. 43, Gering S. 168; Paulus Diaconus, Hist. Langob. I. 23f.; Gamillscheg I. 227 u. 258

S. 141 *1)* Mogk in Pauls Grundriß [2]III 249ff.

V. Angelsächsische Zeugnisse

1. Angelsächsische Kultur

S. 143 *1)* H. Schneider II 2 67ff. *2)* v. Schubert S. 214ff. u. 263ff.; Baesecke, Voc. Sti Galli S. 122ff., Brandl in Pauls Grundriß [2]II 944f.

S. 144 *1)* Brandl, ebda. S. 973f.; v. Schubert S. 280f. *2)* Hoops im Reall. I. 189ff.; v. Schubert S. 281ff.; A. H. Thompson, Bede, Oxford 35; Beda, Historia ecclesiastica gentis Anglorum IV. 2; Baesecke, Voc. Sti. Galli S. 11

S. 145 *o)* H. Reuschel, Beitr. 62 (38) 147ff.; unten Kap. IX. 2. 1.

2. Quellen

S. 146 1. Caedmon. *1)* Kluge, Ags. Lesebuch[4] Nr. XVII, Bulst, ZfdA. 75 (38) 111ff.; Brandl in Pauls Grundriß [2]II 1027f., Baesecke, Voc. Sti Galli S. 122ff.; Pound bei Malone und Ruud, Studies in English Philology, Minneapolis 29, S. 232ff., Chappell, ESt. 69 (34/35) 152ff. Beda, Hist. eccl. IV. 22

2. Beowulf. *3)* Heusler S. 182ff. H. Schneider II. 2. 3f., ders., Das germanische Epos, Tübingen 36, S. 10ff., Hoops, Kommentar zum Beowulf. Ausgaben von Heyne, [13]von Schücking, Paderborn 29, von Holthausen, [6]Heidelberg 29, Übersetzung von Gering, L. 29, W. Fischer, Von neuerer Beowulfdatierung in Germanische Philologie = Festschrift für Behaghel, Heidelberg 34, S. 419ff., Schücking, Heldenstolz und Würde im Angelsächsischen, LSB. 42 (33), Nr. 6, H. Kuhn, Beitr. 63 (39) 234

S. 147 3. Waldere. *2)* Nachbildung der Handschrift bei Holthausen, Die altenglischen Waldere-Bruchstücke, Göteborg 99; W. Keller, Angelsächsische Paläographie, B. 06, S. 42; Brandl in Pauls Grundriß [2]II. 986f.; H. Schneider I. 64; Text in Kluges Ags. Lesebuch[4] Nr. XXXI; Schücking, ESt. 60 (25/26) 17ff.

4. Finnsburg. *3)* H. Schneider II. 2. 4, Text in den angeführten Beowulfausgaben; deutsch bei Brandl, Forschungen S. 72ff.

S. 148 5. Weitfahrt und die Königslisten. *1)* Heusler S. 86ff., Chambers, Widsith, Cambridge 12; Much, ZfdA. 62 (25) 113ff.; Schütte, Gotthiod und Utgard I, Kopenhagen u. Jena 35, S. 85ff., Baesecke, GRM. 14 (26) 167ff.; Text außer bei Chambers (mit englischer Übersetzung) und Schütte (mit deutscher Übersetzung) auch in Kluges Ags. Lesebuch[4] als Nr. XXII

S. 149 *1)* Brandl, Archiv 137 (18) 18 u. 21. *2)* Baesecke, GRM. 24 (36) 162 u. 165 mit Literatur; de Boor bei Schneider, AK. S. 358ff., 418ff., 424. *4)* Widsith Vers 88–98

S. 150 *o)* ebda. Vers 112 *1)* ebda. Vers 35ff.

6. Sängers Trost. *2)* Heusler S. 140f., Text bei Kluge, Ags. Lesebuch[4] Nr. XXVI.

3. Hygelac

3) R. Kögel, Geschichte der deutschen Litteratur bis zum Ausgange des Mittelalters I, Straßburg 94, S. 152f.; Heusler S. 121 und im Reall. II. 128f.; H. Schneider II. 2. 40ff.; Hoops, Kommentar besonders S. 251f.; Gregor von Tours III. 3; Beowulf Vers 1203—15, 2354—73, 2502—9, 2912—22

4. Offa

S. 152 *2)* H. Schneider II. 2. 115ff.; Schütte I. 100ff.; Widsith Vers 35ff.; Beowulf Vers 1949ff.; Hoops, Kommentar S. 208ff.; Krappe, ZfdA. 72 (35) 161ff

5. Ingeld

S. 153 *1)* Schütte, ZfdA. 67 (30) 129ff., besonders 132; Much, ebda. 62 (25) 125f.; K. Simon, ebda. 74 (37) 236f.; Beowulf Vers 2024ff.; Widsith Vers 45—49; Hoops, Kommentar S. 222ff.; H. Schneider II. 1. 172ff.; Saxo Grammaticus, Gesta Danorum VI. 113ff.; Velleius Paterculus, Historia Romana II. 106

6. Ealhhild und die Langobarden

6) H. Schneider I. 252f.; Widsith Vers 5ff., 88ff

S. 154 *1)* Paulus Diaconus, Hist. Langob. I. 16

7. Finnsburg

3) H. Schneider II. 2. 52ff.; Heusler, AfdA. 54 (35) 103; vgl. Anm. zu S. 147, 3).

8. Siegmund

S. 155 *4)* H. Schneider I. 157ff.; Hoops, Kommentar S. 108ff.; Beowulf Vers 868ff

VI. Zeugnisse gotischer Dichtung in Deutschland

1. Die Goten

S. 157 *3)* L. Schmidt, Ostgermanen S. 195ff

S. 158 *1)* N. Åberg, Die Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit, Uppsala o. J. (23), S. 18ff.; H. Naumann, Frühgermanentum S. 7ff.; E. Beninger, Der westgotisch-alanische Zug nach Mitteleuropa, L. 31, S. 1ff. u. 125ff.; E. Behmer in Kulturhistorika Studier tillägnde N. Åberg, Stockholm 38, S. 118ff.; G. Kossinna, Germanische Kultur im 1. Jahrtausend nach Christus I, L. 32, bes. S. 91ff *2)* Neckel, Die Überlieferungen vom Gotte Balder; C. Clemen, Altgermanische Religionsgeschichte, Bonn 34, S. 65ff.; de Vries, II. 233ff. u. 410ff.; v. Schubert S. 21ff.; Gunckel und Zscharnack, Religion in Geschichte und Gegenwart [2]I, Tübingen 27, S. 1618f

S. 159 *0)* Codex Argenteus Upsaliensis iussu senatus universitatis phototypice expressus, Uppsala 27, 77aff.; Procopius, Bellum Vandalicum, Ausgabe Haury, I. 2; Jordanes Kap. 25. *1)* Frings S. 24ff., 53ff.; A. v. Harnack, Lehrbuch der Dogmengeschichte [4]II, Tübingen 09, S. 207ff.; K. D. Schmidt, Die Bekehrung der Ostgermanen zum Christentum, Göttingen 39, S. 270ff.; H. E. Giesecke, Die Ostgermanen und der Arianismus, L. u. B. 39, S. 57ff

S. 160 *1)* MGh., Script. rer. Merov. I.: Gregor v. Tours, Historia Francorum, S. 502f u. 236. 5; Kassiodor, Variae II. 27 in MGh., Auct. ant. XII. 62. 4. *2)* K. D. Schmidt S. 435

S. 161 *0)* H. Schäfer, Götter und Helden, Über religiöse Elemente in der germanischen Heldendichtung, Stuttgart u. B. 37

2. Quellen

S. 162 1. Römische. *2)* Ammianus Marcellinus, herg. v. Gardthausen, L. 74; Schanz, Gesch. d. röm. Lit. IV. 1., [2]München 14, S. 93ff.; Bickel S. 269ff. *3)* Schanz IV. 2. 92ff., Kassiodor, Variae, in MGh., Auct. ant. XII. *4)* Baesecke, Dt Abrogans S. 144ff.; ders., Voc. Sti. Galli S. 103ff.; Institutiones, herg. v. B. Mynors, Oxford 37; K. Rand, Speculum 13 (38) 433ff.; E. D. Roberts, Speculum 9 (34) 194.

S. 164 *1)* Schanz IV. 2. 92ff. u. 115ff.; L. Schmidt, Ostgermanen S. 26ff.; Jordanes in MGh., Auct. ant. V. 1. *2)* Ennodius in MGh., Auct. ant. VII. 203ff.; H. Laufenberg, Der historische Wert des Panegyricus des Bischofs Ennodius, Diss. Rostock 02; M. Fertig, Magnus Felix Ennodius' Lobrede auf Theoderich d. Gr., Programm Landshut 57/58. *3)* Ausgabe Mommsen, Hermes 6 (72) 332ff.; L. Schmidt, Ostgermanen S. 28 u. 31.

S 165 *0)* MGh., Auct. ant. IX. 1. 316, 30ff.; bes. S. 320. 5 § 55; MGh., Auct. ant. XI 92. 3.

2. Germanische Quellen, 1. Edda. *1)* Brandl, Forschungen S. 15ff. *2)* Die Edda, hersg. v. G. Neckel, 2 Bde., Heidelberg 14 u. 27; ders., Altnord. Lit. S. 55ff.; Die Edda, übertragen von K. Simrock, hersg. v. Neckel, B. o. J. (27): Einleitung von Neckel; Die Edda, übersetzt u. erläutert von H. Gering, L. u. Wien o. J. (92); Edda, übertragen v. F. Genzmer, Einleitungen und Anmerkungen von A. Heusler, 2 Bde., [4 u. 3]Jena o. J. (34 u. 38).

S. 166 *2)* Kuhn, Beitr. 57 (33) 36ff., 61f., 106; ders. in der Festschrift für Behaghel S. 27; ders., Beitr 63 (39) 178ff.; Neckel, Beiträge zur Eddaforschung, Dortmund 08, S. 190ff

S. 168 *0)* Heusler, ZfdA. 52 (10) 97ff.

2. 2. Drapa. *3)* Neckel, Altnord. Lit. S. 91ff.; de Boor bei H. Schneider, AK S. 409ff

S. 169 2. 3. Saga. *1)* Kvaethabrot Braga ens gamla, hersg. v. Gering, H. 86, Übersetzung von Finnur Jónsson; Neckel, Altnord Lit S 91ff *2)* Hervararsaga ok Heidreks konungs hersg. v. Jon Helgason, Kopenhagen 24; Eddica minora, hersg v Heusler und Ranisch, Dortmund 03, S. VIIff. u. 1ff.; deutsch bei Genzmer I. Nr. 2; Mogk in Pauls Grundriß [2]II. 837ff.; H. Schneider II. 2. 96ff. *4)* Thidrekssaga, Ausgabe Bertelsen, 2 Bde., Kopenhagen 05—11, deutsch von F. Erichsen, Thule Bd 22, Jena 24; v. Kralik, Die Überlieferung und Entstehung der Thidrekssaga, H. 31; de Boor, ZfdA. 60 (23) 81ff.; Neckel, Altnord. Lit. S. 104ff.

S. 170 *2)* Ths II. 327. 14.

S. 171 *0)* W. Eggers, Nd. Jb. 62 (36) 70ff.; Borchling und Quistorf, Tausend Jahre Plattdeutsch, Hamburg 27, S. 24ff

2. 4. Deutsche Gedichte. *4)* Ehrismann, LG. II. 2. 2. 162ff.; Die Gedichte vom Rosengarten zu Worms, hersg. v. G. Holz, H. 93; C. Brestowsky, Der Rosengarten zu Worms, Versuch einer Wiederherstellung der Urgestalt, Stuttgart 29, Biterolf, hersg. von O. Jänicke im Deutschen Heldenbuch I, B 66

S. 172 Alpharts Tod, Dietrichs Flucht und Rabenschlacht, hersg v. E. Martin im Dt Heldenbuch II, B. 66, Th Steche, Das Rabenschlachtgedicht, das Buch von Bern und die Entwicklung der Dietrichsage, Greifswald 39; Heusler, Versgeschichte II. § 784. *2)* Baesecke, Münchener Oswald S. 273. *3)* Leitzmann, ZfdPh. 51 (26) 71; Steche S. 115ff. *4)* H. Schneider I. 222f.

S. 173 *2)* Virginal, hersg. v. J. Zupitza im Dt. Heldenbuch V, B. 70; C. v. Kraus, ZfdA. 50 (08) 1ff. *3)* H. Schneider im Reall. LG. I. 478f.; Text: W. Grimm, Die deutsche Heldensage, [3]hersg. v. R. Steig, Gütersloh 89, S. 325

S. 174 *1)* Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien, hersg v John Meier I, B. u. L 35, S. 21ff. mit Literatur; John Meier, Jahrbuch f Volksliedforschung 4 (34) 37ff; Virginal Str. 618 *2)* ebda Str 601ff

3. Die Hunnenschlacht

S. 175 *2)* Hervararsaga S. 41, S. 44, S. 141; Genzmer II. 2. 10.

S. 176 *1)* Heinzel, Über die Hervararsaga, WSB. 114 (87) 417ff.; Neckel, Beiträge S. 255ff.; Heusler im Reall. II. 574ff.; Schück, Studier i Hervararsagan, Uppsala 18; de Boor, ZfdPh. 50 (26) 187ff.; H. Schneider II. 2. 96ff.; Hervararsaga S. 54 u. 128; S. 14ff. u. 102ff. *2)* Widsith Vers 116.

S. 177 *0)* Bitterauf, Die Traditionen des Hochstifts Freising I, München 05, Nr. 187 von 802, Binz, Beitr. 20 (95) 207f. *1)* Ammianus Marcellinus 31. 2. 13f.; L. Schmidt, Ostgermanen S. 251; Jordanes Kap. 39; M. Ebert, Südrußland im Altertum, Bonn u. L. 21, S. 6 u. 8; vgl. das Kärtchen am Schlusse dieses Bandes, Schrader, Idg. Reall. [2]II. 410f.; Schafarik, Slavische Altertümer I, L. 43, S. 141, 439. Heinzel S. 488ff.; Vasmer, Untersuchungen über die ältesten Wohnsitze der Slaven, L. 23, S. 26—28, 33f.; Iosephus, Bellum Iudaicum VII. 7; Ptolemäus, Geographia V. 8. 16; Realenz. II. 1514.

S. 178 *0)* Eustathios zu Dionysios periegetes Vers 305, beide in der Oxforder Ausgabe e Theatro Sheldoniano 1710, S. 54. *1)* L. Schmidt, Ostgermanen S. 199f.; Jordanes Kap. 14. *2)* Baesecke, Münchener Oswald S. 285 u. 275A. *3)* L. Schmidt, Ostgermanen S. 252.

S. 179 *1)* L. Schmidt, Ostgermanen S. 257. *4)* Paulus Diaconus, Hist. Langob. I. 16; Much, ZfdA. 33 (89) 4ff.; Jordanes Kap. 12.

S. 180 *1)* Widsith Vers 119—22. *3)* L. Schmidt, Ostgermanen S. 575. *4)* Sijmons-Gering I. 41 u. II. 153.

S. 181 *0)* Eddica minora Nr. 2. *2)* L. Schmidt, Ostgermanen S. 472ff.; ders., Westgermanen, [1]B 13, S. 341f., Ostgermanen S. 473.

S. 182 *0)* Priskos, Corpus scriptorum historiae Byzantinae (Bonner Ausgabe) I. 152 (Kap. 8); Gregor v. Tours II. 7. *1)* Acta Aniani, nach Dahn, Könige der Germanen 5. 79[1]; Eckehard I., Waltharius Vers 1351, 774, 629ff., 1067ff.; L. Schmidt, Ostgermanen S. 476f.; MGh., Script. III. 31. 1ff. u. 15ff.; Förstemann [3]I, Spalte 14f. u. 25; Gröger, Die althochdeutsche und altsächsische Kompositionsfuge, Zürich 11, S. 255f.; Baesecke, Savigny-Zschr. 59 (39) 244 u. 247. *2)* Jordanes Kap. 41.

S. 183 *2)* Baesecke, GRM. 24 (36) 16ff.

4. Ermanrich

S. 184 *3)* H. Schneider I. 238ff.; Panzer, Deutsche Heldensagen im Breisgau, Heidelberg 04; Wesle, Beitr. 46 (22) 248ff.; Mudrak, Die deutsche Heldensage, B. 39, S. 10ff.; H. Reuschel, Beitr. 63 (39) 237ff., Ammianus Marcellinus 31. 31. *4)* Jordanes Kap. 24.

S. 185 *4)* E. Schröder, ZfdA. 41 (97) 24ff.; MGh., Script. III. 31. 21ff.; ebda. 23. 62f. *5)* ebda. 31. 11ff. u. 23. 43ff.

S. 186 *1)* Kluge, Ags Lesebuch[4] Nr. XXVI, Vers 21ff., hier nach H. Naumann, Frühgermanentum S. 73. *2)* Widsith Vers 5ff., 88ff., 109ff. *6)* MGh., Script. VI. 130. 31ff.

S. 187 *2)* Brandl, Forschungen S. 15ff. *3)* Edda S. 263, Genzmer I. Nr. 5; Edda S. 258, Genzmer I. Nr. 11.

S. 188 *0)* H. Reuschel, Beitr. 63 (39) 237ff., Genzmer I. 5. 22f. (teils nach [1]Jena 12); Sijmons-Gering zu Str. 20f.

S. 189 *1)* Weitfahrt Vers 115.

5. Vidigoja-Witege und Heime

S. 192 *1)* H. Schneider I. 253f.; L. Schmidt, Ostgermanen S. 227; Jordanes Kap. 5 u. 34; Müllenhoff, ZfdA. 12 (65) 307; Buch von Berne im Deutschen Heldenbuch

II. S. 55ff., Vers 8659; W. Grimm, Dt. Heldensage S. 217f., 326; Widsith Vers 110 u. 124ff.; L. Schmidt, Ostgermanen S. 245. *3)* Beowulf Vers 1197ff.; Hintz, Journal of Engl. and Germ. Philology 33 (34) 98ff. *4)* Ths. II. 169ff.

S. 193 *o)* Ths. II. 375. *2)* Waldere II. 4; Brandl, Forschungen S. 9. *3)* Kluge, Ags. Lesebuch[3] Nr. XXXII. *4)* Rabenschlacht Str. 587, 590, 595.

S. 194 *o)* Alphart im Dt. Heldenbuch II. Strophe 252ff.; Virginal B, ebda. V. Str. 314ff.; v. Kraus, ZfdA. 50 (08) 122f.; Nibl. Str. 1329. 3; Virginal B Str. 364. 610. 613. 652f., 715. *2)* Ebda. Str. 377; W. Grimm, Dt. Heldensage S. 154.

6 Dietrich von Berne

S. 195 1. Dietrichs Ellende. *4)* H. Schneider I. 214ff., 397ff.; Heusler im Reall. I. 464ff.; v. Kralik bei O. Brunner u. a., Das Mittelalter in Einzeldarstellungen, L. u. Wien 30, S. 185; Braune, Althochdeutsches Lesebuch, [8]H. 28, S. 83f

S. 196 *1)* L. Schmidt, Ostgermanen S. 286f., 122f.; Ennodius, Panegyricus, MGh., Auct. ant. VII. 206. 25ff. *3)* L. Schmidt, Ostgermanen S. 285; MGh., Auct. ant. XI. 92. 3.

S. 197 *o)* Giesecke S. 118ff.; Ennodius, Panegyricus VIII. 41; VII. 33; XVI. 75; XXI 92; ders., Briefe Nr. 658, § 4f. *2)* MGh., Script. rer Merov. II. 77f , MGh., Deutsche Chroniken I. 1. Vers 13839ff.; Ennodius, Panegyricus 206. 7ff

S. 198 *2)* L. Wolff S. 111ff.; H. Naumann, Frühgermanisches Dichterbuch, B. u. L. 31, S. 113; deutsch von dems., Frühgermanentum S. 73. *4)* Jordanes Kap. 50.

S. 199 *o)* ders. Kap. 52. *1)* Laufenberg S. 30ff. *2)* Wesle, Beitr 46 (22) 264f.; R. Holtzmann, Sachsen u. Anhalt 1 (25) 94f

S. 200 *1)* Edda S. 218 u. 226, Genzmer I. Nr. 8 u. 10. *2)* Buch von Berne, Deutsches Heldenbuch II. 55ff.; Vers 4017ff.; Steche S. 124. *5)* W. Grimm, Dt Heldensage S. 333

S. 201 *o)* Ths. II. 171ff.; ebda. II. 218ff. *4)* L. Wolff S. 100ff.; L. Schmidt, Ostgermanen S. 254; Kassiodor, Variae VIII. 9

S. 202 *2)* Ennodius S 211, 26ff ; S 213, 16ff

S. 203 *o)* L. Schmidt, Ostgermanen S 364f ; Gamillscheg II. 26, 29 u. 200

2 Der Tod der Heldensöhne und Diether *2)* Dt. Heldenbuch II. 217ff.; Str. 293, 298ff.; Str. 380ff., 428, 440, 447f

S. 204 *o)* Str. 456, 462, 871, 881, 913, 934, 951, 1120. *4)* Str 975

S. 205 *o)* Str. 905, 1016. *2)* Ths. II. 224ff., 244; I. 73ff. *3)* Die Klage, hersg. v. Lachmann (Der Nibelunge Noth und die Klage, B. 1826 u. ö.) Vers 987ff. *4)* Ths II. 328. 12ff., Klage 2054ff

S. 206 *2)* H. Schneider, ZfdPh. 51 (26) 200ff. *4)* Brandl, Forschungen S. 17; L. Schmidt, Ostgermanen S. 285; Buch von Berne Vers 3626ff.; Rabenschlacht Str 380, 387.

S. 207 *o)* Alpharts Tod Str. 215ff ; L Schmidt, Ostgermanen S. 295f. *3)* Rabenschlacht Str. 155ff., 165, 175, 185, 190ff., 185. 5. *4)* Ebda. Str. 1038ff , 1046, 1055.

S. 208 *1)* Ebda. Str. 1102ff , 1079ff., 1129, 1091f , 1136. *6)* Jordanes Kap. 50; Priskos, Corpus scriptorum historiae Byzantinae, Bonner Ausgabe S 203 u. 206 (deutsch in G. Freytags 'Bilder aus der deutschen Vergangenheit' I, Kap. 2)

S. 209 *1)* Jordanes Kap. 38 u. 50, Steche S 210.

VII. Zeugnisse burgundisch-deutscher Dichtung

1. Quellen

S. 212 1. Nordische *2)* Edda S 112ff , Genzmer I Nr 1, 3, 4, 5, Edda S 234ff , Genzmer I. Nr. 4. *4)* Fáfnismál u Reginsmál der Edda S 169ff u 176ff , Gering S. 195ff u 202ff , Genzmer I Nr 14—16 *5)* Sigrdrifumal der Edda

S. 185ff., Gering S. 210ff., Genzmer I. Nr. 17; Lehmgrübner, Die Erweckung der Walküre, H. 36

S. 213 *1)* Sigurdarkvida en skamma u. Atlamál der Edda S. 202ff., Genzmer I. Nr. 6; Edda S. 242ff., Genzmer I. Nr. 7. *2)* Grípisspá: Edda S. 160ff., Genzmer I. Nr. 18; Helreid Brynhildar: Edda S. 214ff., Genzmer I. Nr. 12; Gudrúnarkvida I—III: Edda S. 197ff. u. 218ff., Genzmer I. Nr. 8—10; H. Kuhn, Beitr. 57 (33) 36ff. u. 63 (39) 228ff. *3)* Text deutsch bei Genzmer II. Nr. 34; Genzmer, Beitr. 44 (20) 146ff.; Neckel, Altnord Lit. S. 91ff.; Kuhn, Beitr. 66 (39) 220ff. *4)* Ausgabe Ranisch, B. 91; Übersetzung: v. d. Hagen, Altdeutsche und altnordische Heldensagen III, [2]völlig umgearb. v. A. Edzardi, Stuttgart 80; Wieselgren, Quellenstudien zur Völsungasaga, Dorpat 35; J. de Vries, Studier over Färösche Balladen, Haarlem 15, S. 188ff

S. 214 *0)* Wieselgren S. 239ff. *2)* H. Schneider I. 153ff.; Heusler, GRM. 10 (22) 16ff; ders., Die deutsche Quelle der Sage von Kremolds Rache, BSB. 1921, XXXII

2. Deutsche Quellen. *4)* Nibelungenlied: Kritischer Text mit Wörterbuch v. K. Bartsch, 2 Bde., L. 70—80; Kleine Ausgabe mit Anmerkungen von demselben, [8]L. 23; A. Heusler, Nibelungensage und Nibelungenlied, [3]Dortmund 29; H. Schneider, Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung, Heidelberg 25, S. 333ff.; G. Ehrismann, LG. II. 2. 2. 123ff.; J. Schwietering, Dt. Dichtung des Mittelalters, Potsdam o. J., S. 194ff.; H. Schneider, 'Heldenepos' im Reall.LG. I 479ff.; D. v. Kralik in 'Das Mittelalter', hersg. v. O. Brunner u. a., L. u. Wien 30, S. 180ff.

S. 216 *0)* H. Naumann, ZfDeutschk. 40 (26) 22ff.

S. 217 *0)* Nibl. Vers 2372.

S. 218 *1)* Die Klage, Ausgabe Edzardi, Hannover 75. *3)* H. Becker, Beitr. 54 (3) 210ff. *5)* Seifrid de Ardemont, Ausgabe Panzer, Stuttgart 02; van Dam im VfL. I. 52ff.

S. 219 *1)* Friedrich von Schwaben, Ausgabe Jellinek, B. 04; Pschmadt, ZfdA. 53 (12) 317ff.; Ehrismann, LG. II. 2. 2. 90ff.; Mitzka im VfL. I. 697f. *2)* Das Lied vom Hürnen Sewfrid, Zwickau 11 (Faksimile mit den Bildern); dass. nach der Druckredaktion des 16. Jahrhunderts mit einem Anhange: Das Volksbuch vom gehörnten Siegfried nach der ältesten Ausgabe (1726), hersg. v. W. Golther, [2]H. 11; Baesecke, AfdA. 37 (14) 127ff.

2. Nibelungen

S. 220 1. Siegfrieds Drachenkampf. *1)* H. Schneider I. 115ff. u. 164ff.; v. Sydow, Sigurds strid med Fåvne, Lunds Universitets Årskrift 14 (18); A. Heusler, Altnordische Dichtung und Prosa von Jung Sigurd, BSB. 1919. XV. *4)* Rosengarten A, hersg. v. G. Holz, H. 93, S. 329ff. *5)* Hempel, Nibelungenstudien S. 179ff. u. 230ff.

S. 221 *1)* Nibl. Str. 100 u. 901f. *2)* Edda S. 158f., Gering S. 183f

S. 222 *2)* Grimm, Kinder- u. Hausmärchen Nr. 90; Bolte-Polívka II. 285ff

S. 223 2. Der Nibelungenhort. *4)* Nibl. Str. 87ff. *5)* Seifriedslied Str. 13ff.

S. 224 *1)* Edda S. 176ff., Genzmer I, S. 112ff. *3)* Edda, Atlakvida Vers 26

S. 225 *1)* Grimm, Kinder- u. Hausmärchen Nr. 92; Bolte-Polívka II. 326 u. 331ff.; v. Sydow, Sigurds strid S. 18. *5)* Völs.-s. Kap. 14

3. Die Erweckung der Jungfrau. *6)* H. Schneider I. 173f.; Lehmgrübner, Die Erweckung der Walküre; Edda, Fáfnismál Str. 42—44.

S. 226 *1)* Edda S. 185ff., Gering S. 210ff., Genzmer I. Nr. 17. *2)* Edda, Sigrdrífumál (Str. 6—19, 22—37). *3)* Ebda. Str. 2.

S. 227 *1)* Sijmons, ZfdPh. 24 (92) 18ff.

S. 228 *1)* Nibl. Str. 331, 378, 411, 419, 618ff., 624, 630ff. *2)* Ths. II. 315. 9ff. *4)* Seifriedslied Str. 51; Str. 38.

S. 229 *0)* Ebda. Str. 47, 51, 101. *1)* Ebda. Str. 38, 167. *3)* Baesecke, AfdA. 37 (17) 136ff.; Lehmgrübner S. 69ff.

S. 230 4. Siegfrieds Tod. *5)* H. Schneider I. 174ff.

S. 231 4. 1. Das alte Sigurdlied. *1)* Edda S. 193ff., Genzmer I. Nr. 3; Heusler, Die Lieder der Lücke im Codex Regius der Edda, Germ. Abhandlungen H. Paul dargebracht, Straßburg 02, S. 48ff.; Wieselgren S. 264—67; Graber, Archiv f. Religionsw. 35 (38) 131. *3)* Völs.-s. Kap. 27, 49ff.

S. 232 *4)* Heusler, Lieder der Lücke S. 76ff.

S. 233 4. 2. Nibelungenlied und Thidrekssaga.

S. 235 *2)* Nibl. Str. 1010, 1046.

S. 236 *4)* Ths. I. 319ff. (Kap. 169); Hempel S. 114ff. *5)* Ths. II. 37 (Kap. 225).

S. 237 *1)* Ths. II. 258 (Kap. 342).

S. 238 *3)* H. Schneider I. 82ff.; Heusler, N. u. N. S. 31ff.

S. 239 *0)* A. Heusler, Die Quelle der Brünhildsage in Thidrekssaga und Nibelungenlied, in der Festschrift f. W. Braune, Dortmund 20, S. 62f.; ders., N.u.N. S. 31ff. *2)* Löwis of Menar, Palaestra 142, B. 23; v. Sydow, Arkiv 33 (28) 164ff. u. 180ff.; Honti FFComm., Helsinki 31, S. 45ff.; Baesecke, Münchener Oswald S. 292, 380 u. 385. *4)* Singer, Neujahrsblatt der lit. Gesellschaft Bern 1917; Heusler in der Festschrift f. Braune S. 79ff.; Hempel S. 199f.

S. 240 *2)* Hempel S. 15ff. *3)* Orendel, hersg. v. Steinger, H. 35; Fr. Vogt, ZfdPh 22 (90) 474.

S. 241 *1)* Orendel S. XXV; Heusler in der Festschrift f. Braune S. 67ff.
4. 3. Hürnen Seifried. S. die Angaben zu S. 219, *2)*.

S. 242 4. 4. Das ursprüngliche Lied. *3)* Heusler, Lieder der Lücke S. 78ff.; ders., N.u.N. S. 9ff.

S. 243 *2)* G. Schütte, Sigfrid und Brünhild, Kopenhagen u. Jena 35; ders., Beitr. 63 (39) 400ff.; MGh., Leges III. 533; Baesecke, Beitr. 60 (36) 371ff.; v. Kralik, Byzant. Zschr. 35 (35) 273ff.; Widsith Vers 123; Ths. I. 369f.; L. Schmidt, Ostgermanen S. 135f.

S. 244 *2)* Frings, Beitr. 61 (37) 364ff.; Fr. Cramer, Beitr. zur Geschichte des Niederrheins 12 (97) 258ff.; B. Vollmer, Annalen des hist. Vereins für d. Niederrhein 113 (28) 1ff.; Zarncke, LSB. 18 (66) 257ff. *3)* Acta SS. November, Bd. III. 400ff. u. 395ff.; D. Schöpflinus, Alsatia illustrata, I, Straßburg 1751, S. 704ff.; Hempel S. 22f. *4)* R. Klapheck, Der Dom zu Xanten und seine Kunstschätze, B. 30; W. Classen, Germania sacra III. I. 1, Das Erzbistum Köln, Archidiakonat von Xanten, B. 38; F. Rütten, Die Victorverehrung im christlichen Altertum, Paderborn 36; Hans Meyer, Archiv f. hess. Geschichte u. Altertumskunde, NF. 17 (32) 1ff.; Klapheck, aaO. S. 9.

S. 245 *2)* de Boor, Beitr. 63 (39) 250ff.

S. 246 *1)* Apollinaris Sidonius, Briefe IV. 20. 1; L. Schmidt, Ostgermanen S. 140ff., 177ff. *5)* Nibl. Str. 330. *6)* Baesecke, Münchener Oswald S 297ff.

S. 247 *1)* A. Williams in German Studies presented to ... H. G. Fiedler, Oxford 38, S. 424ff. *4)* Prosper Aquitanus bei J. P. Migne, Patrologiae cursus completus, Series Latina, Paris 44ff., S. 51. 597; de Boor bei Schneider, AK. S. 257ff.

S. 248 *1)* A. Coville, Recherches sur l'histoire de Lyon, Paris 28, S. 34ff., 170, 201, 206f., 214f; L. Schmidt, Ostgermanen S. 138ff., 180ff., 191ff. *2)* Gamillscheg III. 17 u. 199, v. Wartburg S. 87ff., 118ff.; Apollinaris Sidonius, Epistolae V. 6 u. 7. *3)* Gesetze der Burgunden, hersg. v. F. Beyerle, Weimar 36, S. XIIIff.

S. 249 *2)* Fredegar III 59 *5)* Edda, Sigurđarkviđa en skamma, Genzmer I. Nr. 6.

S. 250 *1)* Ebda. Str. 3; Lehmgrübner S. 48ff

S 251 5. Der Burgunden Untergang. 1. Das ältere Atlilied. *2)* Atlakviđa der Edda S 234, Genzmer I Nr. 4 *3)* Str. 27 (Genzmer 28).

S. 252 *1)* L. Schmidt, Ostgermanen S. 137. Paulus Diaconus, Historia Romana XIV. 5, in MGh., Script. rer. Langob.; Jordanes Kap. 49
S. 253 5. 2. Nibelungenlied. *2)* Nibl. Str. 1101 ff
S. 255 5. 3. Die Thidrekssaga *5)* Ths. II. 275 ff
S. 258 *2)* Meißner, ZfdA. 56 (19) 77 ff
S. 259 *4)* Ths. II. 369 ff
5. 4. Das ältere Epos. *5)* Heusler, N.u.N. S. 74 ff
S. 260 *5)* de Boor, ZfdA. 61 (24) 14 ff; Nibl. Str. 1463 f.; Waltharius Vers 629 ff. *7)* Ths. II. 287. 18—24 u. II. 288. 17—289. 2; Wesle, Beitr. 46 (22) 231 ff.; Hempel S. 37 ff
S. 262 *1)* Heusler, N.u.N. S. 275 ff. *3)* Ths. II. 300. 22 f
S. 264 *3)* Nibl. Str. 2008, 2020 ff. *5)* Str. 2106
S. 266 *1)* H. Schneider I. 106 ff. *3)* Droege, ZfdA. 62 (25) 196 ff.; Wesle, ZfdPh. 51 (26) 33 ff.; Gierach, Zur Sprache von Eilharts Tristrant, Prag 08; Fr. Vogt, GgA. 174 (12) 243 ff
S. 267 *0)* H. Schneider, Das germanische Epos S. 19 ff
5. 5. Älteres Epos und Atlilied. *1)* Heusler, N.u.N. S. 44 ff
S. 268 *2)* Gamillscheg III. 70, 77 ff., 198 ff.; v. Wartburg S. 123 f., 165 f.; Baesecke, Savigny-Zschr. 59 (39) 243 ff.; Gamillscheg III. 119 f
S. 269 *0)* Baesecke, Beitr. 59 (35) 14 ff. *1)* Heusler, N.u.N. S. 44 ff. *3)* Nibl. Str. 1717.
S. 270 5. 6. Das ursprüngliche burgundische Lied. *4)* Heusler, N.u.N. S. 44 ff
S. 272 *1)* Apollinaris, Carmina 23. 277 ff. u. 9. 106 ff.; M. Roger, L'enseignement des lettres classiques d'Auson à Alcuin, Paris 05, S. 84 ff.; Coville S. 225 f.; L. Schmidt, Ostgermanen S. 192; Schanz IV. 2. 242 ff.; Fr. v. Bezold, Das Fortleben der antiken Götter im mittelalterlichen Humanismus, Bonn u. L. 22, S. 14 ff.; Script. rer. Mythicarum Latini III, Ausgabe G. H. Bode, Celle 1834, I. Nr. 22 u. 4. *2)* Coville S. 39 f
S. 275 5. 7. Das bairische Lied. *2)* Heusler, N.u.N. S. 57 ff
S. 277 6. Siegmund. *1)* v. d. Leyen, Deutsches Sagenbuch I, Die Götter und Göttersagen der Germanen, ³München 20, S. 181 f.; H. Schneider I. 157 ff.; Olrik, Danmarks Heltedigtning, Kopenhagen 03, S. 248 ff., besonders S. 255; Heusler, Jung Sigurd S. 162 ff.; ders. im Reall. II. 195; Neckel, Zschr. Edda 13 (20) 122 ff., 204 ff.; Schütte, Sigfrid u. Brünhild S. 38, 50 ff
S. 278 *1)* Th. Bitterauf S. 880 u. 895. *2)* Frá dautha Sinfjötla der Edda S. 158 ff., Gering S. 183 ff
S. 282 *1)* L. Weiser S. 70 ff.; Höfler S. 188 ff
S. 283 *1)* Thurneysen, Irische Heldensage, H. 23, S. 81 ff.; Shofield, Publications of Modern Language Association 17 (02) 272 ff., Zimmer in Hinnebergs "Kultur der Gegenwart", B. 09, I. II. 1. 12 ff.; K. Meyer ebda. 78 ff.; Chr. Stern ebda. 117 ff. *2)* J. Pokorny, Der Ursprung der Arthursage, Mitteil. der Anthropol. Gesellschaft in Wien 39 (09) 97 ff.; Deutschbein, Studien zur Sagengeschichte Englands, Cöthen 06, S. 248 f
S. 284 *0)* Höfler S. 216 f. *1)* Tacitus, Germania Kap. 20
S. 285 *0)* Much, ZfdA. 66 (29) 15 ff. *2)* MGh., Script. rer. Merov. II. 329 ff.; A. J. Herzberg, Der hl. Mauritius, Düsseldorf o. J. (36), S. 15 ff. *4)* Gamillscheg III. 90 u. 17. *5)* Oehlmann, Jahrbuch f. Schweiz. Geschichte 3 (78) 231 ff., 263 f.; Werlauff, Symbolae ad geographiam medii aevi ex monumentis Islandicis, Kopenhagen 1821, S. 17 f.
S. 286 *0)* Herzberg S. 49. *1)* Gregor v. Tours in MGh., Script. rer. Merov. I. 3. 5 S. 111 f. *5)* Shofield S. 290 f
S. 287 *2)* Heusler, Jung Sigurd S. 173 ff
7. Siegmund und Siegfried
S. 288 *0)* Müllenhoff, ZfdA. 23 (79) 160. *4)* L. Schmidt, Westgermanen S. 26 u. 52.

S. 289 *2)* H. Hempel, Sigurds Ausritt zur Vaterrache, in der Festschrift Neckel S. 155ff.; Heusler, Jung Sigurd S. 170ff.

3. Wieland

1. Das Eddalied. *3)* Heusler im Reall. IV. 528f.; L. Wolff S. 201ff.; H. Schneider II 2 72ff , Maurus, Die Wielandsage in der Literatur, Erlangen u. L 02, G Neckel, Beiträge S. 278ff.; S. Bugge, Arkiv 26 (10) 33ff.; W. Vogt, ZfdPh. 51 (26) 275ff ; A Krappe, Archiv 160 (31) 161ff. *4)* Edda, Völundarkviđa, Genzmer I. Nr. 1; Völundarkviđa Str. 14

S 290 *1)* Edda, Atlakviđa Str. 6f., Genzmer I. 4. 6f. *3)* Völundarkviđa Str. 19. *4)* Kaiserchronik, Ausgabe E. Schröder, Hannover 92, Vers 5686, 5733, 5824.

S. 291 *0)* Edda, Brot af Sigurđarkviđu Str. 12f., Genzmer I. 3. 14f.; Atlakviđa Str. 35, Genzmer I. 4. 35; Völundarkviđa Str 33

S 293 2. Thidrekssaga. *1)* Ausgabe Bertelsen I. 73. 16ff., Übersetzung von F. Erichsen, Jena 24; v. Kralik bes. S. 80ff. u. 19. *4)* Fr. Panzer, ZVfVk. N.F. 21 (31) 125ff.; Krappe, Archiv 161 (32) 3ff.; v. Kralik, Wiener Prähistor. Zschr. 19 (32) 342ff.

S. 294 *5)* Ovid, Metamorphosen VIII 203ff., Ars amatoria II. 59ff

S. 296 3. Friedrich von Schwaben. *2)* Pschmadt, ZfdA. 53 (12) 317ff.; M. H. Jellinek, ebda. 57 (20) 135f.; Holmström, Studier över svanjungfrumotivet, Malmö 19, bes. S. 190.

S 297 4. Altenglische Überlieferung. *2)* H. Arntz, Handbuch S. 208; ders., Die Runenschrift S. 76; E. Wadstein, The Clermont Runic Casket, Uppsala 00; S. Pfeilstücker S. 131ff. (hier und bei Wadstein die besten Abbildungen). *3)* F. J. Child, English and Scottish Ballads III, Boston 88, S. 14ff. (vgl. Wadstein S. 9).

S. 298 *1)* A. Heusler in der Festschrift für Th. Plüß, Basel 05, S. 1ff.; ders. im Reall. I. 498f. *4)* Sieper, Die altenglische Elegie, Straßburg 15, bes. S. 149ff.; H. Kuhn, Beitr. 63 (39) 232ff.; F. Niedner, ZfdA. 33 (89) 36[8].

5. Das ursprüngliche Lied. *5)* W. Golther, Germania 33 (88) 453ff.; S. Bugge, Arkiv 26 (10) 47ff.; Baesecke, Beitr. 61 (37) 368ff

S 299 *1)* Völundarkviđa Str. 20. *2)* Vergil, Aeneis VI. 14ff., VIII. 414, Georgica III. 113; Servii... commentarii recc. Thilo et Hagen, L. 84ff., II. 5f u. 262, III. 285; Schanz IV. 1. 174; Völundarkviđa Str. 37. 5. *3)* Boethius, Philosophiae consolationis libri V, rec I. Weinberger, Wien 34, Carmen VII 15f., E Krämer, Die altenglischen Metra des Boethius, Bonn 02, X 33f. *4)* Heusler, ZfdA 52 (10) 97ff.

S. 300 *1)* Comparetti, Virgilio nel medio evo, Livorno 72, S 73ff , 98ff., H Lohmeyer, Vergil im deutschen Geistesleben bis auf Notker III., B. 30, S. 70ff.; Schanz IV 2. 242ff. *2)* Eugippii vita sti. Severini, Ausgabe H. Sauppe, MGh., Auct. ant. I. 2. 11; W. Grimm, Dt. Heldensage S. 454; Schanz IV. 2. 586ff.

S 301 *1)* Französische Volksmärchen, übersetzt von E. Tegethoff, Jena 23, Nr 41; L. Wolff S. 164ff. u. 238.

S. 303 *2)* Edda, Atlakviđa Str. 7. 9, Genzmer I. 4. 7; L. Schmidt, Ostgermanen S. 140f

S. 304 *2)* v. Wartburg S. 124; Völundarkviđa Str. 2, 10 u. 13. *3)* Atlakviđa Str. 27, Genzmer I. 4. 27

VIII. Langobardische Zeugnisse

1. Quellen

S 306 *1)* Vgl. die Anm. zu S. 79; W. Bruckner, Die Sprache der Langobarden S. 24ff.; MGh., Script. rer. Langob. S. 1ff. u. 12ff., deutsch von Abel, Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, [3]L. 39. *2)* L Schmidt, Ostgermanen S 585ff.

S. 307 *0)* Velleius Paterculus, Historia Romana 2. 106; v. Wartburg S. 134ff.; Gregor der Große, Ausgabe U. Morica, Rom 24, III. 29, Laehr, Die Antike 7 (31) 120ff

1) Paulus Diaconus, Hist. Langob. III. 35. *2)* L. M. Hartmann, Geschichte Italiens im Mittelalter II. 1, L. 00, S. 204f

S. 308 *1)* v. Schubert S. 211ff. *2)* Hörle, Frühmittelalterliche Mönchs- und Klerikerbildung in Italien, Freiburg i. Br. 14, S. 55f

S. 309 *1)* Baesecke, Dt. Abrogans S. 144. *2)* Hartmann S. 238ff. *3)* Edictus ceteraeque Langobardorum leges. *5)* Lex Salica S. 426.

S. 310 *1)* Baesecke, Dt. Abrogans S. 147f. *2)* Manitius I. 257ff

S. 311 *1)* E. Schaffran, Geschichte der Langobarden, L. 38, S. 46. *2)* Bruckner S. 11ff.; ders., GRM. 12 (24) 8ff.; Gamillscheg II. 57ff.; v. Wartburg S. 145f.; Baesecke, Beitr. 59 (35) 94ff.; Gamillscheg, ZfVk. 48 (39) 89ff.; Schaffran S. 67ff.; ders., FuF. 14 (37) 61f.

S. 312 *0)* M. Claar, Deutsche Rundschau 62 (36) 193ff.

2. Langobardische Dichtung

1. Sceafa-Scaubo. *1)* H. Schneider II. 1. 184ff., III. 47f.; de Vries I. 247; Baesecke, GRM. 14 (36) 173ff. *4)* MGh., Script. rer. Langob. S. 2 u. 48f., Kap 2ff

S. 313 2. Stammtafeln und Königslisten. *1)* Edict. cet. Langob. leges S. 1f.; Baesecke, GRM. 14 (36) 163ff

S. 314 *3)* Widsith Vers 70ff

S. 315 *0)* MGh., Leges IV. 3; Bruckner S. 31; de Vries I. § 179; *2)* O. Höfler, Hist Zschr. 157 (38) 9f.; Jordanes Kap. 5

3. Göttertrug. *3)* MGh., Script. rer. Langob.: Origo I. 1, Paulus Diaconus I. 7f., Gothaer Hschr. 2[2]; MGh., Script. rer. Merov. II (Fredegar III. 65); Mommsen, NA. 5 (80) 51ff.; G. Waitz, ebda 415ff.; R. Kögel, LG. I. 107ff.; W. Bruckner ZfdA. 43 (99) 47ff.; v. d. Leyen, Die Götter der Germanen, München 38, S. 132ff.; Neckel, Gott Balder S. 245ff.; A. Heusler S. 80ff.; Walther Schulz, Mannus 24 (32) 215ff

S. 317 *5)* Edda, Reginsmál, Prosa nach Str. 15 u. Str. 18ff., S. 172f., Gering S. 199ff., Genzmer I. 16. 13

S. 318 *1)* Edda, Grímnismál S. 54ff., Gering S. 68ff. *2)* de Vries I. 166ff., II. 168ff. *3)* Grimm, Kinder- u. Hausmärchen Nr. 35 u. Bolte-Polívka I. 342ff.; P. Ewald, Historische Aufsätze, dem Andenken an G. Waitz gewidmet, Hannover 86, S. 17ff. *5)* C. Wendel, Realenz. [2]XVI. 2. 1365ff.; K. Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Literatur, [2]München 97, S. 505

S. 319 *1)* Justinus, Historiae Philippicae 18. 3.; v. d. Leyen, Die Götter S. 134; L. Makkensen bei Spamer, Die deutsche Volkskunde S. 164; Edda, Reginsmál Str. 23, Genzmer I. 16. 14. *2)* Edda, Reginsmál Str. 23, vgl. Str. 22—25; Gering S. 201, Sijmons-Gering II. 180; Neckel, Arkiv 34 (18) 319. *3)* Isidori Etymologiae IX. 2. 95. *4)* Paulus Diaconus, Hist. Langob. IV. 22

S. 320 *1)* Germania Kap. 31; Paulus Diaconus, Hist. Langob. III. 7. *5)* H. Schneider, Über die ältesten Lieder der Nordgermanen, MSB. 1936, Nr. 7, S. 32f. u. 48f.; Thrymskviđa der Edda S. 107ff., Genzmer II. Nr. 1; Hymiskviđa der Edda S. 85ff., Genzmer II. Nr. 2; H. Schneider, MSB. 1936 S. 48ff.

S. 321 *2)* Manitius I. 226. *3)* Gamillscheg II. 199f.; v. Wartburg S. 145f. *4)* Kögel, LG. I. 82ff.; Baesecke, GRM. 24 (36) 172f.

S. 322 4. Lamicho. *1)* Paulus Diaconus, Hist. Langob. I. 15ff

5. Die Herulerschlacht. *2)* v. d. Leyen, Die deutschen Heldensagen, München 12, S. 46ff.; H. Schneider II. 2. 141ff.; Paulus Diaconus, Hist. Langob. I. 20. *2)* Procopius, De bello Gothico II. 14

S. 323 *3)* L. Bechstein, Märchenbuch, Neudruck der Originalausgabe von 1857, L. 26, S. 14.

S. 324 6. Thurisind. *4)* Paulus Diaconus, Hist. Langob. I. 23f.; Heusler im Reall. I. 56; v. d. Leyen, Heldensagen S. 54ff.; Wolff S. 152ff.; H. Schneider II. 2. 143f.; R. Much, ZfdA. 66 (29) 15ff

S. 325 *1)* Much S. 153f. zu Germania Kap. 13; J. Grimm, Dt. Rechtsaltertümer [4]II. 714 unter Schwertleite. *4)* Eddica minora Nr. I Str. 35, Genzmer I. 2. 33

S. 326 7. Alboins Tod. *2)* v. d. Leyen, Heldensagen S. 57ff.; Heusler im Reall. I. 56f.; Wolff S. 156ff.; H. Schneider II. 2. 144f.; L. Schmidt, Ostgermanen S. 583f.; Genzmer, Archiv 142 (21) 1ff.; MGh., Script. rer. Merov. I[2]. 174 Anm. 3; Fredegar III. 26; Origo § 5. *3)* Paulus Diaconus, Hist. Langob. I. 27 u. II. 28f.

S. 327 *1)* Edda, Atlamál Str. 82, Genzmer I. 7. 80.

S. 329 8. Ein Opferlied. *2)* de Vries I. § 207.
9. Autharis Brautschau. *3)* Kögel, LG. I. 119ff.; H. Schneider III. 141; de Boor bei H. Schneider, AK. S. 419; Paulus Diaconus, Hist. Langob. III. 30; Ehrismann, LG. II. 1. 296ff.; Fr. Panzer, Italienische Normannen in deutscher Heldensage, Frankfurt a. M. 25.

S. 330 *3)* Edda S. 136ff., Genzmer I. Nr. 21.
10. Grimoald. *4)* Paulus Diaconus, Hist. Langob. IV. 37; Grimm, Dt. Sagen Nr. 406; v. d. Leyen, Heldensagen S. 28f.; de Boor bei H. Schneider, AK. S. 419.

S. 332 11. Die Geschichte der Familie des Paulus Diaconus. *2)* Paulus Diaconus, Hist. Langob. IV. 37; de Boor bei H. Schneider, AK. S. 419f.

S. 334 *1)* MGh., Auct. ant. I. 2., Eugippii vita Sti. Severini, Kap 29
12 Schluß.

S. 335 *0)* Gamillscheg II. 199f ; v. Wartburg S. 145f.

IX. Innerdeutsche Zeugnisse

1. Glossen

S. 336 *2)* Baesecke im Reall LG. I. 448ff.

S 337 *1)* Kuno Meyer in 'Kultur der Gegenwart' I. II. 1, B. u. L. 09, S. 79, D. v. Kralik, DLz. 52 (31) 1464; ders., Hist Zschr. 152 (35) 558ff.

S. 338 *0)* Wesche, Beitr. 61 (37) 93[1]

2 Leod

S. 339 *4)* Ehrismann, LG. I. 13ff.

S. 340 *0)* Notker, Psalm 32. 3, vgl. P. Piper, Die Schriften Notkers und seiner Schule, II, Freiburg i. B. u. Tübingen 83, S. 107
1. Winileod. *2)* Baesecke in der Festschrift für A. Leitzmann, Jena 37, S. 1ff. (mit weiterer Literatur zum Einzelnen); Ehrismann, LG. I. 22ff.; Fr. Vogt, Geschichte der mhd. Literatur I, B. u. L. 22, S. 140f. *3)* Kelle, WSB. 161 (00) Nr. 9; Stumpfl S. 102ff.; C. Wesle, Die ahd. Glossen des Schlettstadter Codex . . ., Straßburg 13, S. 97ff.; Baesecke, Beitr. 46 (22) 444ff

S. 341 *1)* Baesecke in der Festschrift Leitzmann S. 6; Beda, Hist eccl. IV. 24; Brinkmann, Neophilologus 9 (24) 49ff.; Meißner, ZfdA. 53 (11) 78ff. *3)* S. Singer, GRM 13 (25) 190ff.; MGh., Poetae Latini IV. 652. *4)* MGh., Poetae Latini I. 361. 43ff, MGh , Epistolae IV. 392 17ff.; MGh., Poetae Latini I. 252f. (S. 491)

S. 342 *2)* Ebda. II. 403. *4)* Ebda. II. 385; Übersetzung nach Singer, GRM. 13 (25) 194.

S. 343 *1)* MGh., Poetae Latini II. 362ff.; Singer, GRM. 13 (25) 194f.; *4)* A. Hahn, Bonifaz und Lul, L. 83, S. 197; MGh., Auct. ant. XV. 493[21], 512[9]; ebda. 496. 27ff. mit Anm. *5)* Die Briefe des Hl. Bonifaz und Lullus, hersg. v. M. Tangl, B. 16, S. 53 u. 220f.

S. 344 *0)* MGh., Epist. IV. 289, 383f. u. 109 (vgl. 378); ebda. IV. 36f. u. 373[5]; Briefe des Hieronymus, hersg. v. Hilberg, I, Wien u. L. 10, S. 12ff.; Vom Drachen zu Babel Vers 32ff. *1)* MGh., Epistolae IV. 149, 266, 581, V. 500. *2)* Ebda. V. 497. *3)* Ebda. IV. 323ff. *4)* Tangl Nr. 13

S 345 *1)* H. Achelis, Virgines subintroductae, L. 02; A. Jülicher, Archiv f. Religionsw. 7 (04) 373 ff.; H. Lietzmann, An die Korinther, [3]Tübingen 23, zu Kor. I. 7. 36—38; Kuno Meyer, BSB. 1918. I. 362 ff.; Jülicher, aaO. S. 376 ff

S 346 *1)* Sieper S. 126 u. 275; Übersetzung nach Heusler S. 142. *3)* Tangl S. 52, vgl. S 58, Sieper, S. 134 u. 209 ff., Vers 14 ff. *4)* MGh., Poetae Latini I. 270 ff; Pokorny, Mitteil. der anthropol. Gesellschaft in Wien 39 (09) 108 f.; Paulus Diaconus, Hist. Langob. VI. 55; H. Reuschel, Beitr. 62 (38) 143 ff.

S 347 *1)* Sieper S 128 u. 134. *2)* Der Wandrer Vers 39 ff.: Sieper S. 131 f., Heusler S 143

S 348 *4)* Minnesangs Frühling, hersg v. F. Vogt, [3]L. 20, S. 3.1 u. 220 ff.; H. Brinkmann, Entstehungsgeschichte des Minnesangs, H. 26, S. 91 ff.; C. v. Kraus, Des Minnesangs Frühling, Untersuchungen, L. 39, S. 1 f.

S 349 *1)* Hohes Lied 6. 2; H. Meyer-Benfey, GRM. 25 (37) 389 ff.; Fr. Vogt, LG. I. 140 ff *3)* Langosch im VfL. I. 775 f.; Ausgabe Strecker, B. 25, Nr. 19. *4)* S. Riezler, Geschichte Baierns I. 1[2], Gotha 27, S. 598 f, 602. *5)* Ruodlieb XVII. 66 ff.; Müllenhoff-Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8.—12. Jahrhundert, [3]B. 92, Nr. XXVIII mit Anm

S 350 *2)* W Wattenbach, MSB. 3 (73) 710 ff.; ders., Deutschlands Geschichtsquellen [6]II, B 94, S. 70 f.; ders S. 729, 731. *4)* R. Ganszyniec, ZfdA 63 (26) 231. *5)* Wattenbach S. 685 ff., 698. *6)* Minnesangs Frühling S. 222 43.

S 351 *1)* Brinkmann S. 18 ff.; Manitius III. 883 ff.; Ausgabe Abrahams, Paris 26, S 257, Vers 35 ff.; O Schumann bei W. Stach u. H. Walther, Ehrengabe für K. Strecker, Dresden 31, S. 158 ff. *2)* Abrahams, aaO. S. 259. *3)* Migne Bd. 171; B. Hauréau, Les Mélanges poétiques d'Hildebert de Lavardin, Paris 82, S. 135 ff.; Migne Bd. 171, Sp. 1428 f., Vers 9 ff.; Wattenbach, MSB. 3 (73) 707

S 352 *2)* Ausgabe Heinzel, B. 67, S. 610 ff.; ebda. Vers 102 ff. *3)* Eichendorffs Gedichte, Ausgabe Brümmer (Reclam), S. 317; J. u. W. von Eichendorffs Jugendgedichte, hersg. v. R. Pissin, B. o. J., Nr. 66. *4)* Ausgabe Haupt-Wießner, Wien 30, S. 62.33 u. 96.14; vgl. Pauls Grundriß [2]II. 525 f

2. Andre Leod-Arten. *5)* Ehrismann LG I 24 u 34

S 353 *0)* Dümmler, ZfdA. 17 (74) 144 f. *1)* MSD. Nr XII 2 2 *3)* W. Braune, Ahd. Lesebuch[9], Nr. 36 Vers 46. *4)* A. Waag, Kleinere deutsche Gedichte des 11. u. 12. Jahrhunderts, [2]H. 16, Nr. IX. 301 ff

3. Leich

6) Heusler S. 40 ff.; Ehrismann LG. I. 27 ff.; Stumpfl S. 119 ff

S 354 *0)* Ev. Lucae 15. 25; F. Gennrich, Grundriß einer Formenlehre des mittelalterlichen Liedes, H. 32, S. 96 ff. *2)* E. Schröder, ZfdA. 61 (24) 17 ff

S 355 *1)* Boudriot S. 1 ff., 9 ff.; Baesecke, ZfdPh. 53 (28) 385 ff.; Stumpfl S. 147 ff *2)* ders., S. 117 ff

S. 356 *0)* Meuli im Hwb.A. V. 1830 ff. *1)* J. Kelle, Geschichte der dt. Literatur von der ältesten Zeit bis zum 13 Jahrhundert I. B 92, S 69 u 325, G Jecker, Die Heimat des Hl. Pirmin, Münster 27, S. 55, 69, 150 ff., 179 ff., Scarapsus Kap. 22 u. 28[b]. *2)* Tangl Nr. 50 von 742, S. 84 f.; Boudriot S. 71 ff. *3)* MGh., Leges II. 1. 226 u. 229 Nr. 34; Stumpfl S. 135 f

S. 357 *0)* Fehrle S. 46 f. u. 105 ff.; Boudriot S. 7, 18, 30; Baesecke, ZfdPh. 53 (28) 386 f.; E. Wadstein, Kleinere altsächsische Sprachdenkmäler, Norden u L. 99, Nr. XIII; F. Holthausen, Nd. Jb. 37 (11) 50; J. Grimm, Mythologie [4]II. 637; A. Saupe, Der Indiculus superstitionum ..., Programm, L. 91, S. 28 f. *1)* Kluge, Ags. Lesebuch[3] Nr. XXVI; Heusler S. 47.

S 358 *2)* E. H. Meyer, ZVfVk. 14 (04) 1 ff. u. besonders 130 ff.; E. Mogk, Nd. ZfVk. 6 (28) 149 f.; Boudriot S. 72 f., Fehrle S. 105 ff. *3)* Glossar Jb-Rd: Steinmeyer, Gll. I. 281.55 u. 287.34.

4. Totenklagen und Preislieder

1. Totenklagen. *5)* Ehrismann, LG. I. 35ff.; Wesche, Beitr. 61 (37) 87ff. *6)* D. v. Kralik, GgA. 1914, 164ff

S 359 *2)* Reginonis Libri duo de synodalibus curis et disciplinis ecclesiasticis, hersg. v. Wasserschleben, L. 1840, I Nr. 73 u. Cap. 304 S. 145; Kelle, LG. S. 68f. u. Anm. *3)* Ehrismann, LG I. 39f. *4)* Edda, Baldrs draumar Str. 4, Genzmer II. 3. 4. *5)* Edda, Grógaldr Str. 1, Genzmer II. 28. 1

S. 360 *1)* Jordanes Kap. 24. *2)* Tacitus, Germania Kap. 8; Sueton, Vitellius 14. 5; Much S. 116ff. *3)* J. Franck bei Hansen S. 614ff., 629; Erich-Beitl S. 714ff. *4)* Wasserschleben, Die Bußordnungen der abendländischen Kirche, H. 51, S. 89ff

S 361 *1)* MGh., Leges II. 2, VI. 197. *2)* Regino I Nr. 216 (Wasserschleben S. 108) *4)* Beowulf Vers 3137–82; vgl. H. Naumann, Frühgermanentum S. 62f. *5)* K. Stjerna, Essays on questions connected with ... Beowulf, hersg. v. Hall, Coventry 12, S. 237

S. 362 *2)* Stjerna S. 200ff.; Schücking, ESt. 67 (32/33) 4ff. *3)* Jordanes Kap. 49.

S 363 *1)* E. Schröder, ZfdA. 59 (22) 240ff.; R. Leicher, Die Totenklage in der deutschen Epik, Breslau 27, S. 11ff; Widsith Vers 102f. *2)* Klaeber, Publications of the Modern Language Association of America 42 (27) 259f. *3)* Jordanes Kap. 41; Beowulf Vers 865ff

S. 364 *0)* Jordanes Kap. 41. *1)* Beowulf Vers 1115ff., 2445ff. *2)* Schücking, ESt. 39 (08) 7ff. *4)* Edda, Guðrúnarkviða I. 18, Genzmer I. 9. 18.

S 365 *2)* Nibl. Str. 100ff; Leicher S. 134ff

2. Preislieder. *4)* Heinrich Naumann, Das Ludwigslied und die verwandten lateinischen Gedichte, Diss. H. 32, besonders S. 65ff.; de Boor bei H. Schneider, AK. S. 306ff

S 366 *2)* Einhard, Vita Caroli Magni Kap 29; MGh., Poetae Latini I. 396ff.; ebda Vers 34ff. *3)* Altfridi Vita Sti Liudgeri in MGh., Script. II. 412; MGh., Poetae Latini IV. 1. 68; ebda Vers 545f

S 367 *1)* Jordanes Kap 5, ders Kap 4; L Schmidt, Ostgermanen S. 28

5 Zaubersprüche

5) Ehrismann, LG I. 48ff

S. 368 *1)* I. Lindquist, Galdrar, Göteborg Högskolas Årskrift 29 (23) 1ff. *2)* Kluge, Ags. Lesebuch[4] Nr. XX. 23ff. *6)* Edda, Skírnismál Str. 34, Genzmer II. 4. 34.

S 369 *2)* Edda, Oddrúnargrátr Str. 7, Genzmer I. 13. 6. *4)* Snorra Edda S. 180. *5)* Laxdoela Saga Kap. 37; Heusler S. 46. *6)* E. Schröder, ZfdA. 37 (93) 266ff

S. 370 *1)* Notkers des Deutschen Werke II. 136. *6)* Gesetze der Westgoten, hersg. v. E. Wohlhaupter, Weimar 36, S. 154ff

S. 371 *1)* Die Gesetze des Merowingerreiches, hersg. v. K. A. Eckhardt, Weimar 35, S 162 § 72 (vgl. § 74); Die Gesetze des Karolingerreiches, hersg. v. K. A. Eckhardt, III, Weimar 34, S. 6 § 23; Gesetze der Westgoten VI. 2. 156f.; Lex Salica Sp. 115. *2)* Gesetze des Karolingerreiches II. 144 § 13. 8. *3)* MGh., LL. III 465 Nr. 4. *5)* Jecker S 131ff., 160

S 372 *1)* Migne Bd. 110 Sp. 81; Boudriot S. 62, Jecker S. 136. *2)* MGh., Script. I. 365

6. Sprichworte

3) Ehrismann, LG. I. 54f., 386ff, Egbert v. Lüttich, Fecunda ratis, hersg. v E. Voigt, H 89

S 373 *1)* de Boor bei H. Schneider, AK S 372; Edda, Hávamál Str. 1, 7, 38; Genzmer II 17 1, 7, 56. *2)* Chronicon Novaliciense, hersg. v. Pertz, Hannover 46, III. 22 *3)* Kögel, LG. I. 76.

S. 374 *1)* Steinmeyer, Sprachd. Nr. 26 Z. 10f. *2)* MSD. Nr. XXVII. 1, 6. *3)* Ebda Nr. X u. II. *5)* Theokrit X 11.

S. 375 *0)* MSD. II. 134. *3)* K. Simrock, Die deutschen Sprichwörter, Basel o. J., S. 504. *6)* F. Seiler, ZfdPh. 45 (13) 236ff. *7)* I. v. Zingerle, Die dt. Sprichwörter im Mittelalter, Wien 64. *8)* Fridankes bescheidenheit, hersg. v. H. Bezzenberger, H. 72, Vers 109. 26f. mit Anm.

S. 376 *1)* Dass., hersg. v. W. Grimm, [1]Göttingen 1834, S. XCff. *4)* Heusler, Versgeschichte I. § 206; Kögel, LG. I.2. 172ff.; Seiler, ZfdPh. 45 (13) 236

S. 377 *1)* ders., ebda. S. 248. *2)* J. Grimm, Dt. Rechtsaltertümer [4]I. 46. *3)* Seiler S. 280

S. 378 *1)* Seiler S. 263. *4)* Edda, Hávamál Str. 145. 3, Genzmer II. 20. 14. *5)* Wolfdietrich A Str. 374. 2; Hávamál Str. 73. 1, Genzmer II. 20. 11. *6)* Edda, Fáfnismál Str. 35. 7, Gering S. 208 Str. 35; MSD Nr XXVII. 2. 84

S. 379 *3)* Hávamál Str. 19, Genzmer II. 17. 12

7 Rätsel

S 380 *1)* L. Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder mit Abhandlung und Anmerkungen, 4 Bde., Stuttgart u. B. o. J.; R. Petsch, Das deutsche Volksrätsel, Straßburg 17; F. Panzer, Das Volksrätsel, bei Spamer I. 263ff.; Ehrismann, LG. I. 55f.; Steinmeyer, Gll. IV. 170. 7; ders., Gll. I. 713. 14. *3)* Edda, Vafthrúdnismál Str. 17ff., Genzmer II. 12. 17ff

S. 381 *1)* Panzer bei Spamer I. 277f.; Grimm, Kinder- u. Hausmärchen Nr. 22; W. Peukkert, Deutsches Volkstum II, B. 38, S. 191ff. *3)* Vafthrúdnismál Str. 20, Genzmer II. 12. 20. *4)* Nach Naumann, Frühgermanentum S. 78.

S. 382 *0)* Edda, Völuspá Str. 10ff., Gering S. 4. *1)* Baesecke, Voc Sti.Galli S. 12ff. *2)* J. M. Kemble, The dialogue of Salomon and Saturnus, London 48; Bücher der Könige III. 10

S. 383 *0)* W. Krause, Schriften der Königsberger Gel. Gesellschaft 7 (30) 19f. *1)* Heusler, ZVfVk. 11 (01) 117ff. *2)* Eddica minora Nr. 21. 4, Genzmer II. 24. 4. *3)* ebda. Str. 29; Gillhoff, ZfdU. 22 (08) 107; A. Aarne, FFComm. 27 (19) 60ff., 121.

S 384 *2)* Eddica minora Nr. 21. 17, Genzmer II. 24. 19; Gillhoff, ZfdU. 22 (08) 113. *4)* ders., ebda. S. 111; *5)* Edd. min. Nr. 21. 35, Genzmer II. 24. 35. *7)* Edd. min. Nr. 21. 7, Genzmer II. 24. 7. *8)* Uhland I Nr. 1; MSD. XLVIII 5f

S. 385 *2)* Uhland I. Nr. 1 Str. 9. 4, 10. 4; 5. 5, 6. 5.

S. 386 *0)* Uhland, Abhandlung, Bd. III. 130ff. *2)* Edda, Vafthrúdnismál Str. 7, Genzmer II. 12. 7. *5)* Edda, Hávamál Str 5, Genzmer II. 17. 5. *6)* Edd. min. Nr. 21. 2f., Genzmer II. 24. 2f

S. 387 *1)* Haug, MSB. 1875, II. 457ff.; Wilmanns, ZfdA. 20 (76) 252ff.; Rigveda I. 164. *2)* Haug Nr. 34f. *3)* ders. S. 461; ders. S. 473 und Nr. 4—7. *4)* ders., S. 462f.

S 388 *2)* Steinmeyer, Gll. III. 12. 28ff., V. 517ff. *4)* Dümmler, ZfdA. 22 (78) 258ff. u. 421ff.; MSD. Nr. VII; Petsch, Beitr. 41 (16) 332ff.; A. Schmidt, ZfdA. 73 (36) 197ff. *7)* F. Schwarz, ZfdA. 63 (26) 268f

S 389 *2)* A. Aarne, FFComm. 26 (18) 6; Tupper, The riddles of the Exeterbook, Boston 10, Nr. 37. *3)* A. Aarne, FFComm. 28, Hamina 20; A. Heusler, Schweiz. Archiv f. Volkskunde 24 (24) 109ff.; A. Jacoby, ebda. 25 (25) 291ff.

S 390 *1)* Edd. min. Nr. 21. 17 u. 21ff., Genzmer II. 24. 17 u. 21ff. *2)* Fr. Loewenthal, Studien zum germanischen Rätsel, Heidelberg 14, S. 51ff.; Freidank S. 12. 9.

S 391 *2)* Loewenthal S. 60f. *4)* Edda, Vafthrúdnismál Str. 36, Genzmer II. 12. 36. *5)* Loewenthal S. 77ff. *7)* Uhland III. 148ff

8. Spel

S. 392 *3)* Ehrismann, LG. I. 57ff.; E. Schröder, ZfdA. 37 (93) 241ff.; Steinmeyer, Gll. I. 215. 12. *4)* H. Naumann im Reall.LG. I. 145f. *5)* K. Voretzsch in Heinrichs des Glichezares Reinhart Fuchs, hersg. v. G. Baesecke, H. 25, S. XIIff.; K. Krohn, FFComm. 96 (31) 17ff.

S 393 *0)* Gregor v. Tours IV. 9; Fredegar IV. 38. *1)* R. Neff, Die Gedichte des Paulus Diaconus, München 08, S. 191 ff.; MGh., Poetae Latini I. 262. *2)* Minnesangs Frühling S. 26. 34f

S 394 *0)* K. v. Bahder, Germania 31 (86) 98f.

9. Heldenlied

1. Hilde. *4)* Ausgabe Symons, [3]H. 14; Fr. Neumann im VfL. II. 962ff.; I. Schröbler S. 53ff.; H. Marquardt, ZfdA. 70 (33) 1ff.

S 395 *2)* Baesecke, Münchener Oswald S. 274ff., 285ff.

S 396 *0)* Lamprechts Alexander, hersg. v. K. Kinzel, H. 34, Vers 1321. *2)* Widsith Vers 21f. *3)* E. Schröder, ZfdA. 66 (29) 14; H. Schröder, ZfdPh. 54 (29) 181ff. *4)* Much, ZfdA. 57 (20) 156ff.; Sijmons-Gering II. 84; Genzmer I. 20. 22.

S 397 2. Iring. *4)* Heusler im Reall. II. 598ff.; Neckel, GRM. 2 (10) 11ff.; M. Lintzel, Sachsen u Anhalt 13 (37) 51ff. *5)* Gregor v. Tours III. 4 u. 7f.

S 398 *3)* Widukindi Rerum gestarum Saxonicarum libri tres, hersg. v. P. Hirsen u. H.-E. Lohmann, Hannover 35, I. 9—13; W Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, Deutsche Kaiserzeit, hersg. v. R. Holtzmann, I. 1, B. 38, S. 25ff.; Hampe im Reall. IV. 526ff.

S. 399 *7)* Abdruck von Müllenhoff, ZfdA. 17 (74) 65f.; R. Holtzmann, Sachsen u. Anhalt 1 (25) 74f.

S 401 *4)* Meißner, ZfdA. 56 (19) 77ff. *5)* Corpus Glossariorum Latinorum, hersg. v. G. Goetz, V, L. 94, S 398. 40 u. 415. 60; Vergil, Georgica I. 237, Aeneis VI. 899.

S 402 *2)* Nibl. Str. 1349, 2031; Müllenhoff, ZfdA. 17 (74) 57ff.; in der Widukindausgabe S. Lff. u. 155ff.; ebda. S. 160[3].
3. Wolfdietrich. *4)* H. Schneider I. 344ff. u. 416ff.; ders., Deutsche Heldensage (Sammlung Göschen Nr. 32), B. u. L. 30, S. 129ff.; Deutsches Heldenbuch III. u IV., hersg. v. A. Amelung u. O. Jänicke, B. 71f. *5)* Wolfdietrich A, hersg. v. H. Schneider, H. 31.

S. 404 *3)* Widsith, hersg. v. Kemp Malone, London 36, S. 127f.

S. 405 *0)* H. Schneider, Die Gedichte und die Sage von Wolfdietrich, München 13, S. 362f. *3)* Sarrazin, ZfdPh. 29 (97) 564; Fredegar IV. 24.

S 406 *1)* König Rother Vers 2412ff. *2)* Wolfdietrich A Str. 151ff.; Baesecke, AfdA. 38 (19) 44f. *3)* Wolfdietrich A Str. 71ff.

S. 407 *6)* Baesecke, Münchener Oswald S. 273.
4. Walthari. 1. Der 'Waltharius' und die Schule von St. Gallen.

S 408 *1)* Eckehards Waltharius, hersg. v. K. Strecker, [2]B. 24. *2)* Ekkeharts (IV.) Casus Sti. Galli, Ausgabe Meyer v. Knonau, Kap. 80; M. H. Jellinek, ZfdA. 48 (06) 310ff. *3)* Du Cange-Henschel, Glossarium mediae et infimae latinitatis, Paris 1840ff, V. 506 u. VI. 110; Habel, Mittellateinisches Glossar, Paderborn 31, unter puer; nach H. Althoff, Das Waltharilied, L. 02, Vers 1453ff. *4)* Eckehard IV., Casus Sti. Galli, S. LXXIX; S. XLIV

S. 409 *0)* ebda. S. LXII; S. LXVIII; Kap. 80; Kap. 87. *1)* K. Strecker, Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum 3 (99) 580f. *2)* Waltharius Vers 765ff. (mit Anm.) nach Althoff.

S 410 *1)* W. Lenz, Der Ausgang der Dichtung von Walther und Hildegunde, H. 39, S. 19f. *3)* Gabriel Meier, Jahrb. f. schweizerische Geschichte 10 (85) 33—127; J. M. Clark, The abbey of St. Gall, Cambridge 26, S. 91—124; H. Brauer, Die Bücherei von St. Gallen, H. 26. *4)* Casus S. 317; Brauer S. 74; Casus S. 344, Kap. 94.

S. 411 *1)* Das Formelbuch des Bischofs Salomo III. von Konstanz, hersg. v. E. Dümmler, L. 57, Nr. 47, vgl. Nr. 42.

S. 412 *2)* Brauer S. 15ff.; Clark S. 18ff. *4)* P. v. Winterfeld, Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters, [2]hersg. v. H. Reich, München 17, S. 402ff.; S. Singer, Die Dichterschule v. St. Gallen, L. 22, darin auch P. Wagner, St. Gallen in der Musikgeschichte, S. 8ff.; P. v. Winterfeld, NA. 25 (00) 386ff.; MGh., Poetae Latini IV. 317ff

S. 413 *0)* Gennrich, Grundriß einer Formenlehre d. mittelalt. Liedes, H 32. *3)* Casus Kap. 34.

S 414 *1)* Monachus Sangallensis II. 17

S. 415 *2)* S. Singer, Germanisch-Romanisches Mittelalter, Zürich u. L. o. J. (35), S 157f; Monachus Sangallensis II. 6.

S 416 *0)* MSD. Nr XII. *2)* Bédier, Les légendes épiques, II, [2]Paris 17, S. 158ff. *4)* Casus Kap. 80; MSD. [3]II. 108ff. *5)* K. Stettiner, Die illustrierten Prudentiushandschriften, B. 95, Tafelband ebda. 05

S. 417 *0)* (G. Scherrer,) Verzeichnis der Handschriften der Stiftsbibliothek von St. Gallen, H 75, Nr 136, Steinmeyer, Gll. II. 484f. u. 523ff. *1)* Casus Kap. 124f. *3)* v. Winterfeld, AfdA 27 (01) 24f

S. 418 *3)* Der Liber benedictionum Eckehards IV., hersg. v. J. Egli, St. Gallen 09; ebda. S. 20; ebda. S. 105ff. *6)* MGh., Poetae Latini II. 267ff., 301ff.; Plath, NA. 17 (92) 263ff.; Dümmler Nr. 42; C. Fritzsche, Roman. Forschungen 3 (87) 339

S 420 *4)* Dümmler, ZfdA. 14 (69) 33f.; E. Curtius, DtVjs. 16 (38) 468ff.

S 421 *1)* Egli S. 281—315.

S 422 *0)* Kögel, LG. I. 2, 275ff.; K. Strecker, ZfdA. 42 (98) 339ff.; Wilh. Meyer, ZfdA 43 (99) 113ff.; K. Srecker, Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum . . . 2 (99) 573ff. u. 629ff.; G. Neckel, GRM. 9 (21) 139ff., 209ff.; H. Brinkmann, ZfdB 4 (28) 625ff.; G. Ehrismann, LG. [2]I. 395ff.; J. Schwietering, Die dt. Dichtung des Mittelalters, Potsdam o. J., S. 26ff.; H. Schneider I. 331ff. u. 414ff.; A. Heusler, ZfdB. 11 (35) 69ff.; Waltharius Vers 471, 483, 517, 602, 641, 647

S. 423 *1)* ebda. Vers 918f

S 424 *0)* Strecker, ZfdA. 42 (98) 350ff.; H. Brinkmann, ZfdB 4 (28) 625ff. *2)* Waltharius Vers 774, 1351; E. Schröder, ZfdA. 74 (37) 80

S. 425 *0)* Casus Sti.Galli, Ausgabe Meyer v. Knonau, S. LV; Brinkmann, ZfdB. 4 (28) 631f.; MGh., Poetae Latini IV. 1. 105ff. *2)* Waltharius Vers 1160; Vergil, Aeneis 12. 175ff.; Waltharius Vers 564; ebda. 1252ff. *3)* K. Lamprecht, Deutsche Geschichte II, B. 92, S. 181. *4)* Waltharius Vers 285; Vers 632; Vers 876f., 1112; Vers 1266

S. 426 *1)* Vers 989. *2)* Casus Kap. 34; MGh., Poetae Latini II. 358. 11. *3)* H. Schneider, ZfdA. 62 (25) 107ff.; Waltharius Vers 1260; Vers 1195ff., 1221; Vergil, Aeneis II 725ff

S. 427 *1)* Waltharius Vers 1404; Strecker, ZfdA. 42 (98) 348f; Brinkmann, ZfdB. 4 (28) 634. Waltharius Vers 857, Vers 118. *2)* Monachus Sangallensis I. 23; Waltharius Vers 763ff.

S. 428 *0)* ebda. Vers 757. *1)* ebda. Vers 587ff.; Lenz S. 15f.; Waltharius Vers 672. *4)* Genzmer II. 24 26; Die altenglischen Rätsel, hersg. v. M. Trautmann, Heidelberg u. New York 15, Nr. 3; deutsch bei Grein, Dichtungen der Angelsachsen II, Heidelberg 30, S. 211; lateinisch bei Aldhelm in MGh., Auct. ant. XV. 137

S. 429 *1)* Waltharius Vers 765f. *2)* E. Schröder in der Ehrengabe f. Strecker S. 143ff.; R. Henning, Über die sanctgallischen Sprachdenkmäler . . ., Straßburg 74. S. 111.

S. 430 *1)* H. Wagner, Ekkehard und Vergil, Heidelberg 39, S. 15ff. *2)* H. Weyhe bei Lenz S 18f. [Pokorny, Zschr f. celt. Philologie 12 (18) 195.]

S. 431 *0)* Nach Naumann, Frühgermanentum S. 60. *1)* Ebda. S. 59. *5)* Fr. Ranke, Altnordisches Elementarbuch, B. u. L. 37, S. 70ff mit Übersetzung

S 432 *3)* Ths. II. 105ff.; ebda. II. 302 13, Nibl. Str. 1734; Biterolf Vers 3091f. im Dt. Heldenbuch I.

S. 433 *2)* Baesecke, Beitr. 60 (36) 372. *3)* Roethe, BSB. 1909, XXV, S. 680. *4)* Waltharius Vers 322f. *8)* Steinmeyer, Gll. III. 610.4

S. 434 *1)* Ausgabe Althoff, II. 164. *2)* Förstemann I. 1506, 69 u. 830; Bruckner S. 317 u. 220; M. Schönfeld S. 252; Procopius, De bello Gothico, hersg. v. Haury, II, L. 05, III. 35. 17; Paulus Diaconus, Hist. Langob. I. 21 mit den Nachweisen. *3)* Waltharius Vers 1008; Paulus Diaconus, Hist. Langob. IV. 34

S. 435 *0)* Baesecke, Voc. Sti Galli S. 25ff; B. Gebhardt, Handbuch der dt. Geschichte, 7hersg v R. Holtzmann, I Stuttgart-B.-L. 30 S. 139 u 150, Baesecke, Beitr. 59 (35) 26ff. *1)* MGh., Script. II. Kap. 2; Müllenhoff, ZfdA. 11 (59) 282; K. Beyerle, Die Kultur der Abtei Reichenau, München 25, I 12 (Brandi), II 56, 58, 1115, 1216f. (Kolumne 2 Nr. 1 u. 37, K. Beyerle).

4. 2. Waldere. *2)* Kluge, Ags. Lesebuch[4], Nr. XXIII; Waldere, hersg. v. F. Norman, London o. J. (33); Lenz S. 27ff.

S. 436 *2)* L. Wolff, ZfdA. 62 (25) 81ff.; Meißner, ZfdA. 47 (04) 400ff.; Klaeber, Anglia 51 (27) 124. *5)* Waltharius Vers 1286ff.; Vers 1371ff.; Prudentii carmina, hersg v. Dressel, L. 60, Psychomachie Vers 121ff.; Stettiner S 268f., Tafel 191/92 Nr. 5.

S. 437 *2)* Waltharius Vers 263—65 u. 965ff.; Lenz S. 124ff. *5)* Waltharius Vers 1279

S. 438 *7)* Binz, Beitr. 20 (95) 218ff.; L. Schücking, ESt. 60 (25/26) 19f.

S. 439 *1)* Libri confraternitatum Sti. Galli ..., hersg. v. P. Piper, B. 84, S. 136.24ff *2)* E. Sievers, Ags. Grammatik[3], H. 98, § 158[2]; F. Norman, Waldere S. 5ff.; Edda, Atlakvida Str. 18, Genzmer I. 4. 18; Brandl in Pauls Grundriß [2]II. 1074ff.

4. 3. Nibelungenlied. *3)* Lenz S. 83ff. *4)* Nibl. Str. 1752ff.; Str. 1797. *5)* ebda. Str. 2344.2f.

S. 440 *1)* A. Heusler, N. u. N. S. 89ff. *3)* K. Strecker, Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum ... 2 (99) 635ff., Althoff II. 166ff.; Mehlis, Waltharisage und Wasgenstein, Neustadt a H 12, S. 47ff

S. 441 4. 4. Walther. *4)* Abdruck in K Streckers Ausgabe des Waltharius, B. 07; H. Schneider, GRM. 13 (25) 14ff., 119ff.; Lenz S 27ff

S. 442 *4)* Althoff zu Vers 490; Heinzel, WSB. 117 II (89) 70 *5)* ders., ebda S. 73

S. 443 4. 5. Biterolf, Rosengärten und Alphart *1)* H Schneider, GRM 13 (25) 14ff u. 119ff.; Lenz S. 51ff. *2)* Biterolf Vers 7660ff

S. 444 *0)* Biterolf Vers 767. *1)* Ebda. Vers 2677ff.; Vers 2714f., Vers 2875, 2973, 3072; Vers 3091.

S. 445 *0)* Ebda. Vers 704ff. *1)* Ebda. Vers 2904ff. *2)* Ebda. Vers 561, 642ff. *3)* Ebda. Vers 2380ff.

S. 446 *3)* Baesecke, Münchener Oswald S. 288f.; H. Schneider I. 329. *5)* ders. I. 286ff. *6)* Buch von Berne Vers 5902; Vers 8638

S. 447 *2)* Alphart Str. 306

4. 6. Die polnische Walthererzählung. *4)* H. Schneider, GRM. 13 (25) 124ff; Lenz S. 77ff.

S. 448 4. 7. Walther in der Thidrekssaga. *3)* Klage Vers 2054ff.; Ths. II. 328ff; W Haupt, Zur niederdeutschen Dietrichsage, B. 14, S. 273ff.; H. Schneider, GRM. 13 (25), 125ff.; Lenz S. 69ff. *4)* Ths. II. 408

S. 449 *3)* Nibl. Str. 1591ff

S. 450 *0)* Ths. II. 6ff. u. 9. 5

S. 451 *1)* Biterolf Vers 705

S. 452 *1)* Ths. II. 105—9; Lenz S 80ff. *2)* Ebda. II. 302.13

S. 453 4. 8. Das ursprüngliche Lied.

S. 455 5. Die Harlungen. *2)* F. Panzer, Deutsche Heldensagen im Breisgau, Heidelberg 04; H. Schneider I. 238ff.; F Panzer in 'Der Kaiserstuhl', hersg vom Alem. Institut in Freiburg i. Br 39, S 194f; Buch von Berne Vers 2548ff, 7850ff.,

9472ff; H. Schneider, ZfdA. 54 (13) 348; Rabenschlacht Str. 863f.; Biterolf Vers 4595 u. ö.

S. 456 *1)* Panzer, Dt. Heldensagen S. 8; ders., ebda. S. 48; v. d. Leyen-Höttges Nr. 16a. *3)* Ths. II. 158ff. (Kap. 276ff.)

S. 458 *0)* Panzer, Dt. Heldensagen S. 50ff

S 459 *3)* Ders., ebda. S. 60; W. Grimm, Dt. Heldensage S. 50
6. Der Überfall auf Lüttich. *4)* G. Eis, Drei deutsche Gedichte des 8. Jahrhunderts, B. 36, S. 27ff.; Heusler, AfdA. 56 (37) 99ff.; Acta Sanctorum, September V. 577f. u. 541.

S. 460 *2)* Eddica minora S. 6 Anm., Genzmer I. 2. 18f.

S 461 *1)* Eddica minora S. 31, Genzmer I. 23. 1. *3)* H. Naumann, Frühgerm. Dichterbuch S. 70ff., Vers 1ff.; ders., Frühgermanentum S. 59f.; Brandl, Forschungen S. 72f. *4)* Finnsburg Vers 14ff

S. 462 *4)* Daniel 7. 7; Matthaeus 7. 15

S. 463 *3)* H. Schneider II. 22ff., 90f., 101, 107ff., 308ff., 312ff. *4)* G. Schwab, Die deutschen Volksbücher I, Meersburg u. L. o. J., S. 317ff

S 464 *1)* Edda, Hamđismál S. 268, Genzmer I. 5. 29.

X. Dichtung und Dichter

1. Dichterisches Germanentum

S. 465 *2)* W. Grönbech, Kultur und Religion der Germanen, übers. v. E. Hoffmeyer, hersg. v. O. Höfler, Hamburg 37; F. Norman in German Studies presented to Fiedler, Oxford 38, S. 299ff.; L. Wolff, Das deutsche Schrifttum bis zum Ausgang des Mittelalters I, Potsdam o. J. (39), S. 1ff.

2. Entwicklungsreihen der Dichtarten

S. 469 2. Höhere Gattungen. 1. Preislied. *1)* A. Heusler S. 124f.; H. Schneider I. 15; Braun-Frings, Beitr. 59 (35) 297
2. 2. Heldenlied. *2)* G. Neckel, Kultur der Germanen, Potsdam 34, S. 136ff.; Heusler, S. 144ff.; H. Schneider, I. 1ff. u. 378ff.; ders., DtVjs. 12 (34) 1ff.; F. Norman S. 293ff.; R. Petsch, GRM. 27 (39) 85ff.; F. R. Schröder, GRM. 27 (39) 325ff.; Th. Frings, Europäische Heldendichtung, Groningen o. J. (38)

S 470 *0)* Eddica minora Nr. I. 7; Heusler I. 2. 10; Gesemann, Studien zur südslavischen Volksepik, Reichenberg 26, S. 74; Heusler S. 147f.; H. Schneider I. 32.

S. 471 *1)* Procopius, Bellum Vandalicum I. 22; L. Schmidt, Ostgermanen S. 107.

S 472 *7)* Brennu-Njálssaga, hersg. v. F. Jónsson, H. 08, Kap. 39, deutsch v. A. Heusler, Jena 22

S. 474 *2)* H. Schäfer, Götter und Helden, Stuttgart u. B. 37.

S 475 *5)* H. Schneider I. 35f

S 477 *1)* Baesecke, Münchener Oswald S. 302f.; *3)* ders., ebda. S. 288f. *4)* Gesemann S. 83ff

S. 478 3. Liedverknüpfungen. *2)* H. Schneider I. 242ff.

3. Der Dichter

S 482 1. Der niederen Gattungen. *5)* Ehrismann, LG. I. 59 Anm. 2. *6)* W. H. Vogt, Der Kultredner, Breslau 27; de Boor bei H. Schneider, AK. S. 342f.

S. 483 2. Scop und spiliman. *1)* Heusler S. 109ff.; F. Norman S. 293ff.; Steinmeyer, Gll. I. 58. 27ff.; Baesecke, Dt. Abrogans S. 109 u. 139. *2)* Steinmeyer, Gll. III. 425. 47; Baesecke, Beitr. 51 (27) 211ff. *3)* A. Schönbach, WSB. 142 (00) VII. 61ff.; Ehrismann, LG. I. 62ff.; Steinmeyer, Gll. IV. 23. 11, I. 427. 27, II. 346. 53. *4)* Beowulf Vers 89 496, 1067

S. 484 *1)* MGh., Epistolae Carol. II. 183. *5)* Beowulf Vers 2109ff.; Hoops, Kommentar S. 233f.

S. 485 *1)* G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit I, Schluß des zweiten Kapitels. *2)* Beowulf Vers 868ff.; Hoops, Kommentar S. 107f. *5)* H. Schneider I. 33ff.

S. 486 *1)* Steinmeyer, Gll. II 100. 59ff.; Baesecke in der Festschrift f. Leitzmann S. 6; Steinmeyer, Gll. IV. 343. 6. *2)* ders., ebda. II. 612. 30; v. Unwerth-Siebs, Geschichte der dt. Literatur bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts, B. u. L. 20, S. 34f. *3)* W. Krause, Schriften der gelehrten Königsberger Gesellschaft 7 (30) 2f.; Th. Frings, Germania Romana S. 24ff.; F. Kluge, Beiträge zur Geschichte der germanischen Konjugation, Straßburg 79, S. 152; ders., Nominale Stammbildungslehre, [2]H. 26, S. 4, 61 u. 68; W. Wilmanns, Deutsche Grammatik II, Straßburg 96, S. 189, [3]I, ebda. 11, S. 237; F. Norman S. 303A

S. 487 *0)* A. Heusler, ZfdA. 54 (10) 97ff. *3)* M. Schanz IV. 2. 331f.; H. Naumann im Reall.LG. III. 253ff.; H. Steinger, DtVjs. 8 (30) 61ff.; Kassiodor, Variae 2. 40f.

S. 488 *2)* Könige II. 6. 20; Steinmeyer, Gll. I. 292. 10, Glossar Jb-Rd; E. Schröder, ZfdA. 74 (37) 45f. *5)* Gregor v. Tours, De virtutibus Sti.Martini IV. 7, in MGh., Script. rer. Merov. I. *6)* M. Heyne, Altdt.-lat. Spielmannsgedichte des 10. Jahrhunderts, Göttingen 00, S. XXIIff.; MSD. Nr. VIII; H. Steinger, DtVjs 8 (30) 63f.

S. 489 *0)* D. v. Kralik in Das Mittelalter in Einzeldarstellungen, L. u. Wien 30, S. 174ff. *2)* Saxo Grammaticus, Ausgabe Holder, Straßburg 86, S. 427. 14ff.; Script. rer. Dan., Ausgabe Langebek, Hafniae 1776, S. 244f. u. Anm. *3)* Marner XV. 14, Ausgabe Ph. Strauch, Straßburg u. London 76, S. 124; Spanke, ZfdA. 69 (32) 60

S. 490 *3)* Trautmann S. 105ff., 112, 123.

S. 491 3. Vortrag. *2)* Heusler S. 36ff.; J. Müller-Blattau, DtVjs. 3 (25) 536ff.; ders., Die Tonkunst in altgermanischer Zeit, bei H. Nollau, Germanische Wiedererstehung, Heidelberg 26, S. 423ff.; ders., Germanisches Erbe in deutscher Tonkunst, B.-Lichterfelde 38, S. 7ff.; W. Danckert, ZfVk. 48 (39) 137ff. *3)* Ehrismann, LG. I. 70f. *4)* Weitfahrt Vers 100. *5)* Danckert, ZfVk. 48 (39) 138 u. 160ff.

S. 492 *2)* F. Gennrich, Der musikalische Vortrag der altfranzösischen Chansons de Geste, H. 23, S. 18. *6)* Kudrun Str. 388ff.

S. 493 *0)* ebda. Str. 397.
4. Begleitung. *3)* J. Moser, Geschichte der dt. Musik [3]I, Stuttgart u. B. 23, S. 53; Danckert, ZfVk. 48 (39) 177ff. *4)* Procopius, De bello Vandalico II. 6, Jordanes in MGh., Auct. ant. V. 43; Ehrismann, LG. I. 14f.

S. 494 *0)* ders., LG. I. 31 u. 64f.; König Rother (Ausgabe Frings-Kuhnt, Bonn u. L. 22), Vers 166ff., 2507ff. *1)* Beowulf Vers 89f., 496f., 2108f., 2264, 3024. *2)* Apollinaris Sidonius, Epistolae 1. 2, in MGh., Auct. ant. VIII, S. 4.
5. Dichter und Sänger. *3)* W. Hövelmann S. 46ff.

S. 495 *1)* Beda, Hist. eccl. 4. 22; Baesecke, Voc. Sti.Galli S. 122f. *4)* Beowulf Vers 868ff.

Liste der abgekürzt angeführten Schriften

Aarne-Thompson, The types of the folk-tale, FFComm 74, Helsinki 28

AfdA. = Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur, B. 76ff.

Agrell, S., Die spätantike Alphabetmystik und die Runenreihe, Lund 32

Almgren, Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden, deutsch von Vrancken, Frankfurt a. M. 34

Alphart = Deutsches Heldenbuch II. 1ff

Altheim, F. und Trautmann, E., Vom Ursprung der Runen, Frankfurt a. M. o. J. (39)

Althoff, H., Das Waltharilied Ekkehards I. von St. Gallen, 2 Bde., L. 1899—1905

Ammianus Marcellinus, Rerum gestarum libri, hersg. v. Gardthausen, L. 74

Apollinaris Sidonii epistulae et carmina, Ausgabe Luetjohann, MGh., Auct. ant. VIII.

Archiv = Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Elberfeld 46ff.

Arkiv = Arkiv for nordisk Filologi, NF., Lund 06ff

Arntz, H., Die Runenschrift, ihre Geschichte und ihre Denkmäler, H. 38

Arntz, H., Handbuch der Runenkunde, H. 35

Arntz-Zeiß, Die einheimischen Runendenkmäler des Festlandes, L. 39

Aufsätze zur Sprach- und Literaturgeschichte, W. Braune dargebracht, Dortmund 20

Baesecke, G., Der deutsche Abrogans und die Herkunft des deutschen Schrifttums, H. 30

Baesecke, G., Der Münchener Oswald, Breslau 07

Baesecke, G., Der Vocabularius Sti. Galli in der angelsächsischen Mission, H. 33

Bardenhewer, O., Geschichte der altkirchlichen Literatur V, Freiburg 32

Beda, Historia ecclesiastica gentis Anglorum

Beitr. = Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, H. 74ff

Beiträge zur Runenkunde und nordischen Sprachwissenschaft, hersg. v. K. H. Schlottig, L. 38

Bickel, E., Lehrbuch der Geschichte der römischen Literatur, Heidelberg 37

Biterolf = Deutsches Heldenbuch I 1ff.

Bitterauf, Th., Die Traditionen des Hochstifts Freising I, München 05

Bolte, J. und Polívka, G., Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, 5 Bde., L. 13—32

Boudriot, W., Die altgermanische Religion in der amtlichen kirchlichen Literatur des Abendlandes vom 5.—11. Jahrhundert, Bonn 28

Brandl, A., Forschungen und Charakteristiken, B. u. L. 36

Brauer, H., Die Bücherei von St. Gallen, H. 26

Braune, W., Althochdeutsches Lesebuch, [9]H. 28

Brinkmann, H., Entstehungsgeschichte des Minnesangs, H. 26

Bruckner, W., Die Sprache der Langobarden, Straßburg 95

BSB. = Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Philos.-hist. Klasse, Berlin 82ff.

Buch von Berne = Dietrichs Flucht im Deutschen Heldenbuch II. 55ff.

v. Buttel-Reepen, H., Zur Vorgeschichte Nord-West-Deutschlands, Oldenburg 30

Byzant. Zschr. = Byzantinische Zeitschrift, L. 92ff.
Casus Sti. Galli s. Ekkehart IV.
Clark, J. M., The abbey of St. Gall, Cambridge 26
Coville, A., Recherches sur l'histoire de Lyon, Paris 28
Deutsches Heldenbuch, hersg. v. O. Jänicke u. a., 5 Bde., B. 66—73
Dornseiff, F., Das Alphabet in Mystik und Magie, L. u. B. 22
DtVjs. = Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, H. 23ff.
Dümmler, E., Das Formelbuch des Bischofs Salomo III. von Konstanz, L. 57
Eckenlied = Deutsches Heldenbuch V, hersg. v. J. Zupitza, S. 217ff.
Edda = Die Edda, hersg. v. G. Neckel, 2 Bde., Heidelberg 14 u. 27
Eddica minora, hersg. v. A. Heusler und W. Ranisch, Dortmund 03
Edictus ceteraeque Langobardorum leges, hersg. v. Fr. Bluhme, Hannover 69
Egli, J., Der Liber benedictionum Eckehards IV., St. Gallen 09
Ehrengabe f. Strecker s. Studien zur lateinischen Dichtung des Mittelalters
Ehrismann, G., Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters: I Die ahd. Literatur, ^{2}München 32; II.2.2. Die mhd. Literatur, Blütezeit, 2. Hälfte, München 35
Ekkehart IV. Casus Sti. Galli, hersg. v. G. Meyer von Knonau, St. Gallen 77
Ennodius, Ausgabe F. Vogel, MGh., Auct. ant VII
Erich, O. A. und Beitl, R., Wörterbuch der deutschen Volkskunde, L. o. J. (36)
ESt. = Englische Studien, Heilbronn 77ff.
Fehrle, E., Tacitus, Germania, ^{2}München 35
Festgabe f. E. Sievers s. Philologische Studien
Festschrift f. O. Behaghel s. Germanische Philologie
Festschrift f. W. Braune s. Aufsätze zur Sprach- und Literaturgeschichte
Festschrift f. H. Hirt s. Germanen und Indogermanen
Festschrift f. A. Leitzmann, hersg. v. F. Vincent u. K. Wesle, Jena 37
Festschrift f. G. Neckel s. Beiträge zur Runenkunde und nordischen Sprachwissenschaft
FFComm. = FFCommunications. Edited for the Folklore Fellows, Helsinki 10ff.
Förstemann, E., Altdeutsches Namenbuch, 2 Bde., $^{2u.3}$Bonn 00–16
Fredegar, in MGh., Script. rer. Merov. II
Fridankes bescheidenheit, hersg. v. H. Bezzenberger, H. 72
Frings, Th., Germania Romana, H. 32
FuF. = Forschungen und Fortschritte. Nachrichtenblatt der deutschen Wissenschaft und Technik, B. 24ff.
Gamillscheg, E., Romania Germanica, 3 Bde., B. u. L. 34–36
Genzmer, F., Edda, übertragen v., Einleitung und Anmerkungen von Andreas Heusler, 2 Bde., $^{4u.8}$Jena o. J. (34 u. 38). — Anführung nach Bd., Nr. u. Strophe.
Gering, H., Die Edda, übersetzt und erläutert, L. u. Wien o. J. (92)
Germanen und Indogermanen, hersg. v. H. Arntz, 2 Bde., Heidelberg 36
Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde, Stuttgart 56ff.
Germanische Philologie. Ergebnisse und Aufgaben, hersg. v. A. Goetze, W. Horn u. F. Maurer, Heidelberg 34
Gesemann, Studien zur südslavischen Volksepik, Reichenberg 26
Gesetze der Westgoten, hersg. v. E. Wohlhaupter, Weimar 36
GgA. = Göttingische gelehrte Anzeigen. Unter der Aufsicht der Gesellschaft der Wissenschaften, Göttingen 62ff.
GgN. = Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Göttingen 62ff.
Giesecke, H. E., Die Ostgermanen und der Arianismus, L. u. B. 39
Graff, E. G., Althochdeutscher Sprachschatz, 7 Bde., B. 1834–46

Gregor von Tours, Historia Francorum, in MGh., Script. rer. Merov. I (nach der 1. Auflage)
Grimm, J., Deutsche Mythologie, ^{4}besorgt von E. H. Meyer, 3 Bde., B. 75—78
Grimm, J., Deutsche Rechtsaltertümer, ^{4}besorgt durch A. Heusler und R. Hübner, 2 Bde., L. 99
Grimm, J. u. W., Deutsche Sagen, ^{3}besorgt durch Hermann Grimm, 2 Bde., B. 91
Grimm, J. u. W., Deutsches Wörterbuch, Bd. 1 ff., L. 54 ff
Grimm, W., Die deutsche Heldensage, ^{3}hersg. v. R. Steig, Gütersloh 89
GRM. = Germanisch-Romanische Monatsschrift, Heidelberg 09 ff
Güntert, H., Kalypso, H. 19
Gutenbrunner, S., Die germanischen Götternamen der antiken Inschriften, H. 36
Hansen, J., Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns, Bonn 01
Hartmann, L. M., Geschichte Italiens im Mittelalter II.1, L. 00
Haug, Vedische Rätselfragen und Rätselsprüche, MSB. 1875, II 457—515
Heimskringla, Ausgabe F. Jónsson, Kopenhagen 93 ff
Heinzel, Über die Hervararsaga, WSB. 114 (87) 417 ff
Helm, K., Altgermanische Religionsgeschichte, 2 Bde., Heidelberg 13 u. 37
Hempel, H., Nibelungenstudien I, Heidelberg 26
Hermes, Zeitschrift für klassische Philologie, B. 66 ff
Hervararsaga ok Heidreks konungs, hersg. v. Jon Helgason, Kopenhagen 24
Herzberg, A. J., Der hl. Mauritius, Düsseldorf o. J. (36)
Heusler = Heusler, A., Die altgermanische Dichtung, B. o. J. (23)
Heusler, A., Altnordische Dichtung und Prosa von Jung Sigurd, BSB. 19, XV
Heusler, A., Deutsche Versgeschichte mit Einschluß des altenglischen und altnordischen Stabreimverses, 3 Bde., B. u. L. 25—29
Heusler, A., Die Lieder der Lücke im Codex Regius der Edda, in Germanistische Abhandlungen H. Paul dargebracht, Straßburg 02
Heusler, A., Nibelungensage und Nibelungenlied, ^{3}Dortmund 29
Hist.Zschr. = Historische Zeitschrift, München 5 ff.
Hofler, O., Kultische Geheimbünde der Germanen I, Frankfurt a. M. 34
Höttges, V., Typenverzeichnis der deutschen Riesen- und riesischen Teufelssagen, Helsinki 37
Hövelmann, W., Die Eingangsformel in germanischer Dichtung, Diss. Bonn 36
Hoops, J., Kommentar zum Beowulf, Heidelberg 32
Hwb.A. = Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, hersg. v. H. Bächtold-Stäubli, 9 Bde., B. u. L. 27 ff
Hwb.M. = Handwörterbuch des deutschen Märchens, hersg. v. Lutz Mackensen, Bd. 1 ff., B. u. L. 30 ff.
Jecker, G., Die Heimat des Hl. Pirmin, Münster 27
Jörimann, J., Frühmittelalterliche Receptarien, L. 25
Jordanes, Romana et Getica, MGh., Auct. ant. V.1
Kassiodor, Ausgabe Th. Mommsen, MGh., Auct. ant. XII
Kelle, J., Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten Zeit bis zum 13. Jahrhundert I, B. 92
v. Keller, A., Fastnachtspiele, Bd. 1—3, Stuttgart 53, Nachlese 58
Die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm in ihrer Urgestalt, hersg. v. F. Panzer, 2 Bde., München 13
Kluge, F., Angelsächsisches Lesebuch, ^{3}H. 02, ^{4}H. 15
Kögel, R., Geschichte der deutschen Litteratur bis zum Ausgange des Mittelalters, I 1 u. 2, Straßburg 94—97
Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, Dresden 52 ff.

v. Kralik, D., Die Überlieferung und Entstehung der Thidrekssaga, H. 31
Kraus, F. H., Die altchristlichen Inschriften der Rheinlande I, Freiburg i. B. 90
Krause, W., Runeninschriften im älteren Futhark, H. 37
Laufenberg, H., Der historische Wert des Panegyricus des Bischofs Ennodius, Diss. Rostock 02
Lefftz, J., Märchen der Brüder Grimm, Urfassung nach der Originalhandschrift der Abtei Ölenberg i. E., Heidelberg 27
Lehmgrübner, W., Die Erweckung der Walküre, H. 36
Leicher, R., Die Totenklage in der deutschen Epik, Breslau 27
Lenz, W., Der Ausgang der Dichtung von Walther und Hildegunde, H. 39
Lex Salica, synoptically edited with notes by J. H. Hessels. With notes on the Frankish words by H. Kern, London 80
v. d. Leyen, F., Die deutschen Heldensagen, München 12
v. d. Leyen, F., Die Götter der Germanen, München 38
v. d. Leyen, F., Lesebuch des deutschen Volksmärchens, B. 34
v. d. Leyen, F. und Höttges, V., Lesebuch der deutschen Volkssage, B. 33
Liber historiae (Francorum), in MGh., Script. rer. Merov. II
Lier, L., Das Nürnberger Fastnachtspiel, Diss. L. 89
Litbl. = Literaturblatt für germanische und romanische Philologie, Heilbronn 80ff
Loewenthal, Fr., Studien zum germanischen Rätsel, Heidelberg 14
LSB. = Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Philol.-histor. Klasse, L. 49ff
Lutjens, A., Der Zwerg in der deutschen Heldendichtung des Mittelalters, Breslau 11
Manitius, M., Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters, 3 Bde., München 11ff.
Mannhardt, W., Wald- und Feldkulte, 2 Bde., B. 75–77
Marwede, Die Zwergsagen in Deutschland, Diss. Köln 33
Meisen, K., Die Sagen vom Wütenden Heer und Wilden Jäger, Münster i. W. o. J. (35)
Meisen, K., Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande, Düsseldorf o. J. (31)
MGh. = Monumenta Germaniae historica
Auct. ant. = Auctores antiquissimi
Epist. = Epistolae
LL. = Leges
Poet. Lat. = Poetae Latini aevi Carolini
Script. = Scriptores
Script. rer. Germ. = Scriptores rerum Germanicarum
Script. rer. Langob. = Scriptores rerum Langobardicarum
Script. rer. Merov. = Scriptores rerum Merovingicarum
Migne, J. P., Patrologiae cursus completus, Series Latina, Paris 44ff
Minnesangs Frühling, hersg. v. F. Vogt, ^{4}L. 20; unveränderte Textausgabe von C. v. Kraus, L. 35
Monachus Sangallensis (Notkerus Balbulus), De Carolo Magno, hersg. v. G. Meyer v. Knonau, St. Gallen 20; deutsch von K. Brugmann, Inselbücherei Nr. 440, L. o. J.
MSB = Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München. Philos.-philol. u. histor. Klasse, München 71ff
MSD = Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8.–12. Jahrhundert, hersg. v. K. Müllenhoff u. W. Scherer, B. 64; ^{3}hersg. v. E. Steinmeyer, 2 Bde., B. 92
Much, R., Die Germania des Tacitus, erläutert v., Heidelberg 37
NA = Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, B. 76ff
Naumann, H., Frühgermanentum. Mit 45 Abbildungen, München 26
Naumann, H., Frühgermanisches Dichterbuch, B. u. L. 31
Nd Jb. (Niederdeutsches Jahrbuch) = Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Hamburg 76ff
Nd ZfVk. = Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Hamburg 23ff.

Neckel, G., Beiträge zur Eddaforschung, Dortmund 08
Neckel, G., Die altnordische Literatur, L. u. B. 23
Neckel, G., Die Überlieferungen vom Gotte Balder, Dortmund 20
Neckel, G., Sagen aus dem germanischen Altertum, L. 35
Nibl. = Nibelungenlied. Anführungen nach: Der Nibelunge Not, hersg. v. K. Bartsch, 2 Bde., L. 70—80
Ninck, M., Wodan und germanischer Schicksalsglaube, Jena 35
NJb. = Neue Jahrbücher für deutsche Wissenschaft, L. u. B. 37f.
Norden, E., Alt-Germanien, B. u. L. 34
Norden, E., Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania, L. u. B. 20
Norman, F., The Germanic heroic poet and his art, in German Studies presented to Fiedler, Oxford 38, S. 293—322
Norman, F., Waldere, London o. J. (33)
Notkers des Deutschen Werke, hersg. v. E. H. Sehrt und T. Starck, H. 33ff
Obd.ZfVk. = Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Bühl/Baden 27ff.
Orendel, hersg. v. H. Steinger, H. 35
Origo gentis Langobardorum = MGh., Script. rer. Langob
Panzer, F., Deutsche Heldensagen im Breisgau, Heidelberg 04
Pasquali, Preistoria della poesia Romana, Florenz 36
Pauls Grundriß = Grundriß der germanischen Philologie, hersg v. H. Paul, 3 Bde., [2]Straßburg 00—09
Paulus Diaconus, Historia Langobardorum, in MGh., Script. rer. Langob., S. 12ff. (Kleine Ausgabe nach den MGh., hersg. v. Waitz, Hannover 78)
Peuckert, W., Deutsches Volkstum in Märchen und Sage, Schwank und Rätsel, B. 38
Pfeilstücker, S., Spätantikes und germanisches Kulturgut in der frühangelsächsischen Kunst, B. 36
Philologische Studien, H. 96
Procopius, Opera omnia, hersg. v. J. Haury, L. 05 (in Bd. I De bello Vandalico, in Bd. II De bello Gothico)
Rabenschlacht = Deutsches Heldenbuch II. 217ff
Ranke, F., Volkssagenforschung, Breslau 35
Realenz. = Pauly-Wissowa, Real-Enzyclopädie der klassischen Altertumskunde, Bd. 1ff., Stuttgart 93ff
Reall. = Reallexikon der germanischen Altertumskunde, hersg. v. J. Hoops, 4 Bde., Straßburg 11—19
Reall.LG. = Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, hersg. v. P. Merker u W. Stammler, 4 Bde., Berlin 25ff
Reginonis Libri duo de synodalibus curis et disciplinis ecclesiasticis, Ausgabe Wasserschleben, L. 1840
Reichardt, K., Runenkunde, Jena 36
Rhein Mus. = Rheinisches Museum für Philologie, Frankfurt a. M. 1833ff
Riese, A., Das rheinische Germanien in den antiken Inschriften, L. u. B. 14
Ruodlieb, hersg. v. Fr. Seiler, H. 82
Salviani presbyteri Massiliensis opera omnia, hersg. v. Fr. Pauly, Wien 83
Savigny-Zschr. = Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung, Weimar 81ff.
Schaffran, E., Geschichte der Langobarden, L. 38
Schanz, M., Geschichte der römischen Literatur, IV.1 [2]München 14, IV.2 ebda. 20
van Scheltema, Fr., Der Osebergfund, [2]L. 38
Schmidt, K., Die Entwicklung der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen seit der Urhandschrift, H. 32
Schmidt, K. D., Die Bekehrung der Ostgermanen zum Christentum, Göttingen 39

Schmidt, L., Geschichte der germanischen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung: Die Ostgermanen, ^{2}München 34; Die Westgermanen, 1. Teil, ^{2}ebda. 38
H. Schneider, AK. = Germanische Altertumskunde, München 38
H. Schneider I bez. II = Germanische Heldensage, 2 Bde., B. u. L. 28—34
Schneider, H., Das germanische Epos, Tübingen 36
Schneider, H., Die Götter der Germanen, Tübingen 38
Schönfeld, M., Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen, Heidelberg 11
Schrader, O., Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, 2 Bde., ^{2}hersg. v. A. Nehring, B. u. L. 17—29
Schröbler, I., Wikingische und spielmännische Elemente im zweiten Teil des Gudrunliedes, H. 34
Schröder, F. R., Altgermanische Kulturprobleme, B. u. L. 29
v. Schubert, H., Geschichte der christlichen Kirche im Frühmittelalter, Tübingen 21
Schuchhardt, C., Vorgeschichte von Deutschland, ^{2}München u. B. 34
Schütte, G., Gotthiod und Utgard, 2 Bde., Kopenhagen u. Jena 35—36
Schütte, G., Sigfrid und Brünhild, Kopenhagen u. Jena 35
Schulz, Hans, Abriß der deutschen Grammatik, ^{2}bearb. v. Fr. Strob, B. u. L. 33
Seifriedslied: Das Lied vom Hürnen Seyfrid, hersg. v. W. Golther, ^{2}H. 11
Seiler, Fr., Deutsche Sprichwörter in mittelalterlicher lateinischer Fassung, in ZfdPh. 45 (13) 236—91
Shofield, Publications of Modern Language Association 17 (02) 272 ff
Sieper, E., Die altenglische Elegie, Straßburg 15
Sierke, S., Kannten die vorchristlichen Germanen Runenzauber? Königsberg u. B. 39
Sijmons, B. und Gering, H., Kommentar zu den Liedern der Edda, 2 Bde., H. 27—31
Snorra Edda, Ausgabe F. Jónsson, Kopenhagen 00
Spamer, A., Die deutsche Volkskunde I, L. o. J. (34)
Steche, Th., Das Rabenschlachtgedicht, das Buch von Bern und die Entwicklung der Dietrichsage, Greifswald 39
Steinmeyer, E., Die kleineren althochdeutschen Sprachdenkmäler, B. 16
Steinmeyer, E. und Sievers, E., Die althochdeutschen Glossen, 5 Bde., B. 1879—1922
Stettiner, K., Die illustrierten Prudentiushandschriften, B. 95, Tafelband B. 05
Studien zur lateinischen Dichtung des Mittelalters = Ehrengabe für K. Strecker, hersg. v. W. Stach und H. Walther, Dresden 31
Stumpfl, R., Kultspiele der Germanen als Ursprung des mittelalterlichen Dramas, B. 36
v. Sydow, Sigurds strid med Fåvne, in Lunds Universitets Årskrift 14 (18,
Tangl, M., Die Briefe des Hl. Bonifaz und Lullus, B. 16
Ths. = Thidrekssaga, hersg. v. Bertelsen, 2 Bde., Kopenhagen 05—11
Tönges, K., Lebenserscheinungen und Verbreitung des deutschen Märchens, Gießen 37
Trautmann, R., Die Volksdichtung der Großrussen, I, Das Heldenlied, Heidelberg 35
Uhland, L., Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder mit Abhandlung und Anmerkungen, 4 Bde., Stuttgart u. B. o. J.
Venantius Fortunatus, hersg. v. Fr. Leo, MGh., Auct. ant. IV, B. 81—85
VfL. = Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon, hersg. v. W. Stammler, Bd. 1 ff., B. u. L. 33 ff
Virginal = Deutsches Heldenbuch V. 1 ff.
Völs.-s. = Völsunga-Saga, hersg. v. W. Ranisch, B. 91
Vogt, Fr., Geschichte der mittelhochdeutschen Literatur I, B. u. L. 22
Voretzsch, K., Einführung in das Studium der altfranzösischen Literatur, ^{3}H. 25
de Vries, J., Altgermanische Religionsgeschichte, 2 Bde., B. u. L. 35—37
Waltharius = Ekkehards Waltharius, hersg. v. K. Strecker, ^{2}B. 24
v. Wartburg, W., Die Entstehung der romanischen Völker, H. 39
Waschnitius, Percht, Holda und verwandte Gestalten, WSB 174 (13) 2. Abhandlung

Wattenbach, W., Mitteilungen aus zwei Handschriften der Hof- und Staatsbibliothek, MSB 1873, III 685–747

Weiser, L., Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde, Bühl 27

Weiser-Aall, L., Volkskunde und Psychologie, B. u. L. 37

Weitfahrt, Weitfahrer = Widsith, s. Kluge

Wieselgren, P., Quellenstudien zur Völsungasaga, Dorpat 35

Wolfdietrich A, hersg. v. H. Schneider, H. 31

Wolff, L., Die Helden der Völkerwanderungszeit, Jena 28

WSB. = Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Wien. Philos. histor. Klasse, Wien 48ff

WuS. = Wörter und Sachen. Kulturhistorische Zeitschrift für Sprach- und Sachforschung, Heidelberg 09ff

ZfdA. = Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur, L. 1841ff

ZfdB. = Zeitschrift für deutsche Bildung, Frankfurt a. M. 25ff.

ZfDeutschk. = Zeitschrift für Deutschkunde (= Neue Folge der Zeitschrift für den deutschen Unterricht), L. u. B. 20ff.

ZfdGeistesw. = Zeitschrift für deutsche Geisteswissenschaft, Jena 38ff

ZfdMythol. = Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde, Göttingen 53ff

ZfdPh. = Zeitschrift für deutsche Philologie, H. 69ff

ZfdU. = Zeitschrift für den deutschen Unterricht, L. 87ff

ZfdWf. = Zeitschrift für deutsche Wortforschung, Straßburg 01ff

ZfromPh. = Zeitschrift für romanische Philologie, H. 75ff

ZfvglSprachf. = Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, B. 51ff

ZfVk. = Zeitschrift für Volkskunde (= Neue Folge der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde), B. u. L. 30ff

v. Zingerle, O., Sterzinger Spiele, 2 Bde., Wien 86

ZVfVk. = Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, B. 91ff.

Namen- und Sachliste

c mit Lautwert k ist als k eingereiht. ' ' an den Zahlen deuten auf Erklärungen des Stichwortes, ( ) auf nichtwörtliche Vorkommen; ' ' an Worten kennzeichnen in allenfalls zweideutigen Fällen Titel und Fachbenennungen; Akzente (außer in den als fremdsprachige beigegebenen Eddatiteln) nur gegen Verwechslungen.



Buchdruckerei des Waisenhauses GmbH., Halle (Saale)





